This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

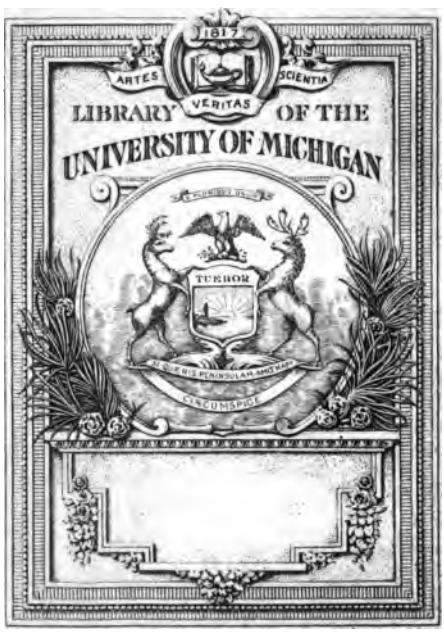
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Litt. L


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Z
10
.A3

FRIEDRICH HERMANN LUDWIG MUZEL
M. D.
Königl. Preuſs. Geheimerrath und Mitglied
des Ober-Collegium medicum.

Koraiffpinx. D.Berger fculpſit.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

P.V.H

Des ſechs und dreyßigſten Bandes erſtes Stück.

Mit Röm. Kayſerl. Königl. Preußiſchen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1778.

Verzeichniß

der in des sechs und dreyßigsten Bandes erstem Stücke recensirten Bücher.

I. C. E. Weigels Grundriß der reinen und angewandten Chemie 2r B. S. 3
II. Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit 6
III. J. C. Krafts Predigten 14
IV. D. H. M. Marcards medicin. Versuche, 2 Th. 28
V. *B. F. Albini* opera, cura ac studio Frobenii 37

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Glaubensbekenntniß eines Cartheusers, welches bey Abbrechung einer Zelle — den 21 Dec. 1776 gefunden worden 45
Des berühmten Pred. Gerundio von Kampazas Lotterie für die Herren Prediger 45
Beytrag zu den freundschaftlichen Unterredungen über die Wirkungen der Gnade 49
Eusebius Briefe über die Wirkungen der Gnade 64
Epistolae duae apocryphae, altera Corinth. ad Paulum, altera Pauli ad Corinthios, ex edit. *I. B. Carpzouii* 74
Philosophie der Religion, 4r B. 76
Entw. zum Gespräch mit Kindern über die Hauptst. der christl. Relig. 77
H. Grotii annott. in Vet. Test. T. II. III. 81
Kurze Abhandl. über einige wichtige Gegenstände aus der Religions- und Sittenlehre 87
D. N. E. Balle theses theologicae 87
D. B. Scheelii libellus ascet. de vero Dei cultu, qui sit mente et animo humano 88
C. G. L. Meistere Erklärung wichtiger Stellen der heil. Schrift, aus J. L. von Mosheims Werken gezogen, 1r B. 88

J. L. von Mosheim Erklärung des Evangel. Johannis 91

2. Rechtsgelahrheit.

H. Wagneri meditatt. quibus vniuerſa actionum materia exponitur, P. I. II. 98
C. F. Hommelii rhapſodia quaeſtionum, Vol. IV. 100
I. L. Conradi opuſcula e iure ciuili, V. I. 101
Unterr. von dem Urſpr. Fortg. und den Veränder. des R. R. und derer Geſetze 102
G. L. Boehmeri electa iuris ciuilis, T. II. 103

3. Arzneygelahrheit.

Der Mann und die Frau phyſikal. betrachtet 104
Steph. Hathvàni thermae Varadienſes 105
F. I. Fuker de ſalubritate et morbis Hungariae 107
D. Macbride's Nachr. von einer neuen Art den Seeſcharbock zu behandeln 108
L. S. de Lenis diſſ. de conſenſu partium humani corporis inter ſe 108
Kern der ganzen Medicin, aus dem Engl. N. A. 108
D. M. Stoll rationis medendi in Noſocomio Vindob. P. I. 114
A. Freyh. von Störk Unterr. für die Feld- und Landwundärzte der öſterr. Staaten, 2 Th. 118

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Der Engländer, eine dramatiſche Phantaſey 130
Laura Roſetti, ein Schauſpiel mit Geſang von d'Arien 130
Eliſe, ein Schauſpiel, 131
Sophie, oder der gerechte Fürſt, ein Schauſpiel von H. F. Möller 131
Eraſt und Lucinde, eine Operette 132
Amalie, unglücklich durch ihre Stiefmutter, 133
Beytr. zur Geſch. des deutſchen Theaters, 3 St. 133
Allgem. Bibl. für Schauſpieler und Schauſpielliebhaber, 1r B. 3s St. 134
Schleſiſche Blumenleſe, 2 Samml. 134

Schr. des Hrn. von Voltaire — über Shakespear, aus dem Franz. übers. von Alb. Wittenberg 137
Kuckuck an meinen lieben Müller in Mannheim 139
Freundschaften 17r B. 139
Abraham und Isaak, ein Drama von J. C. Lavater 141
Geschichte und Tagebuch der Wiener Schaubühne von J. H. F. Müller 143
Taschenbuch des Wiener Theaters, 18 J. 143
C. H. Schmid Litteratur der Poesie, 1r Th. 144

5. Bildende Künste.

Verzeichniß der herzogl. Bildergallerie zu Salzthalen
Catalogue des Tableaux de la Galerie Ducale a Salzthalen 150
Abbildungen der Gemälde und Alterthümer, welche in der verschütteten Stadt Herculanum an das Licht gebracht worden, 1r Th. 154
C. C. L. Hirschfelds Rede, von der moralischen Einwirkung der bildenden Künste 155
Vom Costüme an Denkmälern 155
Der wohlanführende Maler, von J. M. Crökern 156
Das eröffnete Rußland, No. I—IV. 156

6. Weltweisheit.

Ueber Sprache und Schrift, aus dem Franz. von Br. Brosses übers. und mit Anm. begleitet von Mich. Hißmann, 2 Th. 157
A. Tibulli carmina ex edit. *C. G. Heyne*, edit. II. 169
M. Mendelsohns philosophische Schriften, N. A. 175

7. Romanen.

Carl Sievers, eine Geschichte, 1r B. 175
Gesch. des egypt. Königs Sethos, aus dem Franz. übers. von M. Cloudius, 1r Th. 176
Satyrische Erzählungen, 1r B. 177
Auszug aus L. Blondheims geheimen Tagebuche 177
Thomas Jungarten, eine wahre Geschichte 179

8. Mathematik.

C. L. Zieglers Beantw. der Preisfr. über die Ursachen der Festigk. alter röm. und goth. Gebäude 179

J. C. Huths Untersuchung der Ursachen von der Festigkeit des alten Mauerwerks
Ebend. Nachr. von dem Entstehen des Schwamms in den Gebäuden 182
Ebend. Unterr. zu Bauanschlägen, 1r Th. 183
L. Unterbergers Anfangsgründe der Mathem. 2 B. 186
Lehrbuch, darinn ein kurzgefaßter Unterr. aus verschiedenen — Wissenschaften gegeben wird, 5te A. 188

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

J. J. Eberts Naturlehre für die Jugend 189
J. C. P. Erxlebens physikalischchemische Abh. 1r B. 189
Beytr. zur Naturgesch. sonderl. des Mineralr. 2r Th. 190
Pomona Franconica, von J. Meyer 191
I. R. Forster liber singularis de byssо antiquorum 194
A. Potkoniczky de metallis petrificatis recit. 196
J. A. Cartheusers Grundsz. der Bergpoliceywissensch. 198
Onomatologia botanica completa, 8r, 9r u. letzter B. 201

10. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

J. Martii Reisen durch die Inseln Cypern — aus dem Ital. übers. durch M. C. H. Hase 204
J. G. Keyßlers Reisen 207
Aelteste Geschichte der Celten aus dem Franz. des Hrn. Pelloutier, deutsch herausgegeben von J. G. Purmann, 1r B. 209
A. F. Büschings Reise nach Rekahn 211
Pragmatische Geschichte der Mönchsorden, 4r B. 211
Des Hrn. le Beau Gesch. des morgenl. Kaiserthums, 14r Th. 214
I. M. Lorenz elementa historiae germanicae 215
P. H. Scholliner diss. de non commentitio, eoque gemino, sed excusato lapsu Liberii R. P. 215
D. F. D. Häberlins neueste deutsche Reichsgesch. vom Anfange des Schmalkaldischen Krieges bis auf unsere Zeiten, 3r B. 218
C. R. Hausens Vers. einer Gesch. des menschlichen Geschlechts, 3r B. 3r Absch. 219
1. Journal et Anecdotes intereſſantes du Voyage de Mr. le C. de Falkenstein en France par *Duval-Pyrau*.

Ebend.

Ebend. deutſch.
2. Anecdotes intereſſantes et hiſtoriques de l'illuſtre Voyageur par *du Coudray*
Wichtige und hiſtoriſche Anecdoten von einer ſehr hohen reiſenden Standesperſon
Der erlauchte Reiſende, 2te A.
3. Joſeph der zweyte auf ſeiner Reiſe nach Paris.
4. Anthol. Beſchr. der Reiſe des H. Gr. v. Falkenſtein 223

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Kürzere Briefe des heil. Gregors von Nazianz nach dem griech. von J. J. Freyh. von Baol 232
Crit. de quatre Tragédies de Sophocle et d'une Comédie d'Ariſtophane par *le Duc* 233
Des Sophokles Trauerſpiele aus dem Gr. überſ. von E. M. Goldhagen 235
Die Werke der Philoſtrate aus dem Gr. überſ. von D. C. Seybold 239

12. Erziehungsſchriften.

Entw. der Einr. des churfürſtl. akadem. Gymnaſiums zu Ingolſtadt von H. Braun 246
1. Vorläuf. Nachr. von der Einr. und Verbeſſ. des deutſch. Schulweſens
2. Entwurf zur Einrichtung deutſcher Schulen
3. Tabelle der Anfangsgründe der Geometrie
4. Tabelle der Naturlehre
5. Tabelle der Völkergeſchichte
6. Tabelle von den Künſten und Handwerkern
7. Drey Tabellen der practiſchen Sittenlehre
8. Was ſollen Normalſchulen ſeyn —
9. Handb. zur Erz. der bürgerl. Jugend in Wien
10. Freundſch. Br. über den Entw. zur Einrichtung der Gymnaſ. in den K. K. Erblanden
11. Schaupl. d. Nat. u. Künſt. in 4 Spr. 3r, 4r Jahrg.
12. Rechenk. für die Realſch. in Baiern
13. Grundr. der Naturgeſch.
14. Meßkunſt für Kinder aus dem Jacobi
15. Miſcellanien für das Schul- und Erziehungsweſen in Baiern, 1 B. 1s St.
16. Das Beyſpiel, welches der Fürſt zu Fürſtenberg durch die errichtete Normalſchule giebt

17. Samml. aller Schriften der öffentl. Schulen in den Churmainzischen Landen 253
Betracht. über eine verständige und christl. Erziehung der Kinder von Latritz 278

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

J. von Sonnenfels — Grundſ. der Polizey, Handlung und Finanzwissenschaft, 3r Th. 280
Vorschlag zu einer Kunst-Handwerks — Schule 283

14. Münzwissenschaft.

P. P. Guden über den Vortheil und Schaden vom schweren und leichten Münzfuß 284
Rariſſima Romanorum a Iulio Caeſare ad Heraclium vſque numiſmata 287
Lexicon abruptionum, quae in numiſmatibus Romanorum occurrunt 287
Numophylacium Sulzerianum 287
C. B. Lengnich Beytr. zur Kenntniß ſeltner und merkwürdiger Bücher, 2 Th. 288

15. Kriegswissenschaft.

A. Böhm Magaz. für Ingen. u. Artilleriſten 2 B. 290
F. C. Müllers Proj. einer neuen Befeſtigungsmanier 293

16. Vermischte Nachrichten.

E. U. K. allerley geſammelt aus Reden und Handſchriften großer und kleiner Männer, 2r B. 296
Vermiſchte Betracht. auf alle Tage im Jahre 303
Ephemeriden der Menſchheit, 12 St. 304
Nachrichten. 315
Beförderungen. 315
Todesfälle. 316

I.

Grundriß der reinen und angewandten Chemie. Zum Gebrauche akademiſcher Vorleſungen entworfen, von Chr. Ehrenfr. Weigel — Zweyter Band. Die techniſch-ökonomiſche Chemie. Greifswalde, in Röſens Verlag. 1777. 792 S. 8.

So haben wir denn endlich nun ein Lehrbuch, worinn dieſe Wiſſenſchaft mit ihrem groſſen Einfluß auf andere Wiſſenſchaften und Künſte angewandt vorgetragen wird, nach welchem nun billig auf allen Akademieen gelehrt werden ſollte. Aerzte, Naturkündiger und Künſtler würden von einem ſolchen Vortrage reichhaltigere Kenntniſſe mit nach Hauſe bringen, die ſtarken Einfluß aufs allgemeine Beſte haben müßten, als wenn ihnen die ſmaragdene Tafel und das Circulatum majus et minus erklärt worden wäre. Der Verf. hat alles geleiſtet, was er verſprochen hat, und mit einer ſehr guten gründlichen Beurtheilung den ganzen Schatz von ſichern Erkenntniſſen mit einander verbunden, daß wohl niemand dieſem Lehrbuche den Vorzug vor allen andern ſtreitig machen dürfte. Der Verf. hat alles Wiſſenſchaftliche von Oſten und Weſten, bis auf die letzte Stunde, da das Manuſcript zur Preſſe geliefert worden, benutzt und am gehörigen Orte mit angeführt.

Es wird in dieſem zweyten Bande die techniſch-ökonomiſche Chemie vorgetragen. Die erſte Abtheilung deſſelben enthält die Steinchemie, die zwote die

Salzchemie, die dritte die Chemie brennbarer Körper, die vierte die Metallenchemie, welche wiederum in die mineralogiſche Metallenchemie, den Bergbau, Hüttenchemie, Probierkunſt, Metallbereitungen und Alchemie zerfällt; die fünfte die Glaschemie, die ſechſte die Oberflächenchemie, die ſiebente die Verbindungschemie, die achte die Gährungschemie, die neunte die Erzielungschemie — die entweder den Anbau der Gewächſe — da ſie wieder in Acker- Forſt- und Gartenchemie getheilt wird, — oder die Viehzucht betrifft; die zehnte Abtheilung macht endlich die Bauchemie aus.

Wider des Verf. Eintheilung der Chemie, ſowohl in dieſem als dem vorhergehenden Bande, haben wir nichts zu erinnern; aber daß er aus jedem Abſchnitt eine beſondere Chemie macht, das hat uns nicht behaget, beſonders da bey manchen der berührten Künſte der Einfluß der chemiſchen Erkenntniß überaus gering iſt. Wäre es nicht ſchicklicher geweſen, z. B. Anwendung der Chemie — zur Veränderung der Oberfläche verſchiedener Körper — beym Forſtweſen — bey der Viehzucht — beym Bauweſen ꝛc. zu ſetzen?

Die verſchiedenen Arten von der fixen Luft ſind hier am rechten Orte ihrer Natur nach erklärt worden; es ſind nemlich ſolche eben diejenigen verflüchtigten Säuren, durch welche die in verſchiedenen Körpern befindliche Luft entbunden worden, in der genaueſten Verbindung mit eben dieſer Luft, welche Vereinigung nicht ſo leicht wieder zu trennen iſt, als man wohl glauben ſollte. Durch dieſe feſte Verbindung muß auch jene ſonderbare Erſcheinung erläutert werden, daß durch eine ſolche Luft die Lakmustinktur eine rothe Farbe bekommt; nach einiger Zeit aber an der freyen Luft wieder blau wird: weil nemlich die

Säure,

Säure, die an der ersten Veränderung Schuld war, mit der Luft verbunden wieder entweicht.

Unter die unreinen Mineralsäuren, welche man größtentheils von der Salzsäure herleiten und als durch erdigte oder öligte Beymischungen abgeändert ansehen könne, rechnet der Verf. die Flußspatsäure, das Sedativsalz und die Arsenikſäure. Bey der Flußspatsäure verdiente auch die Marggräfische Beobachtung, die noch vor des Scheele seiner vorhergegangen, aus dem 24sten Theile der Berl. Denkschriften mit angeführt zu werden. Die Benennung, Arsenikſäure, ist der Sache, der sie beygelegt wird, gar nicht gemäß: denn wer sollte nicht darunter einen aus dem Arsenik ausgeschiedenen reinen salzigen Theil verstehen? Und dennoch ist die so genannte Arsenikſäure nichts anders, als ein noch vollständiger Arsenik, dem nur das noch anhängende wenige Brennbare durch dephlogistisirte Salzsäure entzogen worden. Es wäre also die Benennung dephlogistisirter Arsenik wohl richtiger, und würde keine unrichtigen Begriffe veranlassen. Aus Uebereilung ist es auch wohl geschehen, daß §. 914. zur Reinigung des Weinsteins Kalcherde oder fixes Laugensalz mit angeführt wird. Im §. 919. hat aber der Verf. dem Baumé sicher nachgeirrrt, daß er die Alaunerde für eine abgeänderte Kieselerde hält; denn die von letzterm angeführten Versuche, die auch Pörner wiederholt, und wo beyde unrichtig beobachtet, fallen ganz anders aus.

Das Kapitel von der Alchemie wünschten wir aus diesem Lehrbuche ganz hinweg. Obgleich der V. sehr behutsam dabey zu Werke gegangen, und es für sehr unvorsichtig hält, „wenn man bey der bisherigen un„vollkommenen Bekanntschaft, mit der Grundmi„schung der Metalle und ihrer einzelnen Arten aufs Ge-

„rathewohl Verſuche anſtellen, und ſich durch die „leeren Verſprechungen alchemiſtiſcher Schriften zu „fruchtloſen Koſten und Bemühungen verleiten laſſen „wollte. Da auch die Legenden von dem ſo genann„ten Stein der Weiſen, den die Alchemiſten zugleich „als ein Univerſalarzneymittel anpreiſen, keinen Glauben „verdienen — und die bekannten Vorſchriften noch meh„rentheils, ſo weit man ſie verſucht hat, falſch befunden „worden ſind“: ſo entſchuldigt ihn dieſe Einſchränkung dennoch nicht, daß er eine ſolche ſchlüpfrige Sache, wovon weder die Wirklichkeit noch ein poſitiver Nutzen zu erweiſen iſt, hier mit vorgetragen hat. Denn, wäre dieſe Kunſt in der Natur gegründet: ſo brauchten alle dieſe Bemäntelungen nicht angewendet zu werden, ſondern man könnte ſie ſicher mit Nachdruck empfehlen; darzu wären aber erſt noch ſichere Beweiſe nothwendig, die bis jetzt gänzlich ermangeln. Da aber alle bisherigen Verſuche, wenn ſie genau und vorſichtig angeſtellt worden, wie der V. ſelbſt eingeſtehen muß, falſch befunden worden ſind, und alle unſere Lehrbegriffe doch einzig und allein aus ſicherer Erfahrung hergeleitet werden ſollen und müſſen: ſo bleibt dieſe Sache wenigſtens nur Einbildung und zweifelhaft, bis uns ſichere und beſtätigte Erfahrung von der Wirklichkeit überführt, und ſie ſollte daher auch ſo lange in einem Lehrbuche, worinn nichts anders, als ausgemachte Erfahrungsſätze aufgenommen werden dürfen, keinen Platz bekommen.

Die Bedingungen zur Möglichkeit der Veredlung unedler Metalle, die §. 1102. der Verf. zu ſeiner Rechtfertigung anführt, nemlich die Zuſammenſetzung, Verſetzung und Abänderung des Verhältniſſes ihrer Beſtandtheile, ſetzen ja erſt die Möglichkeit der Scheidung eben dieſer Beſtandtheile von einander zum

voraus,

voraus, wovon ja weder das eine noch das andere bis auf heute hat bewirkt werden können: es sind also für uns noch unmögliche Bedingungen, und also ist auch das Resultat davon noch zur Zeit unmöglich. Ja, wir behaupten noch überdies, wenn wir auch wirklich die Metalle in alle ihre Bestandtheile zerlegen, und alle Abänderungen des Verhältnisses mit ihnen nach eigner Willkühr anstellen könnten, daß wir dann zwar zur Möglichkeit einen Schritt weiter gekommen seyn würden, als wir es jetzt sind, da diese Scheidung noch nie bewirkt werden können; aber dem ohngeachtet jenen Zweck nie zur Wirklichkeit bringen würden. Die Erfahrung versichert uns dies in andern ganz ähnlichen Fällen schon ganz untrüglich, und überzeugt uns, daß bey weiten nicht alles, was nach unsern Vorstellungen für möglich gehalten wird, jemals wirklich ausgeführet werden könne.

Weit entfernt von Tadelsucht haben wir diese Anmerkungen hergesetzt; sondern da wir diese vorzüglich gute Schrift mit Aufmerksamkeit und Vergnügen durchgelesen: so wünschten wir am Ende, ihrer Güte wegen, ihr die möglichste Vollkommenheit; und aus diesem Grunde glaubten wir, daß diese Erinnerungen vielleicht nicht vergebens seyn würden.

Die weitläuftige Bücherkenntniß, so der Leser hier neben her bekommt, wird hoffentlich jedem angenehm seyn. Kurz, dieses Lehrbuch läßt weiter nichts zu wünschen übrig, als daß es dem Verf. gefällig seyn möchte, die weitläuftigere Ausführung dieses Grundrisses, der zu einer eigenen Belehrung viel zu kurz ist, zu einem vollständigen Handbuche bald zu vollziehen, bey welchem dann die allzuhäufigen Anführungen der Schriftstellen zur Verkürzung wohl wegfallen könnten.

Ti.

II.

Auch eine Philoſophie der Geſchichte zur Bildung der Menſchheit. Beytrag zu vielen Beyträgen des Jahrhunderts. 1774. 8.

Hier wird wieder eine Pyramide auf die Spitze geſetzt. Auch haben andere Leute die ihrigen ſo oft auf der Grundfläche ruhen laſſen, daß man, um bemerkt zu werden, es einmal umgekehrt verſuchen muß. Die Sache betrifft die richtige Würdigung der verſchiedenen Zuſtände, wodurch die Menſchheit gegangen iſt, die Summe ihrer jedesmaligen phyſiſchen und moraliſchen Vollkommenheit, und der davon abhängenden Glückſeligkeit. Sagen, daß man bey dieſer Schätzung oft einen falſchen Maaßſtab gebraucht, manche gute oder böſe Beſtandtheile eines Zuſtandes überſehen, und bey ihrer Vergleichung die unrechten Punkte angenommen habe, — das würde etwas Wahres, aber — etwas Gemeines geweſen ſeyn. Dabey könnte es doch noch immer möglich ſeyn, daß das menſchliche Geſchlecht in ſeinem Fortgange — wenigſtens im Ganzen genommen — gewonnen habe, ohne daß man nöthig hätte, das Gute, — die Tugenden und Genüſſe — der vorhergehenden Zuſtände zu überſehen oder zu verachten. Daß es ſo ſeyn werde, läßt ſich — ohne beſondere Ueberſicht der Geſchichte — ſchon aus einer ganz allgemeinen Betrachtung der menſchlichen Natur vermuthen. Sie kann nemlich alle Arten von Vollkommenheiten nicht auf einmal beſitzen, und folglich auch nicht alle Arten der Glückſeligkeit zugleich genießen; verſchiedene Vollkommenheiten führen ihre eigene Mängel mit ſich,

und

und machen, so wie in der Körperwelt, indem durch die Biegung nach einer Seite die Convexität zunimmt, auf der andern Seite ein desto größeres Leeres. Zwischen diesen Ausbiegungen nach einer von beyden Seiten ein rechtes Mittel zu halten, sich ausschließende Vollkommenheiten, so viel als möglich, einander zu nähern, und bey der Bildung des Geistes und des Herzens, alle Fähigkeiten und Anlagen in solchem Gleichgewicht zu halten, daß daraus die beste Harmonie entstünde, das müßte man dem Menschen als sein höchstes Glück zeigen, dazu müßte man ihn ermuntern; da aber, wo sich das nicht wollte thun lassen, oder wozu ihm seine Lage schlechterdings den Weg dazu verschließt, da müßte man ihm mit dem Trost zu Hülfe kommen, daß das Rath der Vorsehung sey, die die Rose auf einen Dornenstrauch gesetzt hat. Was uns hier die Natur des Menschen sagt, dem stimmt auch die Geschichte zu. Ihr bewegliches Bild zeigt uns das Menschengeschlecht in einer fortschreitenden Mannichfaltigkeit von Lagen, worinn immer eine oder die andere Seite des Menschen sich mehr oder weniger entwickelt hat. Irgend eine von diesen Lagen ganz verdammen, ganz leugnen, daß darinn etwas zur Uebung irgend einer Tugend und Kraft des Menschen geschehen könne, und die Menschen in dieser Lage als Elende verhöhnen, ist unmenschlich, heißt die Vorsehung in dem schlechtesten Lichte zeigen. Am schlimmsten ist es, wenn es gerade die Lage ist, worinn wir uns mit unsern Zeitgenossen selbst befinden.

Dies ist indeß der Gang, den sich der Verf. dieses Beytrags zur Philosophie der Geschichte vorgezeichnet hat. Er gehet die Zustände, worinn sich das menschliche Geschlecht befunden hat, durch, zeigt, wie sich einer aus dem andern, durch innerliche und äußer-

liche Urſachen entwickelt hat, und findet, daß der gegenwärtige Zuſtand des ſogenannten geſitteten Europa, gerade der elendeſte unter allen iſt. — Das iſt das Paradoxon, worinn ſich endlich das Gewebe dieſes Werkchens auflöſet. —

Wir können uns hierbey der Betrachtung nicht erwehren, wie gern unſere ſo genannten Genies, die mit den neuern franzöſiſchen und ihnen ähnlichen Schriftſtellern nichts gemein haben wollen, doch die Paradoxenſucht mit ihnen gemein haben, — die auf ſie, als auf die verworfenſten Buben herabſehen, mit ihnen doch einerley Künſte der Sophiſterey treiben, daß ſie ſich zu einem Hume, einem Diderot, einem Linguet, deren Namen ſie, wie unſer Verf. nie ohne ein verächtliches Beywort niederſchreiben, geſellen, um mit ihnen gegen die Vernunft, gegen die menſchliche Geſellſchaft, gegen die bürgerlichen Einrichtungen zu deklamiren, die Freyheit aus dem aufgeklärten Europa zu verbannen, und ſie im finſtern Aſien wieder zu finden. Und auch in dem lyriſchen Parenthyrſus, womit ſie ihre Paradoxen vortragen, ſind ſie den ſo verachteten Sophiſten unter den Franzoſen ähnlich. Freylich kann die Sophiſterey ihre hagere Mißgeſtalt nicht beſſer als unter das von dem Winde der Deklamation aufgeſchwollene Kleid verſtecken. Wenn ſich der Redner in die hohe Poſitur eines Sehers geſetzt hat, wenn er in der Heftigkeit der Begeiſterung daher brauſet, wer kann da Präciſion der Begriffe, Ordnung, Deutlichkeit, und andere ähnliche ſchwere Eigenſchaften des didaktiſchen Vortrages von ihm fodern; und überdem hat dieſer begeiſterte Ton auch den Vortheil, daß er den gemeinſten Dingen durch die Wendung das Anſehen der Neuheit giebt. Man iſt ſo geneigt, das für neu zu halten, was man nicht recht verſteht, zumal wenn es uns die Wichtigkeit des Tons vermuthen läßt.

Der

Der Gang des Verf. ist also dieser: Im ersten Abschnitte das patriarchalische Zeitalter, ehrwürdig durch Einfalt der Sitten, Eltern- Gatten- Kindesliebe, Ordnung des Lebens, Herrschaft und Regentenschaft des Hauses. „Die Vorsehung leitete den „Faden weiter, (heißt es S. 19.) — vom Euphrat, „Oxus und Ganges herab, zum Nil und an die phö„nicischen Küsten — große Schritte. In Aegypten „Ackerbau, Landeigenthum, also schon Gesetze, poli„tische Regeln der Sicherheit. Der Verf. erken„net, daß sich hier schon Furcht, Autorität, Despo„tismus einfand. Allein, setzt er hinzu S. 24, das „mußte Vehikulum der Bildung werden. Er erkennt, „daß dies Vehikulum der Bildung harte Schlaube, „oft solche Ungemächlichkeiten, so viel Krankheiten „verursachen, die man Knabenstreitigkeiten und Kan„torskriege nennt. — Er setzet aber hinzu, daß das „nur Rock des Knabens seyn sollte, der allerdings für „den Reichen zu kurz ist.“ — Allein, wo ist denn das Ideal, wodurch der Mensch durch dies Vehikulum gebildet werden sollte? Wenn hatte der Mensch denn nun sein männliches Alter erreicht? Doch wohl, wenn er so weit erwachsen ist, daß ihm nun der Talar paßt. Allein von diesem Talar sagt er: „Er ist für „jenen wieder zu lang, und siehst du nicht, wie deine „bürgerliche Klugheit, philosophischer Deismus, leich„te Tändeley (wie die hieher kömmt? als wenn die bürgerliche Klugheit und der philosophische Deismus nicht ohne leichte Tändeley seyn könnte. Dieleichten Tändler bekümmern sich viel um bürgerliche Klugheit und philosophischen Deismus) Um„lauf in alle Welt, (auch Cooks Reisen) Toleranz, „Artigkeit, Völkerrecht, und wie der Kram (der „Kram!) weiter heißt, den Knaben wieder zum elen-

den

„den Greisknaben würde gemacht haben.“ Alſo dem Knaben als Knaben ſteht das nicht; aber doch dem Mann, und Männer ſollen wir doch werden. Phönicien, ein handelnder Staat, neuer Schritt der Entwickelung. Und nun der ſchöne griechiſche Jüngling. „Griechenland, Urbild und Vorbild aller Schö„ne, Grazie und Einfalt.“ (S. 38.) Sehr richtig wird hier die Frage über die Originalität der Griechen entſchieden. Haben ſie auch Bildhauerey, Baukunſt ꝛc. erhalten: ſo haben ſie ihm doch eine neue Natur angeſchaffen; das Schöne in jeder Art iſt ihr Werk. Indeß muß man es doch für eine Redefigur gelten laſſen, wenn der Verf. ſagt: Alles das ſo gut, als nicht erhalten. Denn jeder vorhergehende Schritt, ſey er auch noch ſo unbeträchtlich, beweiſet doch den folgenden. Die Griechen mögen alſo erhalten haben; aber das, was ſie erhalten, haben ſie vervollkommnet.

Das nemliche Alter menſchlicher Kräfte und Beſtrebungen — die Römer. Ihre Tapferkeit edler, als die rohe Tapferkeit der Nordländer durch das regere imperio.

Zweyter Abſchnitt. Nach dem Untergang der Römer, Bildung der nordlichen Völker. Hierbey die chriſtliche Religion, von der wir einige merkwürdige Worte des Verf. anführen wollen. (S. 72.) „Die chriſtliche Religion ſollte nach dem Sinne des „Urhebers eigentliche Religion der Menſchheit; (S. „73.) die lauterſte Philoſophie der Sittenlehre, die „reinſte Theorie der Wahrheiten und Pflichten, von „allen Geſetzen und kleinen Landesverfaſſungen unab„hängig, kurz wenn man will, der menſchenliebendſte „Deismus ſeyn. (S. 75.) War dieſe Religion, wie „ſies wirklich iſt, der feine Geiſt, ein Deismus der „Menſchenfreundſchaft — ſo wars ſchlechterdings un„mög-

„möglich, daß der feine Duft seyn, angewandt werden „konnte, ohne mit irdischen Materien vermischt zu wer„den, und sie gleichsam zum Vehikulum zu bedür„fen.“ Wir bitten unsere Leser, diese Worte wohl zu merken: was nicht in der christlichen Religion Philosophie, Deismus ist, das ist Vehikulum, die Denkart „jedes Volks (die eigenen Worte des Verf. „noch immer S. 75.) seine Sitten und Gesetze, Nei„gungen und Fähigkeiten — kalt oder warm, gut, „oder böse, barbarisch oder gebildet — alles wie es „ist und war.“ Wir wiederholen unsere Bitte an die Leser, diese merkwürdige Aeußerung des ungenannten Verf. nicht zu vergessen. In welchem Lichte erscheint er uns, wenn er am andern Orte die als Dummköpfe oder Buben anfährt, die eben so reden, oder wenn er will, daß das Vehikulum die Hauptsache seyn soll, auch für die, die nicht mehr zu dem unaufgeklärten Volke, noch weniger zu gothischen Barbaren gehören. Ritterstand von seiner guten Seite, so wie sich auch andere deutsche Schriftsteller nicht verkannt haben; aber zugleich verächtliche Seitenblicke auf Voltaire, Hume, Robertson, Iselin, die (wohl bemerkt,) neben seiner guten auch die schlimme Seite bemerkt haben. Reformation und Aufleben der Wissenschaften; allein dieses letzte nicht Werk des menschlichen Verstandes, sondern eines blinden Schicksals; (S. 93.) als wenn die Zufälle, die ihm die Vorsehung anbietet, nutzen, nicht ein Werk des Verstandes wäre. Was hat der menschliche Verstand von der Buchdruckerey, dem Kompaß ꝛc. wenn sie bloß Werke des blinden Schicksals wären — wie sie es dann nicht waren — für nützliche Anwendungen gemacht? Und endlich unser Jahrhundert. Was der Verf. alles zur Schande desselben sagen mag: so hat er doch

selbst,

ſelbſt, ohne es zu wollen, ſeine Apologie gemacht. D warum ſoll unſerm Zeitalter das nicht zu Gute k men, womit er das Mangelhafte anderer Zeital entſchuldigt? (S. 50.) „Iſt die menſchliche Na „keine im Guten ſelbſtſtändige Gottheit: ſie m „les lernen, durch Fortgänge gebildet werden, „allmähligen Kampfe immer weiter ſchreiten: natü „lich wird ſie alſo von den Seiten am meiſten „det, wo ſie dergleichen Anläſſe zur Tugend, „Kampf, zum Fortgange hat. — In gewiſſem „tracht iſt alſo jede menſchliche Vollkommenheit N „tional, Sekular, und am genaueſten betrachtet, In „dividuell.“ So gut wird es allen Zeitaltern vo uns, daß ſie der Verf. mit dieſen Bemerkungen Schutz nimmt; nur dem gegenwärtigen nicht. Al warum haben wir auch nicht ein Paar tauſend Jahr vorher gelebt?

Am.

III.

Juſtus Chriſtoph Kraft, Predigers bey de reform. deutſchen Gemeinde zu Frankfurt a M., die ſich zu Bockenheim verſammlet, ei nige daſelbſt gehaltene Predigten. Frankfur am Mayn, Eichenberg 1777. 8. 388 S.

Von dem, was mir bey verſchiedenen Anga in der zwoten Pr. Jeſus Chriſtus als d wahre Sonne vorgeſtellt über Mal. 4, 2 beygefallen iſt, will ich Einiges in aller Kürze hie herſetzen.

Der V. ſagt S. 44. f. „Uns davon zu überzeu„gen, daß wir ohne Chriſtum in den wichtigſten „Dingen, worauf uns alles ankommt, kein Licht ha„ben, von Gott, von ſeinem Willen, von dem ewi„gen Leben, und von dem Wege, worauf wir dazu „gelangen müſſen, nichts wiſſen würden, brauchen „wir nur in die Zeiten vor Chriſto zurückzugehen und „zu betrachten, wie es dazumal in der Erkenntniß „von Religionsſachen, ich will nicht ſagen, bey ro„hen und barbariſchen Völkern, worunter auch dazu„mal unſre Vorfahren gehörten, ſondern auch bey „den klügſten, geſitteſten Nationen, bey den Rö„mern, Griechen und Aegyptern, ausſahe. Herrſch„te da nicht allenthalben die unſinnigſte Abgötterey? „Leſet davon nur die Apoſtelgeſchichte; leſet das erſte „Kap. im Br. an die Römer, und was da Paulus „den Heyden vorhält V. 23. Steinerne oder ſilber„ne Götzen wären es, die man anbetete, und da die „Heyden ſo wenig Begriffe von Gott ſelbſt hatten, (:) „ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie es im übrigen „mit der Erkenntniß von Religionswahrheiten bey „ihnen ausgeſehen habe; da war keine Erkenntniß „von einem zukünftigen Leben; und was einige „Weltweiſe unter den Heyden davon geredet und „geſchrieben haben, das waren nur Einfälle, Träu„me, Phantaſien, die keinen Grund hatten. Des„wegen auch Paulus mit Recht von den Heyden ſa„gen konnte, ſie lebten ohne Gott und ohne Hoff„nung in der Welt. Eph. 4, 17. f. 1 Theſſ. 4, 13. „— Und ſo hat auch Jeſus zuerſt in dem rechten „Lichte gezeigt, worin der wahre Gottesdienſt, die „wahre Gottſeligkeit beſtehe, nicht in äußeren Ge„bräuchen und Ceremonien, worin nicht nur die „Heyden, ſondern auch Juden ſelbſt mehrentheils

„das Weſentliche des Gottesdienſtes ſetzten; auch „nicht in einem blos äußeren Tugendwandel; ſon„dern in einem Herzen, das Gott über Alles, und „in der Liebe zu Gott auch den Nächſten als ſich „ſelbſt, liebet, — das ſein ganzes Vertrauen auf „Gott ſetzt, ihm in allem zu gefallen ſucht, und ſich „beſtrebt, ihm in Heiligkeit, in Liebe, in Sanftmuth „und Barmherzigkeit ähnlich zu werden“ u. ſ. w. Ferne ſey es von mir, den erhabnen Urſprung, den hohen innern Werth, und die großen Verdienſte des Chriſtenthums um das Menſchengeſchlecht, zu läugnen; nicht minder ferne aber, mit dem V. zu behaupten, daß die Heyden „ſo wenig Begriffe von Gott „ſelbſt, keine Erkenntniß von einem zukünftigen Le„ben“ u. a. gehabt haben. Ihnen ſo wenig unbekannte Dinge, als Luther's Gründe gegen den Ablaß, die Hierarchie u. dergl. ignota indictaque prius waren! Daß die Lehren von einem einzigen Gotte, dem Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, von der Unſterblichkeit der Seele, dem Zuſtande der Vergeltung des Guten und Böſen nach dem Tode, die Gottes ſowohl, als des Menſchen Natur angemeſſenſte Verehrung jenes höchſten Weſens, überhaupt die Tugendpflichten nach ihrem Umfange, von einem (freylich nicht mathematiſch beſtimmbaren) Theile der Heyden vor Chriſti Zeiten erkannt, und mit Ueberzeugung erkannt worden ſind: iſt unläugbar. Deutlich ſind in den χρυσ. επ. der Pythagoräer, dem ποιημ. γνωμ. des Phocylides, den γνωμ. des Theognis, dem (neuerlich in Brunk's Anal. veterum poetarum graecorum wieder abgedruckten) ὑμνω εἰς τον Διὰ des Cleanthes, den ἀπομνημον. oder Memor. *Socratis* dict. des Xenophon, den διαλογοις des ſokratiſchen Aeſchines, den Dialogen des Plato, den

den Reden des Isokrates, u. a. m. unter den Griechen; — den, besonders philosophischen, Werken des Cicero, u. a. unter den Römern, beyde, jene Grundsätze, insbesondre die von einer allwaltenden Vorsehung, der Unsterblichkeit, und dem künftigen Vergeltungszustande, und die richtigsten, nothwendigsten Tugendvorschriften, enthalten; — und in noch mehreren würden sie gewißlich zu lesen seyn, wenn nicht eine Menge alter Schriften durch etliche der beklagenswürdigsten Feuersbrünste zernichtet worden wäre. So wenig man heut zu Tage richtige Einsichten blos denjenigen, welche solche in Schriften übertragen, zuschreibt: eben so wenig sind jene, und ähnliche, Schriftsteller für die einzigen in Religionssachen gesund denkenden Köpfe unter den Heyden, zu halten. Die vorhin genannte, und ähnliche, Werke wurden ja von Manchem gelesen. Und wenn jene, in denselben vorgetragene, richtige und wohlthätige Religionskenntnisse, Lehrsätze und Tugendgebote, sich nicht der Beystimmung und des Glaubens aller Leser rühmen können: so haben sie doch solchen bey einigen gefunden. Auch sind selbige durch den mündlichen Unterricht in Umlauf gesetzt, — durch den des Sokrates z. Ex. unter die Griechen verbreitet, von diesen auf die Römer, welche, des Studierens wegen, so häufig nach Athen gekommen sind, u. s. w. fortgepflanzt worden. Und in diesen Unterweisungen fähiger und erprobter Schüler, so wie in dem Umgange mit vertrauten Freunden, trugen z. E. ein Pythagoras, Sokrates, Cicero, namentlich über die Volksreligion, die Götter, das Opfern u. dergl. ihre wahre Meynung ohne Rückhalt vor, — zwar für jeden, der Augen hat zu sehen, und Verstand zu verstehen, lesbar und verständlich genug in ihren, und ihrer Zög-

linge, Schriften ausgedrückt; doch aber von ihnen, als Männern, welche wohl wußten, daß sie zu fassen und nützen zu können, der größere Häufen noch nicht hinreichend emporgehoben und gebildet sey, nicht gerade heraus, am wenigsten in allen Stellen, gesagt. Indessen schreibt z. B. Phocylides a. a. O., (wiewohl er V. 93. ermahnt μετρια δε τευχε θεοισι, außerdem) stets πρωτα θεον τιμα, — σε θεος μετεπειτα δικασσει, — ψευδορκον φυγεειν θεος αμβροτος, ὁσις ὀμοσσει, — ὡν σοι ἐδωκε θεος, τετων χρηζεσι παραχε. — εἰς θεος ἐστι σοφος, δυνατος δ' αμα και πολυολβος u. dergl. m. — Man könnte einwenden: ich muß aber doch in andern, z. E. in einigen philosophischen Schriften des Cicero, jenes Richtige und Gute unter dem Schutte mancher offenbaren Irrsätze und Ungereimtheiten mühsam hervorgraben. In der Bibel treffe ich Alles beysammen, ohne einen einzigen Irrthum, an. Richtig! dürfte hierauf zu antworten seyn; aber offenbar sind die Aeußerungen von diis, und Aehnliche, nach der exoterischen Lehrart zu deuten, von ihm nicht wirklich geglaubt worden. Irrthümer in physikalischen, mathematischen, u. dergl. Dingen mußten, nach der Natur der Sache, dem Gange des menschlichen Geistes, häufiger damals seyn, als jetzt, wo sie gleichwohl noch, wenn schon in geringerer Zahl, Platz haben. Ueberhaupt läßt die Beschränktheit jenes nie gänzliche Irrthumslosigkeit zu; Stückwerk ist das menschliche Wissen, und — wird es bleiben. Dem sey, wie ihm wolle: bey der unzweifelbaren Göttlichkeit und Wahrheit der Offenbarung muß, der größere Theil der Christen doch jene wichtigste Wahrheiten, Lehren und Tugendgesetze, zwar besonders im alten Testamente, aber auch selbst im neuen, unter Manchem,

was

was er entweder gar nicht, oder unrichtig, verſteht, und wohl zu ſeinem Nachtheil ausdeutet, oder, wenn er es auch — ohne, oder mit Mühe, — gehörig faßt, zur Tugendübung nicht nützen kann, herausſuchen. Auch die Bergpredigt Jeſu, von welcher der V. S. 47. ſchreibt: „ſoviel iſt ganz unſtreitig, daß alle „Weiſen der Juden und der Heyden von der Tu„gend, von den rechten Geſinnungen und von dem „rechten Betragen des Menſchen gegen Gott nie„mals ſo viel Richtiges und Großes gelehrt haben, „als man in der einzigen Bergpredigt Jeſu lieſet,“ enthält Eines und das Andere, was ſchlechterdings die Apoſtel unſers Herrn ausſchließungsweiſe angeht, alſo — mit einem Körnchen Salz zu leſen und zu gebrauchen iſt, wie die letzte Reden deſſelben Joh. XIII. — XVIII.

Ich lenke wieder ein. Alles dieſes, — die Ausbreitung jener geſunden und nützlichen Religionskenntniſſe ſowohl als die Art und Weiſe derſelben, erhellet auch daraus. In den Eleuſiniſchen großen Myſterien ſind die Götter des Volks entgöttert, iſt der einzige wahre Gott, der Schöpfer und Vater des Ganzen, der Tod des Leibes als der Lebensanfang der Seele, und Aehnliches, gelehret; in den, ebenfalls Einmal des Jahrs gefeyerten, kleinen durch die dramatiſche Vorſtellungen der Freuden des Elyſium und der Quaalen des Tartarus ꝛc. dem (aus dem vorhin berührten Grunde) zu jenen nicht zugelaſſenen größeren Theile des Volks doch die Idee der Unſterblichkeit der Seele, der Gedanke eines vom Verhalten in dieſem Leben abhängigen, verſchiedenen, glücklichen oder unglücklichen, Zuſtandes nach dem Tode eingedrückt und gegenwärtig erhalten worden. Außer dieſen iſt auch in den Bacchiſchen Orgien die Unſterblichkeit der

Seele gelehret worden.*) Und was unſre, nach dem V. „unter die rohen und barbariſchen Völker gehörende“ Vorfahren betrifft: ſo iſt doch, wenn man auch nicht mit einigen, als Hrn. O. C. R. Büſching, annehmen will, „daß ſie weit vernünftigere Grundſätze in der Religion, als die Griechen und Römer, „gehabt haben,“ unter ihren Glaubensſätzen unläugbar der von der Unſterblichkeit der Seele geweſen. — Daß Alle dieſe ihre richtige Religionseinſichten der Leſung der h. Bücher der Juden, oder dem Umgange mit ihnen, zu danken haben: läßt ſich nicht darthun; nicht erhärten z. E. daß Plato in dem, von ihm bereiſeten, Aegypten aus den h. Schriften der Juden dieſes Landes, namentlich den Moſaiſchen, geſchöpft habe; denn bekanntlich haben dieſe mit den Aegyptern in Religionsſachen nicht die geringſte Gemeinſchaft unterhalten, vielmehr ſolche äußerſt gehaßt; überdem iſt das Daſeyn einer griechiſchen Ueberſetzung, welche älter als die ſogenannte ſeptuagintaviralis, und von dem griechiſchen Philoſophen geleſen worden ſeyn ſoll, noch unbewieſen. — Der V. führt zur Begründung ſeiner Behauptungen die Stellen Röm. 13, 12. Eph. 4, 17 f. 1 Theſſ. 4, 13. ꝛc. an. Wenn dieſer doch in der griechiſchen Gelehrſamkeit nicht ganz fremde, Apoſtel an den eben angezogenen Orten das wirklich geſchrieben hätte, was der V. und Andre, ihm unterlegen: ſo müßten unläugbare hiſtoriſche Thatſätze, die erwieſene geſunde Religionseinſichten mancher Griechen, Römer u. a. und die, eben ſo unzweifelbare, Tugenden vieler unter ihnen, — bloße Mährchen

*) Diejenigen, welche ſich nach den Belegen zu dieſen Angaben von den E. M. u. B O. umſehen, werden ſolche in Hrn. Prof. Meiners Abh. über die Myſterien der Alten, beſonders die Eleuſiniſchen Geheimniſſe, im dritten Theile ſeiner verm. philoſ. Schriften S. 164 — 342. finden.

chen seyn. Aber Paulus redet offenbar nur von einem Theile derselben.

Man wird fragen: warum sind aber jene richtige Religionseinsichten, warum namentlich die Erkenntniß und vernünftige Verehrung des einzigen wahren Gottes, vor J. C. nur auf den kleineren Theil der Heyden beschränkt geblieben? Theils der überhaupt unter ihnen minder häufige mündliche Religionsunterricht, theils die ebenfalls weniger zahlreiche schriftliche Unterweisungen, theils der Mangel eines solchen Fortpflanzungsmittels derselben, als wir seit 300 und mehr Jahren an der Buchdruckerey besitzen, theils das aus verschiedenen Ursachen minder häufige Reisen, theils die, ebenfalls aus mehreren Gründen herfließende, geringere Ausbreitung des Handels, und die, aus diesen und anderen Ursachen schwächere Verbindung unter den Nationen, haben den schnelleren Fortschritt und die größere Verbreitung derselben, hauptsächlich aber Folgendes — die Einführung jener reinern Erkenntniß und Verehrung Gottes an die Stelle der Volksreligionen gehindert. Zu geschweigen, daß die allmählich zahlreich und wichtig gewordene Priesterschaft ihre Nahrung und ihr Ansehen blos von der Herrschaft dieser erhalten, und die Obern ebenfalls aus dem, von ihnen wohl eingesehenen Volksaberglauben, einen und den andern Vortheil gezogen haben, (die römische Senatoren z. E. aus den, von ihnen heimlich verlachten, auguriis, haruspicinis etc.:) so haben selbst die besser denkende, und edler gesinnte unter ihnen, und nicht ohne Grund, besorgt, es wäre die Zeit noch nicht gekommen, also gefährlich, der sinnlichen, an ihre väterliche Religion so fest gebundenen, im Glauben an sie gebohrnen und erzogenen Menge eine geistigere zu geben. Wie über-

aus ſchwer dieſes ſey, ja wie, ohne einigen Zwang zu Hülfe zu nehmen, beynahe unthulich: erhellet daraus: da in den drey erſten Jahrhunderten nach C. G. das Heydenthum im römiſchen Reiche viele und anſehnliche Anhänger und Bekenner noch ſtets hatte; ſo wurden vom vierten an allerley Gebräuche und äuſſerliche Einrichtungen aus demſelben entlehnt, und mit einer geringen Abänderung in das Chriſtenthum aufgenommen, um hierdurch jenen den Uebergang zu dieſem ſo viel leichter zu machen. Conſtantin der Große gab nach ſeiner Religionsveränderung, (über deren Triebfedern ich nicht entſcheiden will; über die des Uebertrittes Hlodowig's läßt ſich eher abſprechen; genug, daß beyde, unter Gottes Regierung, geſchehen ſind) Edicte, die alte römiſche Religion abzuſchaffen, befahl die heydniſchen Tempel niederzureißen, das Opfern zu unterlaſſen, ließ den geheiligten Dreyfuß von Delphi nach Conſtantinopel bringen, und nebſt den Statuen heydniſcher Gottheiten im Hippodromus daſelbſt aufſtellen, u. dergl. m. Dennoch ſind manche ſeiner Unterthanen bey der Religion ihrer Vorfahren geblieben. Zwar hat er durch jene Machthandlung das delphiſche Orakel zum Schweigen gebracht, deſſen Anſehen und Vertrauen jedoch, wie das der übrigen, wegen der bemerkten häufigen Unzuverläßigkeit der ertheilten Antworten, und der, in der Ordnung der Natur, ſteigenden anderweitigen Erleuchtung, ſchon gegen die Zeiten Chriſti im Sinken war, und ſeitdem, bey der Fortwirkung beyder Urſachen, beſonders durch ſolche unſinnige Prätenſionen, als die Foderung des Caligula von den Mileſiern, daß ſie in ihrem Tempel, (wo das Orakel des didymäiſchen Apollo war) ihm göttliche Ehre erweiſen ſollten, — noch mehr gefallen iſt. Allein erſt in der

zwoten

zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts (denn Julian erhielt noch im J. 363, kurz vor seiner letzten unglücklichen Schlacht mit den Persern, eine — nicht zugetroffene — Antwort) haben die Orakel aufgehört; wenigstens findet man nach dieser Zeit keine Spuren mehr von denselben. — Theodosius der Große ließ ebenfalls scharfe Verordnungen gegen die Anhänger und Bekenner des Heydenthums ergehen; seine Söhne Arcadius und Honorius giengen auf diesem Wege fort. Gleichwohl war dasselbe hierdurch noch nicht ausgerottet. — Im achten Jahrhunderte führte Karl der Große langwierige Kriege mit den Sachsen, begieng mancherley große Gewaltthaten, um sie von ihrer Religion ab-, und zur christlichen zu bringen. — Jagello, Großherzog von Litthauen, nöthigte, nachdem er 1386. ein Christ, und König von Pohlen geworden war, auch seine Litthauer zum Christenthume u. s. f. Alles dieses, und Aehnliches, blieb nicht ohne Erfolg, wiewohl er nicht völlig der Erwartung entsprach. Aber schwerlich würde, ohne alle diese Umstände, ohne die Einführung mancher Gebräuche und äußerlichen Einrichtungen aus dem Heydenthume, insbesondre ohne den Uebergang der Regenten zum Christenthume, und ohne solche von manchen unter ihnen — dem Geiste desselben zuwider — verübte Machthandlungen, ja zum Theil eigentliche Vergewaltigungen, diese Religion bey ihrem unläugbar göttlichen Ursprunge, und überwiegender innerer Trefflichkeit, so vieles Land gewonnen haben. Denn wiewohl solcherley Verfügungen keine innere Ueberzeugung der Andersdenkenden bewirken konnten, noch bewirkten, sondern bloße äußerliche Annahme, bloßes Bekenntniß des Mundes; so wurden durch sie doch jene an der äußerlichen Uebung ihrer vorigen

Religion gehindert, besonders aber die Kinder derselben zum Christenthume eingeweihet, in demselben erzogen, — und so dieses immer weiter verbreitet und mehr gegründet. Gleichwohl ist es in Europa nicht überall, in Lappland z. B., nicht herrschend. Wenn also die Erkenntniß und vernünftige Verehrung des einzigen wahren Gottes, nach der Lehre und Anweisung Christi, in 1700 Jahren, bey solchen Veranstaltungen, in Verbindung mit dem steten Wachsthum andrer Wissenschaften, den häufigeren Unterrichtsmitteln u. dergl. m. mit solcher Mühe in Europa Wurzel gefaßt hat, und gleichwohl nicht aller Orten noch verbreitet ist: wie ungleich schwerer, oder vielmehr wie unthulich, mußte nicht, in den durch das Licht andrer Kenntnisse noch nicht so aufgehelleten, und nach der Natur und dem Laufe der Dinge nicht so aufhellbaren, auch in anderem Betrachte minder günstigen Zeiten *) vor Christo, bey aller offenbaren Ueberzeugung so vieler von der Grundlosigkeit und Ungereimtheit der Volksreligionen, die Einführung jener nach der Belehrung und Anleitung der Vernunft, an die Stelle dieser gewesen seyn?

Und der Religionszustand in ganz christlichen, selbst protestantischen, Ländern, — könnte vielleicht hinzugesetzt werden. Wenn manche Heyden theils nicht gewußt haben, theils, wenn es ihnen bekannt gewesen

*) So mußten in den Zeiten der Vereinigung der Menschen zu Völkerschaften, der Entstehung von Staaten, zuerst die gröbern Bedürfnisse befriedigt, Sicherheit gegen die Anfälle unruhiger, oder feindseliger Nachbaren, Schutz gegen die damals häufigeren Raubthiere geschaft, vorher die innere Ordnung und Ruhe gegründet, für die Anschaffung und Bewahrung der unentbehrlichen Nahrungsmittel, ꝛc. gesorgt werden: ehe an Bildung des Kopfs gedacht, über geistige und sittliche Wahrheiten nachgesonnen werden konnte. Und dieses konnte nicht anders, als nach vielerley Beobachtungen und Vergleichungen, mit einigem Erfolge geschehen u. s. f.

gewesen ist, aus Gemächlichkeit, oder andern Gründen, nicht geglaubt haben, daß eine allwaltende Vorsehung, und ein anderes Leben sey, in welchem das Gute belohnt und das Böse bestraft werden würde; daß Gott auf eine, beydes seiner und des Menschen Natur, gemäße Weise müsse verehret werden, manche von dem Zustande nach dem Tode grobe Vorstellungen sich gemacht haben, — ungeachtet z. B. Pythagoras, Phocylides, Sokrates, Cicero u. a. die deutlichsten, richtigsten, geläutertsten Begriffe von allem diesem gehegt, und theils mündlich, theils schriftlich, andern mitgetheilt haben: so hat jenes auch bey nicht wenigen Christen Statt gehabt, und hat noch stets Platz, — ihnen, die gleichwohl an der Bibel, besonders dem N. T., ein Buch von solchem inneren und äußeren Werthe besitzen, und zu überzeugender und vollständiger Erkenntniß jener theuersten Wahrheiten so viel leichter gelangen können! Und selbst bey einem Theile derjenigen Christen, welche diese wissen und glauben: ist dieses blos eine Folge der Geburt, der Erziehung, der Nachahmung ꝛc. Wenn unter den Heyden, (— in ihren ansehnlichen Städten eigentlich, bey dem Anwachse des Reichthums, —) ein großes Sittenverderben im Schwange gegangen ist: so herrscht in den großen Städten des christlichen Europa kein geringeres, welches sich auch in die kleinere allmählig verbreitet. Der ἀρσενοκοιτων z. B. gab es in dem heydnischen Rom, und ähnlichen Städten, nicht wenige; ihrer waren auch in dem christlichen Rom, und ähnlichen katholischen und protestantischen Städten, und sind deren noch. Φαρμακοι waren in dem heydnischen Rom, und dergleichen Orten; Toffanen und Brinvilliers waren auch, und sind noch, in und außer dem christlichen

Rom.

Rom. Wenn unter den Heyden ἀνδραποδισται gewesen sind: so ist auch unter den Christen, selbst den protestantischen, der Menschenverkauf ein ganz ansehnlicher Handelszweig von Zeit zu Zeit gewesen. An Christen aller Bekenntnisse, die ihren Glauben durch ihre Werke verläugnet haben und verläugnen, hat es überhaupt zu keiner Zeit gefehlt, und fehlt noch nicht an solchen. — Wozu dieses? dazu, daß man aus der Unwissenheit und Sittenlosigkeit eines Theils der Heyden nicht auf die Schwäche und Unhinlänglichkeit der Naturoffenbarung, oder Vernunfterkenntniß, schließe; sonst kann, und muß, ebenfalls aus der Unwissenheit und Sittenlosigkeit eines Theils der Christen auf die Schwäche und Unzulänglichkeit der „übernatürlichen“ Offenbarung geschlossen werden.

Sollte auch folgendes nicht zu hart seyn? „Vor „der Zukunft Jesu waren die Juden ein vermischtes „Volk, da waren gute und böse untereinander; nach„dem sich aber diejenige, die an Christum gläubig „wurden, durch diesen Glauben von den andern ab„sonderten, so blieb nichts als Schlacken und Unrei„nigkeit zurück.“ S. 41. Aber wie? wenn unter denen, die bey dem Judenthume geblieben sind, einige keine Gelegenheit hatten, Jesum, oder seine Religion, recht kennen zu lernen, die meisten aber von der Göttlichkeit seiner Sendung und Lehre, wegen des Einflusses ihrer Erziehung, ersten Unterweisung, u. dgl. sich nicht überzeugen konnten, nicht überzeugen können? Findet Rechtschaffenheit nicht Anregung und Nahrung in den Schriften des A. T.? Hat sie diese blos vor Christi Geburt darin gefunden? Ist solche auch unter den Heyden vor und nach dieser Epoche nirgends anzutreffen?

Der

Der Eingang dieſer zwoten (in der Adventszeit gehaltenen) Predigt mag hier ſtehen, weil die Leſer aus demſelben von der Vortragsart des V. einen Begriff ſich bilden können. „Die Sonne hat ſich in dieſer Jahrszeit von uns entfernt, die Folgen davon „ſehen und empfinden wir; wir haben nur eine kurze „Zeit des Tages Licht, und wie traurig ſieht es auf „den Feldern aus. Da, wo wir im Sommer alles „blühend, grünend und lebendig fanden, da iſt jetzt „alles wie todt und erſtorben. Unſre Seelen, M. „G. haben auch eine Sonne, welche die Quelle alles geiſtlichen Lebens iſt, ſo wie von der eigentlichen „Sonne alles natürliche Leben herkommt. Dieſe „Sonne unſeres Geiſtes iſt Jeſus Chriſtus“ u. ſ. w. S. 37. Ueber die erſten Worte, welche er auch S. 48. wiederholt, wo er ſagt: „im Winter, wenn die „Sonne zu weit von uns entfernt iſt, als daß ſie unſre Weltgegend recht unter ihre Flügel nehmen kann, „da iſt alles erfroren“ ꝛc. und die, ſo viel mir bekannt iſt, ganz unrichtig ſind, könnte Einiges erinnert werden, wenn dieſes nicht bereits in verſchiedenen gel. Zeitungen geſchehen wäre.

Und nun will ich nur noch ein Thema hierherſetzen, das der XI. Pr. über Joh. 4, 13. 14. „Daß „Jeſus das rechte Waſſer für den Durſt unſrer „Seele gebe.“

Uebrigens will ich nicht, und wird Niemand, dem V. redliche Abſichten, und Wärme für das Wohl ſeiner Zuhörer abſprechen. Ein Mann indeſſen, der, wie Er, vor einem Auditorio predigt, worunter Kaufleute ſind, welche allerley Schriften leſen, und zum Theil mit Nachdenken leſen, ſollte, dächt' ich, allen Fleiß anwenden, die Gedanken ſo zu geſtalten und beſonders ſo auszuprägen, daß ſie von

jenen

jenen betrachtet und gewogen nicht widrig, und namentlich — nicht zu leicht befunden werden mögen.

†††

IV.

Heinrich Matthias Marcards, d. A. D. zu Hannover, medicinische Versuche. Erster Theil. 244 Seiten. Zweyter Theil. 244 Seiten. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 8. 1778.

Der erste Theil, über die Entstehungsart der Gelbsucht, ist ganz theoretisch. Er beurtheilt die bisherigen Erklärungsarten, und setzt eine andere an deren Stelle, oder vielmehr nur hinzu.

Es giebt keine Galle im Blute, die Gelbsucht verursachen könnte, welche nicht erst in der Leber vom Blute abgesondert, und sodann in dasselbe zurückgeführt worden wäre. Ein Fehler der Leber also, welcher die Absonderung der Galle gänzlich hinderte, würde zwar etwa ein mißfärbiges Blut, eine Cacochymie, aber nimmer eine Gelbsucht, verursachen können. Dieses, was neuerlich Heberdeen besonders eingeschärft hat, ist hier von Hrn. M. in den fünf ersten Kapiteln, und zwar mit guten Gründen bestätiget worden. Es muß also die in der Leber wirklich abgesonderte Galle seyn, welche, indem sie ins Blut tritt, die Gelbsucht verursacht. Woher nun dieser Rücktritt? und auf welchen Wegen? Die von den besten neuern Aerzten angenommene Erklärungsart ist diese: Wenn der

Abfluß

Abfluß der Galle in den Zwölffingerdarm gänzlich gehindert wird, ſo tritt ſie durch den Lebergang in die Leber zurück, und wird von ihren einſaugenden Gefäßen ins Blut geführt. Nun aber giebt es zweyerley Galle; die blaſſe Lebergalle und die dunkle concentrirte Gallblaſengalle, wovon eine durch den Lebergang, dieſe durch den Blaſengang in den gemeinſchaftlichen, (choledochum) und daraus in den Zwölffingerdarm fließt. Die blaſſe Lebergalle kann, nach des Verf. Meinung, wenn ſie ins Blut zurücktritt, ſchwerlich die eigentliche dunkle Gelbſucht verurſachen: alſo wird auch die Verſtopfung des Leberganges allein keine unmittelbare Urſache davon ſeyn können. Dies hat Hr. M. im 7ten Kapitel ſehr wahrſcheinlich gemacht. Man geräth hierbey zwar natürlicher Weiſe auf den Zweifel, ob nicht die Lebergalle ſelbſt bey ihrem gehinderten Abfluſſe, durch ihr Verweilen in den Gallencanälen der Leber, und durch das Zurückſäugen ihrer Lymphe, zuletzt eben ſo dick und dunkel werden könne, wie es in der Blaſe, vermuthlich aus eben denſelben Urſachen wird, und ob ſie dann, wenn ſie in dieſem Zuſtande ins Blut gelangt, nicht dennoch eine ächte dunkle Gelbſucht erzeugen könne? Hr. M. geſteht die Möglichkeit hievon ſelbſt zu. S. 149. 188. 189. Es würde auch nicht folgen, daß darum allezeit die Entfärbung der Excremente vor der Gelbfärbung der Haut vorhergehen müßte, anſtatt daß gewöhnlich dieſe beyden Erſcheinungen zugleich bemerkt werden: denn es könnte allerdings bey Verſtopfung des Leberganges die Blaſengalle wohl noch eine Zeitlang in den Darm übergehen, ehe die Blaſe gänzlich entledigt würde; ja es wäre ſogar möglich, daß durch die cyſthepatiſchen Gänge die Gallblaſe beſtändig mit Galle verſehen bliebe, die ſie in den Darm ſenden könnte. S. 193. u. f. Inzwi-

ſchen

ſchen aber werden Lebergallenſteine ſo ſelten in Leichen gefunden, und haben, wenn auch dergleichen gefunden werden, ſo ſelten wahre Gelbſuchten zu Folgen, daß es widerſinnig wäre, die allgemeine Theorie der Gelbſucht auf dieſe Erklärungsart einzuſchränken. S. 53—57. Es ſey alſo angenommen, daß zu ächter Gelbſucht der Rücktritt der Blaſengalle durchaus erfodert werde: und ſo kann dann dieſes auf verſchiedene Weiſe möglich ſeyn. Einmal, wenn der Ausgang des gemeinſchaftlichen Gallenganges verſtopft iſt: ſo wird die Leber und Blaſengalle darinn zurückgehalten, und ſo kann beyderley Galle durch den Lebergang in die Leber zurücktreten, und da ins Blut geſogen werden.

Dies iſt die bisherige Theorie, welche Hr. M. im erſten Abſchnitte ſeines Werks critiſirt. Er hält ſie an ſich nicht für unmöglich, obgleich ſchwierig; aber gleichwohl bey den gewöhnlichſten und wichtigſten Urſachen der Gelbſucht für falſch. (8. Kap.) Zuerſt, wenn Gallenſteine die Urſache ſind. Gar ſelten ſind dies, wie wir ſo eben geſagt haben, Lebergallenſteine im Lebergange; S. 52. u. f. die Gallblaſenſteine aber ſtocken am wahrſcheinlichſten in dem engern Blaſenhalſe und Gange. Thun ſie nun das: ſo kann die Blaſengalle unmöglich in den gemeinſchaftlichen und dann in den Lebergang zurück zur Leber treten. So iſt es in allen den Fällen, wo bey ächter Gelbſucht gleichwohl die Lebergalle freyen Zugang in die Gedärme behält, und die Excremente noch einigermaaßen färbt. Geſetzt indeſſen, die Steine verſtopften wirklich den gemeinſchaftlichen Gang: ſo leugnet Hr. M. nicht, daß ſie auch dann allerdings ächte Gelbſucht verurſachen können; allein, da ſie das auch im vorigen Falle thun, wo die Blaſengalle unmöglich

durch

durch die Leber ins Blut gelangen kann: so muß sie auch in diesem Falle denselben andern Weg zum Blute nehmen können, ohne durch den Lebergang zu gehen. (9 Kap.) — So auch wenn die Ursache der Gelbsucht eine Entzündung der holen Seite der Leber ist, werden am wahrscheinlichsten die Gallblasengänge durch die Anschwellung dieses Theils verengert und verdrückt, und so kann wieder die Blasengalle weder in den gemeinschaftlichen, noch durch den Lebergang ins Blut gehen. (10 Kap.) Die Gelbsucht von Krämpfen, die Hr. M. aus guten Gründen gegen die Neuern vertheidigt, welche diese Ursache gänzlich verwerfen, paßt sich, seiner Meinung nach, eben so wenig zu der angenommenen Theorie, indem man nicht begreife, warum ein Krampf gerade nur den gemeinschaftlichen Gang schließen sollte, der doch mit den Leber- und Blasengängen in einem fortgeht, und einerley Nerven hat. S. 91. 92. (Wie aber, wenn in diesem Falle keiner von allen dreyen Gängen; sondern vielmehr nur die Mündung des gemeinschaftlichen, da wo sie den reizbaren Darm durchbohrt, durch einen Krampf entweder des Darms selbst, oder vielleicht einiger muskulösen Fäserchen, die die Stelle eines Sphincters verträten, zusammengeschnürt würde? Damit fielen auf einmal alle die Schwierigkeiten hinweg, die Hr. M. besonders S. 31. anführt.) Inzwischen wenn nun auch Krämpfe nur den gemeinen Gang verschließen, und beyderley Galle bis zu seiner Mündung gelangt: so kann doch noch, außer dem Rückwege durch die Leber, die Galle auch auf dem andern Wege ins Blut kommen, wie wenn Gallensteine die Mündung am Darme verschließen. — Nun also, was sind das für andere Wege?

Nachdem Herr M. im ersten Abschnitte gezeigt hat, daß die gewöhnlichsten Arten der Gelbsucht weder die Verschließung des gemeinen Ganges zur Ursache haben, noch auch, wenn dem so wäre, darum nothwendig vom Rückflusse der Galle durch die Leber entstehen müßten: so giebt er nun im zweyten die einsaugenden Lymphgefäße der Galle selbst für den bisher nicht genug beobachteten Weg an, auf welchem die Blasengalle ins Blut gehen und eine ächte Gelbsucht verursachen kann. Dieser Weg ist in allen solchen Fällen ächter Gelbsuchten, wo der Blasengang dicht verstopft, und gleichwohl in der Blase keine Galle zu finden ist, dem Anscheine nach der einzige mögliche. Zwar meint Hr. M., es könne auch die Galle, da sie in Lebenden und Todten zuweilen leicht und häufig durch die Zwischenräume der Blasenhäute durchschwitzt, in der Höhle des Unterleibes eingesogen, und so ins Blut gebracht, oder wenigstens im Zellgewebe verbreitet werden; allein diese Durchschwitzung scheint eher vermögend zu seyn, die zuweilen vorkommenden Partialgelbsuchten gewisser Theile, als die gewöhnliche allgemeine Gelbsucht hervorzubringen, (2. Abschn. 1. Kap.) und außerdem findet sich hier eine Dunkelheit, die noch vorher erklärt werden müßte. Alle diejenigen, welche die Operation der Gallensteine von außen empfehlen, warnen gar sehr, daß man die Galle nicht in die Höhle des Unterleibes fließen lasse, weil dies die unglücklichsten Folgen haben würde. Hr. M. führt dieses selbst an. S. 234. Entweder müßte nun diese Furcht eitel seyn, oder es müßte dies Durchschwitzen eine Art von Secretion seyn, die die Beschaffenheit der Blasengalle veränderte, oder es könnte ein solches Durchschwitzen bey gemeinen ungefährlichen Gelbsuchten nicht zur Ursache angenommen werden.

Doch

Doch dies bey Seite gesetzt! — Die Einsaugung der lymphatischen Gefäße der Gallblase ist in Fällen, wo ihrer Galle der natürliche Ausgang verschlossen, oder nur erschwert ist, so analogisch mit der in andern Behältnissen, z. E. der Urinblase, daß schon hie durch allein dieser Gedanke eine natürliche Glaubwürdigkeit erhält. (2. Kap.) Allein Herr Marcard bestätiget sie bey der Untersuchung der verschiedenen Ursachen der Gelbsucht so überflüßig, daß man schwerlich Anstand nehmen kann, ihm wenigstens in der Hauptsache Beyfall zu geben. Doch dieses muß man im Werke selbst lesen, da wir uns hier unmöglich so tief einlassen können, als wirs gern möchten. Herr M. hält es für wahrscheinlich, daß die übermäßige Einsaugung der zurückführenden Gänge in der Gallblase bey manchen Gelbsuchten eine Wirkung der Nerven sey, wobey freylich die eigentliche Art und Weise, wie sie dies bewerkstellige, im Dunkeln bleibt: und aus dieser Hypothese erklärt er die Gelbsuchten, deren Ursachen Krämpfe sind, größtentheils ganz ungezwungen. So können Gemüthsbewegungen, durch erregte Krämpfe; Steine und Würmer in den Gallenwegen, durch gemachten Reiz; Entzündungen und Geschwüre in der Leber, durch verursachte Schmerzen; Gifte vom Bisse mancher Thiere und Nervenkrankheiten, durch eine besondere den Nerven mitgetheilte Reizbarkeit oder Empfindlichkeit, das unmäßige Einsaugen der Lymphgefäße der Gallblase, und dadurch die Gelbsucht veranlassen. (4 Kap.) — Es kann auch bloß der gehinderte Abfluß der Galle auf dem natürlichen Wege die saugenden Blasengefäße, vermöge der Anhäufung der Blase, zwingen, mehr einzusaugen, als ihre natürliche Bestimmung ist: so wie dasselbe in andern mit Säften überhäuften Höhlen

zu geſchehen pflegt. Hieher gehören denn alle Urſachen, die den natürlichen Abfluß der Galle hindern. (5 Kap.) ꝛc.

Einige Schwierigkeiten, welche dieſe Theorie begleiten, beantwortet Hr. M. im 7. Kap. mehrentheils ſinnreich und genugthuend. Zuweilen iſt die Gallblaſe gänzlich verſtopft und wird nicht ausgeſogen; ſondern ſchwillt zu einer ungeheuren Maſſe auf. S. 171. Es geſchieht aber eben ſo oft, daß der gemeinſchaftliche Gang verſchloſſen iſt, und doch auch keine Gelbſucht erfolgt. S. 174. Die Galle iſt vielleicht zuweilen von der Beſchaffenheit, daß ſie nicht eingeſogen werden kann, oder die Lymphgefäße ſind in einem Zuſtande, daß ſie nicht einſaugen, wie bey Waſſerſüchtigen. S. 184. — Woher aber zuweilen eine Gelbſucht bey offenen Gallengängen? Hier kann ein den einſaugenden Gefäßen gegebener Reiz, ungeachtet des freyen Abfluſſes der Galle, ihre Einſaugung übertreiben. S. 185. — Zuweilen iſt die Gallblaſe lange verſchloſſen; es kann auf dem gewöhnlichen Wege aus dem Lebergange durch den Blaſengang keine Galle mehr zu ihr gelangen, und gleichwohl bleibt ſie ſtets damit angefüllt. Wie iſt dies möglich? S. 192. Hier nimmt Hr. M. ſeine Zuflucht zu den ductibus hepaticocyſticis, für deren Daſeyn in einigen Menſchen er mit ſtarken Gründen ſtreitet. S. 193 fg.

Es folgt endlich ein Anhang von der mehrentheils unheilbaren Schwarzſucht, welche vielleicht zuweilen nur eine Gelbſucht von ſehr dunkelfarbiger Galle, zuweilen die Folge einer großen Verderbung in den organiſchen Theilen des Gallſyſtems iſt. S. 212. ꝛc. Zugleich recenſirt Hr. M. S. 214. ꝛc. die vornehmſten Hülfsmittel zur Cur der Gelbſucht, ſo wie man das von einem ſo guten Schriftſteller erwarten kann.

Frey-

Freylich hat, so viel man jetzt sieht, die von Hrn. M. hier festgesetzte Erklärungsart der Gelbsucht keinen beträchtlichen Einfluß auf die Praxis; aber sie wird ihn gewiß noch künftig haben. Keine pathologische Wahrheit ist in der Praxis ganz unfruchtbar; und gesetzt auch, sie wäre es: so ist doch immer eine Wahrheit mehr ein Gewinn für die menschliche Erkenntniß.

Wir haben uns bey dieser wichtigen Abhandlung zu lange aufgehalten, als daß wir den zweyten Theil von Hrn. M. Schrift mit gleicher Ausführlichkeit anzeigen könnten. Dieser enthält 9 verschiedene Aufsätze: 1. Geschichte einer der Kriebelkrankheit ähnlichen Krampfsucht, ein Aufsatz, welcher schon 1772. besonders gedruckt worden, und im 19 B. der A. d. B. S. 552. beurtheilt worden ist, wohin wir die Leser verweisen. 2. Die Beschreibung einer ganz guten Maschine zu Qualmbädern, begleitet mit einigen Anmerkungen vom Gebrauche solcher Dunstbäder. Hr. M. glaubt, daß es bey Dunstbädern, Fomentationen und Cataplasmen nur bloß auf Wärme und Feuchtigkeit, nicht aber auf die Ingredienzen ankomme, die dazu genommen werden. Inzwischen läßt er denen, die Geruch haben, noch Gnade wiederfahren, und wenn man dann noch die dazu nimmt, die in die Nerven wirken, ohne zu riechen: so wird doch ein ziemlicher Vorrath übrig bleiben. Er meint auch, daß die Dunstbäder wirksamer wären, als die eigentlichen Bäder: „gleichwie in Essig gelegtes Bley sich „nicht so leicht auflöset, als im Essigdampfe!“ (Gewiß kann zu verschiedenen Zwecken, bald Dieses, bald Jenes besser seyn.) 3. Das Zuheilen alter Beinschäden zieht, wie bekannt, oft schlimme Folgen nach sich, wovon Hr. M. hier auch einige Beyspiele anführt.

führt, und sehr ausführlich warnet, sich die guten Wirkungen, die Goulard von seinem Bleywasser erzählt, nicht verleiten zu lassen, solche Schäden ohne Unterschied zu heilen. 4. Ein Wassersüchtiger, der die Säuren, und besonders den Cremor Tartari durchaus nicht vertragen konnte, (welches oft vorkommt,) befand sich bey Gensteraſche in Rheinwein um vieles gebessert. Daß es unbedenklich sey, beym Abzapfen alles Wasser auf einmal weglaufen zu lassen, „dieser „Meinung ist Hr. M. vollkommen, und glaubt zu„verlässig, daß man es Alles zugleich herauslaufen „lassen dürfte;“ beruft sich auch dabey auf ein mündliches Zeugniß des Percivall Pott, und vergleicht diese Ausleerung nicht sehr passend mit der bey der Entbindung der Weiber. In Deutschland haben viele Aerzte und Rec. ebenfals schon seit ohngefähr zwanzig Jahren die Abzapfung auf diese Weise bewerkstelligen lassen, ohne eine andere Vorsicht dabey zu gebrauchen, als mit einer breiten Binde den Bauch ein wenig zu pressen. 5. In einem Magenkrampfe that das Riverische Mittel sehr gut, und erregte die erstenmale ein erleichterndes Erbrechen. Hr. M. sagt, er habe diesen Schmerz für einen Magenkrampf gehalten, ob man gleich angab, daß er von Würmern herrührte. Konnte nicht beydes wahr seyn? Man kennt die ausgemachte Tugend des Riverischen Salzes wider das heftige Erbrechen. Da nun hier ein Fall ist, wo es Erbrechen erregt: so sagt Hr. M.: „dennoch sey er der Meinung, daß man diesem Mit„tel den Ruhm, daß es Brechen stille, nicht abspre„chen müsse.“ Dies lautet etwa so, als wenn itzt jemand der Meinung würde, daß man dem Opium die einschläfernde Kraft nicht ganz absprechen müßte, wenn es gleich in besondern Umständen den Schlaf vielmehr

hindert.

hindert, als befördert. 6. Ein langwieriger Magenschmerz einer gebrechlichen Frau mit schwarzem Erbrechen, („die schwarze Materie, sagt Hr. M., fiel „nicht ins Rothe, daß man sie für Blut hätte an„sehen können:“ aber das braucht es gewiß nicht, und sie kann doch ausgebrochenes Blut seyn,) ward, als er aufs höchste gestiegen war, und Ohnmachten und kalten Schweiß erregte, durch eine Camphermilch mit Salpeter vertrieben, worauf starke Abführungen dieser Materie von oben und unten erfolgten. Hr. M. erzählt noch ein anderes Beyspiel von guter Wirkung des Camphers durch Abführungen. 7. Ein beschwerliches Schlingen, das tödtlich ward, vermuthlich von aufgeschwollenen Drüsen im Halse. 8. In der Leiche eines Melancholischen, der sich erhenkt hat, war die Blasengalle roth wie Krebsbrühe, mit einer Menge Steinchen. Merkwürdig und lehrreich. 9. Ein Paar gar gewöhnliche Fälle, wo die Ursache des Todes nicht gefunden noch erklärt werden kann, z. E. bey einem vom Blitze Getödteten ꝛc. mit sehr wahren Reflexionen darüber. — Man sieht aus dem Wenigen, was wir aus dieser Schrift anzeigen konnten, wie vieles man sich mit Rechte von einem in seiner Jugend schon so geschickten Arzte fürs Künftige versprechen dürfe.

Gz.

V.

Beati Flacci Albini s. Alcuini Abbatis, Caroli Magni Regis ac Imperatoris, Magistri, Opera post primam Editionem a Viro Cl. D. *Andrea Quercetano* curatam, de nouo col-

lecta, multis locis emendata, et opuſculis primum repertis plurimum aucta, variisque modis illuſtrata. Cura ac ſtudio *Frobenii*, S. R. I. Principis et Abbatis ad S. Emmeranum Ratisbonae. *II. Tom.* in IV. Vol. Fol. Litteris Ioannis Michaelis Englerth, MDCCLXXVII.

Dieſe eben ſo prächtige als vollſtändige und genaue Ausgabe der Werke Alcuins gereicht Deutſchland zur Ehre. Selbſt in den Ländern, worin Unternehmungen von dieſer Art bey dem Publikum mehr Aufmunterung finden, bedürfen ſie doch oftmals höherer Unterſtützung; wie vielmehr wird man das von Deutſchland annehmen müſſen. Es iſt alſo ein wahres Verdienſt für einen erhabenen geiſtlichen Reichsfürſten, wenn er der gelehrten Welt ſolche Geſchenke macht, die nur ſelten Privatperſonen zu machen im Stande ſind. Und dieſes Verdienſt hat ſich der gelehrte Herausgeber des Alcuins, der Herr Fürſt von S. Emmeran in Regensburg erworben. Alcuins Schriften ſind nicht allein wichtig, indem ſie uns die Geſtalt der Litteratur in einem Jahrhundert darſtellen, darin eine merkwürdige Veränderung mit ihr in einem ſo beträchtlichen Reiche als das Fränkiſche, und unter einem ſo großen Monarchen als Karl der Große, vorgieng. Die äußerſte Vernachläßigung aller Art von Gelehrſamkeit, ſogar bis auf ihre geringſten Elemente, der unermüdete Eifer ſie wieder herzuſtellen, ſeine Bemühung die großen Männer ſeiner Zeit um ſich her zu verſammlen, und die Wege, die ſie einſchlugen, um dem, was man damals Wiſſenſchaften nannte, wieder aufzuhelfen, wovon ſich hie und da die Spuren noch bis jetzt erhalten haben — alles

das,

das, ſo wie man es zum Theil aus Alcuins Briefen lernen kann, iſt gewiß ein intereſſanter Anblick. Hiezu kommt, daß Alcuin als einer der größten Gelehrten ſeiner Zeit an allen damaligen theologiſchen Streitigkeiten Theil nahm. Man kann alſo, ohne Alcuins Schriften, keine rechte Kenntniß von den damaligen Controverſen mit den Adoptianern, über den Bilderdienſt und den Ausgang des h. Geiſtes von dem Sohne erlangen; denn über alle dieſe Materien hat Alcuin geſchrieben.

Das Verdienſt des gelehrten H. Herausgebers iſt alſo, daß er überhaupt eine neue Ausgabe des Alcuins, und dann, daß er eine ſo vollſtändige und verbeſſerte Ausgabe veranſtaltet hat. Die Werke dieſes Gelehrten waren ſeit der Ausgabe des Quercetanus (du Chesne) 1617. nicht gedruckt worden, und dieſe rechnet ſchon Clement unter die ſeltnen Bücher. Die Mühe nun und den Fleiß, welchen der gelehrte H. Herausgeber angewandt, um ſeine Edition recht vollſtändig und genau zu machen, iſt des größten Lobes werth. Er war zuerſt durch eine Anmerkung des D. Rivet de la Grange, eines von den Benediktinern, welche die Hiſtoire litt. de France geſchrieben, dazu aufgemuntert worden. Er erfuhr glücklicher Weiſe, daß bereits ſeit 1745. ein gelehrter Benediktiner in Lotharingen D. Ildephonſus Catelinot an einer neuen Ausgabe arbeite; dieſer Mann war aber damals, als der gelehrte Fürſt im J. 1754. an ihn deswegen ſchrieb, ein Greis von 83 Jahren, der ſelbſt daran zweifelte, ob er es erleben würde, der Herausgeber des Alcuins zu ſeyn. Er ſandte alſo dem Fürſten von S. Emmeran alles, was er bereits zum Behuf ſeiner neuen Ausgabe geſammlet hatte. Hiemit war der gelehrte Fürſt noch nicht zufrieden, er ſchrieb nicht

nur an alle Litteratoren, von denen er Beyträge und Hülfe zu seinem Vorhaben erwarten konnte; sondern er lies auch 1760. einen Conspectus drucken, davon sich eine Anzeige in den Act. Erudit. Lipsi. findet, um die Gelehrten öffentlich zu solchen Beyträgen einzuladen. Das war nicht ohne Frucht. Er erhielt dergleichen Beyträge von verschiedenen Orten her, insonderheit von Christ. Lud. Scheid, und von Christ. Friedr. Temler; insonderheit aber von M. de Brequigny, der im Jahr 1764. auf Befehl des K. von Frankreich zur Aufklärung der mittlern Geschichte von England und Frankreich, die Englischen Bibliotheken durchsuchte. Man kann also leicht denken, welche große Vorzüge diese Ausgabe vor der Quercetanischen haben müsse. Denn seit dieser letztern hatten schon Martene, Mabillon, Baluze und Pez vieles aufgefunden; die Bibliotheken der Domkirchen von Salzburg und Freysingen lieferten noch viele Schätze; und hiezu kam dann das Angezeigte.

Um also die großen Vorzüge dieser Ausgabe und das, was man darin neues finden kann, genauer anzuzeigen: so wollen wir ein Verzeichniß von dem geben, was man in derselbigen bisher unbekanntes antreffen wird. Wir wollen hierbey der Ordnung folgen, die dem gelehrten Hrn. Herausgeber selbst beliebt hat.

Der I. Tomus, in der 1. Abtheilung enthält zu den 240 Briefen die bereits Canisius, du Chesne, Mabillon und Pez haben, 70. neue aus der Harleyischen Bibliothek. Da diese zu spät kamen: konnten sie nicht an ihrem Orte eingeschaltet, mußten also in einer besondern Mantilla hinzugefügt werden.

2. Abtheil. enthält die exegetischen Werke.

1) Hymnus

1) Hymnus Vetus in XV. Pſalm. Graduum.
2) Compendium in Cant. Canticorum.
3) Interpretationes Nominum hebraicorum Progenitorum Chriſti. (Iſt buchſtäblich, allegoriſch und moraliſch, nach damaliger Art.)
4) Tractatus Albini Magiſtri ſuper tres Pauli Epiſtolas ad Tit. Phil. et Hebr.
5) Commentatio breuis in quasdam S. Pauli ſententias.

3. Abtheil. dogmatiſche Werke.
1) Libellus de Proceſſione Spir. S. ad Carol. M.
2) Libellus adu. haereſin Felicis ad Abbates et Monachos Gothiae cum Praef. D. Petri Fogginii.
3) Epiſt. B. Alcuini ad Felicem haereticum.
4) Neun andere Briefe an Carl den Großen.

Zum Schluſſe 2. Abh. vna hiſtorica; altera hiſtorico dogmatica de Dogmate Adoptianorum. (Gegen H. D. Walch in Göttingen, der in ſeiner hiſt. Adoptianorum die Adoptianer gegen den Vorwurf vertheidigt hatte, als hätten ſie mit den Neſtorianern einerley Meynung.)

II. Tomus, 1. Abth. Opera Liturg. et moralia, nichts. 2. Abth. Vitae ſanctorum, nichts. 3. Abth. Carmina ſ. Verſus, nichts.

4. Abtheil. Grammatica, Rhetorica, Dialectica. 1) De

1) De Orthographia.
2) De Curſu et ſaltu Lunae et Biſſexto.

5. Abtheil. Opuſcula dubia. Voran ſteht: D. *Io. Mabillonii* Diſquiſitio de Confeſſione fidei B. Alcuino tributa cum animaduerſione in Cenſuras D. *Baſnagii.*
1) Albini Confeſſio fidei.
2) Diſputatio puerorum per interrogationes et reſponſiones.
3) Propoſitiones ad acuendos Iuuenes.
4) Epiſt. ad Leonem Papam.
5) Carmina dubia. Sieben an der Zahl.

6. Abtheil. Opuſcula ſuppoſititia.
1) Amalarii Archiep. Treuirenſis Epiſtola ad Carol. M. de Ceremoniis Baptiſmi, vna cum bina Epiſt. Caroli ad eund. miſſa, ad Petrum Abbatem Nonantulae; Huius quoque Epiſtola ad Amalarium, cum huius reſponſario et Verſibus marinis.
2) Adſonis Abbatis Deruenſis Libellus de Antichriſto. (Steht zwar ſchon in des du Cheſne Ausgabe; iſt hier aber nach einer Handſchrift verbeſſert.)

Appendix triplex.

Dieſer dreyfache Anhang enthält meiſtentheils Briefe, von denen man glaubt, daß ſie aus Alcuins Feder gefloſſen, oder die ihm ſonſt beygelegt werden. Einige davon hat du Cheſne bereits, und zwar hat er ſie unter die übrigen zuverläßigen geſetzt. Der H. Herausgeber hat ſie zwar dem Alcuin nicht abſprechen wollen; hat aber doch geglaubt, und das mit Recht, ihnen einen beſondern Ort anweiſen zu müſſen.

Der 1. Anhang enthält vermiſchte Briefe.

1) Epi-

1) Epiſtolae III. Angelberti Abb. ad quemdam Epiſcopum.

2) Praecepta Caroli M. 1) Pro Monaſt. Cormaricenſi. 2) Pro eod. Monaſt 3) Pro Monachis S. Martini.

2. Anhang. Briefe dogmatiſchen Inhalts.

1) Epiſt. Epiſcoporum Hiſpaniae ad Carol. M in cauſa Controuerſiae de Adoptione Chriſti. (Aus des D. Flores Eſpana Sagrada, woraus ihn ſchon Walch in Hiſt. Adopt. hat abdrucken laſſen.)

2) Epiſt. eorumdem ad Epiſcopos Galliae, Aquitaniae et Auſtriae. (Dieſes iſt der ſo merkwürdige und langgewünſchte Brief, von dem Flores nur ſehr wenig hat drucken laſſen, und den H. Walch ſo gern ganz geleſen hätte. Der H. Herausgeber hat ihn durch die eifrige Bemühung der Herrn Temler und Plüer von dem berühmten Mayans aus einer toledifchen Handſchrift erhalten. Er iſt voll vortrefflicher Geſinnungen, und ſtellt uns den armen Felix und Elipandus aus einem ganz andern Lichte dar, als woraus ihre Widerſacher ſie darſtellen.)

3) Epiſtola Concilii Francofordienſis etc. prioris refutatoria.

4) Epiſt. *Caroli M.* Reſponſoria ad priorem.

5) Excerpta hiſt. ex libris *Etherii* et *Beati* adu. *Elipandum.*

6) *D. Gregorii Majanſii* Gen. Valenti-

ni

ni Epiſtolae, Acta et Scripta Elipandi illuſtrantes.

7) *Candidus* de Imagine Dei.

3. Anhang.

1) Notitia Eccleſiarum vrbis Romae.

2) *Alexandri Regis* Maced. et Dindimi Brachmanorum Regis per litteras pulcherrima Collatio.

3) D. *Ge. Henr. Martini* Animadu. in praec. Collat.

4) Addenda et ſupplenda.

5) Index rerum et ſententiarum.

Noch eins müſſen wir bemerken: das bekannte Werk de impio cultu imaginum L. IV. das Carl dem Gr. beygelegt wird, und das Alcuin zum Verfaſſer haben ſoll, findet ſich in dieſer Ausgabe nicht. Man weiß, daß du Tillet, B. von Meaux, deres 1549. in Duodez beſonders herausgab, wenig Dank mit der Bekanntmachung deſſelbigen verdiente. Der gelehrte Fürſt und Abt von S. Emmeran wollte es ſeiner Ausgabe auch einverleiben. Er wendete ſich daher an den Card. Paſſionei zwar zunächſt, um zu erfahren, ob ſich in der Vatikaniſchen Bibliothek nicht etwa Handſchriften davon fänden; aber auch um anzufragen, ob es rathſam ſey, es ſeiner Ausgabe Alcuins mit einzuverleiben. Auf die erſte Frage erhielt er Nein! zur Antwort, und auf die zweyte: „daß da dieſes Werk „nicht vom Alcuin ſey, es rathſamer ſeyn würde, es „wegzulaſſen.“ Man kann leicht denken warum? Doch wäre es zu wünſchen, daß der Cardinal die Gründe ſeiner Meynung hinzugefügt hätte, damit man ſie mit Heumanns Gründen in der Vorr. zu ſeiner Ausgabe dieſes Werkchens, worin er es dem Alcuin beylegt, vergleichen könnte. Am.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Glaubensbekenntniß eines Cartheuſers, welches bey Abbrechung einer Zelle in dem Waiſenhauſe zu Baſel, auf Pergament in lateiniſcher Sprache, mit Gothiſchen Buchſtaben geſchrieben, in einer hölzernen Capſel, unter einem Balken eingemauert den 21 Dec. 1776 geſunden worden. Baſel, 1776. 8 Seiten in 8.

Der Bruder Martin, ſo heißt der Cartheuſer, hat dieſes ſein Glaubensbekenntniß im erſten Jahre ſeines Gelübdes in dem Cartheuſerorden, am Maria Magdalenen Tage 1456 aufgeſetzt. Einige wenige Stellen abgerechnet, iſt daſſelbe ein neuer Beleg zu der längſt gemachten Bemerkung, daß es vor der Reformation nicht an richtigen Einſichten in den wichtigſten Glaubenspuncten gefehlt habe; die auch ganz neuerlich durch den erſten Abſchnitt von Herrn Prediger Spazens evangeliſchem Speyer noch mehr beurkundet worden iſt. Der Bruder Martin würde gewiß, wenn er in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts gelebt hätte, den Schooß der heiligen Mutter Kirche verlaſſen haben.

Uebrigens hätten wir, und vielleicht mehrere mit uns, gewünſcht, daß dieſes Glaubensbekenntniß in der Sprache, in welcher es abgefaßt worden iſt, der lateiniſchen nämlich, auch wäre abgedruckt worden.

***

Des berühmten Predigers Gerundio von Kampazas, ſonſt Gerundio Zotes, Lotterie für die Herren Prediger

diger, 1777. Eine Ueberſetzung aus dem Spaniſchen des Gerundio ſelbſt. Kanzelburg bey Vericidius Ernſt dem ältern. 13 Bogen, 8. (iſt in Böhmen oder Baiern gedruckt.)

Die Sprache ausgenommen, die ſehr viele Provinzialismen hat, iſt dieß ein ſehr launiges Product. In der Vorrede erzählt der V., daß man dieſe Lotterie nach dem Tode des G. gefunden habe, und beſchreibt die tollen Unternehmungen der Seele, um zu hindern, daß Niemand ſich dieſes Schatzes anmaße, und wie ſein Urheber glänze. Der erſte Titel iſt: Textlooſe. Zur Faſtenpredigt griff Gerundio S. 9. das Loos, was wollet ihr mir geben, Matth. 26, behandelte ſich als einen Kaufmann, und bot ſeine Seele feil; ahmte die Sprache eines Juden nach; in der zweyten Predigt ſchildert er ein ſchönes Frauenzimmer, welches ſie haben wolle, dieſes iſt Fleiſch und Blut; in der dritten meldet ſich der Erlöſer, und bietet ſein Blut, allein G. hat in den Werken des tiefſinnigen Kochem's geleſen. Jeſus wäre bereit noch tauſendmal mehr zu geben, er läßt ihm alſo dieſesmal die Seele noch nicht; in der vierten läßt er ſie auch vor den Himmel nicht, weil dieſer nur die Wohnung, die Seele aber das Ebenbild Gottes iſt; in der fünften verfällt G. in eine Art von Raſerey, läßt die Kirchthüren zuſchmelzen, weil der Teufel ſeine Seele haben will; in der ſechſten überläßt er ſie Gott, unter der Bedingung, daß Gott ſich ihm gebe. Es mag viel Wahres in dem Buche ſeyn; wenigſtens verſichert der V. oft, daß er dieſes und jenes ſelbſt gehört habe. Z. B. S. 29. eine Predigt über den Text Geneſ. 35, Rahel aber gebahr, das kam ihr hart an, bey der Geburt, wo der V. es lächerlich findet, daß der Prediger über die Nothwendigkeit einer Hebamme geredet. Hierauf kommen S. 44. Figurenlooße für Metaphern, Allegorien und andere Tropen. S. 47. Looße für ſymboliſche Reden: hier iſt ein ganzer Looßzettel auf einen Floh, und ſo geht es weiter fort. S. 78. Eine Hausbibliothek für die Prediger; z. B. die Pelvalotta, Makrobius, Beyerlinks theatr. vitae humanae. Folgende Stelle iſt ſonderbar genug. S. 108. Einſt nahm G. das Crucifixbild vom Rednerſtuhle hinweg, und drohete ſeinen Zuhörern ihnen daſſelbe nicht mehr unter die Augen kommen zu laſſen, bis er die ernſten Thränen der reumüthigſten Buße an ihren Wangen erblickte. Zum Unglück befand ſich

ein

ein recht vermaledeiter Janſeniſt unter den Zuhörern, und verderbte das ganze Spiel, da er ſagte: um 3 Batzen können wir uns bey dem nächſten Bilderkrämer einen andern Herr Gott kaufen. Und doch war der Purſch nur ein gemeiner Nickel. Das Gott erbarm! ſo weit hat das Gift ſchon um ſich gefreſſen. S. 134. ſteht eine hübſche Abhandlung unter der Ueberſchrift Hußaſche, über das von den Oberdeutſchen Katholiken ſo genannte lutherſche E, über welchen Unſinn auch der gelehrte Hammer in ſeiner Abhandlung über die deutſche Sprache, zum Nutzen der Pfalz, klagt. Dieſes lutherſche E iſt ſo verhaßt und verflucht, daß man lieber ſeinen Bruder ermordete und Sodomiterey triebe, als es ausſpräche, und Wetterſchaden und anderes Unglück den Predigern zur Laſt lägte, welche mit den Een auf katholiſcher Kanzel geluthert haben. Vorzüglich aber ſind diejenigen darwider, welche darum katholiſch ſind, weil ihre Großmütter es waren. Alles dieſes ſind des V. eigene Worte. Von S. 172 bis Ende folgt ein Präſervativ für die Herren Prediger aus den Briefen des großen Ganganelli, Klemens des 14ten, und der V. beſchließt ſein Werk alſo: dieſes ſind nun die Ideen des großen Ganganelli über die geiſtliche Beredſamkeit, die ich aus ſeinen Briefen geſammelt habe, haltet dieſe gegen die Lotterie des Gerundio, urtheilet und laſſet mich in der Ruhe.

Dieſe kleine Schrift verdiente wirklich bekannter zu werden; auch proteſtantiſche Geiſtliche würden ſie mit Nutzen leſen, da viele unter ihnen ſind, die noch mit Narrenspoſſen an heiliger Stätte prangen. Ich kenne ſelbſt einen Geiſtlichen, der mit folgenden Worten auf die Kanzel trat: Es giebt zweyerley Menſchen in der Welt: böſe, die nicht gut ſind, und gute, die nicht böſe ſind.

Beytrag zu den freundſchaftlichen Unterredungen über die Wirkungen der Gnade. Schwerin, bey Buchenröder. 1776. 8. 124 Seiten.

Nicht der Gelehrte, der die Unterredungen ꝛc. geſchrieben hat, ſondern ein anderer Ungenannter iſt V. dieſes Beytrags. Man kann ihn für ein kleines ſyſtematiſches Lehrbuch der lutherſchen Confeſſion nehmen, deren Lehrſätze, beſonders von dem göttlichen Ebenbilde, vom Sündenfalle, von der Wiederherſtellung des Menſchen zur Glückſeligkeit durch Chriſtum,

von den Gnadenwirkungen des heil. Geistes, von der Natur des Glaubens, nebst der damit verbundenen Buße, Reinigung des Gemüths und Heiligung des Lebens bey wahrer christlicher Tugend, von der künftigen ewigen Seligkeit des wahren Christen, und der ewigen Verdammniß, sowohl des natürlichen Menschen, als des natürlichen Christen — hier zum Theil ausführlich in einer Reihe zusammengeketteter philosophischer Schlüsse vorgetragen werden. Der V. hat mit Fleiß darum diese demonstrative Lehrart gewählt, und nur dann und wann zur Bestätigung seiner Vernunftschlüsse ein Paar biblische Stellen angezogen, weil die Gegner sich so oft auf die Vernunft, welche diesen Lehren widersprechen sollte, berufen, damit er auf solche Art seinem Vortrage desto mehr Gründlichkeit geben möchte. Statt des Eusebius und Philalethes in jenen freundschaftlichen Unterredungen, besprechen sich hier der Mag. Georg und der D. Martin über die vorangezeigten Materien, welcher letztere den Magister als einen lehrbegierigen Schüler zurecht weiset, und ihm seine Einwürfe beantwortet. Der Dialog ist freylich nicht so natürlich und unterhaltend als in Eusebius und Philalethes Gesprächen. Aber das thut zur Sache nichts. Der V. forschet als ein christlicher Philosoph mit frommen männlichem Ernste wichtigen Wahrheiten nach, und solche Schriftsteller, wenn sie auch hie und da einen Trugschluß machen, oder Lücken im Beweise lassen, oder auf nicht strenge genug erwiesene Vordersätze zu viel bauen, muß man zu einer Zeit, wo unsere meisten Antiparadoxen den Ton der Spötterey oder der Schmähsucht angenommen haben, immer ehrenwerth halten.

An der Ordnung und dem Zusammenhange, in welchem das theologische Gespräch fortgeht, ist nichts auszusetzen. Die vorangeschickten Begriffe und Erklärungen von der höchsten Vollkommenheit Gottes; von der unwandelbaren Regel der Ordnung in allen Neigungen, Absichten und Handlungen Gottes, welche er dessen Grundzweck nennt, der niemals zufällig und willkührlich, sondern jederzeit nothwendiger Weise gerecht und gut ist; von der Harmonie der Dinge in der Welt, die dem gemäß nach der möglichsten relativen Vollkommenheit eingerichtet sind; von der Gerechtigkeit, Weisheit und Gütigkeit Gottes, als dem Grunde seiner Gesetzgebung; von dem freyen Willen Gottes und des Menschen, sind ganz richtig; andern aber fehlt es an genauer Präcision. Wir wollen einige anmerken. S. 23 erinnert D. Martin, man sey in der

Moral

Worte über den Begriff der Liebe, auch der Liebe Gottes noch nicht einig. Er denkt ihn dadurch näher zu bestimmen, daß er einen Unterschied macht, zwischen solchen Neigungen in Gott, welche unmittelbar in der göttlichen Natur, oder den göttlichen Kräften, folglich in keinen andern Neigungen gegründet sind; und zwischen solchen, welche bloß aus andern Neigungen entstehen. Jene nennt er Grundneigungen, worinn eigentlich die Liebe bestehen soll; diese hingegen abgeleitete Neigungen, in welche er den Willen Gottes im engern Verstande setzet, daß sonach alle Neigungen Gottes entweder Liebe oder Wille seyn, und seine Gerechtigkeit theils in seiner Liebe, theils in seinem Willen bestehen soll. Mag. Georgen leuchtet diese Distinction auf den ersten Anblick ein, dem Rec. nicht so. Alles, was Gott zukömmt, ist unmittelbar in seinem Wesen gegründet. Die eine Neigung, Gesinnung und Eigenschaft desselben fließt so gut, wie die andern, aus der Natur des unendlichen Wesens. Alle sind zu der vollkommensten Harmonie mit einander verbunden. Die Philosophen und Theologen haben auch schon lange die Gerechtigkeit Gottes durch seine von der höchsten Weisheit geleitete unwandelbare Liebe zum Wahren und Guten erklärt. Gott liebt, und will allemal nach seiner höchsten Weisheit, was in dem Zusammenhange der Dinge gut und das Beste ist. Er handelt in jedem Falle nach allen seinen wesentlichen Eigenschaften zusammengenommen, und darum ist sein Wille immer gerecht. Die Philosophen haben auch schon längst erkannt, daß jedes verständige Wesen ein Object darum liebe, weil es Schönheit, Güte, Vollkommenheit an demselben gewahr wird. Und D. Martin will behaupten: „weil die Liebe unmittelbar „in der Natur ihres Subjects gegründet ist, können wir Men„schen davon keinen Grund angeben, indem wir von den Sub„stanzen keine andere Erkenntniß, als aus ihren Wirkungen „haben. Wir können zwar urtheilen, daß, wenn ein Wesen „als Gott, eine vollkommene Gerechtigkeit besitzt, dasselbe „auch eine vollkommene wahre Liebe besitzen müsse, und daß „ein ungerechtes Wesen keine andere, als eine falsche Liebe besitzen könne. Aber kein Philosoph kann aus der Natur des „Menschen einen Grund angeben, warum sich viele nur allein „lieben, andere hingegen auch eine Menschenliebe haben; war„um das Vieh gegen seine Jungen, und die Menschen gegen „ihre Kinder eine so starke Liebe haben, die oft ihre Selbst„liebe überstreigt. Daß diese und andere Arten der Liebe da

„ſind, erkennt man bloß aus der Erfahrung.“ Wir dächten, die Erfahrung hätte doch den D. M. wohl auch gelehrt, daß der Grund, warum die Liebe eines verſtändigen Subjects auf dieſen oder jenen Gegenſtand gezogen wird, allemal in der Beſchaffenheit des geliebten Objects liege, in der Werth-Güte, Annehmlichkeit, Schönheit oder Vollkommenheit, die ſich eine lebhafte Vorſtellung macht. Dieſe Vorſtellung bey endlichen eingeſchränkten Weſen undeutlich, verworren, dunkel, irrig ſeyn; das thut aber zur Sache nichts. Genug, ſie lenkt doch die Liebe in dem Subjecte da oder dort hin. Der Vernunft des Menſchen kömmt bey ſeiner Liebe zu den Kindern der natürliche Inſtinct mit zu Hülfe; bey Thieren aber, denen ſie fehlt, vertritt er deren Stelle. Und Gott, der gar keine ſinnlichen Triebe und Neigungen hat, deſſen Liebe zu den Geſchöpfen alſo auf keine Weiſe mit einer ſenſualiſchen und animaliſchen Liebe, welche allein oder größtentheils auf dem Inſtincte beruhet, zu vergleichen ſteht, liebt etwas darum, weil er es nach ſeiner allerdeutlichſten, untrüglichſten Einſicht in die allgemeine Harmonie der Dinge als gut erkennt. Dies iſt doch wohl Grund genug von dem, was D. M. für unerklärbar hält. Uns wundert, daß einem Philoſophen dieſe bekannten Sachen fremde zu ſeyn ſcheinen. „Die Liebe iſt auch un„veränderlich, ſagt D. M. weiter S. 24. ſo lange die Natur „ihres Subjects unverändert bleibt“, und des geliebten Objects, müßte dazu geſetzt werden. Denn wenn ſich dieſes verändert, verändert ſich die Liebe auch. „Hingegen der Wille „iſt veränderlich. Er läßt ein Gut fahren, ſo bald ihm ein „größer Gut vorgeſtellt, oder ein Uebel damit verknüpft wird.“ Gilt denn nicht eben daſſelbe auch von der Liebe? Kann man ein geringeres oder mit gewiſſen Uebeln verknüpftes Gut, welches man des erkannten größern Gutes wegen nicht länger will, gleichwohl länger lieben? Oder höret man allemal auf zu lieben, was man aufhört zu wollen? Das Object der Liebe iſt doch eben ſowohl außer dem liebenden Subjecte als das Object des Willens außer dem wollenden. Liebe und Wille richten ſich beyde in ihren Abänderungen nach den ſubjectiven Vorſtellungen von dem veränderten geliebten und gewollten Objecte. „Wir können auch von unſerm Willen den Grund „erkennen, weil wir die Neigung, worauf er ſich gründet, wiſ„ſen können.“ Die Neigung iſt ja aber Liebe. Wiſſen wir die Urſache der einen, ſo ſind wir uns ja auch wohl der Urſache der andern bewußt.

Wir

Wir wollen uns nicht bey Berichtigung der Theorie vom Vergnügen und Mißvergnügen aufhalten, welche D. M. auf seine vorangeführten Ideen bauet. Sie verleiten ihn die wunderlichen Sätze zu behaupten S. 26: „So lange die Natur des Subjects unveränderlich bleibt, dauert dessen Liebe „fort, wenn sie ihm auch Misvergnügen und Unglückseligkeit „erwecken würde. Der Eigenliebende kann seiner Eigenliebe „nicht absagen, wie er seine Natur nicht ändern kann, wenn „er auch durch dieselbe die größte Unglückseligkeit leidet. Wäre „es ihm möglich, daß er seine Eigenliebe bey sich austilgen, „oder nur schwächen könnte: so würde er sich im ersten Falle „von seiner Unglückseligkeit befreyen, und im andern Falle „solche mindern.“ Hat D. M. auch die menschliche Natur je recht beobachtet? Wenn der Seele des Menschen durch den bisher geliebten Gegenstand Mißvergnügen und Unglückseligkeit zuwächst, so verwandelt sich ihre Zuneigung gegen denselben unausbleiblich in Abneigung. Es wäre wider die Natur, wenn es anders ergienge. So lange ein Gemüth noch immerfort von Eigenliebe und eitler Selbstsucht gefesselt wird, ist es ein sicheres Zeichen, daß es das Misvergnügen und die Unglückseligkeit, so daraus entspringt, noch nicht in der ganzen überwiegenden Stärke empfunden habe, sondern erst künftig noch empfinden werde. Dieser Zeitpunct trete nur ein, und die verkehrte Neigung, die ihn auf den Gipfel seiner Unglückseligkeit gebracht hat, wird von da an, zwar nicht auf einmal ausgetilgt, (denn in der moralischen Natur geschieht so wenig, als in der physischen, etwas durch einen Sprung) aber doch sicherlich nach und nach geschwächt werden. — S. 35: „Es kann „niemand durch eine moralische Verbindung oder Vorstellung „von den größten Gütern oder Uebeln in der Welt zu einer „Liebe gebracht, oder von derselben abgezogen werden.“ Freylich läßt sich die Liebe, weder als Leidenschaft, noch als vernünftige Zuneigung betrachtet, befehlen. In einem Zustande der Seele, wo sie als Leidenschaft über die Vernunft herrscht, verfangen keine moralischen Gründe etwas wider sie. Aber wenn der Affect ausgetobt hat, und die Seele vernünftiger Ueberlegungen fähig wird, dann thun sie ihre gewisse Wirkung, und neigen die Liebe von selbst zu dem erkannten Guten hin und von dem erkannten Uebel ab. Dies ist so wahr, daß die Lenkung einer nicht sinnlichen, sondern vernünftigen Liebe gerade durch nichts in der Welt, als durch

moraliſche Gründe geſchehen kann. Gott ſelbſt lenket die Herzen der Menſchen dadurch allein zur Liebe des Guten. „Keine „Mutter, die ihr Kind liebt, kann durch Verſprechen aller „Schätze der Welt, oder Bedrohung einer der größten Todes„arten, dahin gebracht werden, daß ſie ihre Liebe aufgäbe.“ Ganz recht! dies geht aber auch ſehr natürlich zu. Außerdem, daß der unzerſtörbare Naturtrieb das Herz einer zärtlichen Mutter mit unauflöslichen Liebesbanden an ihr Kind feſſelt, iſt ihr daſſelbe ein größeres Gut als alle Schätze der Welt, und der Tod mit allen ſeinen Martern ein geringeres Uebel, als das Leben ohne den Beſitz ihres geliebten Kindes. „Sie werden auch niemals von einer freyen Liebe, wohl „aber von einem freyen Willen gehört haben. Daher ſagt „auch Paulus Röm. 8. daß ihn keine Kreatur von der Liebe „gegen Gott ſcheiden könne.“ Liebe, als ſinnlicher Affect betrachtet, iſt eine Sclavinn; aber Liebe als vernünftige Zuneigung angeſehen, eine Freye, die aus eigener Einſicht nach guten Gründen das beſte wählt und will. Eben darum, weil Paulus in der Liebe gegen Gott ſein größtes Glück fand, kein Gut kannte, das von dieſem überwogen würde, hielt er mit größter Freyheit ſeiner erleuchteten Seele ſo feſt an ihr. „Wir „können die Liebe gegen Gott bey uns nicht erwecken, wenn „wir auch alle unſere Kräfte anwenden — nicht einmal die „Liebe gegen Menſchen, geſchweige gegen Gott.“ Wenn dem alſo wäre, ſo müßte Gott ſein eigenes vernünftiges Geſchöpf ſehr wenig gekannt, und alle noch ſo dringenden Motive, es durch Liebe an ſich zu ziehen, umſonſt gebraucht haben.

Nunmehr kömmt D. Martin auf die moraliſche Natur des paradieſiſchen Menſchen, welche, die Einſchränkung ihrer Kräfte ausgenommen, ſo vollkommen geweſen ſeyn ſoll, als die moraliſche Natur Gottes ſelbſt. Als deſſen Ebenbild hat der Menſch in der Erkänntniß, Wahl, Liebe und Uebung des Wahren und Guten mit Gott ſo völlig übereinſtimmen müſſen, daß er auch nach S. 40. „nicht einmal in einen Irr„thum fallen konnte, in den er nach ſeiner Verderbniß ver„fiel. Vollkommene Weisheit, Gerechtigkeit und Heilig„keit hat alle ſeine Einſichten, Neigungen, Begierden, Ent„ſchließungen ſo geleitet, daß er überall dem Grundzwecke Got„tes durchaus gleichförmig dachte, wollte, handelte. Es fehlte „ihm nichts als die Unendlichkeit, ſonſt war ſein Weſen ganz „das Weſen Gottes, gleichſam ein Geiſt mit Gott.“ Daher bey dem paradieſiſchen Menſchen das reinſte Vergnügen ohne

alles

alles Mißvergnügen, daher die reinste Tugend, die reinste Gottesliebe, abgesondert von aller ihr nicht zustimmenden Kreaturliebe; daher bey ihm die uneingeschränkteste Freyheit, „der sich „auch keine physische Nothwendigkeit entgegen setzt, indem „Gott derselben nicht unterworfen," die höchste Gottesverehrung in Liebe, Vertrauen und demüthigender Anbetung; die vollkommenste Glückseligkeit, oder vielmehr „die göttliche „Glückseligkeit selbst." So war in D. Martins Idee der paradiesische Mensch. M. Georg, dem sonst alle Sätze und Distinctionen, die ihm jener verträgt, so wohl gefallen, daß er nichts erhebliches dagegen einzuwenden hat, findet dann aber doch dies Ideal so auffallend, daß er S. 46 D. M. fragt: „Wie war es denn aber möglich, daß der Mensch aus diesem „Stande der Vollkommenheit in einen Zustand der Unvollkommenheit gerieth? — die Begierde von dem verbotenen „Baume zu essen, setzte ja wohl schon eine verderbte moralische Natur voraus?" eine unvollkommene moralische Natur? hätten wir gefragt. Denn wenn der erste Mensch so klug war, als ihn D. Martin macht, daß er alles wahrhafte Gute ohne Irrthum erkannte, wie hätte er denn so thöricht seyn können und sich verführen lassen? Wenn er nichts wollen konnte, als was Gott wollte, wie hätte er wider sein ausdrückliches Verbot handeln können? Und was meynen nun unsere Leser wohl, wie dieser Knoten von D. M. aufgelöset wird? Ganz kinderleicht. „Eine gründliche Beantwortung „dieser Frage, sagt er S. 47. ist über die Begriffe unserer „natürlichen Vernunft, weil wir die natürliche Beschaffenheit eines geistischen Wesens nicht erkennen, „und in diesem Leben nicht werden einsehen können. Daher es uns unmöglich ist zu beweisen, wie ein Wesen von „einer vollkommenen moralischen Natur solche verlieren, und eine vollkommene annehmen können. Daß diese „Veränderung von Gott verursacht seyn solle, kann nicht von „ihm gedacht werden. Es müßte also diese Veränderung na„türlich zugehen." Freylich wohl natürlich; aber auf keine andere Art läßt sichs denken, daß es natürlich damit zugegangen sey, als wenn die moralische Natur des ersten Menschen auf der unerschwinglichen Höhe der Vollkommenheit gestanden hat, zu der sie D. M. und andere mit ihm hinaufgeschroben haben: denn es wäre der gröste Widerspruch unter allen Widersprüchen, daß das erste menschliche Geschöpf natürlicher Weise von der Weisheit und Tugend auf einmal so tief hätte

herunter fallen können, wenn es wirklich auf der obersten Stufe derselben, auf die man es setzet, gestanden hätte. Die heil. Schrift sagt auch kein Wort von dieser hohen göttlichen Vollkommenheit seiner moralischen Natur. Außer der noch sehr wenig angebaueten Vernunftfähigkeit, die den Menschen Gott ähnlich machte, sagt sie 1 Mos. 1, 26. 27. deutlich genug, worinn er dessen Ebenbild auf der Erde an sich tragen solle. Nennt D. M. dies socinianisch geredet, so muß er es mit Mose ausmachen, der ihm zu seiner ganzen Demonstration doch gewiß nicht einen einzigen medium terminum angegeben hat. Daß die Geistesfähigkeiten des paradiesischen Menschen eingeschränkt waren, daß er mit Sinnen geschaffen worden, daß die Sinnlichkeit, welche mit zu seiner Natur gehörte, also der Vernunft vorellen konnte, und auf die Art zu irren und zu sündigen für ihn leicht möglich war, und immer möglich blieb, das begreift D. Martin nicht. Wer ihm daraus etwa Adams erste unmoralische Handlung natürlich erklären will, dem sagt er S. 48: „Dieses sind lauter Grillen, „und keiner Antwort werth.“ Er scheint zu glauben, daß der paradiesische Mensch nicht Gottes gutes Geschöpf hätte seyn können, wenn sich die geringste moralische Unvollkommenheit an seiner Natur befunden hätte, und überlegt nicht, daß von der Natur aller endlichen Geister, auch der reinsten, heiligsten Engel, in Vergleichung mit dem einzigen unendlichen allervollkommensten Wesen, gewisse moralische Unvollkommenheiten schlechterdings nicht abzusondern sind. Jedes Geschöpf, und vorzüglich der vernünftige Mensch mit allen seinen natürlichen Unvollkommenheiten, wie er aus der Hand des Schöpfers kam, war doch dieses weisen gütigen Schöpfers würdig — Die Frage: Wie ist es zugegangen, daß der moralische Mensch das erstemal gesündiget und dadurch seinen Zustand verschlimmert hat? ist doch wohl warlich nicht so unerheblich, daß sie keine nähere Nachforschung verdiente. Was soll man denn nun aber von demjenigen, der über den jetzigen sittlichen Zustand des Menschen etwas recht gründliches und demonstratives für Philosophen schreiben will, sagen, wenn er jene Frage mit der Antwort zurücke weiset: „Wir wollen hierüber „nicht philosophiren und grübeln; sondern uns (Menschen) „annehmen, wie wir sind, nämlich in einer moralischen Un„vollkommenheit,“ welche denn nun in diesem Büchlein so beschrieben wird, wie unsere Thetik die Data dazu angiebt. Die Schlüsse sind von hier an aufs genaueste zusammengekettet.

Nur

Nur Schade, daß ſie an einem Spinnengewebe hängen, nämlich an der Chimäre einer höchſt vollkommenen moraliſchen Natur des paradieſiſchen Menſchen, von der die Natur des itzigen Menſchen nun gerade in allen Stücken das Gegentheil ſeyn ſoll. - So wie jener nothwendig alles nach der Wahrheit beurtheilen, alle ſeine Neigungen auf Gott und das Gute richten, in allem recht und tugendhaft handeln mußte: ſo muß dieſer auch nothwendiger Weiſe über alles „falſche und „tückige Urtheile fällen, wenn er auch den größten Verſtand und „die größte Erkenntniß hätte; muß alle ſeine Neigungen, „bloß auf die Kreatur und Welt richten, und Gott in ſeinen „Abſichten und ſeinem Willen durchaus entgegen ſeyn, muß „in allem ungerecht, und laſterhaft vor Gott handeln“ ſo, daß Uebereinſtimmung ſeines Willens mit dem Willen des höchſten Weſens, wahre Tugend, die bloß um Gottes willen geübt wird, für ihn ſchlechterdings unmöglich iſt. (In manchen Fällen wird ein wahrhafter Chriſt freylich bloß um Gottes willen, bloß in Rückſicht auf ihn, recht handeln. Aber in allen Fällen bloß um Gottes Willen recht handeln, wo, wo iſt der Heilige unter den Menſchenkindern, der das thut? thun ſoll? thun kann? Auch die Gnade macht den Heiligſten nicht zum Engel. Er bleibt Menſch.) Man ſieht leicht, zu was für Folgerungen in Anſehung der Gemüthsart des Gottmenſchen, deſſen dem Menſchen zuzurechnender Gerechtigkeit, und ſeines Glaubens an denſelben, der von ſeinem Geiſte übernatürlich gewirkt werden muß, D. M. ſich mit dieſen Sätzen den Weg bahnet. Sind alle Söhne Adams und alle Töchter Evens nach deren erſten Fehltritt ſo von Grundaus verderbt und laſterhaft, müſſen ſie es ſchlechterdings nothwendig nunmehr ſeyn, wie ja hier durch eine der bündigſten Schlußketten philoſophiſch ſoll bewieſen ſeyn; was iſt dann klärer, als daß der Menſch ſeine Correction durchaus übernatürlicher Weiſe von den Gnadenwirkungen erhalten muß, welches das Ultimatum der ganzen Unterſuchung des Doctors iſt.

Wir wollen uns mit Beurtheilung des Ganzen nicht länger aufhalten, ſondern nur noch einige Anmerkungen über einzelne Stellen des Buchs hinzufügen. S. 54. „Das (ſogenannte metaphyſiſche) Uebel (bey dem Menſchen) iſt ein „leerer Gedanke. Darin, daß der menſchliche Verſtand und „Wille ihre Grenzen haben, liegt nicht der Grund, warum „der Menſch zum Böſen geneigt iſt; ſondern darin, daß der „Wille des Menſchen eine andere Grundregel oder Grund-

„zweck, als den göttlichen Willen hat — das war eben die „Urſache des Falls des Menſchen, daß er einen andern Grund„zweck annahm, und den göttlichen aufgab. Dadurch ent„ſtand bey ihm die Nothwendigkeit des moraliſchen „Uebels.“ Wohl! und dies mußte doch einen Grund, dieſe Urſache mußte wieder eine Urſache haben. Und welche war die? Woher kam es denn, daß der paradieſiſche Menſch den göttlichen Grundzweck aufgab, und den andern annahm? Wenn nicht der Grund davon in ſeinen eingeſchränkten Einſichten liegt, ſo iſt er nirgends. Und dann ſind wir mit unſerm Philoſophiren über die mit der menſchlichen Natur vorgegangene gewaltige Veränderung zu Ende. Wo man nicht weiter nach der Urſache der Urſache oder dem Warum des Warum fragt, da hört man auf zu philoſophiren. D. M. will aber in dieſer Schrift bloß philoſophiren. Er legt ein ſehr groß Gewicht auf die Strenge des Beweiſes, den er von ſeinen Sätzen geführt haben will, und vergißt doch den Grund des allererſten Satzes aufzunehmen, hält ihn ſogar nicht einmal des Aufmerkens werth. Weſentliche Einſchränkung der menſchlichen Seelenkräfte, ein leerer Gedanke? Der Philoſoph ſchläft — S. 62. Um zu beweiſen, daß die guten Werke des Menſchen nicht verdienſtlich ſind, bedarf es der Beſtimmungen von falſcher Freyheit und falſchem Willen des natürlichen Menſchen, die M. Georg aus D. M. ihm dargereichten Begriffen herleitet, ganz und gar nicht. Selbſt eingeleitete Tugend iſt ja nicht verdienſtlich vor Gott, kann es ihrer Natur nach nie ſeyn — S. 77. Ich möchte in aller Welt wiſſen, wie aus Joh. 17. 23. folg. zu erweiſen ſtehe „Chri„ſtus allein, als Gott, habe die Menſchen der Wirkungen „der Gnade fähig gemacht, daß ſie vermittelſt ſelbiger im wah„ren Glauben ſich ſein Verdienſt zueignen, und dadurch ſeelig „werden könnten.“ Darf denn ein philoſophiſcher Gottesgelehrter aus Schriftſtellen Sätze herleiten, deren mit keiner Sylbe darin gedacht wird, oder die ſich aus dem litterariſchen Sinn des Textes ganz und gar nicht ergeben? — S. 81. „Wie die Wirkungen der Gnade eigentlich geſchehen, läßt ſich „mit keiner Gewißheit ſagen.“ Wozu ſtreiten unſere Gottesgelehrten denn ſchon ſo lange über dies Wie? denn daß alles moraliſch Gute an dem Menſchen von Gott komme, daß die Gnade ſey, wo wir gute, gottſelige Geſinnungen wahrnehmen, darin ſind wir ja alle einig. D. M. will ja ſelbſt im Folgenden die Art und Weiſe der Gnadenwirkungen angeben.

Die

Die beſſeren Gedanken, Urtheile und nicht mehr auf die Kreaturliebe, ſondern auf Gott gerichteten Willensneigungen des Menſchen ſollen „nicht unmittelbar durch die Gnade beſtimmt und erweckt werden; ſondern der Menſch ſoll ſie aus „ſeinen, aber erneuerten und geſtärkten Kräften, hervorbringen, doch ſo, daß er dennoch nicht mitwirkt, ſondern ſich „nur dabey annehmend, leidend verhalten kann.“ Rec. ſieht nicht, wie beydes einander entgegengeſetzte zuſammen beſtehen ſoll. Iſt die Seele des Menſchen dabey blos leidend, ſo iſt ſie nicht thätig: und iſt ſie nicht thätig, ſo kann ſie aus ihren Kräften (es mag ſolche eine andere Kraft außer ihr geſtärkt haben, oder nicht) auch nichts hervorbringen. Eines von beyden muß alſo falſch ſeyn. Wie? möchten wir auch den D. M. fragen: Iſt denn die Aufmerkſamkeit einer menſchlichen Seele auf die göttliche Wahrheit, durch welche der Geiſt Gottes wirket, iſt das Nachdenken über Gott und ſich ſelbſt, womit die Beſſerung des Menſchen anfängt, oder der Gebrauch des göttlichen Wortes, etwas paſſives oder actives? Iſts nicht wirkliche thätige Uebung ihrer Kräfte? Atqui — Ergo — S. 82. „Daß der Geiſt Gottes in dem „Menſchen wirket, davon liegt der Grund in dem Verdienſt „Chriſti, durch welches — auch die Barmherzigkeit Gottes „gegen ihn zuwege gebracht worden.“ Ich denke, Gott hat zur Zeit der patriarchaliſchen Religion durch dieſe in den Erzvätern, und durch den Theil von natürlicher Religionswahrheit, der auch in dem ausgearteſten Heydenthum übrig geblieben war, unter den Heyden in ſo mancher Seele ſein Gnadenwerk getrieben, d. i. Gutes in ihnen gewirket. Oder würde dies ohne Chriſti, damals noch zukünftiges Verdienſt, wovon die frommen Patriarchen und die frommen Heyden nichts wußten, nicht geſchehen ſeyn? Den Beweis davon hat weder D. M., noch irgend jemand je bisher geführt. D. M. ſagt auch irgendwo im vorhergehenden einmal ausdrücklich, daß Gott nur den Menſchen lieben könne, in ſo fern er ſelbſt gerecht und gut ſey — und nach andern Stellen ſeiner Diſputation mit M. Georgen, ſoll es blos um des Verdienſtes Chriſti Willen möglich ſeyn. Ich möchte die Stelle in der Bibel wiſſen, worin ſtünde, daß Chriſtus erſt den Vater zur Barmherzigkeit gegen die Menſchen bewogen habe. Der Vater liebte ja die Welt, und aus Liebe ſandte er ihr ſeinen Sohn. — S. 84. „Da der heil. Geiſt bey allen Menſchen, „die der Gnade fähig ſind, nach ſeinen unendlichen Kräften

„hin-

„hinlänglich wirken könnte, warum wirkt er bey den mehre„sten unhinlänglich? so, daß dieſe auf ihrem verderbten Wil„len beharren?“ Antwort: „Seine Abſicht dabey können wir „nicht allezeit wiſſen, noch wahrſcheinlich erkennen. Vielleicht „kann es darum geſchehen, daß ſie den Unterſchied der Natur „und Gnade mehr empfinden.“ Aber wiſſen denn außer uns Theologen, viel Leute etwas von dieſem Unterſchiede, den bloß wir in unſern Schulen zu machen gewohnt ſind? Und wie ſollen ſie das empfinden, wovon ſie nichts wiſſen? „Vielleicht, daß ſie Gott deſtomehr an ſich ziehen will?“ Wie ſoll er dieſes wollen können, da er das Anſichziehen, nicht cum effectu bewirket, es nicht vollendet, und ſie doch ſelbſt nichts wirken, nichts durch ihre Kräfte dazu beytragen können, daß es vollendet werde? „Zu rechter Zeit und Stunde wird er „doch hinlänglich wirken, und ſollte es auch in der Stunde „des Todes ſeyn.“ Das möchten wir nicht ſagen, weil es zur großen Sicherheit von den Verkehrten kann gemißbrauchet werden. Meine Zeit und Stunde iſt noch nicht gekommen, kann der Verkehrte ſagen, und wenn D. M. Theorie Grund hat, wer wird ihm denn dieſe Entſchuldigung wegnehmen können? — S. 88. beweiſen die angeführten Schriftſtellen gar nicht, was ſie beweiſen ſollen. Hebr. XI. 1. iſt gar nicht vom Glauben an Chriſtum die Rede, welches D. M. ſelbſt einſieht, und in Joh. XX. 31. auch Röm. III. 26. trägt er offenbar den Begriff des wahren Glaubens, unter dem man in den theologiſchen Schulen das Vertrauen auf das Verdienſt Chriſti verſteht, aus dieſen hinein: denn die Worte des Textes geben nicht nothwendig zu erkennen, daß **Johannes** und **Paulus** ihn gehabt hätten. — S. 89. 90. redet D. M. ſehr wahr von dem ſeligmachenden und thätigen Glauben, mit welchem die herrſchende Liebe zu Gott, und der innerliche Abſcheu an aller Sünde unzertrennlich verbunden iſt. Eigenheit iſt's nun wohl, wenn er für den Glauben, bey dem ſich eine ſolche Geſinnung nicht findet, den man ſonſt todt, unfruchtbar, eingebildet nannte, die neue techniſche Benennung des **natürlichen** Glaubens aufbringt; wie im Gegenſatz des thätigen wahren Chriſten, die Benennung des **natürlichen** Chriſten, für den, der nur den äußerlichen Schein der Gottſeligkeit hat. Wozu dieſe ungewöhnliche Technologie? welche überdies gar nicht logiſch iſt. Dem **natürlichen** ſteht das **nicht natürliche** entgegen, und dies letztere iſt entweder **unnatürlich** oder **widernatürlich**, oder **übernatürlich**

Die-

Die Gnade hebt doch nach dem eigenen Geſtändniß das D. M. die Natur nicht auf, vertilget ſie auf keine Weiſe. Wie kann denn nun aus dem Chriſten, deſſen Glaube durch die Gnadenwirkungen des h. Geiſtes ein wirklicher Herzensglaube geworden iſt, ein **unnatürlicher, widernatürlicher** oder **übernatürlicher** Menſch werden? als einen ſolchen aber müßte man ihn ſich denken, wenn er das Gegentheil vom **natürlichen** Chriſten ſeyn ſollte. — S. 90. 91. „Woran „kann ich erkennen, was Wirkungen des Geiſtes Gottes und „welches Wirkungen meiner Natur ſind?“ fragt M. Georg. D. M. antwortet: „Sie können ſich zur allgemeinen Regel „hierin machen: Was die Natur wirken kann, weil ſie ver„derbt iſt, kann nicht Gottes Werk in den Menſchen ſeyn. „1 Cor. 2. 14. Was aber Gottes Werk in dem Menſchen „ſeyn ſoll, muß zur moraliſchen Vollkommenheit gehören, „welcher der gefallene Menſch nach ſeiner Natur nicht fähig iſt.“ Solche Schlußfolgen fallen mit den vorausgeſetzten falſchen Prämiſſen von ſelbſt. Wenn doch D. M. aus dem ganzen Inhalt jenes Pauliniſchen Briefes und dem Zuſammenhange der angezogenen Stelle inſonderheit beurtheilen wollte, was der Apoſtel durch den ἄνθρωπον ψυχικον im Gegenſatz des πνευματικε verſtehe; erwegen wollte, daß mit πνευματικοις in der Erkenntniß ſchon ſtärker gewordene, mit ψυχικοις aber, oder νηπιοις und σαρκικοις an Erkenntniß noch ſchwache, wie Kinder nach ſinnlichen Eindrücken urtheilende Chriſten gemeinet ſind, wie aus 1 Cor. 3, 1 — 3. klärlich erhellet. Man ſchlägelt gewaltig wider die geſunden Auslegungsregeln, wenn man die h. Schriftſteller nicht nach ihren eigenen Originalsausdrücken, ſondern nach der deutſchen Ueberſetzung erklärt, oder den litteraliſchen bibliſchen Sinn verläßt, und den theologiſch dogmatiſchen dafür annimmt. Wie oft iſt das ſchon geſagt! Aber es bleibt immer beym Alten. — S. 92. „Der „**natürliche** Chriſt ſucht eine Glückſeligkeit in der Befriedi„gung ſeiner **natürlichen** Kreaturliebe. Der **wahre** Chriſt „ſucht ſie **bloß** in der Vereinigung und Gemeinſchaft mit „Gott“. Herrſchende unordentliche Kreaturliebe iſt das Kennzeichen eines irdiſch geſinnten Menſchen, und ſtimmet nicht zu einer Gott ergebenen Geſinnung. Aber die Liebe zu unſerm zeitlichen Wohl, welche weſentlich zur menſchlichen Natur gehört, der Liebe gegen Gott untergeordnet, kann füglich damit beſtehen. Man verfehlt ganz ſeinen Zweck, wenn man die chriſtliche Moral übertreibt. Es iſt nicht möglich, daß

der wahre Christ bloß Gott liebe. Die Kreatur Gottes ist auch gut und an sich nichts verwerflich, das mit Danksagung gegen den Urheber alles Guten genossen wird, schreibt Paulus. Der wahre Christ darf die zeitlichen Güter, in so fern sie der herrschenden Liebe zu Gott nicht entgegen sind, lieben, und darf ihren Besitz auf rechtmäßige Art mit Mäßigung suchen, als Mittel zu einem höhern moralischen Endzweck. Ich möchte doch D. M. auf sein Gewissen fragen, ob er nicht bey seiner aufrichtigen Liebe zu Gott, doch auch sich und die Seinen vor Armuth und Dürftigkeit zu bewahren suche, und mit jedem andern begnadigten Christen auch seinen zeitlichen Wohlstand liebe? Sollt' es so seyn, so wäre doch etwas von Kreaturliebe in seiner Seele, die seiner höheren geistlichen Glückseligkeit auf keine Weise im Wege stünde. — S. 94. „Weil nun der wahre Glaube bloß „eine Gnade und Gabe Gottes ist, Joh. 6. 29. Röm. 1. 8. „so muß sich der Christ der Barmherzigkeit Gottes überlassen, „und dieselbe in Geduld erwarten, wie der Kranke zu Bethes„da seine Gesundheit. Joh. 5. Röm. 9. 16.“ Rec. hält diesen Satz dem wahren thätigen Christenthum für so nachtheilig und hinderlich, als einen in der Welt. In den angeführten Schriftstellen steht nicht ein Wort davon. Daß den Menschen die göttliche Lehre des Evangeliums bekannt wurde, und nicht Juden allein, sondern auch Heyden zu der darin verheißenen Glückseligkeit auf dem gehörigen Wege gelangten, das war freylich, wer hat es jemals geläugnet? Gottes Werk, ein Werk seiner freyen Gnade. Nur dies sagen die Stellen. Aber wie folgt das daraus, was D. M. daraus herleitet? Heißt ihm solche Schlüsse machen, philosophiren? — S. 95. „Die „wahre Liebe lehrt den Christen mehr, als alle Moralleherer „thun können. Er erkennt durch dieselbe mehr als was ihm „tausend Gottesgelehrer sagen können. Er thut durch dieselbe „lauter wahre gute Werke mit innigem Vergnügen und ohne „Beschwerde. Daher sagt auch Augustinus mit Grunde: „Liebe Gott und thue, was du willst. Und hast du die göttliche Liebe in deinem Herzen, so kann nichts anders, als „Gutes aus dir gehen und von dir geschehen.“ Wenn sich diese Liebe auf richtige Erkenntniß Gottes gründet, so ist der Satz allerdings wahr. Wenn aber nicht, wie dann? D. M. weiß doch wohl, daß es eine aufrichtige, aber dabey höchst abergläubische Liebe Gottes giebt, weiß aus der Religionsgeschichte, wieviel Unheil Gott im Aberglauben liebende Seelen schon

schon aus irrendem Gewissen in der Welt angerichtet haben. Sollte es denn aus dieser Ursache nicht höchst nothwendig seyn, daß die Morallehrer durch ihren Unterricht den Christen zu einer gereinigten und aufgeklärten Erkenntniß des unserer höchsten Liebe und Verehrung würdigen Gottes behülflich sind? Jesus macht auch die Liebe zu Gott zum Principium der wahren Tugend. Aber er lehrte die Menschen erst den recht kennen, den sie von ganzer Seele über alles lieben sollten, und auf diese Erkenntniß bauete der Gotteslehrer seine Moral, welche alle von ihm bekannten Sittenlehren an innerlicher Vortrefflichkeit und Evidenz für den Gemeinsinn übertraf. Wäre es so, wie D. M. meinet, so hätte sich Christus nicht mehrere Jahre mit dem Religionsunterricht seines Volks beschäftigen dürfen. Der h. Geist hätte nur in den Gemüthern die Liebe zu Gott wirken dürfen, und sie hätten alles Gute von selbst gethan, worüber Christus sie zu belehren sich doch soviel Mühe gab. Als Paulus mit äußerster Hitze noch für das jüdische Gesetz eiferte, that er es doch warlich aus Liebe zu Gott. Aber war es denn etwas Gutes, daß er die Christen verfolgte, wo er sie sah und hörte? Ich hab's aus Unwissenheit gethan, schreibt er hinterher. Also dieser Unwissenheit muß unter den Menschen abgeholfen werden. Und wodurch soll und kann das anders geschehen, als durch Belehrung von Seiten derer, die den Beruf dazu haben, weil die Gnadenwirkungen doch nicht unmittelbar erfolgen. — S. 105. „Die Gerechtigkeit Christi selbst, welche er dem „Menschen durch sein Verdienst zuwegegebracht, eignet sich „der Gläubige bloß durch sein ergreifen zu.“ Ein philosophischer Disputant, wie D. M. seyn will, sollte billig nicht in so unbestimmten ascetischen Formeln sprechen, das Verdienst Christi ist doch keine Handhabe. Was heißt denn es ergreifen? und wie ergreift man es? — „Der Sünder, der in „der Stunde seines Todes mit dem wahren Glauben von „Gott begnadiget wird, bekennet soviel Gerechtigkeit vor demselben, als derjenige, der lange im wahren Glauben gelebt.“ Aus den angenommenen Vordersätzen des D. M. ließ sich freylich nicht anders schließen. Aber dieser Satz ist so gewiß falsch, als er für die christliche Gottseligkeit und frühe Sinnesänderung äußerst nachtheilig und verderblich ist. Wenn es so wäre, so müßte Gott Gnade und Seligkeit nach bloßem Willkühr austheilen, ohne daß der geringste Grund dazu in den Gesinnungen der menschlichen Seele liege. Wie ists möglich,

daß

daß ein ſtrenge ſeyn wollender Philoſoph ſo unphiloſophiſche Sätze behauptet? Matth. 20. 16. ſoll es ihm beweiſen. Nun wenn D. M. das glaubt, wo bleibt der Schriftausleger? wo der Philoſoph? Es wäre das erſtemal, daß Chriſtus in den angeführten Worten eine der Natur Gottes und des Menſchen gerade zuwiderlaufende Lehre behauptet und der ſpäten Buße das Wort geredet hätte. Wer ſieht nicht, daß der Gotteslehrer dort auf ganz etwas anderes deutet? welches aus einander zu ſetzen hier der Ort nicht iſt. — S. 108. 109. „Dem „natürlichen Chriſten, ſagt M. Georg, iſt keine wahre Tu„gend und Weisheit beyzulegen. Sie kann keine andere ſeyn, „als der natürlichen Menſchen. — Seine Tugend iſt wahres „Laſter, und ſeine Weisheit lauter Thorheit vor Gott.“ Ein Auguſtiniſches Sprüchelchen! Nur D. Martin kann darauf antworten: „Sie urtheilen recht. — Ein wahrer Chriſt die„net Gott mit ſolcher Freudigkeit, als der natürliche Chriſt „ſich ſelbſt, und ſeinem Götzen, der Weltehre, der Wolluſt, „dienet.“ Nicht doch! wer das letztere thut, der iſt noch kein Chriſt, ſondern ganz ein irdiſch geſinnter Menſch. Gegen die ſeltſame Diſtinction zwiſchen natürlichen und begnadigten Chriſten ſind ſchon vorhin Erinnerungen gemacht. — Rec. enthält ſich, um nur mit unſerm Philoſophen zu Ende zu eilen, aller Anmerkungen über das, was er von geiſtlichen Anfechtungen und vom Kinderglauben ſagt.

Briefe über die Wirkungen der Gnade, als eine Fortſetzung der freundſchaftlichen Unterredungen dieſen Gegenſtand betreffend, aufgeſetzt von Euſebius. Halle, im Verlage des Waiſenhauſes. 1777. 8. 132 Seiten.

Es ſind der Briefe neune. Der erſte über das ſucceſſive in dem göttlichen Wirken, iſt mir zur Antwort auf meine Recenſion der neueſten Ausgabe der freundſchaftlichen Unterredungen in dem I. St. des XXVII. Bandes zugeſchrieben. Ich muß der Unmöglichkeit nachgeben, die Ehre dieſer Zuſchrift hier Punkt vor Punkt mit einer Duplik zu erwiedern. Es mag wohl ſeyn, daß unſere Schriftſteller bey dem, was ſie drucken laſſen, hie und da, wie Euſebius meint, ihre Ab- Aus- und Rückſichten haben.

Meiner

Meiner hiesigen Recension dort, denke ich, soll niemand dergleichen ansehen, so wenig als den beyden Recensionen von Lavaters vermischten Schriften, und Jacobis nähere Entdeckung ꝛc. im XXV. B. I. St für deren Verf. Eusebius mich genommen hat, ob ich es gleich wirklich weder von der einen, noch von der andern bin. Mein Mitrecensent der Lavaterischen vermischten Schriften, hatte mit Bonnet successive unmittelbare Wirkungen des göttlichen Willens, der alles durch eine einzige Wirkung habe vorher verordnen können, aus dem Grunde bestritten, weil Gott dadurch, wie alle endliche Substanzen der Veränderung unterworfen würde, indem zu den unterschiedenen Zeitpunkten, da Gott noch wirken sollte, wirkte, und gewirkt hätte, auch unterschiedene Bestimmungen in dem Begriffe von Gott seyn müßten. Dagegen macht E. Einwendungen, die er gehoben zu sehen wünscht. Ich meines Theils antworte auf die Frage: Ob Gott sich die successiven Dinge als successiv vorstelle? ja! und kann es mir nicht anders denken. Auch die Relationen Gottes gegen die Geschöpfe ändern sich, wie sich diese mit dem Fortgange der Zeit verändern, der Unwandelbarkeit seines Wesens unbeschadet. Dies ist mir eben so klar, als es mir auf der andern Seite auch gewiß dünkt, daß alle fortdauernde Wirkungen Gottes in der physischen und moralischen Welt, die zu unserer Kenntniß und Erfahrung kommen, mittelbare Wirkungen sind, weil der veränderte folgende Zustand einer jeden denkenden und nicht denkenden Substanz in dem unmittelbar vorhergehenden Zustande derselben seinen Grund hat. Auf die weitere Beantwortung der Einwürfe des scharfsinnigen Eusebius, und die Erörterung seiner Fragen, darf ich mich hier nicht einlassen. Mein Mitarbeiter wird wohl anderswo selbst Gelegenheit dazu finden. — Was den dritten Recensenten der Jacobischen nähern Entdeckung betrifft: so hat derselbe wohl mit großem Recht Joh. V. 17. von mittelbaren Wirkungen Gottes erkläret: denn ich sehe nicht, was uns nöthigte, sie von unmittelbaren zu verstehen. Jesus sagt: So wie Gott, mein Vater, ununterbrochen zum Wohl seiner Geschöpfe wirksam ist, so bin ich es auch. Auch am Sabbath muß ich allenthalben thätig seyn, wo ich gutes wirken kann. — So gewiß ich indessen überzeugt bin, daß Gott in alles mittelbar wirkt: so wenig wage ich es übrigens, wie Eusebius es haben will, nach meiner blinden Einsicht entscheidend zu bestimmen, wie Gott in alles mittelbar wirke. Die hei-

lige Schrift aber hat solches Wie auch nicht bestimmt. Ich würde, wie Eusebius, „die Versicherungen des göttlichen „Worts ebenfalls für gewissere Belehrungen darüber ansehen, „als alle Hypothesen der größten Köpfe," wenn sich diese Versicherungen ausdrücklich darinn fänden. Aber so lesen wir, daß die natürlichsten Veränderungen in der Körperwelt, Sturm und Ungewitter, Regen und Sonnenschein, in der Bibel als unmittelbare Wirkungen der Kraft Gottes angegeben werden, welche doch offenbar, wiewohl unter seiner alles lenkenden Vorsehung, von natürlichen Mittelursachen herrühren. Wo wäre denn nun die biblische gewisse Belehrung über das Wie seiner Wirkungen? — Zur Rechtfertigung meiner eigenen vorhin gedachten Recension habe ich am wenigsten zu sagen. Ich kann mir die Gründe, warum Eusebius gewisse Schriftausleger und Tugendprediger in der zwoten Ausgabe seiner Unterredungen nicht freundlicher beurtheilt habe, als in der ersten, gar wohl gefallen lassen. Zur Bestätigung meines dort angegebenen Begriffs vom Glauben möchte ich ein Wort hinzusetzen. Ich behaupte noch: „daß Jesus damals, als er „Glauben an sein Evangelium von seinem Volke foderte, weder eine deutliche noch eine undeutliche Erklärung über „seine zu stiftende Versöhnung, nach Eusebius Begriffen, gegeben habe. Ich leugne schlechterdings, was Eusebius „will, daß schon im alten Bunde die allgemeine Idee, der „Messias sey das Opfer für die Sünden der Welt, „zur Constituirung des Wesentlichen des Glaubens, als eines „Vertrauens auf dies sein Opfer, statt gefunden habe." Jes. 53. nach der deutschen Uebersetzung kann hierzu wohl nicht den bündigen Beweis hergeben. Man würde doch in den Reden der Jünger Jesu mit ihrem Lehrer hier und da Spuren antreffen, daß sie diese Idee gehabt hätten. Aber wo sind die? Erst dann, als die Christen aus dem Judenthum ängstliche Gewissenszweifel darüber empfanden, und es als eine schreckliche Umkehrung aller Religion, vielleicht für Einführung des puri puti Naturalismi ansahen, daß sie keine Opfer, besonders keine Sühnopfer, die ihr Gesetze verordnete, mehr haben, auch unter dem Evangelio der Gnade keiner mehr bedürfen sollten, da ergriffen die Apostel, besonders Paulus, diese Idee, und stellten den Tod Jesu, als das allgemeine Versöhnopfer für die Sünden der ganzen Welt vor, wählten mit gutem Grunde die Bilder vom Hohenprieſterthum Christi, nach welchem er sich einmal für alle Gotte geopfert hätte, zum ver-

tus traditus der Lehre von der allgemeinen Gnade Gottes in Vergebung der Sünden, welche den Menschen durch Christi Tod, unter der Bedingung eines folgsamen Glaubens an sein Evangelium, versichert worden. Für Neubekehrte aus den Heiden, die mir Eusebius entgegensetzt, war dieser Tropus ebenfals passend; denn auch Heiden dachten ihre Götter durch Opfer zu versöhnen. Damit ist denn auch meines Gegners Frage beantwortet: „Warum die Apostel nach der Himmel„farth Christi so oft auf das zuversichtliche Vertrauen auf die „durch Christi Tod den Menschen gewiß gewordene Gnade „dringen?“ Und so konnten sie demselben allerdings Einfluß auf die Wegnehmung und Vergebung der Sünde beylegen. — Wenn Glauben an Jesu Blut nicht so viel heißen soll, als an den für uns gestorbenen Jesum: so dünkt mich, heißt er gar nichts; denn sein Blut ist doch im eigentlichen Verstande kein Objekt des Glaubens und Vertrauens. Die Person ist es nur, die uns Lehren und Verheissungen gab, und uns zu gute ihr Blut vergoß. Wie es dem gelehrten Eusebius unbekannt seyn kann, daß Glaube an Jesu Blut nach dem Sprachgebrauche des N. T. das bedeute, was ich gesagt habe, begreife ich nicht. Die Redensart kömmt doch häufig vor, und da sie anders keinen verständlichen Sinn hat, muß sie wohl im Sprachgebrauch gegründet gewesen seyn. Aber das begreife ich gar wohl, wie die Apostel sagen konnten, wir sind durch Christi Wunden oder Blut oder Tod heil worden: denn wenn Christus um der Menschen Wohlfarth willen nicht sich hätte verwunden, nicht sein Blut vergießen, nicht sich tödten lassen; so lägen wir noch an den größten moralischen Uebeln krank, von den wir durch ihn geheilet sind; so entbehrten wir aller der Glückseligkeit, welche sein Tod vermittelt hat, auch der Aussohnung mit Gott, der Rückkehr zur Wahrheit und zur Tugend, bey der Empfindung und durch die trostvolle Empfindung seiner barmherzigen Gnade, welche uns die vormaligen Sünden auf diese Rückkehr vergiebt, nach 2 Kor. 19. Mir ist also der Tod Christi so gut ein wirklicher Versöhnungstod, als er es dem Eusebius ist: nur mit dem Unterschiede, daß er ihn all-mal als eine vertretende Genugthuung denkt, ich ihn als die Bestätigung einer allgemeinen Amnestie für die umkehrenden Sünder mir vorstelle, welches die Ausdrücke der Apostel uns beyden erlauben, und an welcher Verschiedenheit der Vorstellungen bey dem gebrauchten Ausdrucke nichts liegen kann, weil wir in der Sache ei-

nig ſind. — Den Zwang im exegeſiren, den Euſebius darinn findet, wenn ich Röm. 3, 25. durch den Glauben an Chriſti Blut, den Glauben an den für uns geſtorbenen oder getödteten Chriſtum verſtehe, ſehe ich nicht. Ich bin auch gewiß nicht der erſte, der ihn ſo verſteht. Grotius ſagt in ſeinen Annotat. in N. T. zu dieſer Stelle: Paulus oſtendit, quomodo quisque effectum illius bonitatis, i. e. iuſtitiam veram poſſet aſſequi, nempe fidem habendo ſanguini Chriſti, id eſt, *doctrinae per ſanguinem Chriſti ſanctitae*, ſicut foedera ſanciri ſanguine ſolebant. Wiewohl Grotius war ein Arminianer, und ſeine Auslegungen gelten nicht in der evangeliſchen Kirche. — Meine Frage in jener Recenſion: Wer es denn je geläugnet habe, daß der ſeligmachende Glaube an Chriſtum, das feſte Vertrauen auf die göttliche Gnade, die freudige Hoffnung zu Gott, als ein weſentliches Stück deſſelben, mit in ſich begreife? ſetzet den Euſebius gegen das Ende des Briefes wirklich in eine mißmüthige Laune gegen mich, als den einzigen „unter den Fremdlingen, der nicht wiſſe, was in dieſen Tagen in der evangeliſchen Kirche geſchehen ſey,“ und gegen alle theol. Mitarbeiter an unſerer Bibliothek, deren einer einmal geſagt hat: Die drey Wahrheiten: Es iſt ein Gott, eine Unſterblichkeit der Seele, und eine Vergeltung, wären das Weſentliche der ſeligmachenden Religion. „Wenn das iſt, frägt er, wozu denn noch „eine Verſicherung der Gnade Gottes durch den Tod Jeſu?“ Dieſen Punkt würde nun jener Rec. wohl ohnfehlbar mit unter dem erſten Artikel begreifen; denn der Verehrung eines Gottes ohne Gnade gegen ſeine verirrten, abtrünnig von ihm gewordenen Geſchöpfe, würde wohl ein weſentliches Stück der Religion für Menſchen fehlen. Wer die chriſtliche Religion annimmt, hat durch Chriſti Tod die Verſicherung davon. Allein Euſebius kann ſich keine chriſtliche Religion ohne die herrſchende Lehre von der Dreyeinigkeit, von der Genugthuung, von der angebohrnen Verdorbenheit der menſchlichen Natur, (denn verdorben ſind freylich die erwachſenen Menſchen äußerſt,) denken. Mit dieſer ſteht und fällt ihm das Evangelium Chriſti. Daher ſagt er mir und meinen Gehülfen den Naturalismus auf den Kopf zu, „weil es ihm unangenehm „iſt, wenn er dergleichen Leute evangeliſche Chriſten, oder gar „Lehrer, und nicht bey ihrem rechten Namen Naturaliſten „nennen ſoll.“ Rec. muß auch dies geſchehen laſſen. Uebrigens

gens vereinigt er ſich gern mit ihm in dem Glauben, daß eine Stunde bevorſtehe, „da ein jeder das wirklich ſeyn wird, was „er war, nicht was er ſeyn wollte,“ und bleibt dem Euſebius ſo ſehr, als dieſer ihm, in Wahrheit und Liebe verbunden.

Der zweyte Brief an Hrn. U. J. betreffend das Unmittelbare in dem göttlichen Wirken, ſoll die Einwendungen widerlegen, daß unmittelbare Gnadenwirkungen unwiderſtehlich ſeyn müßten, alle eigene Geſchäftigkeit der Seele aufheben, und lauter Wunder wären. — „Gott will, ſagt E., und Gott wirket, ſind nicht Synonymen, da der Unterſchied zwiſchen dem Wirken des Schöpfers und der Geſchöpfe nur darinn beſtehe, daß die Geſchöpfe ſich in ihrem „Wirken nach ihrer Kraft einſchränken müſſen; die Kraft „aber des Schöpfers ſich bloß nach ſeinem Willen äußere.“ (Dies hat ſeine Richtigkeit; aber kömmt es hier darauf an? Der Wille Gottes iſt nie unkräftig, ſondern jederzeit kräftig. Warum ſollten es nicht Synonymen ſeyn: Gott will etwas und Gott wirket etwas?) „Gott kann auch wohl wollen, daß etwas unmittelbar, d. i. bloß durch ſeine Kraft geſchehen ſolle, ſo wie es der Beſchaffenheit des Weſens, auf „welches er ſelbſt unmittelbar wirken will, gemäß iſt.“ (Ich dächte, eines höbe das andere auf. Denn wenn in der Beſchaffenheit der Subſtanz, in welche Gott wirket, ein Grund liegt, warum die Wirkung ſo und nicht anders erfolgt: ſo iſt ſie ja nicht mehr bloß durch die Kraft Gottes geſchehen, ſondern die eigenen Kräfte der Subſtanz haben dabey concurrirt, ſind mit ein Medium der alſo modificirten Wirkung geweſen.) Innerliche unmittelbare Wirkungen Gottes in der menſchlichen Seele, „die den Weg der Natur gehen, — „wobey die Seele auf ihrer vormaligen Geſinnung unverändert beharren, alſo widerſtreben kann?“ Ich muß bekennen, daß ich bis jetzt nicht im Stande bin, mir die Möglichkeit des Beyſammenſeyns beyder Fälle zu denken. Daß der Gebrauch der wunderthätigen Sprachgabe in der Freyheit der erſten Chriſten geſtanden habe, beweiſet nur, Gott habe zum jedesmaligen Gebrauch derſelben nicht immer wieder unmittelbar gewirkt. Wäre dies in jedem Moment, da ſie ſolche Gabe hätten brauchen können, geſchehen: ſo würde der Gebrauch auch nicht auf ihrem Willkühr beruhet haben, ſie hätten ſie unwiderſtehlich brauchen müſſen. — Ob übrigens Euſebius von dem neuen Apologeten des Socrates, wenn er ſeinen

zweyten Theil wird gelesen haben, noch sagen werden: „Es „habe selbiger gar sehr seines Ziels verfehlt," stehet zu erwarten.

Im dritten Briefe an Hrn. N. E. über den Begriff des Uebernatürlichen in den Wirkungen der Gnade, sucht Eusebius seine Hypothese, daß der heilige Geist nicht nur durch das Wort, sondern auch mit und neben dem Worte Gottes die Bekehrung des Menschen wirken müsse, zu bestätigen. Er bestreitet zum Theil nicht ohne Grund die Erklärungen seines Gegners von dem Worte übernatürlich, und klagt über die Exegeten, welche in so mancher Schriftstelle die unmittelbaren Wirkungen des heil. Geistes nicht finden, wo er sie doch klärlich siehet. — Der vierte Brief an Hrn. G. über die lutherische Meinung von dem Uebernatürlichen in den Wirkungen der Gnade, soll die Uebereinstimmung des Eusebius mit Luthern und dem Verf. der symbol. Bücher seiner Kirche über diesen Artikel zeigen. Den Anfang macht ein wenig Spott über die Leute, die den großen Luther übersehen wollen, dem Eusebius lieber die alte Wahrheit nachbeten, als zur Erfindung neuer Irrthümer Selbstdenker seyn will. Ich hielte dafür, im gelehrten philosophischen Vortrage wäre es denn doch wohl nöthig, daß man sich über gewisse Punkte bestimmter erklärte, als es Luther im populären Vortrage gethan hat. Und wenn es bey manchen lächerliche Thorheit ist, klüger als Luther seyn wollen; ist es denn auf der andern Seite so sichtbare Weisheit, auf der Grenze der theologischen Erkenntniß stehen zu bleiben, die er gezogen hat? War er denn der einzige Mann in der Welt, der mit seinem alles umfassenden Geist alles ergründete?

Fünfter Brief über einige Zweifel, den Begriff des Uebernatürlichen betreffend. Eusebius sucht die Schwierigkeit, daß der Mensch Gottes Gebot halten solle, und ohne übernatürliche Wirkung der Gnade doch nicht könne, dadurch zu heben, daß er sagt: Die Anforderung Gottes an den Menschen sey für diesen der beste Erfahrungsbeweis, „es „fehle ihm etwas, daß er nach dem Gebot haben solle," und er müsse sich also dazu tüchtig machen lassen, so wie es Weisheit und Güte wäre, „einen Blinden zum sehen aufzufordern, „und ihm durch die Erfahrung bemerken zu lassen, daß er „nicht könne, damit er um so mehr dem Wohlthäter stille „halte, der ihm den Staar zu stechen bemüht ist." Oder wie

ein

ein gütiger Herr „einen in Dienſt genommenen ungeſchickten „Bedienten, den er erſt alles will lehren laſſen, (ob dieſer ſich „gleich einbildet, alles zu können,) auf keine beſſere Weiſe ge„lehrig machen könnte, als wenn er ihm befähle, mache mir „das.“ Das wird denn auch wohl der Fall bey dem Schriftgelehrten geweſen ſeyn, zu dem Jeſus ſagt: Thue das, ſo wirſt du leben. Wie muß ſich doch das klare Wort des Herrn drehen und zerren laſſen, um es mit den Hypotheſen der Theologen zu vereinigen? „Der Gott aller Gnaden, ſchreibt „E., iſt nicht ſo hart, daß er erndten wollte, wo er nicht ge„ſäet hat. Kann der Menſch wirklich etwas nicht, was er „doch als Pflicht erkennen muß: ſo ſoll er ſeine Untüchtigkeit geſte„hen und Gnade bey Gott dazu ſuchen, und das kann er ſobald „als er bey der Begierde, ſeine Seligkeit zu ſchaffen, ſeine Un„tüchtigkeit empfindet.“ Ich möchte doch dies Suchen der Gnade bey Gott vom Euſebius näher beſchrieben haben; möchte wiſſen, ob ſolches nicht ſchon Thätigkeit der Seele ſey? oder ob es ohne Gebrauch der ſelbſteigenen Seelenkräfte erfolgen könne? Wäre das erſtere: ſo würde der Menſch, der nichts kann, doch in dieſer Abſicht etwas zu thun haben. Doch, was frage ich? Euſebius will ja nach eben dieſem Briefe nicht einmal dem natürlichen Menſchen ohne Gnade das Vermögen zugeſtehen, „die heil. Schrift in der Abſicht zu leſen, zu hö„ren und zu ſtudieren, um dadurch erleuchtet und ge„beſſert zu werden.: denn dieſer Beyſatz habe eine Rück„ſicht aufs Seligwerden zum Grunde, die bey dem natürli„chen Menſchen nicht ſtatt finde.“ Dies iſt doch wirklich überorthodox. Das übrige, womit Euſebius ſein Syſtem gegen den Vorwurf zu verwahren ſucht, daß es zur Schwärmerei, zu praktiſchen Irrthümern und zur Sicherheit in Sünden leite, läßt ſich beſſer hören.

Sechſter Brief. An Hrn. E., über das Gefühl des wahren, und deſſen Erweckung in der Seele. Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß von gewiſſen Sätzen das innere Gefühl der Wahrheit ſtärkere Ueberzeugung wirke, als durch den Weg der Demonſtration möglich iſt. Auch die Fälle, wo es gelten und nicht gelten kann, ſind richtig beſtimmt. Die Frage: Ob es zum Gefühl des wahren und göttlichen im Chriſtenthume einer beſondern auf das Herz wirkenden göttlichen Kraft bedürfe? beantwortet Euſebius nach ſeinen Begriffen von dem Zuſtande des natürlichen Menſchen, und deſſen angebohrnen Verderben. Am Schluſſe des Briefes dünkt

mir das Urtheil von manchen, welche die Schriftstellen von der Versöhnung Jesu nicht nach seiner Theorie erklären, nemlich „daß sie alle dreiste, verwegene Feinde dieser Lehre wären, weil sie keine lebendige Empfindung von der Sünde in „ihrer Seele je gehabt hätten.“ Zu hart, und oben drein auch ganz unrichtig. Wo wäre denn die nothwendige Verbindung zwischen dem Gefühle der Sünde im Herzen, und dem theoretischen Begriffe von der vicarischen Genugthuung Christi im Kopfe? Ich kann, ohne eine Idee von ihr zu haben, die ganze Unwürdigkeit der Sünde, das ganze volle Gewicht meiner Verschuldung durch dieselbe empfinden, und im Vertrauen auf die durch Christi Tod bestätigten Verheissungen des Evangeliums mich der Gnade Gottes freudig trösten, woferne ich ihm hinfort zum aufrichtigen Gehorsam lebe.

Siebenter Brief. An Herrn J. über die Thätigkeit eines Christen durch Gnadenkräfte. Eusebius verbittet nochmals die Vorstellung von irgend etwas unwiderstehlichen und gewaltsamen bey den übernatürlichen Gnadenverheissungen. Er erklärt sich dahin, daß der begnadigte Christ in jedem Falle ganz frey, und nach seiner individuellen innerlichen und äußerlichen Verfassung handele; daß er auch unter noch so vielfältigen Empfindungen seiner Ohnmacht, pflichtmäßig wirksam seyn müsse; er würde es aber bedauern, „wenn man nicht dabey auch in einzelnen „Fällen auf die Leitung und Unterstützung des Geistes „Gottes Rechnung machen dürfte, weil es so tröstlich wäre, „und in dem beständig zu wiederholenden Zugange zu Gott „meinen, auch zur Erfahrung würde.“ Das ist und wird es allerdings. Da sey Gott vor, daß ich diesen gegründeten Trost, diese kräftige Unterstützung im Guten, welche der Umgang mit Gott gewährt, mir selbst rauben, oder irgend einem redlichen Christen wegnehmen sollte. Es sey und bleibe Ihnen und mir, mein theurer Eusebius, unser ganzes Leben hindurch eine gewisse erfreuliche Wahrheit: Gott giebt den Müden Kraft, und Stärke genug den Unvermögenden. Sie halten dafür, daß es damit fortdauernd übernatürlich zugehe; ich und andere, natürlich. Aber denken Sie denn, daß wir deswegen nicht eben so gut als Sie, „den heiligen Geist als den Grund aller unserer geistlichen „Kräfte glauben gelernt zu haben?“ Bis all unser Thun ein Ende hat, will ich mit Ihnen Gott bitten, daß er mich durch seinen Geist auf ebener Bahn leite. Ein anders ist es

doch

doch, wenn wir die Sache als gute Christen praktisch glauben; ein anders, wenn wir über den modum operationis Sp. Sancti als Philosophen disputiren. In effectu ist uns bey unsern unterschiedenen Hypothesen gleich wohl zu Muthe. Sie scheinen sich hiervon nicht überreden zu können, wie ich denn überhaupt merke, daß Sie jede andere theoretische Theologie ausser der Ihrigen, dem christlichen Glauben, der Beruhigung und Sittlichkeit der Menschen für nachtheilig halten, einen etwas verdrießlichen Blick auf sie werfen, selbst um eines Ausdrucks oder Worts willen, das sie nicht leiden können. Das Wort Rechtschaffenheit ist doch so gut biblisch als die Wörter Glaube und Liebe. Warum stichelu sie denn in eben diesem Briefe S. 98 auf diejenigen an, welche die Rechtschaffenheit vertheidigen, aber „äußerst beschämend für sie mit ihrer so sehr ver„theidigten Rechtschaffenheit weit hinter dem Engel der Ge„meine zu Ephesus, Apoc. 2, 4. zu stehen kommen möchten?“ Sie wissen doch, was gute Theologen unter diesem Worte verstehen. Ist es denn nicht einem jeden erlaubt, eben das Rechtschaffenheit zu nennen, was sie Glauben und Liebe heißen? Wollen sie eines unschuldigen Worts wegen, das noch dazu eben so viel apostolische Autorität für sich hat, als ihre Wörter, diese Männer beschämen? Ich weiß es wohl, im Ernste wird ein so liebreicher Mann, als Eusebius, das nicht thun. Nun wie wär es, wenn sie auch den Schein meideten? — In verbis sumus faciles — Darauf berufen sie sich ja selbst im achten Briefe an Hrn. M. über die Benennung der übernatürlichen Wirkungen des heiligen Geistes. Sie nennen sie Gnade, und rechtfertigen diesen biblischen Ausdruck, den ihr Correspondent nicht will gelten lassen. Ich pflichte Ihnen in demjenigen völlig bey, was Sie darüber schreiben. Seyn Sie eben so nachgebend in Ansehung des völlig biblischen, viel in sich fassenden Worts, christliche Rechtschaffenheit. So richtig bestimmt, wie Sie Ihr Wort Gnade bestimmen, ist es doch eben so wenig, als dieses, einer besorglichen Misdeutung unterworfen. Würdige Theologen haben doch schon unzählich oft gesagt, daß sie unter dem Worte Rechtschaffenheit keine äußerliche Scheintugend oder Scheinfrömmigkeit verstehen; sondern die ganze innige Liebe zu Gott und zum Guten, die den aufrichtigen Christen beherrschet. Ich habe nichts wider das Wort Gnade. Söhnen Sie sich auch mit dem Worte Rechtschaffenheit aus.

Den Inhalt des neunten Briefs an Hrn. D. J. über einige Einwendungen gegen die Fragen die Wirkungen der Gnade betreffend, könnte Rec. ohne Weitläuftigkeit nicht anzeigen. Sachverständige mögen das Gewicht der Gegengründe des Eusebius, wenn sie wollen, selbst gegen die Einwendungen abwägen. Bey Gelegenheit des Satzes: die Ursachen der Dinge lassen sich nicht empfinden, dessen Allgemeinheit Hr. J. behauptet hatte, E. aber nicht zugeben will, kommen als Gründe dawider allerley Raisonnements über Inspiration, Offenbahrungen, Erscheinungen, welche die Propheten und Apostel gehabt hätten, vor, wobey viel zu erinnern wäre, wenn Rec. nicht zum Schluß eilen müßte.

T.

Epistolae duae apocryphae, altera Corinthiorum ad Paulum Apostolum, altera Pauli ad Corinthios, quae dicitur periisse. Ex codice Msto armenico integro nunc primum editae separatim, graeceque ac latine versae, et additis Guilielmi atque Georgii Whistoniorum notis, praefatione et animaduersionibus auctae a *Io. Bened. Carpzov. Editio altera auctior.* Lipsiae, apud Saalbachium. 1776. plag. 5. in 8.

Diese Schrift kam erst als ein akademisches Pfingstprogramm zu Helmstädt heraus. Hier erscheint sie mit einigen Verbesserungen des Hrn. C. und mit Zusätzen der Hrn. Professoren Bode und Zeune. Die Vorrede erzählt kurz die Geschichte der beyden apokryphischen Briefe. Sie sind in Europa aus einer unvollständigen armenischen Handschrift zuerst bekannt worden. Aus dieser sind verschiedene lateinische Uebersetzungen gemacht und einigemal abgedruckt worden. Wilhelm Whiston verschaffte sich einen vollständigen armenischen Kodex davon, welchem eine arabische Uebersetzung beygefügt war. Diese arabische, nebst einer lateinischen Uebersetzung, welche la Croze aus dem armenischen gemacht hatte, und die auch in thesauro epist. Lacroziano steht, rückte Whiston in

seine

seine Collection of authendic records ein, und vertheidigte die Aechtheit der Briefe. Seine Sohne machten endlich auch den armenischen Text bekannt, hinter ihrer Ausgabe des Moſis Chorenenſis, und ſetzten eine von ihnen ſelbſt gemachte griechiſche Ueberſetzung hinzu. Die griechiſche Ueberſetzung liefert hier Hr. C. nebſt einer lateiniſchen von ihm ſelbſt aus der griechiſchen verfertigten, wobey H. Bode, ein ſeltener Kenner der armeniſchen Sprache, zu Rathe gezogen worden iſt. Auf die Briefe ſelbſt folgen die weitläuftigen Noten der beyden jüngern Whiſtone. Sowohl über dieſe als auch über den Text und den Inhalt der Briefe hat der H. Herausgeber ſeine eigne und ſeiner Freunde gelehrte Anmerkungen beygefügt. Den Beſchluß macht eine Sammlung von Urtheilen verſchiedener Gelehrten, über den verlohrnen dritten Brief Pauli an die Corinther. — Die Veranlaſſung dieſe Briefe zu ſchmieden, deren Unächtheit H. C. hinlänglich beweiſet, nahm jemand aus 1 Cor. 5, 9. wo Paulus einer dritten von ihm an die Corinther geſchriebenen Epiſtel gedenkt, welche älter ſeyn muß, als die beyde, in unſerm Kanon befindliche. Der Inhalt der Briefe iſt kurz dieſer: Die Corinther melden in ihrem Schreiben, daß Simon und Kleobius in ihre Stadt gekommen, und da ihre Irrthümer, welche der Reihe nach erzählt werden, ausgebreitet hätten; ſie bitten daher den Apoſtel zu ihnen zu kommen, und die Irrlehrer zu Schanden zu machen. Dem Brief ſelbſt iſt die Nachricht angehängt, daß die Ueberbringer deſſelben Paulum in Phönicien gefangen angetroffen hätten, und daß er durch den Bericht der Corinther gar ſehr betrübt worden ſey, und den Boten ſeine Antwort mitgegeben habe. Dieſe beſteht aus 54 Verſen, und enthält eine Widerlegung jener Irrthümer. Sie iſt gröſtentheils aus andern Stellen der Pauliniſchen Schriften kompilirt, und iſt des Apoſtels ſchlechterdings nicht würdig. Die Zeit, wenn dieſe Briefe untergeſchoben worden ſind, läßt ſich nicht mit irgend einiger Wahrſcheinlichkeit beſtimmen. Die Anmerkungen des Hrn. Herausgebers enthalten viel gutes; doch hätte ich auch hier und da etwas dagegen zu erinnern, wenn ich weitläuftig ſeyn dürfte. Nur eins, zum Beyſpiel. Die Gebrüder Whiſton bemerken S. 43. 44. daß nach der Hypotheſe, welche der Urheber des Anhangs zum Brief der Corinther an Paulum angenommen zu haben ſcheint, die Zeit, wenn dieſe apokryphiſchen Briefe geſchrieben ſeyn, in die Reiſe Pauli von Jeruſalem nach Antiochien, Apoſtelgeſch. 18, 22. würde fallen müſſen.

müſſen. Denn aus Apoſtelgeſch. 15, 3. erhelle, daß der Weg von Jeruſalem nach Antiochien durch Phönicien gehe, wo Paulus ex hypotheſi damals gefangen geſeſſen haben ſoll, als der Brief der Corinther ihm überbracht wurde. Dieſe Anmerkung iſt vollkommen gegründet. Ich begreife daher nicht, wie H. C. die Whiſtone S. 60. 61. ganz und gar unrichtig verſtehen, und ihnen ſeltſame Irrthümer, an welche ſie gar nicht gedacht haben, zur Laſt legen, und dann ausrufen konnte: tantopere ſeducunt opiniunculae praeiudicatae! per eas ipſi videntes euadunt coeci!

Cz.

Philoſophie der Religion. Vierter Band. Mit Erlaubniß der Obern, Augsburg bey den Gebrüdern Veith 1776. 8. S. 396.

Nachdem in den vorhergehenden Theilen dieſes Werkes über die natürliche Religion philoſophirt worden, wird nun in dieſem vierten Bande die geoffenbarte Religion philoſophiſch betrachtet und vertheidiget, und zwar unter folgenden Abſchnitten: vorläufige Anmerkungen über die göttliche Offenbarung; von der Offenbarung der Geheimniſſe; von der geoffenbarten Religion überhaupt; die chriſtliche Religion; von dem Urheber der chriſtlichen Religion; von der Authenticität und Unverfälſchtheit der evangeliſchen Schriften; von der Glaubwürdigkeit der evangeliſchen Schriften; vermiſchte Gedanken zur Beſtätigung des vorhergehenden; von der Göttlichkeit der evangeliſchen Schriften; wahre Quelle des Unglaubens. Ueber alle dieſe Gegenſtände kommen hier manche richtige und brauchbare Gedanken vor, und der Verf. hat das, was alte und neue Vertheidiger der geoffenbarten Religion vorgebracht haben, gekannt und aufs Beſte zu nutzen geſucht. Freylich miſcht er hin und wieder ſeine eigene Betrachtungen mit ein, und dieſe ſcheinen uns weniger genugthuend zu ſeyn, oft aus Mangel einer gründlichen philoſophiſchen Denkungsart: oft aber auch weil das Religionsſyſtem, das er zu vertheidigen übernimmt, ſich durchaus mit einer richtigen Philoſophie nicht vereinigen, noch weniger dadurch unterſtützen läßt. Wenn z. B. der V. verlangt, daß ihn die Philoſophie bis zum Meßaltar begleiten ſoll: ſo muß ſie zurückbleiben, und nur eine ſeichte Schwätzerinn, die an ihre Stelle tritt, kann

das

das Meßopfer so vertheidigen, als man Seite 130. lieſt. In der Schreibart ſcheint ſich ſonſt der V. um ein merkliches gebeſſert zu haben: er witzelt nicht mehr ſo ſehr, und ſtrengt ſich nicht ſo ſichtbar an, ſchön zu ſchreiben, als in den vorhergehenden Theilen; indeſſen kann er ſichs doch noch nicht ganz enthalten, die Freydenker zu necken, und ſpöttelnde Ausfälle auf die ſogenannten ſtarken und ſchönen Geiſter zu thun.

Bſ.

Entwurf zum Geſpräch mit Kindern über die Hauptſtücke der chriſtlichen Lehre. Mit K. Preuß. allergnädig. Freyheit. Berlin, bey Friedr. Nicolai. 1777. 62 Seiten in 8.

Dieſes Büch'ein, welches zum Gebrauche bey dem Jugendunterrichte vor manchen andern angeprieſen zu werden verdient, iſt in Fragen und Antworten abgefaßt, und in drey Abſchnitte getheilt, 1) von Gott dem Urheber und Herrn der Welt, und von der Natur des Menſchen S. 4 — 22; 2) von den Anſtalten, welche Gott durch Jeſum Chriſtum zu unſrer Glückſeligkeit gemacht hat, und von der Sittenlehre Jeſu inſonderheit S. 22 — 43; 3) von der Ordnung, in welcher wir der durch Chriſtum erworbenen Seligkeit wirklich theilhaftig werden S. 43 — 62. Die Schriftſtellen ſind nur citirt, nicht wörtlich angedruckt, wie in Rautenberg's, Bertrand's, Dieterich's u. a. Handbüchern. Oefters hat der würdige V., nach dem Vorgange Andrer, den Sätzen kurze Selbſtgeſpräche angefügt, welche den Lehrern Gelegenheit und Materie geben, bey dem mündlichen Unterrichte ſelbige praktiſch anzuwenden.

An dem Gange, welchen der V. genommen hat, iſt, wie unſre Leſer werden bemerkt haben, eben Nichts zu tadeln. Doch hätten wir gewünſcht, daß er das Geſpräch mehr vorbereitet, beſſer eingeleitet haben möchte. Ein geſchickter Lehrer wird freylich bey der mündlichen Unterweiſung dieſe Lücke ausfüllen. Indeß muß der Elementarſchriftſteller von ſeiner Seite dem Unterweiſer möglichſt vorarbeiten, kann und darf ſich auf denſelben allein nicht verlaſſen.

Mit dem dogmatiſchen Leiſte zuſammengehalten, wird dieſer Entwurf verlieren; aber nach den Belehrungen des

N. T.

N. T. unterſucht, gewinnen. Den Tod Jeſu nennt der V. doch einen Verſöhnungstod. Wir beſorgen aber, der ſtrenge Orthodoxe werde gleichwohl über dasjenige, was er S. 28. f. hierüber ſchreibt, Manches zu erinnern finden, und eben ſo ein großer Theil der entgegengeſetzten Parthey. Die Schriftſtellen, welche er zur Unterſtützung der Angabe: „Chriſtus bezeugte, daß er von Gott geſandt ſey, die „Menſchen durch ſeinen Tod zu erlöſen," beybringt, Matth. 20, 28. Luc. 4, 16. 43. gehören wohl nicht hierher. Daß jene zum Beweiſe nicht dienen könne: dieſes iſt bereits an mehreren Orten unſrer Bibl. als B. XVII. S. 410. u. a. gezeigt worden. Und in dieſer liegt offenbar ein ganz andrer Sinn. V. 18 — 21. (denn 16. iſt ein Druckfehler) und V. 43. giebt Jeſus ebendenſelben Zweck ſeiner Sendung an, welchen er, — mit Verſchweigung jedes andern —, Joh. 17, 4. 6. K. 18, 37. angezeigt hat. Von dieſen ſo klaren, unmißdeutbar beſtimmten Ausſprüchen unſeres einzigen Meiſters (die freylich mancher Dogmatiker gern in den indicem expurgandorum ſetzen möchte, und) mit welchen verſchiedne apoſtoliſche, wenn ſie nur nach den probhaltigen Auslegungsregeln erklärt werden, in keinem Widerſpruche ſtehen, geleitet hat, unter andern, Hilarius von Poitiers *) ganz freymüthig, und ohne daß ihm deswegen ein verhaßter Name von ſeinen Zeitgenoſſen aufgedrückt worden wäre, geſchrieben: *Proprium* Domini noſtri Ieſu Chriſti *officium* eſt, *cognitionem Dei afferre*, *et intelligentiam nominis eius poteſtatisque praeſtare.* — Die Höllenfahrt Chriſti iſt mit Recht übergangen worden. Eben ſo hat es uns gefallen, daß der V. die Lehre von den Engeln und Teufeln in neun Zeilen zuſammengepreßt hat. In der angeführten Stelle Col. 1, 16. aber iſt von Engeln ſchwerlich die Rede. — Richtig in der Hauptſache iſt die Aeußerung: „wenn gleich nicht alle Menſchen zur Erkenntniß der Lehre Jeſu kommen: ſo darf uns das nicht irren; denn es „ſind auch die natürlichen Kenntniſſe unter den Menſchen „nicht allgemein. Genug, daß Gott mit Gerechtigkeit einen jeden richten wird, nach dem, was er „empfangen hat. Luc. 12, 47. 48." u. a. m. Was iſt der Vernunft ſowohl, als der Bibel gemäßer, dieſes oder die Anathemen, welche die Zunge ſo manches Proteſtanten,

*) Comment. in Matth. c. 23.

ten, seynwollenden Schülers eines Lehrers, welcher geboten hat: *richtet nicht* ꝛc. gegen alle *Nichtchristen* ausspricht, die Feder so vieler noch immer niederschreibt? Mit Erstaunen haben wir kürzlich in einem täglichen Gebete *) folgende Stelle bemerkt: „Ach! mit Schrecken muß ich daran gedenken, *daß du so viel Millionen Heyden und Juden* sowohl als mich erschaffen und erlöset, die doch nach Genießung eines schnöden elenden Lebens, *ewiglich werden verflucht und vermaledeyet seyn.*“ Der *Mensch* beachtet doch, wenn er *gerecht* richten will, in seinem Urtheilsspruche die Umstände ꝛc. seines Mitmenschen. Und der *Urheber* des Menschen, der Urquell alles Guten, sollte tausende seiner Geschöpfe, die von der Religion Jesu *Nichts wissen*, oder von der Göttlichkeit derselben sich nicht überzeugen können, sonst aber über dem *Wenigen*, was er ihnen gegeben hat, getreu sind, wegen jenes *unverschuldeten Nichtwissens*, oder *Nichtglaubens* „*ewiglich verfluchen* „*und vermaledeyen*?“ Weg mit einer solchen baaren Gotteslästerung! — Die Frage: was kann es aber helfen, daß *wir in der zarten Kindheit getauft werden*? beantwortet der V. ganz kurz also: „auf die (diese) Weise „wird dafür gesorgt, daß wir in der christl. Lehre erzogen wer„den und den Taufbund bald eingehen, welchen wir feyerlich „erneuern, wenn wir am Ende der Kinderjahre *eingesegnet* „werden.“ Wenn auch der Bibel- und Alterthumsforscher wünschen möchte, daß noch Einiges dieser Antwort beygerückt worden wäre: so ist solche doch weit treffender, als die gewöhnliche. Desto weniger aber werden die Eiferer für das Dogma mit ihr zufrieden seyn. — Ueber das künftige Schicksal derer, „welche böse geblieben sind,“ erklärt sich der V. mit weiser Kürze also: „sie werden in die (der) Hölle, die „da wo Gott sein Mißfallen an der Sünde aufs deutlichste „offenbaret, nach dem Maaß (Maaße) ihrer Sünden er„schreckliche Strafen leiden *in Ewigkeit*. Matth. 25, 41. „46. u. a. O.“ Indeß wird er mit dem vortrefflichen *Johann Pico* Fürsten von *Mirandola* denken, und zur gehörigen Stunde sagen: peccato mortali *finiti* temporis non debetur poena *infinita* secundum tempus sed *finita* tantum. — Von den Pflichten in den *besondern gesellschaftlichen Verbindungen* möchte wohl Mehreres, als S. 42. steht,

*) S. das, dem A..... Gesangbuche angefügte Gespräch des Herzens mit Gott, S. 72.

steht, beyzubringen, auch die Art und Weise, wie das Gebet auf unsre Seele wirkt, und die mannichfache Nutzbarkeit desselben, als der Fürbitte zur Anregung und Stärkung menschenfreundlicher Gesinnungen, genauer anzugeben gewesen seyn.

Die Beweisstellen sind größtentheils gut gewählt. Einige aber könnten, dünkt uns, in einer zweyten Ausgabe, (die wegen der Güte des Büchleins nicht ausbleiben wird) weggestrichen werden. Zu den bereits bemerkten setzen wir folgende hinzu. Es. 6, 3. (6, 6. ist ein Druckfehler) kann zum Beweise der Heiligkeit Gottes nicht dienen. קָדוֹשׁ heißt hier, nach Erfoderniß des Zusammenhanges, anbetungswürdig, und der ganze Vers will nichts Andres sagen, als was wir Offenb. 4, 11. lesen. Den Stellen aus den Psalmen dürfte Es. 59, 2. beyzufügen gewesen seyn. — Der Anfang der Antwort auf die Fr. wer ist der heilige Geist? „Der Geist Gottes, der zu unsrer Heiligung wirksam ist. Er war in der Schöpfung der Welt geschäftig, und herrschet überall," kann unmöglich durch die beyde Stellen Ps. 139, 7. und Ps. 33, 6. unterstützt werden. In jener ist der Geist Gottes offenbar so viel, als die Allwissenheit, Allkenntniß desselben; und in diese bezeichnen die Worte Geist seines Mundes im zweyten Gliede Einerley mit dem Worte des Herrn im ersten, nämlich den mächtigen Befehl Gottes, wie aus der Vergleichung mit Es. 11, 4. (Ps. 148, 5. 2 Thess. 2, 8. Offenb. 4, 11.) unwidersprechlich erhellet. So übersetzen (nicht etwan blos Enjedin, W. H. Vorst, Benson, und ähnliche berüchtigte Männer, sondern selbst) Calvin, Bucer und andre erklärte Trinitarier. — Den Anfang des 15ten Psalms hat der V. ganz hergesetzt, und V. 2. den veralteten und minder verständlichen Ausdruck ohne Wandel aus unserer Kirchenübersetzung beybehalten. In einer zweyten Ausgabe wäre er mit schuldlos, untadelbar ꝛc. zu verwechseln.

Vielen Lesern wird es auffallen, daß der V., wie freylich vor ihm Rautenberg, Alberti u. a. gethan haben, zum Beweise Stellen, auch aus den apokryphischen Büchern, B. Tob. u. dergl. angeführt hat. Immer hätten sie, werden selbige sagen, von den übrigen unterschieden, etwan in Klammern eingeschlossen werden sollen.

Das

Das Selbſtgeſpräch am Schluſſe dünkt uns nicht verſtändlich genug abgefaßt zu ſeyn.

Se.

Hugonis Grotii annotationes in Vetus Teſtamentum, emendatius edidit, et breuibus complurium locorum dilucidationibus auxit *Georg. Ioh. Ludou. Vogel.* — poſt mortem b. Vogelii continuauit *Ioh. Chrph. Döderlein*, Theol. D. *Tomus ſecundus.* Halae apud Curt. 1776. 4.

Dieſer zweyte Band enthält ſämmtliche Propheten. Herr V. deſſen Tod wir gar ſehr bedauern, hatte dieſe Arbeit, ſeine Anmerkungen dem Grotius hinzuzufügen, nicht ganz vollenden können, ſondern mit dem 19 Capitel Jeremiä ſeine Bemühungen ſchließen müſſen, wovon die Anmerkungen des Hrn. D. Döderleins angehen. Wir wollen unſer Urtheil hierüber lediglich auf die vom ſel. V. und nach ihm vom Hrn. D. vorgenommenen wichtigern Anmerkungen einſchränken, da die Verdienſte des Grotius hinlänglich entſchieden ſind. C. 2. Jeſaiä erklärt Hr. V. gut von der Zeit nach der babyloniſchen Gefangenſchaft, v. 2. Der Berg, da des Herrn Haus iſt — wird höher ſeyn, als alle Berge, iſt eine den Juden eigenthümliche Redensart, die nichts weiter ſagt, als Gott, der Juden Gott, wird bey andern Völkern verherrlichet werden, über die großen Begebenheiten unter den Juden. C. 4, 2. Der Zweig des Herrn ſind neue Einwohner in Judäa. C. 6. wird Grotius getadelt, weil er den erſten Vers erklärt: vidi *in tempore Dominum*, intellige fulgorem eximium. Hr. V. meynt lieber figuram Deum ipſum repraeſentantem, welches uns wegen des zu ſinnlich werdenden Begriffs gar nicht gefällt. C. 7, 14. Die bekannte Stelle: Siehe eine Jungfrau wird u. ſ. w. giebt ſich der V. viele Mühe von Chriſto zu erklären, mit der neuen Wendung, daß Achas ſicher ſeyn könne, weil das jüdiſche Reich nicht eher aufhören würde, bis Chriſtus gekommen wäre. Die Stelle aber iſt ganz leicht, wenn mans ſo verſteht, wozu keine ſo weitgedehnte Hypotheſe nöthig iſt: Es ſoll nur eine kurze Zeit dauern, in Jahr und Tag ſoll dein Land von Feinden frey ſeyn.

Der Name Immanuel enthielt so gut die Versicherung der Hülfe, als des Propheten andrer Sohn. C. 8, 3. Der Prophet zeiget es auch selbst, daß er seine eigne Kinder meyne, denen er Namen gab, die Hülfe und Errettung versprachen. Man s. Cap. 8. v. 18. C. 9, 6. meinet er könne wohl vom Hiskias erklärt werden, besser aber vom Messias. Nur Schade, daß die äußern Prädikate vom weltlichen Herrn auf den Messias nicht passen. Sich aber nach den Begriffen des Zeitalters zu richten, um jene unedle Idee vom weltlichen Reiche Christi zu bekräftigen, die doch eine vernünftige Andacht nicht schärfen kann, heißt bey einem Propheten in der That sehr wenig gesagt, vorzüglich wenn er ohne Nachtheil die edlere Idee vom moralischen Reiche Christi vortragen konnte. Eben das gilt auch vom 11ten Capitel. Herr V. hat daher die Verbindung des Vortrags und der Reden des Propheten oft aufheben müssen, da er ihn bald vom Messias, bald von der Befreyung aus der babylonischen Gefangenschaft handeln läßt; welche Schwierigkeit wegfallen würde, wenn er diese Stelle mit dem Grotius vom Hiskias erklärt hätte. Man sehe dessen Anmerkungen. C. 28, 16. — Wer glaubt, fleucht nicht. Hier lieset Hr. V. mit den Griechen לא יבוש ὁ μὴ καταισχυνθῇ, dabey die Anmerkung: optime haec ad Christum in sensu sublimiore referunt Apostoli. Wozu mögen doch bey den Schriftstellern des A. T. so viele sensus aufgesucht werden, als wenns nicht beym buchstäblichen sein Bewenden haben, oder ein Verfasser bey dem buchstäblichen Ausdruck seiner Gedanken zwey oder mehrere sensus verbinden könnte, die doch nicht im Ausdruck liegen. Die Propheten sagens auch nicht, daß sie sich solcher Doppelgedanken bedient haben. Dergleichen Hypothesen haben nur allein durch die einmal so angenommenen Begriffe von Prophezeyung ihre Wahrheit erhalten, so wenig sich sonst für sie, an und vor sich sagen läßt. C. 38. 21, 22. Und Jesaias hieß, man sollte ein Pflaster von Feigen nehmen u. s. w. halten wir auch mit Hr. V. für eine Glosse. C. 52. Die bekannte von Christo bisher sehr gewöhnlich erklärte Stelle, erklärt Hr. V. mit ungemeiner Weitläuftigkeit eben so. Wir wollen nur einige seiner Erläuterungen herseßen, um den Contrast anzuzeigen, der zwischen den vorgetragenen Ideen und denen gewöhnlichen von Christo herrsche. v. 8. wer wird seines Lebens Länge u. s. w. nemo *Messiae prolem* numerabit, und das erklärt er nach dem Gebrauch der Hebräer, die die Kinderlosigkeit als ein großes Unglück

anſahen, um auch von dieſer Seite das Elend des Meſſias zu vergrößern. — Totus totus ex hominum numero eſt *deletus*, cum ob peccata noſtra plagis mortiferis adficeretur. Man vergleiche dies mit יאריך ימים und יראה זרע im zehnten Verſe. v. 9. placuit Iehouae adeo miſeram reddere Meſſiae conditionem, vt, cum omne ſatisfactionis, officium expleuiſſet tanto maiori felicitate cumulare poſſet. v. 11. — Si cogitauerit, quod tantae hominum multitudini ſuis *cruciatibus* atque *morte iuſtitiam procurauerit*, illorumque loco poenas atque debita perſoluerit. Das mußte alſo auch ja aus dem A. T. von der Satisfaction beſtätiget ſeyn! Endlich meynt er, ſey es gezwungen, dieſes Cap. von einem andern zu erklären, da doch vor und hinter demſelben von der babyloniſchen Gefangenſchaft die Rede iſt. Aufmerkſame Leſer mögen das Buch ſelbſt vornehmen, und ſeine Erklärung mit der ſo ſimplen und richten Grotianiſchen zuſammenhalten, der es vom Jeremias erklärt, nur mit dem Zuſatz, es könne auch zugleich auf Chriſtum gehen. Das ſtand damals ihm frey, und der Genius damaliger Zeiten erlaubte nicht mehr; uns ſtehts aber eben ſo frey, zu urtheilen, daß wir es nach dem buchſtäblichen Verſtande blos von den damaligen Zeiten und vom Jeremias allein verſtehen können. Und wollte man es auch anders nehmen, ſo paſſen doch die Prädikate auf Chriſtum nicht, und warum ſollte auch alles auf ihn paſſen? haben wir doch Beweiſe genug für den Geiſt und das Weſen des Chriſtenthums. Laßt uns doch endlich einmal aufhören, zu Beweiſen unſre Zuflucht zu nehmen, die doch niemanden ſo ſicher und gewiß gemacht werden können, daß er ſie glaubt, als wenn er es nicht aus guten Willen thun will. Jeremias I Cap. 1. Die drey erſten Verſe hält Hr. V. mit allem Rechte, für einen Zuſatz vielleicht des Sammlers der Prophezeyungen. Cap. 19. Hiermit ſchließen ſich die Anmerkungen des Hrn. V. Wir erkennen in der That mit vielem Danke die Verdienſte dieſes würdigen Mannes: denn wirklich erhält die Arbeit des Grotius einen größern Werth, vorzüglich beym Jeſaias, ſowohl durch nähere Entwickelung der Hebraismen, worin er ſehr glücklich war, als auch durch Berichtigungen des Textes, wovon uns viel Conjekturen gefallen haben, und richtigere Angabe des Verſtandes in manchen Stellen. Cap. 20. Hr. D. Döderlein äußert große Schwierigkeiten, den 14ten Vers vom Jeremias

zu erklären, wo er den Tag seiner Geburt verflucht; noch weniger kann er diese Verwünschung mit den frommen Gesinnungen des Propheten reimen, und zieht daher die Rede auf den Paßhur, mit dem Venema. Diese Bedenklichkeit aber hätte er eben so gut machen können v. 13. laß mich meine Rache an den Feinden sehen, so auch Cap. 11, 20. Solches ängstliches Drehen und gezwungenes Wenden gefällt uns nicht: die Rede läuft vom Jeremias fort: es war damalige Art zu denken, und sich auszudrücken, und das ist genug. Man sehe deshalb noch Hiob 3, 1, 2. u. f. C. 25, 13. hält er für eine Glosse, wir halten es lieber für Worte des Sammlers der Prophezeyungen so wie Cap. 1. Cap. 28. 1. Hr. D. scheint es auch selbst zu erkennen zu geben, daß Jer. seine Prophezeyungen nicht selbst gesammlet hätte, in den Anmerkungen zu Cap. 35, 1. da keine genaue Ordnung in der Folge der Theile auf einander beobachtet ist. Cap. 31, 33. ich will mein Gesetz in ihr Herz geben, u. s. w. zieht er auf die Zeiten des N. T. wo πνευμα und beßre Religionserkenntniß seyn würde, und wie uns deucht, sehr richtig, da es nicht zu leugnen ist, daß dergleichen Erwartungen bey einigen erleuchteten Juden gewesen sind.

Ezechiel. Sehr merkwürdig sagt Herr D. von ihm — qui eum cum Iesaiae vel Ieremiae sermonibus comparauerit, intelliget, eum fere in omnibus imitari veteres, et quas hi minutim informant imagines, eas vberius ac prolixius absoluere. Hinc nec maiestatem Esaiani styli attingit nec pondus — Wir haben auch selbst schon immer davor gehalten, daß Jesaias vorzüglich für andre Propheten Original abgegeben habe. Noch eine sehr richtige Bemerkung von ihm müssen wir hersetzen. Obseruatu dignum, saepissime repeti voces מראה et דמות et alias, vt praemoneat lectores, non ea, quae iam describit, *reuera* vel adfuisse, vel alicubi existere, sed κατ' ὄψιν mentis tantum visione ita sibi apparuisse. Darnach beurtheile man die warme Einbildungskraft Ezechiels. C. 11, 15. vom Herrn wegfliehen, eine den Juden eigenthümliche Redensart, und bedeutet, aus Palästina entfernt seyn. Diese Redensart schreiben wir ihrem Ursprung nach, der Meynung de diis tutelaribus (s. 2 Chron. 28, 23.) zu. Man sehe auch noch den Selden de diis syris.

Daniel C. 3, 22. wird vom Lobgesang der sogenannten dreyen Männer im Feuerofen, der im hebräischen nicht stehe,

die

die Unächtheit anerkannt. Man kann auch die ganze Geschichte entbehren. Ueberhaupt sind wir der Meynung, daß der Daniel einer durchgängigen Berichtigung gar sehr bedürfe, wenns je möglich seyn wird, ihn korrekt zu erhalten, woran wir jedoch gar sehr zweifeln. C. 9, 24. Bey den 70 Wochen sagt Hr. D. his verbis describitur finis exilii a prophetis — prima (promissio est) de renouatione politiae, altera de eius duratione per 70 annorum hebdomades. Der Anmerkungen des Hrn. D. bey diesem Propheten sind nicht viel, auch nicht von Gewicht; es läßt sich aber auch nicht viel bey dem Buche machen.

Obadias. Posset quidem asseri — Obadiam pleraque sumsisse ex oraculis Ieremiae et Ezechielis; at cum de his satis constet, eos antiquorum prophetarum carmina in suos vsus conuertisse, vel imitatione vel repetitione, verius videtur, Ieremiam hausisse ex Abdia; sed hoc obseruari velim iis, qui ideam inspirationis propheticae formare studeant. Daß Jeremias aus dem Abdias geschöpft habe, möchten wir nicht mitsagen, wenn man das mediocre ingenium des Abdias in Betracht zieht, und seine Urtheile v. 10, 11, 12. und f. Die Anweisung zur Aufmerksamkeit derer, die den Begriff der Inspiration festsetzen wollen, ist gut; aber wenn man denn seine Ohren verstopft, so kann man doch nicht hören. Zacharias. C. 1, 1. Dabey die Anmerkung: totum schema non rem reuera gestam describit; sed imago est rerum gestarum, et repetitur a daemonologia Iudaeorum aliarumque gentium: vnde qui concluderet, talia in coelo geri, apparere Satanam coram Jehona, atque coram hoc quasi foro decertare cum angelis bonorum tutoribus, erraret — hoc loco docetur — Iosuam singulari Dei tutela ornari. Als wenn das sich nun wirklich so verhielte: Es ist doch als eine res facti erzählt, gewöhnlich wird das auch ad litteram geglaubt, zumal wenns durch das Ansehen eines Propheten kanonisirt ist. Und was für Raisonnement gehört nicht dazu, aus solchen Erzählungen den simplen Satz zu abstrahiren: es ist hier keine eigentliche wahre Erzählung gemeynet, es bezeichnet nur den besondern Schutz Gottes. Der Teufel herrscht doch einmal in solchen vorgetragenen Ideen, und durch solche seine Entschuldigungen können wir doch kein Aequivalent aufbringen, für die Wirkungen der buchstäblichen Erzählung. Von der Stelle im Briefe Judä hat der Hr. D. nicht Lust zu urtheilen. Zach.

9, 9. Die Bemerkung; prophetae posteriores ad Christum digitum apertius intendunt, nec tantum per medias historias alias eum figurant; sed directe monstrant: kann ihren Nutzen haben bey den Beziehungen im N. T. wo den Anzeigen genüget wurde.

Malachias. C. 1, 3 und hasse Esau. Paulus, setzt er hinzu, laudat hunc locum, vt demonstret, Deum in beneficiis, quae populo cuidam tribuit, agere pro arbitrio, et nulli facere iniuriam. De illo quidem amore, qui peccata condonat, vel de beneficiis in singulos homines nec Malachias loquitur nec Paulus: vnde ille locus plane nihil probat in quaestione de gratia vel reprobatione singulorum.

Die Anmerkungen des Hrn. D. und vorzüglich die gute Ordnung in Bestimmung der Gedanken der Propheten haben uns in den meisten Stellen sehr gefallen, und wir bedauern daher, daß der Hr. D. nicht mehrere Zeit auf diese Arbeit hat verwenden können. Den Erklärungen beym Jeremias geben wir den Vorzug. Ueber die 9 letzten Cap. Ezechiels aber, hätten wir seine Anmerkungen gewünschet. S. Oeders freye Untersuchungen.

Tomus III, curauit Georgius Ioa. Lud. Vogel. MDCCLXXVI. Dieser Theil enthält die übrigen Theile des Alt. Test. Am Ende findet man noch einige Noten des sel. V. über die historischen Bücher im ersten Theile. Jos. 6, 20. meynt er, könne ein Erdbeben, oder ein ähnlicher Umstand gewesen seyn. C. 10, 13. führt er den Michaelis an, der diese Stelle so erklärt. Die Israeliten haben ihre Feinde die ganze Nacht hindurch so verfolgt, als wenn es Tag gewesen wäre, und ein beständiges Wetterleuchten zeigte ihnen den Weg. Das heißt erklären, wies ohngefähr auf eine andere Art hätte möglich seyn können. Cap. 24, 29. hätten wir eine Anmerkung gewünscht. 1 B. Sam. 6, 19. vermissen wir das eigene Urtheil des Hrn. V. C. 16, 14. רוח יהוה animus laetus, gute Laune, so wie Cap. 18, 10. eine böse Laune gemeynet wird. Hr. V. drückt es aus: als er im Paroxysmus war. Dergleichen Zufälle werden denn zuweilen als Wirkungen von einem bösem Geiste angegeben. Hiermit stimmt auch im N. T. δαιμονιον εχει und μαινεται. 2 B. Kön. VII. oborta tempestate et commoto turbine, Elias oculis Elisae subreptus et deinde plane sublatus esse *videtur*; ita vt post obitum suum nemo locum, quo sit delatus resciuerit. — C. 6, 21. ergänzt er לחם Brodt, chamor panis. Durch

stercus

ſtercus columbarum ſoll cibus vilis bezeichnet werden. C. 22, 8. ſollen Jeſaiä oder anderé Prophezeyungen gemeynet ſeyn, woran wir gar ſehr zweifeln. Bey den Büchern der Chronik bezieht er ſich auf Oeders freye Unterſuchungen ꝛc. mit ſeinen Anmerkungen, ein Buch, das wir auch ſehr empfehlen.

Pr.

Kurze Abhandlungen über einige wichtige Gegenſtände aus der Religions- und Sittenlehre. Frankfurt, bey den Eichenbergiſchen Erben. 1776. 8. 152 Seiten.

Der Verf., der ſich J. D. Salzmann nennet, berichtet in der Vorrede, daß er dieſe Verſuche in Sitten nicht für das Publikum, ſondern für eine Geſellſchaft junger Freunde, denen er dieſelben vorgeleſen, beſtimmt habe; daß er aber auf die Verſicherung einſichtsvoller Männer, „daß dieſe weni„gen Gedanken auch gemeinnützig werden könnten, kein Be„denken getragen, dieſelben, ob ſie ſchon nicht durchgehends neu, „ſo wie ſie ſind, im Nachtkleide unter die Leute gehen zu laſ„ſen.“ — Hierzu, nemlich ſeine Gedanken im Nachtkleide unter die Leute gehen zu laſſen, würden wir dem Verf. um ſo weniger gerathen haben, da in der That das viele Gute und Richtige, ſo wir darinn bemerkt haben, wohl eine beſſere und ſorgfältige Einkleidung und gründliche Ausführung verdient hätte. In dieſem Falle würden wir es auch der Mühe werth halten, uns über verſchiedene Punkte mit dem Verf. einzulaſſen; jetzt aber begnügen wir uns, nur den Inhalt der Vorleſungen herzuſetzen. Es ſind derſelben ſechſe, und ſie handeln von den Wirkungen der Gnade, von der Liebe, von der Rache, von Tugend und Laſter, von Gemüthsbewegungen, Neigungen und Leidenſchaften, von der Religion.

Theſes Theologicae cum obſeruationibus et corollariis. auct. D. *Nic. Edm. Balle.* — Lipſ. in Commiſſis apud Peltium. 1776. 8. 525 S.

Dem Befehle des Königs von Dännemark zufolge, daß man auf ſeinen Univerſitäten bey theologiſchen Vorle-

ſungen ein deutlich geſchriebenes Handbuch zum Grunde legen ſolle, hat Hr. D. Balle die angezeigten theſes theologicas in den Druck gegeben. Leſen laſſen ſie ſich ganz leicht: denn alles iſt numerice unter einander geordnet, ſyllogiſtice beweiſen, und nach Gebühr mit Beweisſtellen der Schrift verſehen. So gut die Folgſamkeit des Verf. gegen höhere Befehle und überhaupt ſein Wille bey dieſer Arbeit geweſen iſt: ſo wird ſie doch ſchwerlich der ſtudierenden Jugend ad liberaliorem theologiae cognitionem verhelfen, noch weniger die in der Evangeliſch-Lutheriſchen Kirche ſich verbreitenden ſogenannten Ketzereyen zu Boden ſchlagen.

De vero Dei cultu, qui fit mente et animo humano, Libellus aſceticus. Auctore *Dan. Benj. Scheelio.* — Lipſiae, ex officina Sommeria. MDCCLXXVI. 8. 322 S.

Ein Andachtsbuch in lateiniſcher Sprache ſcheint ſich in unſern Zeiten eben keine günſtige Aufnahme verſprechen zu dürfen, inſonderheit wenn es ſich, wie dieſer libellus aſceticus, durch nichts vorzügliches auszeichnet, und ſehr bekannte Dinge mit ermüdender Weitläuftigkeit vorträgt.

Bſ.

J. L. von Mosheim Erklärungen wichtiger Stellen der heiligen Schrift aus deſſen Werken gezogen und mit practiſchen Zuſätzen für die häusliche Erbauung begleitet von C. G. L. Meiſter — Erſter Band. Leipz. Heinſius, 1777. gr. 8. 36 Bogen.

Hr. Meiſter hat dies Werk nicht für Gelehrte, ſondern zu einem Erbauungsbuche für den verſtändigen Chriſten beſtimmt, der weitläuftige exegetiſche Werke nicht brauchen kann, der aber doch ſeine Erkenntniß erweitern und ſeine Andacht unterhalten will; und dazu kann er bey allen Mängeln, welche die Mosheimiſchen Schrifterklärungen (die hier befindlichen ſind ſämmtlich aus der Sittenlehre genommen) an ſich haben, dem, der nichts beſſeres kennt oder hat, immer noch dienen. Hr. M. erkennt und geſteht dieſe Mängel gutentheils ſelbſt auf

eine

eine Art, die von ſeiner Einſicht und Ehrlichkeit zeuget; ob ſie wohl die abgezielte Erklärung zu befördern eben nicht dienſam ſeyn, vielmehr ſolche durch das Bekenntniß, daß man hier nicht durchgängig den richtigen Sinn der Schriftſtellen zu erwarten habe, bey manchem etwas leiden und ihn gegen das Ganze mißtrauiſch machen möchte. Wenn Hr. M. zur Urſache, warum er der Verſuchung, in die er nicht ſelten gerathen ſey, die Erklärung mancher Stellen abzuändern, und den nach ſeiner beſten Einſicht wahreſten Sinn hinzuſetzen, widerſtanden habe, anführt, daß ihm ſolches in ſeiner Sphäre eine zu ſtolze Miene und einen zu entſcheidenden Ton gegeben haben würde: ſo müſſen wir zwar ſeine Beſcheidenheit loben; finden aber die Urſache ſelbſt weder hinlänglich noch gegründet. Denn die Annahme einer ſolchen Miene und eines ſolchen Tones iſt ja dabey nicht nothwendig und unvermeidlich. Auch ſcheinen ſie uns dem Hrn. M. nicht natürlich oder eigen zu ſeyn. Und nach den beygefügten practiſchen Zuſätzen (es ſind meiſt kurze und gute Schlußanwendungen der erklärten Stellen) zu urtheilen, dürfte er es ſich wohl zutrauen, die häufigen Blendwerke, Künſteleyen, Umſchweife und Tiraden des Mosheimiſchen Witzes mit etwas beſſern, wenigſtens zur häuslichen Erbauung zweckmäßigern zu vertauſchen. Gültiger mag die andere Urſache ſeyn, die er gehabt, dies nicht zu thun, nehmlich die Beſorgniß, dadurch in Streitigkeiten verwickelt zu werden, die er zu vermeiden wünſchte. Denn da begreifen wir wohl, daß es in ſeiner Sphäre leicht bey Klaſſen und Synoden und orthodoxen Brüdern was hätte abſetzen können, wenn er zwar manches, aber vermuthlich nicht die im Mosheim herrſchende univerſaliſtiſche und ſynergiſtiſche Sprache genug abgeändert und der allgemeinen Gnade durchaus widerſprechen hätte. Nun geht das Hrn. M. ſo wenig als das übrige, was er ohne es zu billigen ſtehen gelaſſen, an, und nicht er, ſondern Mosheim hat es zu verantworten, wenn reformirte Leſer des Buchs etwa im Bergiſchen Lande zu dem Glauben verführt werden, daß Gott des Menſchen Pflicht nach ſeinen Kräften abgemeſſen, und Chriſtus allen Seelen Heil erworben habe. *) Doch hat Hr. M. die Mosheimiſchen

*) Wegen dieſer in ein paar bekannten und ſehr erbaulichen Liedern befindlichen Ausdrücke hat die reformirte Geiſtlichkeit des Herzogthums Bergen die Einführung eines neuen Geſangbuches, ohngeachtet dieſelbe ſchon gemeinſchaftlich durch die

Erklärungen nicht nur zuweilen etwas abgekürzt und zusammengezogen, sondern auch hin und wieder etwas zur mehrern Aufklärung des Sinnes hinzugesetzt; obwohl diese erklärende Zusätze nicht viel bedeuten, unter denen wir auch ein Paar, als S. 291. 292. und 301 ganz ungegründet gefunden. Zuweilen sieht man aus der Anwendung, daß Hr. M. seinen Autor, d. i. die Schriftstelle anders und besser verstand, als sein Vorgänger, daher sich denn auch Erklärung und Zueignung etlichemol widersprechen, wie S. 194. vergl. 202. S. 241. vergl. 251. S. 368. 369 vergl. 374. Am letzten Orte z. E. verurtheilt Mosheim den Verstand der Worte: denn gleich wie er ist, so sind auch wir in der Welt, d. i. wir führen einen unsträflichen Wandel, wie Jesus geführt hat, und richten uns nach seinem Vorbilde, als unschriftmäßig, und macht dem Systeme zu Liebe eine höchst seltsame Erklärung. Hr. M. aber kehret sich daran in der Anwendung nicht, sondern applicirt getrost den für heterodox ausgegebenen Verstand: „werde gesinnt, wie er gesinnt war, u. s. w. Desto mehr hat es uns verwundert, daß er sich bey Luc. 18, 16—22 noch an den Mosheim hat halten können, der den Character des reichen Jünglings als eines stolzen und scheinheiligen Betrügers, und Jesu Unterredung mit ihm als einen solchen in einem ganz falschen Lichte vorstellt, obgleich Hr. M. in seinen Ausdrücken etwas milder ist. Wir ersuchen ihn und einen jeden, mit der Mosheimischen Vorstellung die zu vergleichen, welche der Verf. der Characteristik der Bibel von diesem, selbst in Christi Augen liebenswürdigen jungen Menschen gemacht hat, und man auch in dieser Bibl. B. XXIX. 2 St. 377 S. nachlesen kann, zu vergleichen. Noch hätte Hr. M. manche gar zu offenbar falsche und gekünstelte Erklärungen, wie n. LXXII. von Hebr. 10, 34. n. XXXVII. von 1 Joh. 3, 19. 20. n. XXXIV. von 1 Joh. 5, 2. und mehrere in diese Samm-

die mit ihr vereinigte Geistlichkeit der Länder Jülich, Cleve und Mark beschlossen war, nicht zulassen wollen, auch wirklich solche nicht eher zugelassen, bis diese und ein paar andere Stellen geändert worden. Ja selbst nach dieser geschehenen Aenderung beharren mehrere Gemeinen im Bergischen, auf Antrieb ihrer Prediger, bey der Weigerung, das Buch einzuführen, ohngeachtet durch dasselbe nicht einmal das alte elende Gesangbuch (vielleicht das elendeste, das sich noch irgend in einer protestantischen Kirche findet) verdrungen, sondern solches diesem nur anhangsweise beygefügt werden soll.

Sammlung gar nicht aufnehmen: auch ſich ſelbſt ſolcher Ausdrücke, daß der Heiland gebeugte Sünder an ſein liebesvollſtes Herz drücke, und, daß von jedem die beſte Kraft des Lebens in dem ſchimpflichen Dienſte der Sünde und Ungerechtigkeit verſchwendet worden (welches Gottlob nicht wahr iſt) enthalten ſollen.

J. L. von Mosheim Erklärung des Evangelii Johannis, herausgegeben von Ad. Fr. E. Jacobi — Weimar, Hoffmann, 1777. 4. 2 Alph. 11 B.

Noch eine nachgeſchriebene Vorleſung vom ſel. Mosheim nach deſſen Tode! und wie es denn mit ſolchen poſtumis zu ſeyn pflegt, auch noch um einige Grade ſchlechter, als die bereits früher erſchienenen. Zwar der Herausgeber meynt, daß alle Mosheimiſche Erklärungen und dieſe vom Evang. Joh. vorzüglich ſich durch die edelſte Simplicität unterſcheide, und es alſo Schade ſeyn würde, wenn ſie nicht gemeinnützig wäre gemacht worden. Aber man muß gewiß eigene Begriffe von der exegetiſchen Simplicität haben, um ſo urtheilen zu können, und ſie in einem ſeichten Kavalierement darüber herfahrenden Diskurs zu ſehen glauben. Denn nicht viel mehr wird man in dieſem Buche finden, welches unſers Erachtens Hr. Jacobi, ſowohl dem gemeinen Nutzen unbeſchadet, als dem Mosheimiſchen Namen zu Ehren, in ſeinen Heften ruhig hätte ſollen vermodern laſſen. Doch was kümmert der Nutzen des Publicums und die Ehre des Autors den großen Haufen unſerer Herausgeber und Verleger; genug daß der Name das Buch verkaufen und etwas daran zu verdienen ſeyn wird; und man iſt es ja ſchon gewohnt, daß berühmt gewordene akademiſche Lehrer unter uns es ſich gefallen laſſen müſſen, auf ſolche Weiſe nach ihrem Tode beſchimpft zu werden; ein Unfug, dagegen wohl ähnliche Vorkehrungen und Verordnungen zu wünſchen wären, als die Staaten von Holland ehemals auf Veranlaſſung einiger zum Vorſchein gekommenen Boerhaaviſchen Vorleſungen ergehen ließen, nämlich keine poſtuma eines Lehrers anders als mit Wiſſen und Willen ſeiner Erben heraus zu geben.

Es wird uns leicht ſeyn, unſer Urtheil von dem vorhabenden Werke zu rechtfertigen, und wir wollen, um keines Machtſpruches beſchuldiget zu werden, die ſchlechte Beſchaffenheit deſſelben

ſelben etwas umſtändlicher zeigen. Es war zwar immer ein Fehler des ſeel. Mosheim, daß er nicht nur zu künſtlichen und harten Erklärungen geneigt war, (wie auch Erneſti ganz anders, als Hr. Jacobi urtheilt, theol. Biblioth. B. III. S. 398.) ſondern, daß er auch gar zu gern aus dem bloßen Kontext durch Rathen, worinn freylich ein ſo guter Kopf zuweilen glücklich ſeyn mußte, exegeſirte; hingegen auf Sprachbeweiſe, Idiotismen und grammatiſche Erläuterungen zu wenig achtete. Aber hier findet man dieſen Fehler ganz außerordentlich übertrieben. Denn da iſt faſt nie eine rechte Beſtätigung oder Aufklärung aus Gründen der Philologie und des Sprachgebrauchs. Kaum heißt es ein paarmal: das kann man in hebräiſchen Konkordanzen ſehen; das haben die Philologen bewieſen, ohne zu ſagen, wer und wo und wie ſie es beweiſen. Solche Beweiſe und Erläuterungen aber wären doch wohl nöthiger und zweckmäßiger geweſen, als die häufige oft ins Pedantiſche fallende Einkleidung und Auflöſung der Reden Jeſu in förmliche Syllogismen, oder als die ewigen Wiederholungen, was glauben, was verherrlichen und dergleichen bekannte Dinge heißen. Auch iſt es unglaublich, was hier aus Unkunde oder Vernachläßigung der Sprachart oft für Böcke gemacht worden. Jeruſalem ſoll die Tochter Zion heißen, weil man die Städte, die an einem Berge lagen, Töchter nannte, (daß weiß man doch längſt, auch aus dem Glaſſius beſſer.) Von der Bedeutung des Wortes ἐργάζεσθαι, da es heißt nach einer Sache ſtreben, wie K. 6, 27. finde man ſonſt kein Exempel (man ſehe aber nur Wolf bey der Stelle) ὁ ζῶν von Gott gebraucht, ſey ſo viel als ζωοποιῶν, weil ja jeder wiſſe, daß Gott lebt. (Freylich! aber der Verf. hätte wiſſen ſollen, daß es ſo viel iſt, als der wahrhaftige Gott, nach dem hebräiſchen אלהים חיים ſo im Gegenſatze gegen die todten Götzen geſagt wird) Kap. 4, 36. wird μισθὸς καρπὸν. von der Belohnung in der ſeligen Ewigkeit erklärt, und das ſollen die Worte συναγει καρπον deutlich anzeigen (es iſt doch ſo klar, daß der Lohn hier in dem Seegen der apoſtoliſchen Predigt an den bekehrten Menſchen ſelbſt beſtehe, und die Frucht zum ewigen Leben eben dieſe durch die Apoſtel zum ewigen Leben gewonnene ſeyn). Daß δυναμαι auch heiße ein Vermögen geben, wird bey K. 5, 20. geſagt, aber nicht der geringſten Beweis dafür angeführt. Man könne Kap. 7. δυναται bey v. 22. ſtehen laſſen, und überſetzen: „dieweil euch

Moſes

Moſes die Beſchneidung gegeben". (Das erſtere geht freylich an; aber dann heißt διὰ τοῦτο nicht dieweil, ſondern iſt eine bloße Verbindungspartikel, wie διὸ öfters und כִּי und לָכֵן im hebräiſchen; man ſehe Glaſſium S. 529 der neuern Ausgabe). Ebendaſelbſt ſoll ἄνθρωπος ein Kind und ὅλος ἄνθρωπος ein erwachſener Menſch heißen, (da doch der ὅλος offenbar nicht dem ἄνθρωπος, ſondern der Beſchneidung entgegen ſteht, die nur einen Theil, ein Glied des Menſchen betraf, und wie nun ausgemacht genug iſt, auch einen phyſikaliſchen Zweck und Nutzen hatte). Daß v. 40. nicht von einem Propheten überhaupt, ſondern von einem beſtimmten Propheten die Rede ſey, iſt wahr; aber daß Elias gemeynt ſey, nicht, wie aus K. 1, 21. 25. erhellet. Ich erkenne die Meinen, Kap. 10, 14. d. i. ich kann die Guten von den Böſen unterſcheiden (Hier iſt das die Meynung nicht, ſondern γινώσκω, das Gegentheil von dem ἀγνοῶ v. 13. ſo nach dem Hebr. יָדַע durch achten, lieben, zu erklären. Aber ſo wird auch bey v. 9. in der Redart ein- und ausgehen, nicht einmal der ſo bekannte Ebraismus bemerkt; ſondern dieſelbe von Lehrern, die bey ihren Zuhörern beliebt ſind, erklärt, da doch nicht von den Lehrern oder Hirten, ſondern von den Schafen dort die Rede iſt.) Kap. 10, 28. ſoll Luther nicht klar genug überſetzt haben: ich gebe ihnen das ewige Leben, und ſie werden nimmermehr umkommen; denn das erſtere gehe auf die Seelen der Gläubigen, das andere aber auf ihren Leib, und heiße zwar ſterben, aber nicht εἰς τὸν αἰῶνα, nicht ewig, und eben ſo wird K. 11, 26. οὐ μὴ εἰς τὸν αἰῶνα erklärt. (Aber Luther hat es hier ſowohl als dort gewiß recht verſtanden, und es iſt zu verwundern, wie ein Mosheim das hat nicht wiſſen oder bezweifeln können. Denn daß manche unter den neuern Sprachſtümpern auf eben dieſe ſprachwidrige Erklärung und Künſteley gerathen ſind, und gemeynt haben, damit auf einmal alle Schwierigkeit der Stelle zu heben, hat uns eben nicht verwundert. Denn οὐ μὴ εἰς τὸν αἰῶνα heißt ja von Wort zu Wort auf deutſch: nicht in Ewigkeit, nicht auf immer: und das iſt freylich im Teutſchen ganz etwas anderes als nimmer. Aber man verſetze auch im Teutſchen nur die Worte, und ſpreche in Ewigkeit nicht! ſo heißts eben das, was in der Bibelſprache, wo die Verneinungspartikel vorzuſtehen pflegt, allewege heißt. — Aus den Worten ἀφ' ἑαυτοῦ und προφητεύω, Kap. 11, 51. mögten wir nicht mit dem Verf.

heraus-

herausbringen, daß Kajaphas seine dort geäußerte gottlose Staatsmaxime durch göttliche Eingebung vorgetragen, und er von Gott mit dieser Eingebung begnadiget worden sey. — Bey K. 12, 20, weiß er nicht, was er aus den ἑλληνες machen soll, und behauptet, es könne auch Jüden heißen, die unter den Griechen leben, welche Bedeutung es K. 7, 35. habe; (aber dies ist sicher falsch; die Griechen, unter denen die Jüden lebten, heißen dort so, nicht diese selbst. Es müssen folglich griechische Proselyten, oder wie sie sonst heißen, gottesfürchtige Heiden seyn.) Kap. 13. 1. sollen die Worte εν τω κοσμω eben sowohl mit dem Subject als dem Object verknüpft werden können, daß es heiße: Jesus, so lange er in der Welt war, liebte er die Seinigen, und es sey durch keine Gründe auszumachen, welches die wahre Erklärung sey. (Wir begreifen nicht, wie der seel. Mann das hat sagen können; er müßte denn in seinem griechischen Texte den Artikel τους vor εν τω κοσμω nicht gehabt haben). — Das sind nun lauter philologische Begehungssünden, und wir könnten das Sündenregister leicht noch sehr vergrößern; von den noch häufigern Unterlassungssünden dieser Art wollen wir keine Beyspiele anführen; rechnen aber billig zu denselben auch, daß mit der Kritik des Textes, mit Anzeige und Beurtheilung der verschiedenen Lesarten, wozu eine gelehrte und für angehende Theologen bestimmte Erklärung doch wohl eine Anleitung geben sollte, sich in dem Buche nichts, oder doch so viel als nichts zu thun gemacht wird. Kaum berührt der Verf. die bezweifelte Authenticität der Erzählung von der Ehebrecherinn, Kap. 8. und vertheidigt sie über die maaßen schwach! Hingegen führt er verschiedene Erklärungen von dem das Wasser bewegenden Engel bey Kap. 5, 4. weitläuftig an, (er selbst behauptet ein Wunder, und darf läugnen, daß ἀγγελος je von Naturkräften und Wirkungen gesagt werde); aber davon, daß der vierte Vers sich in so manchen Codicibus nicht findet, und wohl unächt seyn möchte, kein Wort! Eben so wenig davon, daß Kap. 7, 52. man besser ἐγειρεται lese, und solglich die Stelle nicht so zu verstehen sey, als wenn in vorigen Zeiten nie kein Prophet aus Galiläa gekommen; denn so unwissend konnten die Herren des Raths doch wohl nicht seyn. Der von den besten Criticis und Exegeten vorgezogenen Lesart bey der Stunde der Kreuzigung τριτη für ἑκτη gedenkt der Verf.; verwirft sie aber, und erklärt sich für die vom Clericus behauptete gerichtliche Stundenrechnung, die

ganz

ganz falsch iſt, und in der, auch hier angeführten, Stelle des Cicero nicht den geringſten Grund hat.

Aber wir müſſen wohl auch noch einige Beyſpiele von ſolchen Erklärungen anführen, worinn man beſonders die vom Herausgeber gerühmte Simplicität ſehr vermiſſen dürfte. Wir rechnen dahin, wenn Kap. 3, 34. die ῥηματα θεου auf göttliche Verordnungen und Vorſchriften, und πνευμα auf die Kraft Wunder zu thun, eingeſchränkt wird; wenn K. 5, 27. nicht das allgemeine, ſondern das beſondere Gericht über das jüdiſche Volk und Jeruſalem ſoll gemeint ſeyn; wenn K. 6, 62. durch die Auffahrt des Menſchenſohnes dahin, wo er vorher war, nicht ſeine Erhöhung, ſondern ſein Eingang gen Jeruſalem zur Kreuzigung verſtanden wird, aus dem Grunde, weil bey der erſtern Erklärung die von keinem Ausleger berührte unüberwindliche Schwierigkeit ſey, wie die Himmelfahrt Chriſti die Jünger ärgern könne, (als wenn Jeſus das ſagte, und nicht vielmehr, daß ſie es ihm dann nicht mehr würden ſtreitig machen, daß er vom Himmel hergekommen v. 58.); ferner: wenn die Stellen Kap. 9, 2. und 34. für unerklärlich geachtet werden, ſo man ſich nicht erinnert, daß die Phariſäer Platoniker geweſen, die die Präexiſtenz der Seele und deren Verſtoßung in gebrechliche Körper zur Strafe ihrer in der Oberwelt begangenen Sünden geglaubt; wenn K. 9. 4. der Tag, an dem Chriſtus wirken müßte, nicht die Dauer ſeines Lebens und Wandels unter den Juden, ſondern die Zeit der Gnade und Bekehrung, ſo Gott dem jüdiſchen Volke beſtimmt hatte, ſeyn ſoll, aus der Urſache, weil Chriſtus die Werke Gottes gewirkt oder Wunder gethan, nicht nur bey ſeinem Leben, ſondern auch nach ſeinem Tode durch die Apoſtel; wenn der Grundſatz öfters eingeſchärft und angewandt wird, daß da, wo unter zwo möglichen Erklärungen nicht zu entſcheiden ſtehe, beyde anzunehmen ſeyn; wenn an mehrern Stellen die Wunder Jeſu durchgängig für ſymboliſch erklärt werden, und z. E. in dem Wunder zu Kana das Waſſer die Religion des A. T. der Wein aber die von Chriſto einzuführende neue und angenehme Religion des N. Teſt. bedeuten; in der Heilung des Blindgebohrnen aber die Lehre ſeyn ſoll, daß alle Menſchen von Natur blind ſind, und wenn ſie ſehen wollen, zum Siloha oder Geſandten Gottes gehen müſſen; wobey dem Recenſenten die Worte D. Semlers bey dieſer Stelle nach Anführung ähnlicher Grillen einfielen: talibus vaticiniis et crepundiis minime opus eſt nobis ad ornandam hiſtoriam Chriſti;

wenn

wenn Kap. 10. durch die, so vor Jesu gekommen, und durch den Miethling falsche Messiasse verstanden, und dadurch nicht nur wider die Historie, sondern auch wider allen Zusammenhang erklärt, und überhaupt derselbe ganze Vortrag Christi so verwirrt wird, daß man nicht mehr daraus klug werden kann.

Doch noch mißfälliger ist es uns gewesen, die große Anhänglichkeit an das System zu sehen, die in dieser Erklärung herrschet, und wornach oft Stellen wider den klaren Zusammenhang und Sprachgebrauch so gedeutet werden, bloß weil man sie einmal in der hergebrachten Dogmatik zu Beweisen von gewissen angenommenen Sätzen zu machen beliebt hat. Kap. 3, 6. heißt es, könne man durchs Wasser nichts anders, als die Taufe verstehen; die Reformirten erwählten hier die figürliche Bedeutung, weil sie sonst annehmen müßten, daß die Taufe eine Kraft habe, die Menschen zu bessern; allein in unsern Zeiten seyn vernünftige Männer unter ihnen auf Lutherischer Seite. Drey falsche Aussprüche in Einem Athem! Denn was den letzten betrifft, so werden die Reformirten ihn wohl heut zu Tag mit mehr Wahrheit umkehren und versichern können, daß vernünftige Männer von des sel. Verf. Bekenntniß hier auf ihrer Seite seyn. Kap. 3, 13. soll nicht die Uebersetzung, der im Himmel war, sondern die andre, der im Himmel ist, gelten, und damit Christi Gottheit und Allgegenwart bewiesen werden. Daß der Sohn der Beherrscher der Welt sey, und seiner menschlichen Natur alle göttliche Eigenschaften verliehen worden, findet der Verf. auch Kap. 3, 35. wo doch offenbar nach dem vorigen das παντα auf die Weisheit und Erkenntniß der Wahrheit geht und εν τη χειρι αυτου bloß der so bekannte Ebraismus für αυτω ist. — Kap. 10, 30. ich und der Vater sind eins; das müsse von keiner andern Einigkeit, als der Vollkommenheiten und des Wesens verstanden werden, weil die Jüden ihn darüber einer Gotteslästerung, und daß er sich selbst zu Gott mache, beschuldigten. Gesetzt aber, diese Beschuldigung wäre so von ihnen gemeynt gewesen, daß er sich selbst für das höchste Wesen ausgäbe; welches wir doch kaum denken können, und ihre Meinung lieber mit Semler so ausdrücken möchten: dicis te agere loco Dei, omnia quae agis, Deum quasi ipsum agere; soll man denn lieber dieser feindseligen Beschuldigung gemäß erklären, als dem Zusammenhange, der offenbar nichts weiter, als eine Einigkeit des Sinnes und der Absichten erfodert; und als der

Verthei-

Vertheidigung und eigenen Erklärung Jesu selber, wie er Gott und Gottes Sohn seyn und heißen wolle, v. 34. u. f. Doch auch in dieser authentischen Erklärung Jesu weiß man wieder zu finden, was man sucht. Man höre nur unsern Verf. über v. 38. „Wenn der Erlöser bloß gesagt hätte, der Vater ist in mir, so könnte es von einer bloßen geistlichen Vereinigung verstanden werden: Gott ist mit mir geheimnißvoll vereinigt; allein da er hinzusetzt: ich bin in dem Vater, so ist klar, daß dieses keine mystische Vereinigung, sondern eine Vereinigung des Wesens sey; und Christus erklärt mit diesen Worten den 30sten V. „ich und der Vater sind von Ewigkeit her ei„nes Wesens.“ Wie doch gewohnte Parthey und Vorurtheile blenden können! dann werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin, und ihr in mir, und ich in euch, spricht Jesus Kap. 14, 20. und derselbe Ausdruck kömmt noch so oft vor Kap. 15, 4. 5. 17, 21. 22. 23. Nach des Verf. Beweisart müßten also auch die Gläubigen mit dem Sohne Gottes ein Wesen ausmachen. Aber hier weiß man den Ausdruck richtig zu verstehen, ja unser Verf. erklärt denselben Ausdruck anderwärts auch da, wo er von der Vereinigung zwischen Gott und Jesu gebraucht ist, richtig; als Kap. 17, 21. 22. Der Sinn ist: Herr ich bitte, daß die Meinigen einig seyn mögen, wie wir einig sind. Kap. 14, 10. Der Vater lehret, wirket und unterrichtet durch mich. — Aus den Worten: Wer an mich glaubt, der glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat, soll der Schluß folgen, daß Christus und der Vater von einerley Würde, Macht und Vollkommenheit sey. — Jesus wußte, daß er von Gott gekommen war; das soll auf seine ewige Geburt zu ziehen seyn; und: der Vater ist größer denn ich, heißen: der Vater lebt in einer größern Glückseligkeit als ich jetzo.

Wir vermuthen sehr, unsere Leser haben bey der so schlechten Beschaffenheit dieser von einem großen Manne herrührenden Erklärung, bey sich die Frage gethan, ob es auch mit der Authenticität derselben seine völlige Richtigkeit haben möge; wenigstens werden sie glauben, daß das Buch sehr mangelhaft und aus schlechten Nachschriften ans Licht gebracht worden. Und das ist es gewiß; der Herausgeber mag auch von der Menge und Güte seiner Handschriften, und seinem in Vergleichung derselben angewandten Fleiße rühmen was er will. Der Ungleichheiten, des öftern Mangels am rechten Zusammenhang, und

der Sprünge im Vortrage nicht zu gedenken; ſo kommen auch offenbare Widerſprüche vor, z. E. S. 416 ſteht: der Sabbath (Kap. 19, 31.) war groß, d. i. heiliger als die übrigen, weil an dieſem das Oſterlamm ſollte gegeſſen werden. Auf der folgenden Seite aber, er ſey groß geweſen, weil er in das Oſterfeſt gefallen, und ſie vorher das Oſterlamm gegeſſen hatten. S. 424. heißt es erſt, Maria ſey dem Herrn zu Füßen gefallen und habe ſolche umfaßt, um ihn zu verehren; bald darauf aber, ſie habe es gethan, um zu erfahren, ob er ein Geſpenſt oder ein Bild ihrer Einbildung wäre. Auch ſtößt man auf ſo grobe Verſehen, daß Mosheim ſie unmöglich kann gemacht haben. Sollte er geſagt haben, wie es hier bey Kap. 10, 40. S. 259 heißt: der Jordan ſchied Judäa von Samaria? oder, daß der ſel Lampe ein Coccejaner und Poetianer geweſen? Ein ſo großer Kenner der Kirchengeſchichte wußte doch, daß dieſes zwo einander entgegen geſetzte Partheyen ſind. Solche Schnitzer, wie Murini (ſtatt Morini) *Ioack.* Bartholin. μαιωτης, σκανδαλον, σκανδαλιζειν Gregorius IV. (ſtatt VII.) Schelhornii amoenit. *bibl.* Das ἐν ἁμβατικον und ὑφαντικον, (ſtatt καβατικον) Zelſium Hierob. Chr. *Benj.* Michaelis u. ſ. w. ſind auch von der Menge und Art, daß man ſie nicht alle für Druckfehler anſehen, ſondern daraus auf die Beſchaffenheit der Hefte, und nebenher auch ein wenig auf des Herrn Herausgebers Kenntniß und Wiſſenſchaft ſchließen kann.

Cs.

2. Rechtsgelahrheit.

Henrici Wagneri Meditationum, quibus vniuerſa actionum materia exponitur, atque Boehmeri doctrina de actionibus illuſtratur, corrigitur, ſuppletur. *Pars I.* 1774. *Pars II.* 1775. Frf. Bayrhoffer. 284 S. 8.

Es giebt ein Inſect, das jeden, der es berührt, durch einen aus ſeiner Haut ausſchwitzenden ſtinkenden Saft beſudelt. Andere Vertheidigungswaffen hat ihm die Natur nicht gegeben. Ein Inſect von dieſer Gattung iſt der V. dieſer Schrift. In der

der Vorrede werden die verdienteſten noch lebenden Gelehrten auf eine ſo hämiſche, bübiſche, plumpe Art mißhandelt, daß ſie ihres gleichen wenig hat. Da wir vormals in dieſer Bibliothek die Lobſprüche, die uns Herr Geheimerath Klotz in ſeinen Schriften hier und da beylegte, excerpirt haben, und Hr. M. ein Freund dieſes Mannes war: (wie man aus der Klotziſchen Vorrede zu der Wagnerſchen collatione Horatii cum ſcriptoribus graecis ſieht) ſo wollen wir auch die Lobrede, die Hr. Wagner auf uns hält, abſchreiben. Man wird darauf überzeugt werden, daß Herr Klotz die Gabe in ſchönem Latein knotsknechtmäßig zu ſchimpfen, als ein Vermächtniß dieſem ſeinem Freunde hinterlaſſen hat. „Non curo (heißt es in der „Vorrede S. 24) carcinomata reipublicae literariae, „atque in eorum numero furibundam turbam Nico„laitarum,

Siniſtra, quos in lucem natura extulit,
Necquidquam poſſunt, niſi meliores carpere.

„Depinxi iſtud homuncionum genus in carminum meo„rum praefatione, et quanta ſint in ea colluvie, merce„dula Bibliopolae conducta eruditorum purgamenta, or„namenta volui dicere, ſemper hic erro, oſtendi. O „quam vere Perſius ventrem ingenii largitorem dixit! „Iſti itaque, quibus fame eſſet pereundum, clamores ſuos „Bibliopolae locant, atque herbam Nicotianam et cerevi„ſiam tamquam ſpolia opima e patroni ſui facculo detra„hunt, illumque pro Deo venerantur. Optime in iſta lu„mina mihi convenire videtur locus Angli cuiusdam in „epiſtola quadam poetica ad diuinum Angliae poetam Ale„xandrum Popium ſcripta. Qui locus, ſi germanum ha„beret auctorem, in Nicolaitas de induſtria ſcriptus vide„retur. *Quemadmodum*, inquit Anglus, grex anſerum „in paſcuo ſeſe conuertit et ſtulta colla, malitia plumbea, „atque furore ridiculo extendit, vt ſtrepat, non vt mor„deat: pari ratione calami gerunt bella, ſi demens filii „ſcribunt.“ — Doch zum Inhalt des Buchs. Der Verf. wollte eine Erläuterung über das Böhmerische Lehrbuch von Klagen in 24 ſolchen Bändchen ſchreiben, als hier zwey gedruckt ſind. Da aber während ſo langer Zeit nichts weiter, als dieſe zwey Theile herausgekommen ſind: ſo wirds wohl dabey bleiben. Sie gehen über das erſte, zweyte und dritte Capitel Böhmers. Der V. hat viel geleſen, citirt viel, ſtraft

viel Gelehrſamkeit aus. Oft ſind ſeine Anmerkungen gut und zweckdienlich. Oft ſinds auch Allotrien. Mit unter bekommen Leute, denen der V. nicht wohl will, ganz unverſehens einen Seitenhieb. Z. E. S. 83. heißt es: „Accurſius, quem „magnus *Cuiacius Lib. III. Obſ. cap.* 11. et latinis et „graecis omnibus interpretibus iuris anteponit, *Sorberus* „vero, Profeſſor Marburgenſis aſinum et pecudem vocat, „vt ipſe aliquoties audiui.“ Auch werden Bonmots angebracht, die wohl in einem Hörſale zur Ermunterung der commilitonum honoratiſſimorum paſſiren, aber nicht für das Publicum gehören. Z. E. S. 150. ſteht: einige Juriſten erläuterten die Diſtinction des iuris in re und ad rem dadurch, daß ſie ſagten, ein Bräutigam habe ein ius ad rem, der Ehemann aber ius in re, „ſecuti, niſi me omnia fallunt, præ„ceptum Ouidii:

Cum loca reppereris, quae tangi femina gaudet etc.

Die Phraſeologienſucht und das Haſchen nach Verſchen lateiniſcher, auch zuweilen deutſcher und franzöſiſcher Dichter iſt unerträglich: den Juvenaliſchen Vers: collige ſarcinulas etc. haben wir wenigſtens dreymal gebraucht gefunden, um die Verwerflichkeit einer Sache zu bezeichnen. Wer es nicht begreifen kann, wie man bey der Frage: ob die actiones in duplum, triplum etc. noch heutiges Tags üblich ſeyn, eine Stelle aus Voltaire's Ode an den König von Preußen anführen kann, mag S. 212. aufſchlagen. Vor einigen Jahren erhielt ein Freund des Recenſenten einen anonymiſchen Brief, worinn ihm gemeldet wurde, Herr W. habe dieſe Schrift von den Klagen aus einem akademiſchen Diſcurſe des Hrn. Vicecanzler Hombergks zu Marburg genommen. In wie weit dieſe Beſchuldigung gegründet iſt, können wir nicht ſagen, legen übrigens hiermit die Feder nieder, und erwarten ganz ruhig, daß die Stinkfliege nunmehr ihren Saft noch einmal gegen uns auslaſſe.

***

Caroli Ferdinandi Hommelii, Ordinarii Lipſienſis, Rhapſodia quaeſtionum in foro quotidie obuenientium, neque tamen legibus deciſarum. *Vol. IV.* Byruthi apud Lubeccium 1776. 1236 S. in 4.

Herr

Herr H. verſprach in der Vorrede zu den drey erſten Theilen dieſes Buchs, keine Rhapſodien von dieſer Art mehr zu ſchreiben. Dennoch giebt er hier einen vierten Band. Er iſt, wenigſtens gröſtentheils, aus Promotionsprogrammen entſtanden, die der V. nach und nach einzeln herausgegeben hatte. Daß viele brauchbare practiſche Obſervationen, auch Abhandlungen und Ausführungen darinn vorkommen, die dem Theoretiker angenehm ſind, leugnen wir nicht. Aber daß manche zu dem erſten Theile des Titels Rhapſodia quaeſtionum *in foro quotidie obuenientium*, und manche zu dem letzten: *neque tamen legibus deciſarum*, nicht paſſen, iſt auch ganz offenbar. Zu der erſten Gattung gehört Obſ. 546. De legibus ridiculis. Es iſt ein Abdruck einer Rede des V. de iurisprudentia harlequinizante. die ſchon einzeln gedruckt iſt, und läßt ſich mit Vergnügen leſen. Aber quaeſtiones in foro quotidie obuenientes darf kein Menſch darinn ſuchen. Eben dies gilt von der hiſtoriſchen Unterſuchung über die Erblichkeit der Lehngüter, Obſ. 562. und des niedern Adels, Obſ. 588. über die Frage, warum die römiſchen Juriſten ſagen, die habitatio beſtehe in facto, nicht in iure, Obſ. 537. ferner von der 519. 527. Obſervation, und von vielen andern. Zu der letzten Gattung gehören Obſ. 548. Mulctae et poenae in concurſu vltimo loco locantur. Obſ. 549. Tutoribus honorarium interdum addicitur. (Daran iſt in Deutſchland, vermöge einer allgemeinen Gewohnheit, gar kein Zweifel.) Obſ. 550. Actio ad repetendam dotem contra maritum ad inopiam vergentem, fere inanis, und andere mehr. Angehängt iſt ein Regiſter, nicht bloß über dieſen Band, ſondern über alle viere. Wozu das? da Hr. H. noch immer fortfährt Supplemente zu ſeiner Rhapſodie einzeln herauszugeben, welche dann ohne Zweifel dereinſt wieder zuſammengedruckt werden, folglich dieſer vierte Band nicht der letzte bleiben wird: ſo ſehen wir nicht ein, wozu hier ſchon das allgemeine Regiſter diente.

Io. Ludouici Conradi Opuſcula e iure ciuili. *Vol. I.* Bremae, 1777. typis Meyer. 366 S. 8.

Herr P. Conradi macht hier den Anfang, ſeine vormals einzeln erſchienene kleine Schriften in einer verbeſſerten Geſtalt zuſammen drucken zu laſſen. Die Sammlung enthält:

1) De vita et ſcriptis Q. Ceruidii Scaeuolae ICti, Lib. ſing. ſehr verbeſſert und vermehrt.

2) Progr. Sententia Scaeuolae, quae eſt in cap. 9. D. de negot. geſt. declarata aduerſus Ioh. Altamiranum. Ebenfalls verbeſſert.

3) Programma: Omne tulit punctum Horatii Poetae, ſimul omne genus legis apud Romanos tabellariae explicans.

4) Stücke aus den Reprehenſis des V. Er klagt, daß ihm die in dieſem Buche gebrauchte ſatiriſche Schreibart an ſeinem Glücke viel geſchadet habe. Nehmlich wie der Rec. anderwärts her weiß, Hr. C. hatte Hoffnung als Profeſſor auf eine holländiſche Univerſität zu kommen. Dieſe wurde durch dieſes Buch, worinnen heftige Ausfälle auf holländiſche Rechtsgelehrten vorkommen, vereitelt. Alle dieſe Anzüglichkeiten ſind jetzt weggeblieben.

5) Progr. Ratio enarrandae hiſtoriae iuris Romani. Iſt wohl das unbeträchtlichſte Stück in der Sammlung.

6) Oratio de iuris et aequitatis inter ſe conſenſu.

Wir dürfen eben ſo wenig hier die Sprache des V. und ſeine guten Kenntniſſe in der kritiſchen Jurisprudenz rühmen, als den Inhalt der angeführten Stücke anführen; da dies alles ſchon den Kennern hinlänglich bekannt iſt. Der Fortſetzung ſehen wir mit Verlangen entgegen.

Kurzer periodiſch hiſtoriſcher Unterricht, von dem Urſprung, Fortgang und denen Veränderungen des römiſchen Rechts und derer Geſetze. Coburg bey Ahl 1777. 5 Bogen in Octav.

Der V. ſagt in der Vorrede: „Es möchte dieſe Ausgabe „manchem als eine ganz überflüßige Arbeit vorkommen, „weil man die Geſchichte des Rechts, lateiniſch und deutſch, „in denen Buchläden findet.“ — Freylich. „Uns kam und „kommt ſie auch ſo vor — da aber die lateiniſchen Bücher „nicht jedermanns Werk, und die mir bekannte, an ſich vor„treffliche Einleitung zur Hiſtorie des römiſchen Rechts mehr „praktiſch als hiſtoriſch geſchrieben.“ — (Was iſt das für eine? und was heißt eine Hiſtorie, die mehr praktiſch als hiſtoriſch geſchrieben iſt?) — „mithin vor Anfänger zum vorbereitenden „Unter-

„Unterricht zu unbegreiflich, und denen, die nur bey der hiſto„riſchen Kenntniß ſtehen bleiben wollen, zu weitläuftig und „verdrießlich ſind: ſo glaube ich, es wird dieſer periodiſch hiſto„riſche Unterricht nicht für unbrauchbar geachtet, und dieſe „Ausgabe bald vergriffen werden, wozu ich denn meinem „Herrn Verleger, und mir hoffnungsvoll im voraus gratu„lire ꝛc.“ Wir gönnen dem V. und ſeinem Hrn. Verleger alles liebe und gute; aber daß ſie mit gegenwärtigem Büchlein groſſen Beyfall und Abſatz finden werden, dazu getrauen wir ihnen nicht hoffnungsvoll zu gratuliren. Denn es iſt nichts als ein Skelet der römiſchen Rechtshiſtorie, frag- und antwortsweiſe, im wahren und ächten Canzleyſtyl vorgetragen. Z. E. S. 46. „Quaeſt. Ehe wir weiter gehen, ſo möchte ich „gerne wiſſen, was das für ein lex regia wäre, von dem „alleweile gedacht worden? R. Darauf diene ich folgender Ge„ſtalt ꝛc.“ An groben Fehlern iſt kein Mangel. Z. E. S. 15. „Die praetores zogen endlich iudiciariam poteſtatem „gänzlich an ſich, und entſtanden deren ſowohl in der Stadt, „welche man praetores vrbanos hieße: als auch in denen „Provinzen und auſſerhalb der Stadt, welche *Praetores „peregrini* genannt wurden.“ S. 25. wird die ſortitio in den Comizien ſehr fein alſo erklärt: „ſortitio i. e. jeder „gieng zu ſeiner Curie oder Centurie oder Tribus.“ Derhalb wahren, ſchielenden, ſchwankenden Behauptungen ſind noch mehr da. Aber genug und vielleicht ſchon zu viel von dieſer Brochüre.

Georg. Ludouici Boehmeri Electa iuris ciuilis, quibus opuſcula, ad ius Romanum et ad ius Germanicum publicum et priuatum pertinentia exhibentur, antea ſigillatim, nunc coniunctim edita. *Tom. II.* Goettingae ſumtibus Boſſiegelii. 1777. 707 S. Quart.

Man findet in dieſem Bande folgende Stücke: 1) Progr. de in ius vocatione Auſtraegali. 2) Diſſ. de pronocationibus iuris Germanici. 3) Diſſ. de remedio reuiſionis, ſpeciatim ex iure Hamburgenſi. 4) Diſſ. de remedio ſyndicatus aduerſus ſententias Camerae Imperii. 5) Diſſ. de grauamine communi S. R. Imperii ſtatuum. 6) Princeps S. R. I. ius ſuum vi e armis tuens, Diſputa-

tio *Iulii Melchioris Strubii.* 7) Diſſ. de centena ſublimi. 8) Diſſ. de originibus iurium praecipuorum Archiepiſcopi, et S. R. I. Electoris Colonienſis. 9) Progr. de Archiepiſcopis Colonienſibus, Archicancellariis per Germaniam ſub Ottone M. 10) Progr. de iure fiſci, ciuitatibus mediatis, vi conceſſi iuris Lubecenſis non competente. 11) Progr. de iure dotis filiae illuſtri ex pactis dotalibus debitae, moto aduerſus patrem concurſu. 12) Diſſ. de reſtricta de bonis ſuis in fauorem ſecundi coniugis diſponendi facultate. 13) Diſſ. de iure retentionis, eiusque effectu. 14) Diſſ. de auctoritate iudicis circa iusiurandum in iudicio delatum et relatum. 15) Progr. de ingenuorum natalium probatione. 16) Progr. de initio praeſcriptionis annalis in concurſu. In der Vorrede verſpricht der Hr. geh. Juſtizrath, nächſtens den dritten Band folgen zu laſſen, und alsdenn auch ein Regiſter über dieſen zweyten und den dritten Band beyzufügen.

Vg.

3. Arzneygelahrheit.

Der Mann und die Frau im Eheſtande phyſikaliſch betrachtet. Zweyte Auflage. Leipzig, bey Jacobäer. 1777. 8. 623 Seiten.

Ein in ſeiner Art ganz gutes Buch, welches Mann und Frau mit dem, was ſie im phyſiſchen Theile des Eheſtandes zu wiſſen nöthig haben, oder aus Neugierde wiſſen wollen, einigermaaßen bekannt machen, und daher wenigſtens den viel ſchlechtern Venette verdrängen kann. Der Verf. redet von den Temperamenten und dem eheloſen Stande, von den Liebe dämpfenden oder erweckenden Mitteln, von dem Unvermögen und öffentlichen Beyſchlafe, von der Unfruchtbarkeit, der Ehe und dabey vorkommenden Gewohnheiten einiger Nationen, dem Einfluſſe der Ehe auf die Geſundheit, von den Zeugungstheilen beyder Geſchlechter, von der Mannbarkeit und Jungferſchaft, vom Saamen, der Monathszeit, und der Zeugung. Sagt davon manches Gu-

te,

te, manches Schlechte und Schiefe, mit Geſchichtchen belegt. Er iſt zu weitſchweifig, nach franzöſiſcher Art voller Tiraden und Wortgepränge, welches Gegenſtände, welche Aufklärung nöthig haben, viel mehr verdunkelt. Dabey iſt er wenig gründlich, und ſchwanket ſehr in ſeinen Begriffen. Der erſte Theil iſt beſſer, als der letzte.

Thermae Varadienſes examini phyſ. et med. ſubiectae. It. De illarum vſu ſalutari ſimul cum obſ. med. nec non de ſale medio in iis contento; cuius occaſione Diſſ. inſeritur de natura ſalium, nominatim vero de ſalibus, qui circa Debrecinum colliguntur, Nitro noſtri temporis, et veterum ſ. Natro. i. e. Alcalino Foſſili vel Saponario Debrecinenſi, per *Steph. Hathváni*, M. D. Vienn. apud Graeffer. 1777. 8. 203 S.

Der weitſchweifige Titel läßt ſchon vermuthen, daß das Innere des Buches nicht beſſer ſeyn könne, und beym Aufſchlagen fanden wir unſere Vermuthung, leider! beſtätigt. Gleich der Anfang der Vorrede §. 1. Libellus hic — nullis minus, quam iis, qui me propius norunt, ſatisfaciet. Neque ipſe ego diffiteor, omne aliud potius, quam huius arg. ſcriptionem amicos, quos habeo, iure ſuo a me exſpectare potuiſſe. Quis enim animo facile concepiſſet, hominem, qui ſe olim lectioni patrum eccleſiae et ritibus eius antiquis penitius cognoſcendis immerſerat, ac poſtea — in ea philoſ. parte, quae mores — vitam hom. — ius priuatum et publ. ſpectant cet. Warum alſo in das Gebiet der Chymie geſtreift? Der Verf. that einige Reiſen, ſah hier etwas Neues, dort wieder, ſchrieb es auf, und — ließ es drucken, damit ja nichts verloren gieng. (Ebendaſ.) Dabey iſt nun freylich alles ſo unvollkommen, ſo verworren und weitſchweifig, in ungariſchem Latein erzählt, und mit Stellen aus alten und neuern Schriftſtellern, aus den Pſalmen, dem Daniel und Johannes ganz herrlich ausgeſchmückt. — Doch zur Sache, und nach der Folge der Cap. das etwanige Merkwürdige. Cap. 1. De thermis in genere. Nach einer zweckwidrigen Erzählung der Bäder, die bey den Alten vor-

kommen, und der Urſache der verſchiedenen Beſchaffenheit der warmen Bäder, die er vom Feuer oder Erdbeben (S. 31.) herleitet, erfährt der Leſer erſt den Weg ad thermas Varadienſes, und dann erſt die Gegend, wo ſie entſpringen, die Einfaſſungen ꝛc. nachher wieder das Alterthum derſelben, — alles wenig oder gar nicht intereſſant. Cap. II. Deſcriptio phyſica thermarum Felicis. Hier abermals gel. Unterſuchung, ob der heil. Felix oder ſonſt jemand, der Erfinder ſey. Das Bad liegt eine Stunde von Varad; (dabey der Weg genau gezeichnet, das Uebrige, wie vorher) das Waſſer färbt das Holz ſchöne weiß. Die Erde iſt thonicht, ſchwärzlich und übelriechend. Der Geruch iſt ſchwefelhaft; die Wärme ſehr groß, und die Empfindung, ſo auf der Haut erfolgt, wie von Nadeln. Silberne Ringe werden dunkel, goldene aber nehmen eine ſchönere Pomeranzenfarbe an. Cap. III. De thermis epiſcopal. Exper. phyſ. chem. et quidem fontis illius, vbi domini ſe abluunt. Das aus der Quelle geſchöpfte Waſſer iſt hell und geruchloß; mit Ol. tart. per deliq. brauſet es nicht auf, ſondern macht einigen Niederſchlag. Der Salpetergeiſt machte gar keine Veränderung. Der Veilchenſyrup fiel zu Boden ohne alles Sediment. Eben ſo das Vitriolöl; mit Salmiakgeiſt ward es milchicht und ſetzte etwas ab. Mit Rhabarbar erſchien es ſafrangelb. Cap. IV. De thermis Felicis Exp. Die Verſuche auf die nämliche Art. Cap. V. De principiis, quae in thermis Varadienſ. continentur. Sie enthalten ein ſehr feines und flüchtiges Phlogiſton, Mineralgeiſt, Kalcherde und Salz. Cap. VI. De Salibus in genere. Sect. I. De Sale Alcalino. Sect. II. De Sale acido. Sect. III. De Sale neutro ſ. medio. Lauter bekannte Dinge. Cap. VII. De Salibus foſſil. Nitri et Alcalini Saponarii. Sect. I. De nitro noſtri temp. ſ. vulgari. Alltäglich. Sect. II. De nitro alcal. ſ. Natro recentiorum. Es wird in niedern ſumpfigen Orten gefunden. Die Erde ward mit Waſſer aufgegoſſen und fleißig umgerühret, dann durchgeſeigt, und über Kohlen, nachher in den Keller geſetzt, wo ſich kleine zwey Linien dicke, anfangs gelbliche, endlich aber in der freyen Luft weißlich gewordene Kryſtallen zeugten. Der Geſchmack iſt ſcharf und ſtechend; hierbey einige Verſuche, um zu beweiſen, daß das Salz alkaliniſch und das Natrum der Alten ſey. Cap. VIII. De natura Salis aquarum Varadienſ. Es iſt ein Mittelſalz. Cap. IX. Obſſ. Med. Sie ſollen beweiſen, daß dies Bad gegen das Po-

gra-

gen, gehen Hysterie und Melancholie, Auszehrung, Scorbut, schwarze Gelbsucht, engl. Krankheit, Blutflüsse, Lähmungen ꝛc. sehr gute Dienste thun. Cap. X. et XI. De vsu salut. thermar. Varad. Es kann äuserlich und innerlich gebraucht werden. Nur sind die Vorschriften eben nicht gut.

De salubritate et morbis Hungariae Schediasma, auct. *Frid. Iac. Pastor*, Med. Hung. Lipt. Lewii. 1777. 8. 116 Seiten.

Ein junger Mann, der von sich in der Vorr. sagt: Patroni nullius cliens, auctoritatis nullius mancipium, aut qui munus aliquod ambirem, giebt die Vermuthung von sich, daß er Wahrheit predigt, und wenn er gelegentlich die Hungarischen Aerzte, als gute ehrliche Empiriker, schildert; so glauben wir dies alles herzlich gerne: denn auch in Deutschland sind sie es noch gröstentheils. Der Verf. liefert, zur Ehre seines Vaterlandes, das wegen so mancher Krankheit verschrieen ist, ein genaues Verzeichniß derselben, Fieber und Ruhren, Wechselfieber, Durchfälle, Blattern ꝛc. Die Pest ist selten; das ungarische Fieber ist Ungarn nicht eigen, und Hagymáz Sceplô drückt jedes hitziges Fieber aus, dabey kommt es mit der Febr. Carcer. überein. Hitzige Nachlaßfieber herrschen alle Jahre, die Blattern sind gutartig, auch die Masern; der Friesel und Schwämmchen selten: die kalten Fieber allgemein und zu jeder Jahreszeit; die Entzündungen selten, und unter den Fiebern dieser Klasse am häufigsten, Seitenstechen, Lungenentzündung und Bräune; die geringern Arten von Krämpfen bekannt, die schwerern unbekannt; Brustkrankheiten seltener, Schlagflüsse gemeiner; gichterische Zufälle, Koliken, Kopfschmerzen häufig, seltener der Stein: Wonde d. i. Ekel von Ueberladung; Blutspeyen selten, Blutspucken und Schnupfen gewöhnlich; Bleichsucht bisweilen; Luftseuche gemein — und daraus der Schluß, daß Ungarn ohne allen Grund für ungesund ausgegeben werde.

Om.

Ueber

Ueber Mortalität, Decrete der Arzneykunst, zu Erhaltung der Gesundheit [illegible] Verfassung

bock zu behandeln, in zehn Krankengeſchichten. Aus dem Engliſchen. Leipzig, 1777. Müller. 8. auf 64 Seiten.

Dies ſind die erſten Verſuche, die man nach des Verfaſſers Theorie auf den Schiffen mit der Würze gemacht hat, davon ſich die vortreffliche Wirkung nachher immer mehr in der Erfahrung beſtätiget hat, vornehmlich auf eine einleuchtende Art bey der letzten Reiſe des Hauptmanns Cook um die Welt. Der Ueberſetzer hat ſein Original und das Datum nicht genannt, ſcheint auch in mediciniſchen Schriften noch ungeübt zu ſeyn, ſonſt würde er z. E. nicht S. 14. Flüſſe geſetzt haben, wo in der Urſchrift ohne Zweifel *fluxes* ſteht, da ein Deutſcher unter Flüſſen etwas anders verſteht, als Durchfall.

Ferdin. Sprenkel de Lenis, Auſtriaci Vindobon. Diſſertatio inauguralis medica de Conſenſu partium humani corporis inter ſe. Vindobon. 1776. 8. de Trattnern. 89 Seiten.

Eine mit größerer Gründlichkeit ausgearbeitete Probeſchrift als man ſonſt von dergleichen angehenden Schriftſtellern gewohnt iſt, und die wir daher unter dem großen Berge ähnlicher Schriften herausheben. Wie die Phyſiologen und Aerzte dieſen Zuſammenhang und die Sympathie im Körper, vom Hippocrates an, erkläret, Willis ſchon die Enden der Nerven die Blutgefäße umſchlingen und zuſammenſchnüren laſſen, Duverney, von Haller ꝛc. dieſe Meinung zierlicher vorgetragen, letzterer ſie aber im vierten Bande ſeiner größern Phyſiologie wieder aufgegeben — andere wieder, wie Baglivi, eine Oſcillation behauptet, die Boerhaave widerlegt, und die Nervengeiſter in Bewegung geſetzet. Die Schwierigkeit alle Erſcheinungen auf einerley Art zu erklären ꝛc.

Kd.

Kern der ganzen Medicin, worinn auf die allerkürzeſte Art die Arzneymittel, ſo bey den vornehmſten — Krankheiten weſentlich nothwendig ſind, in geringen

ringen Recepten so deutlich angegeben und erklärt werden, daß ein Jeder — sein eigener Arzt seyn könne. Aus dem Englischen. Neue und mit Anmerkungen versehene Auflage. Breslau, bey Meyer. 1777. in 8. 12 Bogen.

Dieses kleine Receptbuch, welches 1747. auf Befehl des Herzogs von Cumberland zum Gebrauche des Kriegshospitals, von den königlichen Leibärzten, Wundärzten, dem Oberwundarzte und Apotheker zusammengetragen worden, ist schon 1748. in Hamburg bey Geißler auf 4½ Bogen in 8. elend übersetzt und nachläßig und fehlerhaft abgedruckt worden; hat sich aber, weil die deutschen Aerzte vor dreyßig Jahren die Verdienste der Engländer um die practische Arzneykunst noch wenig erkannten, und von der itzt grassirenden Anglomanie weit entfernt waren, nicht viel Aufmerksamkeit erworben. Der Deutsche erhitzt sich langsam für das Neue, zumal wenn es ihm nicht mit Geschrey dargebracht wird, und wie er damals vor allen heroischen Mitteln, vor allen, deren Wirkungsart er nicht aus seinen Theorieen heraus buchstabiren konnte, und vor allen Curarten, die nicht nach einer von einem Professor geschriebenen Therapie und nach numerirten Indicationen abgefaßt waren, erschrack: so ließ er auch dies kleine Formular ungenutzt liegen, daß sich ohne Geräusch bey ihm einschleichen wollte, und worinn Opium, Alaun, Fieberrinde, Seiffe, Vitriolöhl, Bisam, Schwefel und andere verfängliche Dinge, in ganz kurzen, simpeln, kaltsinnig, aber auf starke plumpe Erfahrung hin empfohlene Formeln, ohne alle Therapia generalis und specialis, und ohne recht gründliche Erklärung ihrer Wirkungsart, blos mit einem nothdürftigen Unterrichte zum Gebrauche, und einer leichten Anzeige der davon zu erwartenden Wirkungen, von solchen leichtsinnigen großen Männern, den Wagehälsen von Feldscheerern, zum Gebrauche bey der Armee, (freylich unter der Direction solcher Aerzte, wie etwa Pringle ist,) vorgeschrieben waren. Seit dieser Zeit aber haben sich die Sachen sehr verändert. Man lernte die Engländer kennen, und fand ihre wüste Praxis vortrefflich, sperrte die Augen weit auf, und fand alles darinn unverbesserlich, sperrte sie noch weiter auf, und fand nun nichts mehr gut, als sie, und so wie die Bewunderung im

starren-

ſtarrenden Deutſchen zunahm, erſtarb ſein Gefühl für vaterländiſches und jedes andere Verdienſt, was nicht aus England kam. Nun haben wir alle Receptbücher von engländiſcher Fabrik, und alles Mediciniſche, was dort geſchrieben und geſchmiert, geleſen und behalten, geleſen und weggeworfen, und nicht geleſen; hier aber ohne Wahl überſetzt, geleſen, gelobt, nachgeſchrieben und nachgebetet wird, in allen Buchläden vollauf: und nun, dachte vermuthlich der Verleger, würde der Zeitpunkt ſeyn, dieſen alten Kern der ganzen Medicin, der in dreyßig Jahren nicht gekeimt hatte, in dem neuangliſirten deutſchen Boden abermals zu verſuchen. Aber zu ſpät! Die hier vorkommenden Arzneyformeln ſind nun ſchon durch die Ueberſetzungen der engliſchen Arzneybücher in Jedermanns Händen, und theils verbeſſert, theils commentirt, kurz, itzt in Deutſchland hinlänglich und auf eine ſolche Weiſe bekannt, daß man das Büchlein vollkommen entbehren könnte, es müßte denn, ſeinem erſten Zwecke gemäß, blos zum Gebrauche der Kriegshoſpitäler beybehalten werden. Dann aber ſollte es wenigſtens mit mehr Fleiß und Aufmerkſamkeit überſehen und abgedruckt worden ſeyn, als hier geſchehen, wo nicht nur die alten Fehler alle ſtehen geblieben, ſondern auch noch mehr neue hinzugekommen ſind, die den Gebrauch dieſes Werks unſicher machen. Ein deutſcher Arzt hat zwar den kurzen Commentarium über jede Arzneyformel, der in der Urſchrift und der erſten Ueberſetzung war, nicht nur in beſſeres Deutſch gebracht, und durchgängig wieder mit einem zweymal größern Commentario bereichert, worinn allerley gute Anmerkungen, Bedenklichkeiten, Erklärungen der Wirkungsart der Arzneyen, auch mehr Recepte vorkommen, die er jenen entweder vorzieht, oder doch beygeſellet, über welches alles bey einer dritten Auflage leicht ein noch ſtärkerer dritter Commentarius gemacht werden kann; allein einige viel nöthigere und weſentlichere Dienſte, die dem Buche, wenn es doch einmal wieder gedruckt werden ſollte, hätten geleiſtet werden müſſen, ſind leider unterblieben. Es hätten viele Fehler in den Doſen und Quantitäten der Arzneyen hier verbeſſert, einige Abweichungen der lateiniſchen und deutſchen Formeln, die ſehr anſtößig waren, berichtiget, ſtatt der Apothekerzeichen die Namen der Arzeneyen, und beſonders der Gewichte mit Buchſtaben ausgedruckt, ſtatt der vagen Beſtimmung der Quantität flüßiger Dinge nach Maaßen und Quartieren, wodurch dieſe Auflage zum Gebrauche noch beſchwerlicher wird, als die erſte war,

zwar, lieber alles nach Apothekergewicht angesetzt, und dann vor Allem vermieden werden müssen, daß nicht zu den alten Fehlern in Gewichten noch eine Menge neuer hinzugekommen wären, die nicht einmal in einem Druckfehlerverzeichnisse angemerkt sind. Weil hiedurch ein solches Buch wirklich schädlich werden kann: so wollen wir die unzuverlässigen Stellen hier anzeichnen.

Der bolus antidysentericus S. 15 hat hier in der lateinischen Vorschrift ein halbes Quentchen Philonium romanum und eben so viel Rhabarber. In der deutschen S. 31. ist vom Philonium ein ganzes Qu. und vom Rhabarber nur ein halber Scrupel, und dies ist auch das Gewicht des Rhabarbers in der lateinischen und deutschen Formel der ersten Uebersetzung. Hingegen ist der Unterschied des Philon. im lat. und deutschen der ersten Uebersetzung eben so wie hier. — Im Senfumschlage S. 40. hatte der erste Uebersetzer farina seminis Sinapis Blüthe von Senfsaamen gegeben. An statt diesen Unsinn dreist wegzustreichen, läßt ihn der neue Uebersetzer dreist abdrucken, und sagt in einer Anmerkung von sechs Zeilen, es werde wohl Senfmehl gemeint seyn. Im Augenwasser S. 15. steht im lat. ein halbes Qu. im deutschen aber so wie im lat und deutschen der alten Uebersetzung, ein halber Skrupel weißer Vitriol, und also ist jenes ein Fehler der neuen. — Beym Decocto antiemetico et febrifugo sagt die erste Uebersetzung, daß Fieber oft von einem gar zu schlaffen Zustande der Magenfasern begleitet werden. In der neuen Uebersetzung steht S. 42. von einem gar zu schlechten Zustande, und dieser falsche Ausdruck hat Einfluß auf den Commentarium des neuen Uebersetzers. S. 43. Aber noch mehr. Auch hier hat der letztere sich nicht getrauet, den Fehler der alten Uebersetzung zu bessern, wo im lateinischen Wermuthsalz, im deutschen aber Wermuth steht; sondern erklärt lieber die Wirkung dieser Arzney doppelt, nemlich erstlich, wenn man Wermuth, und hernach, wenn man Wermuthsalz liest. — In einer Arzneyformel von Pringle, die der neue Uebersetzer abschreibt, liest man S. 51: Man nehme vom Pulver der Fieberrinde, von jedem drey Qu. Es muß heißen von Schlangenwurz und Fieberrinde, von jedem drey Qu. Wie sehr nachlässig! — Im Electuario alexeterio, S. 17. sind im lat. zwey Qu. vom pulv. contrayerv. comp. im deutschen, so wie in beyden Formeln der ersten Uebersetzung, zwey Unzen. S. 56. Jenes ist also wie-

der

der ein Fehler der neuen, so wie auch der S. 18, wo im Elect. haemorrhoidali im lat. ein halbes Qu., im deutschen aber, beyden Formeln der ersten Ausgabe gemäß, eine halbe Unze steht. — Im Elect. hydropic. der ersten Uebersetzung war die lateinische Formel, worinn eine Unze Cremor Tartari, und ein Loth Ingwer vorkammt, im Deutschen verstümmelt, und für beydes gesetzt: eine Unze Ingwer. Aus der Anmerkung zur deutschen Formel, wo des Cremor Tartari ausdrücklich gedacht wird, erhellt genug, daß er im deutschen Recepte nur vergessen worden. Wegen dieses Unterschiedes, und weil die lat. Formel Syr. alb. statt Syr. aurant. hat, macht der neue Uebersetzer S. 72. zweyerley Formeln daraus, die es doch gewiß nicht seyn sollten. — Vom Elect. antiictericum wird S. 18. die Dosis von einem Loth bis ein Quentlein angegeben. Im deutschen und in beyden Formeln der ersten Uebers. richtig von einem halben bis zu einem ganzen Quentl. Dieser Fehler ist wieder der neuen Uebersetzung eigen. — Im gemeinen Clystiere hat einzig die lat. Formel der neuen S. 21. drey Unzen Salz, statt drey Qu. — Im Gurgelwasser S. 21. werden in ein Pfund Gerstenwasser zwölf Unzen Essig verordnet. In allen dreyen übrigen Formeln stehn richtig zwo Unzen, und jener böse Fehler ist also wieder der neuen Auflage allein eigen. — Vom Electuarium sudorif. S. 20. ist im lat. ein Quentl. Theriac. Androm. als die Dosis, vorgeschrieben, so wie es auch im lat. der ersten Uebers. steht. Hingegen stehen im deutschen der ersten zwey Pfund, und dies hat der neue Uebersetzer im deutschen in zwo Unzen verwandelt. S. 93. Es ist wenig daran gelegen, weil die Dosis doch ausdrücklich im Commentar bestimmt wird. Aber warum denn nicht lieber statt der zwey Pfund entweder die Dosis, oder gar kein Gewicht gesetzt? Warum eben zwo Unzen? — Im Iulapium creta-ceum S. 22. und S. 128. hat die neue Uebersetzung den Fehler der alten treulich und ohne einige Erinnerung beybehalten, da nemlich in den lateinischen Formeln anderthalb Quent. und in den deutschen anderthalb Unzen arabisches Gummi verordnet werden. — Im Iulapio moschato S. 73. steht im lat. ein Qu. Bisam mit zwey Qu. Zucker zu reiben; im deutschen, drey Qu. Bisam mit zwo Unzen Zucker. Im lat. der ersten Uebers. steht ein Qu. Bisam mit zwo Unzen Zucker, und im deutschen drey Quent. Bisam mit zwo Unzen Zucker. Den Fehler mit dem Bisam hat also

der

der neue Ueberſetzer beybehalten; den aber mit dem Zucker hat er neu hinzugethan. — Eben ſo treulich iſt im Iulapio volatili der Fehler der alten Ueberſetzung beybehalten, da im lat. zwey Qu. im deutſchen aber zwo Unzen Zucker verlangt werden. S. 23. 136. Nochmals iſt dieſe ſeltſame Treue in der Riverischen Mixtur S. 23. 140. beobachtet, wo in beyden latein. Formeln zu zwey Quent. Wermuthſalz nur drey Qu. Limonienſaft, hingegen in beyden deutſchen Formeln richtig drey Unzen verordnet ſind. Endlich in der Mixt. Campeſchenſi S. 24. heißt die lat. Formel: drey Unzen Campeſcheholzextract in ſechs Unzen Waſſer aufgelöſt, und zwo Unzen ſpirituöſes Zimmtwaſſer hinzugethan. Die deutſche Formel heißt: Drey Qu. des Extracts in drey Unzen Waſſer aufgelöſt, und das Zimmtwaſſer fehlt ganz. S. 147. In der erſten Ueberſ. iſt die lat. Formel drey Unzen Extract in ſechs Unzen Waſſer, u. zwo Unzen Zimmtwaſſer, welches letztere aber in der deutſchen Formel auch fehlt. Die drey Unzen des Extracts ſind alſo wieder ein Fehler der neuen Ueberſetzung.

Außer dieſen Nachläſſigkeiten hat es der neue Ueberſetzer auch nicht an andern Unſchicklichkeiten fehlen laſſen, welche den Gebrauch des Buchs erſchweren. Schon in der alten deutſchen Ueberſetzung war zum Maaße der Flüßigkeiten, ſtatt des ſtets zuverläſſigen Apothekergewichts, das unbeſtimmtere Quartier beliebt worden. Der neue Ueberſetzer behält dies nicht nur bey, ſondern will noch accurater ſeyn, und macht noch beſchwerlichere Brüche. So ſtehen z. E. S. 132. in der latein. Vorſchrift zwey Pfund Waſſer. Dafür ſetzt er im deutſchen ein Quartier, und weil dies nicht genau richtig iſt, ſagt er in einer Anmerkung: Die zwey Pf. wären ohngefähr ſo viel, als ein und ein drittel Quart. Anderwärts (S. 119.) beſtimmt er die Quantitäten noch ſeltſamer. Z. E. Nimm ein Viertelquart Waſſer, gieß es auf ſo viel Salbeyblätter, als man zweymal mit drey Fingern faſſen kann ꝛc.

Was den eigentlichen Inhalt des neuen Commentariis betrifft: ſo geſtehen wir gern, daß viele Anmerkungen nützlich und wahr ſind, und des Verf. gute Einſichten beweiſen; aber für viele war hier der Ort nicht, zumal wo ſich der Verf. den Kopf zerbricht, die Wirkungsart der Mittel aus ihren Beſtandtheilen zu erklären, womit er zuweilen ſelbſt ſchlecht fortkommt, und die Leſer, für die er ſchrieb, ſicherlich zu unſelli-

gen Raisonneurs machen wird. Außerdem hätten wir auch bey manchen Sätzen Erinnerungen zu machen, z. E. S. 32., daß ein Engländer das Opium beſſer vertrage, und mehr Nutzen davon haben könne, als ein Deutſcher; und daß man faſt in allen Formeln der Engländer, wo es nur nicht ganz wider die geſunde Vernunft iſt, Mohnſaft finde; S. 59. daß die hitzigen balſamiſchen Mittel in offenen Lungengeſchwüren reinigend, heilend und huſtenſtillend wären; S. 71, daß es gefährlich ſey, die Hämorrhoidalknoten mit der Lanzette zu öffnen, weil man das Schwären zu fürchten hätte, das an dieſer Stelle ſehr gefährlich werden könnte; S. 126, daß das infuſum roſar. rubr. beym Schnupfen gefährlich ſey, weil es ihn ſtopfen möchte; S. 139, daß Schnupfen und Flüſſe heilſame Bemühungen der Natur wären; S. 188, daß die Schwefelſalbe wider die Krätze freilich für das beſte Mittel zu halten ſey, „wenn die Krätze, wie man gegenwärtig ſtark „glaubt, von Inſekten entſteht, weil man bemerkt ha„ben will, daß dieſe Inſekten davon ſterben ꝛc.“

Doch genug und viel zu viel über ein ſo geringfügiges Werk, wenn nicht die Fehler, wovon es wimmelt, die Geſundheit und das Leben der Menſchen in Gefahr ſetzten.

Hm.

Maximiliani Stoll, M. D. et Prof. Prax. medicae publici. Pars prima. Rationis medendi in noſocomio practico Vindobonenſi. Viennae, ſumtibus Bernardi. 1777. 8. 304 S.

Herr Stoll iſt an die Stelle des ſel. Haens gekommen. Es ſind aber nun durch die Veranſtaltung des Herrn Leibarztes Freyherrn von Störk einige vortheilhafte Aenderungen in dem praktiſchen Spital getroffen. Es iſt dieſes mit dem Dreyfaltigkeitsſpital vereiniget, damit die Schüler Gelegenheit haben, immer Kranke von allerley Gattungen zu ſehen und kennen zu lernen. Andere, die nicht zu Bette liegen, werden täglich nach Befinden ihrer Umſtände, Arzeneyen frey gegeben welche ſie zu Hauſe brauchen können. Man hat übrigens Gelegenheit, die Hebammenkunſt in dieſem Spital theoretiſch und praktiſch zu lernen, Wundarzneykunſt und Zergliederungskunſt zu lernen und zu üben.

Die

Der Hr. Verf. glaubte, daß auch die gemeinſten, ſo zu ſagen alltäglichen Krankheiten noch immer nicht ſo genau und ordentlich behandelt würden, als es erforderlich wäre. Hierüber hat er alſo ſeine Beobachtungen aufgezeichnet, und ſie hier mitgetheilet. Man findet Schreibart, Beobachtungen und Heilart in einem andern Tone, als man es bey Hrn. v. Haen gewohnet war. Es giebt hier wenigere Aderlaſſe, mehr Brechmittel, mehr Rückſicht auf faulende und gallichte Materie, beſtimmteren Gebrauch gewiſſer Arzneyen, u. ſ. w. Ueberhaupt zeichnet ſich dieſes Werkchen unter dem Haufen praktiſcher Schriften ganz vortheilhaft aus. Wir wollen dem V. etwas genauer folgen.

Wenn man bey Krankheiten, ſagt der Verf. die Witterung anmerken will: ſo iſt es nicht genug, das wirklich gegenwärtige Wetter zu beobachten; ſondern man muß auch Rückſicht auf die vorhergegangene Witterung nehmen. Ehe er alſo die Krankengeſchichte vom Jahre 1776. anfängt, erzählt er auszugsweiſe die Witterung und die vorhergehenden Krankheiten des Jahres 1775. von Monat zu Monat.

Die beträchtlichſten Krankheiten des Jahres 1776. fiengen im März an. Es gab da Chatharrfieber. Bruſtfieber, Flußfieber, faſt alle von gallichter Art. S. 3 bis 6 werden die Zeichen oder erſten Zufälle ſolcher gallichten Bruſtfieber ſehr ausführlich erzählt. Es werden S. 6. und 7. Zeichen angegeben, wenn ein Rheumatismus oder Lungenentzündung mit dem Gallichten verbunden war. Das Aderlaſſen brachte gemeiniglich eine kurze ſcheinbare Erleichterung, worauf ſich aber bald die Zufälle verſchlimmerten. Das Purgieren gab wenige oder keine Hülfe, meiſtens Verſchlimmerung. Wo alſo keine wahre Entzündung zugegen war, da wurden Brechmittel mit ungemeiner Erleichterung gegeben und wiederholt. Nach dem Brechen wurde der Leib durch Tränke aus Gerſtenwaſſer, Honig, Eſſig und einem Mittelſalze offen gehalten und ausgewaſchen. Wenn Beſchwerniß im Athemzuge zurückblieb: ſo wurde Meerzwiebelhonig oder Brechweinſtein in der geringſten Doſis mit Waſſer aufgelöſt gegeben. Dieſer wird dem mineraliſchen Kermes bisweilen vorgezogen. S. 10. Auch wo Entzündung mit Galle verknüpft war, wurde ein Brechmittel manchmal vor, manchmal nach der Aderlaß erforderlich. S. 13. Blaſenpflaſter wurden nie nach Pringles Methode auf den leidenden Ort gelegt, außer wo wahre Schwäche und Trägheit der feſten Theile war. Der Verf. billiget die Blaſenpflaſ-

ſter nur dort, wo Rheumatismus iſt, und hält ſelten die Pringliſchen Krankheiten für rheumatiſch. S. 15. 95. 99. Bisweilen wurden die gallichten Krankheiten bösartig, wo Chinarinde, Campfer u. dgl. gegeben wurden. Der Farbe oder Conſiſtenz des ausgelaſſenen Blutes wurde wenig getraut.

Bey dem Catharrfieber, deſſen Zufälle S. 24. erzählt werden, thaten wieder die Brechmittel das beſte; weil ſie aber ein ungewöhnliches Mittel waren: ſo wurden meiſtens gelinde Purganzen gewählt.

Es kommen nun die Krankheiten des Aprils und der übrigen Monate. S. 30 bis 39 wird beſtimmt, was eigentlich durch gallichte Materie verſtanden werde; es wird ihr Urſprung, ihre Verſchiedenheit nach jeder Jahreszeit, ihr Sitz u. ſ. w. angeführt. Gallichtes Kopfweh S. 34. 36. u. ſ. w. Zuweilen waren die Zeichen der Galle nicht deutlich, und doch das Brechen erforderlich, S. 45. u. ſ. f. Bey gallichten Bruſtfiebern hört oft der blutige Auswurf nach dem Brechen auf. Erklärung deſſen S. 50. Expectorantia werden nicht zu voreilig gegeben, nicht eher, bis alle Entzündung fort iſt, und die Kräfte eines Reizes bedarfen. Endlich kommen die Unterſcheidungszeichen, wenn der Seitenſtich pur inflammatoriſch, oder gallicht, oder beydes zugleich iſt, S. 69 bis 74.

Im May gab es kalte Fieber, Halsweh, Bruſtfieber, Flußfieber, (Rheumatismi) im Junius nachlaſſende und unterlaſſende Fieber, u. ſ. f. Es gab auch verlarvte Fieber, welche beſonders ihren Sitz im gaſtriſchen Syſtem hatten. S. 80. 82. Der Unterſchied zwiſchen einer wahren und rheumatiſchen Entzündung wird feſtgeſetzt, S. 85. u. ſ. w. So auch der Unterſchied zwiſchen einem rheumatiſchen und wahren Seitenſtiche. S. 89. bis 94. Aus der Vermiſchung dieſer Gattungen rühren Fehler in der Heilart, im Gebrauche der Blaſenpflaſter, der Auswurfbefördernden Mittel, des Aderlaſſens, u. ſ. w. Es werden Geſetze über den Gebrauch der Blaſenpflaſter gegeben. Man ſoll ſie in Fiebern nicht eitern laſſen, weil dieſes unnöthige Schmerzen und Fieber vermehret. Nicht die Eiterung, ſondern der Reiz des Blaſenmittels hilft. S. 100. bis 102. Der verborgene Seitenſtich, worauf ſo vielmal Lungenſuchten folgen, wird klar gemacht, S. 113. bis 116. Die Wolferleywurzel wird in vielen Fällen, wo man ſonſt Fieberrinde gab, vorzüglich gebraucht, S. 122. Doch ſcheint der V. noch einiges Mißtrauen auf jenes zu haben, was Collin von dieſer Wurzel rühmet, daß ſie die Ruhren ohne Ausleerungsmittel

mittel allein heile, indem er den Verſuch dieſer Heilart noch auf weitere Zeiten verſchiebet, S. 135. wir würden ihn auf ewig verſchieben.

Nach der Geſchichte des Decembers folgen Zergliederungen: ſie ſind mit gelehrten Anmerkungen und Folgerungen vergeſellſchaftet. Z. B. wo der Sitz des Seitenſtichs ſeye, S. 153. u. ſ. w. Von den Krankheiten der Harnröhre, von dem Gebrauche der Kerzen, vom Schaden ſtarker Purganzen beym Tripper, von der beſten Heilart deſſelben, vom Sitze und Urſprung der Petechen, welche auch an innern Theilen gefunden werden, und nicht allein von Unreinigkeit der erſten Wegen, ſondern auch von vieler und verdorbener Galle herzukommen ſcheinen, S. 189. 191. 199. u. ſ. f. Von bösartigen Krankheiten, S. 191. 192. Hier wird Ipecacuanha geprieſen. Brandiger Magen, ohne vorhergegangene Schmerzen oder Brechen, S. 200. Es werden S. 204. bis 210. auch ſchon S. 118. die Urſachen angegeben, warum die Lungenſucht ſo ſelten geheilt werde: die verſchiedenen gewöhnlichen Mittel werden geprüft, und in manchen Fällen das Ungereimte gezeigt. Die balſamiſchen Mittel ſchaden in der Lungenſucht von Eyterung nach Bruſtentzündungen und Blutſpeyen: die ſalzigen Mittel, das Seltzer Waſſer, ſind hier ebenfalls ſchädlich, und nützen nur in kalter ſchleimichter Anfüllung der Lunge, in ſcrophulöſer Beſchaffenheit, in tuberculis: die Fieberrinde ſchadet, und kann nur alsdenn gegeben werden, wenn um das Lungengeſchwür keine entzündete Beſchaffenheit iſt, und wenn das Eyter freyen Ausgang hat. Die Milch iſt unſchicklich, wo Fieber und entzündungsartige Beſchaffenheit iſt. Molken oder Milch mit vier Theilen Waſſer iſt vorzüglicher. Das Liegen bey einem jungen Körper hilft in dieſem Falle dem Kranken nichts, und ſchadet dem Geſunden. Sydenhams Rath vom Reiten wird übel verſtanden: es kann nur nützlich werden, wo ſchwache Eingeweide und üble Dauung iſt, woher Magenhuſten und Zährung rühren kann, bey Hypochondriſten, bey ſchleimiger Verſtopfung der Lunge und Eingeweide, nach Krankheiten, Verluſt guter Säfte u. ſ. w. Beym Blutſpeyen mit Entzündung ſchaden anhaltende Mittel. Der Isländiſche Lichen heilt ſchwache Lunge, wäſſerige katharröſe Beſchaffenheit, und ſo auch der Abſud von Polygala; ſie ſchaden bey der Lungenſucht vom Blutſpeyen ſo gut als die Fieberrinde und andere ſtärkende Mittel. Die Polygala hat nie ein wahres Bruſtfieber geheilet, etwa ein falſches, wäſſeriges, ſchleimi-

ges. Wenn das Eyter aus Mangel der Kräfte nicht fortgeschafft wird, oder wo es zu häufig fortgeht, und die Kräfte mitnimmt, da können wieder Polygala und Lichen, als stärkende Mittel, nützlich werden. Bey Lungensuchten vom entzündungsartigen Blutspeyen, sind öftere kleine Aderlässe der Vernunft gemäs, wenn sie nur nach der Heftigkeit der Krankheit und nach den Kräften abgemessen sind. Hierzu gehören noch Tränke aus erweichenden Wurzeln und Kräutern, Diät aus dem Pflanzenreich u. dgl. Solcher nützlicher Anmerkungen werden noch manche angetroffen. Am Ende folgt ein Verzeichniß der Kranken und Todten.

Cm.

Anton Freyherrn von Störck, medicinisch-praktischer Unterricht für die Feld- und Landwundärzte der österreichischen Staaten. Erster Theil. Wien 1776. gr. 8. von Trattnern, auf 351 Seiten. Zweyter Theil 204 Seiten, ohne das Register und Verzeichniß der in den Werken vorkommenden Arzneyen von 92 Seiten.

Die deutschen Originale dieser Art sind eine so seltene Erscheinung, daß, wenn auch nicht die Verdienste des V. ohnehin anerkannt wären, und er auch nicht ohne diese Schrift Epoche in der medicinischen Litteratur machte, wir doch blos dieser Seltenheit und des neuen Einfalls wegen etwas umständlicher dieses Werk ankündigen müßten. Der Rec. hat sich bey seinem Nationalstolze immer sehr erniedriget gefühlt, wenn er seinen Wundärzten ähnliche Werke bisher nur allein in Uebersetzungen aus fremden Sprachen empfehlen können. Sollte es denn bey der öftern Gelegenheit, da selten ein Krieg in den entferntesten Winkeln des Erdbodens geführet wird, woran unsre Landesleute nicht Antheil haben, wobey nicht vaterländische Trouppen engagirt sind, sollte es denn da unter uns nicht Originalköpfe geben, die solche Gelegenheit eben so gut zum Besten der praktischen Arzneygelehrsamkeit nutzten als Ausländer? Unsers Wreden Feldkasten, Kramers kleine Schrift, wie stechen die aber ab bey den vielen Werken unsrer Nachbaren! Inzwischen ist das vor uns liegende Werk

das

des Freyhrn. v. St. doch nicht eigentlich auf Feldkrankheiten eingeſchränkt; ſondern vielmehr iſt der V. ſo beſcheiden, daß er nur für Wundärzte in den öſterreichiſchen Staaten, und nicht für alles Rath geſchaffet haben will, aber doch für vieles; ſein Wundarzt, ſetzt er hinzu, ſey deswegen nun auch noch lange kein Arzt, wenn er dieſen Unterricht genau wiſſe. Es macht alſo die Tiſſote, Afterdinger, Pringles, Monros, Baldingers, Hautesiercks, auch noch nicht unbrauchbar oder entbehrlich; vielmehr ſieht man es dem Verf. an, daß die eigentlich ſogenannten Feldkrankheiten ſeine Stärke nicht ſind; daß er wohl in Hoſpitälern der Bürger, aber nicht der Soldaten große Erfahrung beſitze, die jedoch noch immer etwas unterſchieden ſind. Auf dem Lande und bey den Regimentern iſt nun einmal das mediciniſche Fach gewöhnlich allein den Wundärzten offen gelaſſen, und daher iſt es in der That ein vortrefflicher Einfall, bey dieſen Leuten nicht die chirurgiſche Kenntniß zu erweitern, ſondern — in unſrer Mutterſprache vernünftige Begriffe beyzubringen, und ſie mehr auszubilden, daß ſich Landleute und Soldaten, von der großen Stadt oder wahren Aerzten entfernt, ihnen mit Sicherheit anvertrauen können. Das Werk iſt daher faſt ganz praktiſch, und eine Sammlung ſolcher Vorſchriften, die auch ſelbſt Aerzten von Nutzen ſeyn werden, ohne die geringſte Anführung eines Schriftſtellers, ohne allen Hang mit Gelehrſamkeit zu glänzen, ohne viele gezierte pathologiſche Unterſuchungen — blos die trocknen Beſchreibungen der Krankheiten ſo wie ſie ſich in der Natur finden. Oft ſchien es uns jedoch, daß der Verf. — man weis nicht, ob aus Beſcheidenheit, oder wirklichem Mangel eigner Erfahrung, zu wenig Egoismus habe, ein Tadel, der ſonſt nicht oft Statt zu finden pflegt, hier aber wird der Leſer in der That zuweilen ungewiß, ob der V. die empfohlne Methode aus eigner Erfahrung kenne, ob er ſeine eigne Beobachtung angeben, oder fremde; ob er auf das Zeugniß andrer, oder nach dem einmal angenommenen Syſteme dieſes oder jenes Mittel in Vorſchlag bringe. Der Gewiſſenhaftigkeit des V. muß man freylich das Beſte hierin zutrauen; aber bey vielen Leſern würde es ohne Zweifel mehr Zutrauen erregt haben, wenn er ſo im Tiſſotiſchen oder Afterdingerſchen Geſchmacke, ohne alles Gepränge von Suffiſance, mit eben dem vernünftigen Egoismus ein Mittel nachdrücklich angerathen hätte, und geſagt: ich habe den Schierling im Keuchhuſten, das

Bilsenkrautextract bey 30 Wahnſinnigen ꝛc. ſo kräftig gefunden, daß ich es empfehlen darf. ꝛc. Man wird beym weitern Leſen noch ungewiſſer, wenn man z. E. den beliebten Schierling und andre neue Mittel gewöhnlich da angerathen findet, wo die bekannten Mittel fruchtlos angewandt worden, und zwar bey ganz verſchiedenen Krankheiten, wie wir in der Folge angeben werden. Den Einfall haben wir bey der Abſicht des Werks als neu gerühmt; aber in der Behandlung der Krankheiten ſelbſt können wir deswegen nicht behaupten, daß uns der V. neue Ausſichten geöffnet, oder neue Wege eingeſchlagen wäre: man findet ihn gemeiniglich ziemlich nahe an der großen Heerſtraße, und ſeine Materie auf eine ſehr bekannte Art bearbeitet. Gelehrte Ausarbeitungen würden auch freylich bey ſeinen Leſern übel angebracht geweſen ſeyn. Seine allgemeine Methode iſt die antiphlogiſtiſche, oder ein moderniſirter Boerhaavianismus, ſo wie man ihn von Wien aus ſchon kennet, mit der Theorie vom Gebrauche der ſogenannten Giftkräfte glücklich verbunden. In der faßlich und populär geſchriebenen Einleitung (überhaupt ſchreibt der V. beſſer in ſeiner Mutterſprache als im Latein) hätten wir doch mehr allgemeines wider die Vorurtheile des deutſchen empiriſchen Wundarztes in der Medicin gewünſcht. Die unglückliche Schärfe S. 6. welche Maſern, Frieſel ꝛc. verurſachen ſoll, iſt ohnehin das Lieblingswort, die herrſchende Idee ſolcher Leute, damit ſie gemeiniglich die von verbeſſern und verſüßen unſinnige Weiſe verbinden; wenn ihnen nun ohngefähr ein Recept mit dem Titel wider die Schärfe im Geblüte in die Hände fällt, oder noch aus ihrem Purrmann, Lindern, Schaarſchmidt ꝛc. bekannt iſt, ſollte mancher von ihnen alsdenn nicht in der größten Eilfertigkeit daſſelbe wider alle dieſe ſogenannte Schärfe im Geblüte anwenden? allenfalls die ſogenannten Blutreinigungen, die Tinkturen aus dem Spiesglaſe, das beliebte Electuarium mundificans oder dergleichen, die ohnehin ſo oft in den Händen dieſer Leute ſind, zu Hülfe nehmen? Weg! alſo mit ſolchen zweydeutigen oder nichts bedeutenden Ausdrücken, die, wie das kalte und ſchleimichte Temperament S. 66; die viel verſprechenden Titel von Arzneyen ꝛc. lange genug dieſen armen Leuten, die dieſes Werk doch eigentlich nutzen ſollen, ein trauriges Hinderniß geweſen ſind, entweder ſelbſt zu denken, und in ihrer Kunſt weiter zu kommen, oder vielmehr auf der andern Seite, die abſcheulichſte Empirie veranlaßt haben. Nachdem der Verf. in

dieſer

dieſer Einleitung die allgemeine Entſtehungsart der Krankheiten aus Luft, Getränke ꝛc. erkläret, und allgemeine diätetiſche Vorſchriften in groſſer Kürze gegeben, folgt im erſten Theile die Behandlung der gröſtentheils hitzigen, und im zweyten der meiſtentheils langwierigen Krankheiten. Wir müſſen auch hier dem einmal von uns angenommenen Grundſatze getreu bleiben, deſto ſchärfer die Unrichtigkeiten in einem Werke aufzuſuchen, je gröſſer die Autorität des Verf. und je verführeriſcher für den Leſer alſo ſeine Arbeit iſt. „Bey anhaltenden hitzigen „Fiebern, ſagt der V. S. 58. iſt das Blut gemeiniglich, beſonders die erſten Tage, ſo verdickt und feſt, daß es hart „durch die engen Endtheile der Gefäſe kann durchgetrieben „werden; ſelbes iſt folglich zur Entzündung geneigt, und verurſachet deswegen am ganzen Leibe, ſowohl äuſſerlich als innerlich eine brennende Hitze. In dem wahren Faulungsfieber hingegen iſt das Blut meiſtentheils ſcharf oder matt, „klumpicht, aufgelöſet ꝛc.“ Sollte dieſe Erſcheinung wohl am Krankenbette ſichtbar, und alles dieſes nicht vielmehr blos Theorie ſeyn? Wir befürchten hier wieder, daß der chirurgiſche Leſer, wenn er klumpicht, matt, und aufgelöſetes Blut etwa ſo verſteht als wir, die Autorität des Verf. misbrauchen, auf ſein Wort hin, und nach dieſem Begriffe beſtändig das klumpichte Blut bald aufzulöſen, bald das aufgelöſete zu verdicken ſuchen werde. Weit unterrichtender und abſtechender iſt nachher glücklicher Weiſe die Beſchreibung von der Krankheit und ihrem Gange ſelbſt. Selten findet der V. Aderläſſe nothwendig, mehr Brechmittel, oder Abführungen, wodurch die Entkräftung nicht zunimmt, ſondern Erleichterung erfolgt — eine Wahrheit, die den Wundärzten nicht laut genug gepredigt, nicht oft genug wiederholet werden kann! Nächſtdem beſtreitet der V. die Krankheit ſogleich mit Mineralſäure, Baldrian, und Camphor, zwar erſtere in geringerer Quantität, als man es hätte erwarten ſollen; er giebt auch ſäuerliche Getränke, oder Molken; wenn ſich dabey die Umſtände verſchlimmern, Fieberrinde mit Wein, die er oft auch ſogleich Anfangs, wenn fürchterliche Zufälle zugegen ſind, in groſſer Menge reichet, auch in Clyſtieren. Neue, friſche Luft, auch kaltes Waſſer, gute und böſe Zeichen; der Puls allein ſehr unzuverläſſig. Von der Hirnentzündung S. 77. ein vortrefflicher Abſchnitt, beſonders wegen der Prognoſis, darin der V. überhaupt ſo wie in dem therapeutiſchen Theile ſtärker iſt als in dem theoretiſchen. Sehr lehrreich iſt der Abſchnitt

vom Halsweh mit allen verſchiedenen Arten, auch dem Krampfigen der Frauenzimmer, wo jedoch die beyden Gummi, Galbanum und Ammoniak weniger wirkſam ſeyn möchten als Camphor, der nach des Rec. Erfahrung, auch wider die ſtärkſten hyſteriſchen Krämpfe, das kräftigſte Mittel iſt. Die **Lähmung im Schlunde** S. 99. iſt nicht deutlich genug beſchrieben, und die Behandlung könnte in dem vielleicht häufigern Falle, wo der Oeſophagus erweitert iſt, und einen Nebenſack hat, dem man im Anfange leicht abhelfen kann (von den Engländern beſchrieben) leicht nachtheilig ſeyn. Beym heftigen **Blutſpeyen** S. 136. finden wir noch die armeniſche Erde mit Bockhornſyrup angerathen, auch Opium, Milch, nachdem es aufgehöret; das isländiſche Moos läßt der V. mit gleichen Theilen Süßholz, wie Thee trinken, wenn nach dem Blutſpeyen ein brennendes, trocknes, kützelndes Hüſteln beobachtet wird, und das Fieber nicht heftig iſt, er ſetzt es S. 140. mit mildernden und anfeuchtenden Arzneyen in eine Reihe. Läßt das Brennen und Fieber nach, fängt ein eitrigter Auswurf an, dann räth er unter andern auch die **Polygala** mit Süßholz wie Thee, oder jenen **Lichen**, und beyde ſtehen nun neben Weyhrauch und Maſtix, und **durch jene**, ſetzt er hinzu, (Polygala und Lichen, zuweilen mit Fieberrinde) **ſind einige gerettet worden, wo das Fieber gar nicht nachläßt, der eiterhafte Auswurf bräunlicht, grünlich und ſtinkend wird.** Des Abends gewöhnlich Opium. Der abmattende Schweiß ſoll oft durch einen Aufguß von Salvey vermindert werden, der Durchlauf durch armeniſchen Bolus und Bockshornſyrup: freylich ſetzt der V. ſehr beſcheiden dieſe Mittel blos unter die lindernden, nicht heilenden. Uebrigens findet man bey dieſer Gelegenheit kein Wort vom deutſchen oder engliſchen Vitriolelixir, auch kein eigenes Capitel von der Schwindſucht im ganzen Werke weiter. Im **Dampfe** empfiehlt der V. S. 145. zur geſchwinden Erleichterung des Anfalls unter andern auch ein Clyſtier aus der **Arnica** zu einem Quentlein, oder aus 20 Granen Camphor. Die Zubereitungen aus der **Zeitloſe** (Colchicum) nehmen unter den harntreibenden Mitteln eine beträchtliche Stelle ein, und verdrängen beynahe die aus der Meerzwiebel völlig. Daß **der Keichhuſten meiſtens im Frühjahre und Herbſte beobachtet werde**, S. 163. ſoll wohl anzeigen, daß die Veränderung der Luft ihn verurſache, und doch hat der Rec. jene Beobachtung bey vielen auf einander folgenden

Epide-

Epidemien nie gemacht. Wenn die gewöhnlichen Schleimzertheilenden Mittel fruchtloß angewandt worden, und der Keichhuſten in ſeiner Heftigkeit fortdauert: ſo thun, ſagt der V. S. 168 zwey Mittel ſehr gute Dienſte, eins das aus 3 Granen Bilſenkrautextract, 6 Lothen Lindenblüthwaſſer und Syrup beſteht, beſonders aber ein Gemiſch aus 5 Granen Schierlingsextract in 6 Lothen Lindenblüthwaſſer aufgelöſet, mit 4 Lothen Erdrauchſyrup, und einem halben Quentlein flüßiges Blätterweinſteinſalz, davon alle 2 — 3 Stunden einen Löffel voll gegeben. Eine Beobachtung, die ſich nicht nur in Butter's und Armſtrong's, ſondern auch des Rec. Erfahrung beſtätigt, und die (wir reden vom Schierlinge) vielleicht erſt auf Empfehlung jener engliſchen Schriftſteller gemacht worden. Von Pocken, eins der ſtärkſten Abſchnitte. Ihre Bösartigkeit hängt nicht von der verſchiedenen Jahreszeit ab; obgleich die ſchnelle Veränderung der Luft ſie bösartig machen kann, S. 142. ſehr richtig! aber was heißt: die Bösartigkeit entſteht aus — einer bösartigen Urſache? Das Gemälde der Pocken übrigens, wie man es von dem Verf. und ſeiner großen Erfahrung erwarten konnte, vollkommen nach der Natur. Das Pocken- oder Anſteckungsfieber iſt in der That ein Gährungsfieber S. 254. Wider das hitzige Verhalten. Den erſten Lauf ſieht er als ein anhaltendes Fieber an, und behandelt ihn auf eben dieſelbe Art S. 256; es folgt alſo die ſchon bekannte kühlende Heilart. Brechmittel und Aderläße nur unter gewiſſen Bedingungen. Die freye und reine Luft ſey das einzige Geheimniß der Einpfropfärzte, und das ſicherſte Gegengift der Pockenkrankheit. Der V. wehrt den Kranken auch den ganzen Tag hindurch den Schlaf, weil alsdenn hierauf die Nächte ruhig und erquickend werden. S. 159. Die freye Luft, auch beym Zurücktreten der Pocken, wo auch zuweilen Aderläſſe und Clyſtiere helfen. Die freye Luft ſchadet auch nicht beym Speichelfluſſe, nur muß Erkältung und Zug vermieden werden. Beym Eiterungsfieber ausleerende Mittel, auch auf gut freindiſch Aderläße. Wenn man die kühlenden Mittel weglaſſen und ſtärkende wählen müſſe, S. 265. Nutzen der Fieberrinde. Nach zurückbleibenden Geſchwüren, Beinfraß ꝛc. hilft ſehr oft Schierlingsextract mit ausleerenden Mitteln verbunden, wo andere lange Zeit gebrauchte ſonſt vortreffliche Mittel nichts gefruchtet haben Auch das Aconitumextract — auch Flammula Jovis. Die ſchlafma-

chen

chenden Arzneyen nicht selten, und die Indicationen dazu, besonders wenn der erste Zeitpunct vorüber ist, S. 272. Von der Einpfropfung der Blattern, ein körnichter Auszug aus den besten und neuesten Schriften, mit der Erfahrung des Verf. Er bringt den Eiter am Oberarme auf die Art an, wie ihn Gatti ꝛc. an der Hand, und ohne Zweifel verdient diese Stelle auch — besonders wegen der Unruhe und wegen der Bewegung der Hand des Kindes, einen Vorzug. Ohne Unterschied des Alters nimmt der Verf. alle zur Einpfropfung, auch ohne Vorbereitung, und erlaubt Fleischbrühe, auch sogar noch bey dem Kranken; sobald das Fieber anfängt, freye Luft, doch mit Vorsicht, daß man rauhe Witterung meide, die dem Gesundesten schaden würde. Der freyen Luft wird ganz allein der gute Erfolg bey der Einimpfung zugeschrieben. Halbjährige und Neugebohrne, sagt der Verf. S. 284. halten die Einpfropfung eben so glücklich aus als Aeltere und Erwachsene, welches wir mit der Locherschen Erfahrung in eben demselben Wien, und anderer Aerzte, die dem Hrn. v. St. nicht unbekannt seyn konnten, nicht reimen können. Im Frühjahre sey sie am besten. Letztlich räth er, niemand darzu zu zwingen, sondern es dem eignen Willen, oder dem Wohlgefallen der Vorgesetzten zu überlassen. Das Kap. vom Scharlachfieber ist bey den vorhergehenden und folgenden so abstechend, daß wir es lieber ganz herausgewünscht hätten: so wenig der Begriff als die Behandlung desselben, beynahe als wenn es mit Masern und Nesselfieber einerley wäre, wird einem unerfahrnen oder ausübenden Wundarzte genug thun. Das abgezogene Wasser der Küchenschelle, (Pulsatilla) läßt der V. äußerlich bey Lähmungen einreiben, S. 334. Sehr hat uns sein S. 351. gegebener Rath gefallen, die verstellten Epileptischen, Besessene oder Behexte, durch Fasten zu heilen. Die verschiedenen Ursachen der fallenden Sucht sind sehr deutlich aus einander gesetzet, und darnach auch die Mittel eingerichtet. Im Ganzen lenket sich der V. mehr auf die Seite der stärkenden als auflösenden oder ausleerenden Arzneyen. Das feste Zusammendrücken oder Unterbinden eines Gliedes, aus dem dem Kranken etwas herauszusteigen scheint. In ungewissen Ursachen das Extract aus der Arnica, oder dem Bilsenkraute mit den bekannten auflösenden Gummis. Die Pomeranzenblätter, Campher, die weiße Diptamwurzel, Zinkblumen und andere neulich bekannt gewordene, wobey wir wieder herzlich bedauern, daß der Verf.

nicht

nicht beygefügt, ob seine eigene Erfahrung die gepriesene Wirkung bestätige. Bey der Ursache der Krätze hätten wir als einer bloß ansteckenden Hautkrankheit, die harten unverdaulichen Speisen S. 60. nicht mehr erwartet; sie können, wie Unreinlichkeit, sie unterhalten, aber schwerlich verursachen; die Leser werden aus der Theorie auch schon die Therapie errathen. Wenn man wo den Feldarzt vermisset, und nur den Leibarzt zu sehen glaubt, der sich mehr am Hofe als in Feldlazarethen aufgehalten, so ist es hier. Klettenwurzel, die fünf auflösenden Wurzeln — Molken ꝛc. Himmel! wo wollten die vielen Kühe hinter einer Armee herkommen, die einem Hospitale zuweilen von einigen Hunderten die Molken lieferten? Bey dieser als der in den Hospitälern gewöhnlichsten Krankheit, die mehr in die Sphäre des Wundarztes gehört, hätte der Verf. vorzüglich glänzen sollen. Alle die Conserven, Tisanen, und schönen so genannten Blutreinigungen sind für den wohlhabenden Höfling oder Städter einzeln nicht übel, aber in Hospitälern, auf dem Lande, da man sich des theuern Raths der Aerzte nicht bedienen darf, wahrhaftig so wenig anwendbar als nützlich. Nicht selten werde die Krätze, wenn sie gegen alles hartnäckig geblieben, durch Schierlingsextract gehoben. Das müssen wir nun freylich der Wahrheitsliebe des Verf. zutrauen; aber außer Wien sieht man doch diese Wirkung bisher noch selten. Die äußere Heilart müsse so lange als möglich vermieden werden, besonders wenn das Uebel von einer schlechten Beschaffenheit des Bluts herrühre. Aber ist letzteres nicht öfterer eine Folge, als eine Ursache? Die Salbe No. 319 ist das specifische Mittel, man mag vorher noch so viele Komplimente mit dem Kranken machen, seine Gedärme und seinen Beutel noch so sehr durch den Apotheker evacuirt haben. Bis zum Speichelflusse hat der Rec. Queckſilber innerlich gegeben, und seine Kranke zugleich durch andere so genannte Blutreinigungen ausgeneygelt; aber dadurch nie allein die Besserung bewirket. Ein so sehr topisches Uebel erfodert topische, locale Mittel, freylich mit Vorsicht und einigen andern kleinen medicinischen Kunstgriffen; aber eben so sehr wie andere Hautkrankheiten, Flechten, böser Grind ꝛc. wo man die Kranken todt purgiert, und sie nicht ohne äußere Hülfe bessern wird. Wider die Würmer hat der Verf. hier wieder das Mittel empfohlen, das man schon aus seinen vorigen Schriften (den Jahrgängen) kennt. Der Aufsatz von der Lüſſeuche zeichnet sich vor allen durch seine Länge und Vollſtändige

ſtändigkeit merklich aus, und es war uns deſto erfreulicher, da dieſe Krankheit heutiges Tags mehr in das Fach der Leute gehört, für die Hr. v. St. hier ſchreibt. Im Tripper erlaubt der V. nie Einſpritzungen, welche viel Bleyzucker enthalten, auch nie zu frühe die balſamiſchen Mittel. Hier findet man am Ende auch wieder die Polygala, das Aconitum. Ueberhaupt deucht uns, daß der V. dieſe, ſo wie ſeine andern neuen Mittel, oft da vorſchlägt, wo die Cur langwierig wird, und zwar in ganz unterſchiedenen Fällen; er verbindet auch öfters Schierling und Aconitum. Die Vorhaut will er niemals ohne höchſt dringende Noth aufſchneiden laſſen. Die ſcheckichten, hartnäckigen Geſchwüre an der Eichel, Vorhaut ꝛc. läßt er auch wohl mit dem Pulver von Flammula Jovis beſtreuen. Wenn der Verf. nicht in der Vorrede ſeine Provincialismen entſchuldigt hätte, ſo würden viele wohl nicht verſtehen, was hier Reihendrüſen, Luſtbeulen ꝛc. ſeyn ſoll. Bey den Feigwarzen und Gaumgeſchwüren giebt er gleichfalls oft Schierling allein, oder mit Sublimat vermiſchet, und die allgemeinen Mittel neben her. „Nicht ſelten, ſagt er S. 120, „heilet auch ein Aufguß von Schierling ſehr bösartige veneriſche Naſengeſchwüre, wenn man es den Kranken oft laulicht „hinauf ſchnuppen läßt, oder dieſe Theile gelinde damit einſchmieret.“ Wir überlaſſen das Urtheil über dieſen Punct, ſowohl als über das was der Verf. bald nachher S. 122. ſagt, bloß dem Leſer, ohne ihm mit dem unſrigen vorzugreifen. „Das Luſtſeuchefieber hat auch dieſes mit andern gährenden „Fiebern gemein, daß es die veneriſche Schärfe, wenn die „Naturkräfte gut ſind, oft dergeſtalt verkoche und mildere, „daß ſie entweder keinen Schaden mehr zufügen kann ꝛc.“ Die Speichelcur wird S. 155. auf alle mögliche Weiſe widerrathen, und daher der Speichelfluß, ſobald er ſich äußert, unterdrücket, der Sublimat hingegen als das wirkſamſte Mittel vorgeſchlagen, „wenn die Kranken ihn vertragen können.“ Der Abſchnitt von den beſondern Krankheiten des weiblichen Geſchlechts, enthält die von der monathlichen Reinigung ꝛc. entſtehen, und der Verf. erinnert S. 132. ſehr richtig, daß das Verhalten derſelben oft nicht die Urſache der Krankheit, ſondern die Folge ſey, und daß man daher nicht dieſe Ausleerung ſogleich wieder befördern, ſondern erſt die Krankheit heben müſſe. Die Zufälle ſchwangerer und gebährender Perſonen, der Kindbetterinnen, bey jenen nicht bloß aus Gewohnheit Ader zu laſſen. Bey den Nachwehen, S. 175.

würden

würden wir doch nicht so freygebig mit Opium seyn. Die Krankheiten der Kinder beschließen das ganze Werk. Große Geschwülste am Hinterhaupte, sagt der Verf. S. 184. sind meistens tödtlich — viel zu laconisch für einen Wundarzt, der nie ein Kind sogleich nach der Geburt untersuchet hat. Bey überhand nehmender Säure saugender Kinder läßt der V. S. 192. gute Brühe von jungen Hühnern reichen; wenn der Durchfall noch anhält, nachdem schon die Säure weggeschaffet zu seyn scheint, bringt er ihnen das abgezogene Wasser von der Pulsatilla bey; jedoch findet man so wenig die Absicht oder die Wirkung dieses Mittels, als die Art es beyzubringen. Bey Kindern, die dicke Bäuche und wahrscheinlich Verhärtungen haben, hält der V. viel vom äussern Gebrauche der Eibischsalbe, nebenher freylich Schierling, auch sey dieser bey der englischen Krankheit dienlich. 20 Gran präparirte Austerschalen zweymal des Tags habe diese Krankheit auch nicht selten gehoben. Unter den wurmtreibenden Mitteln findet man besonders den Baldrian und weißen Diptam angezeiget. Dem ganzen Werke ist ein Verzeichniß der merkwürdigsten darinne enthaltenen Sachen, und der Arzneymitteln nach Nummern angehängt, die sich auf 318 belaufen, größtentheils schon in der Anzeige des Werks selbst von uns angegeben, zugleich latein und deutsch verfasset sind. In andern Provinzen Deutschlands, zumal in den nördlichen, würde man es nicht erklären können, wenn ein solches Werk, das für deutsche Land- und Feldwundärzte bestimmt ist, ins lateinische übersetzt würde; allein in den österreichischen Staaten, da zu viele Provinzen gehören, wo man nicht deutsch spricht, war eine solche Uebersetzung zu veranstalten sehr rathsam. Es ist also eine treue und fließende Uebersetzung von eben angekündigtem Werke, welche Gräffer unter folgendem Titel verlegt hat:

Anton. L. B. de Stoerck praecepta medico-practica in vsum chirurgorum castrensium et ruralium ditionum austriacarum, e lingua germanica in latinam versa per Ioann. Michael. Schosulan, medic. doct. Vindobon. Viena. austr. 1777. gr. 8.

Kd.

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Der Engländer. Eine dramatiſche Phantaſey. Leipz. bey Weidmanns Erben und Reich, 1777. 8.

Mehr phantaſtiſch, als phantaſiereich. Alles ſo ungereimt und romanhaft zuſammengebracht, und ſo abentheuerlich und elend ausgeführt, daß einem mehr vor den Verſtand des Verfaſſers, als des liebekranken Narren bange wird, der die Hauptperſon ſeines Schauſpiels iſt.

Laura Roſetti. Ein Schauſpiel mit Geſang, von d'Arien. Leipzig, bey Dyck, 1777. 6 Bog. 8.

Vermuthlich hatte der Verf. dieſes Schauſpiels Göthens Claudine von Villabella geleſen, und dachte, wie das ſo mancher denkt; „ſo was könnt ich auch wohl machen!“ Und dieſe gute Meinung von ſich ward dann bald zum Vorſatz, ſo was auch zu machen; und der Vorſatz bald zur Ausführung; aber dieſe Ausführung ſchlug fehl, und ſiehe! ſo was, wurde nicht gemacht; ſondern etwas, das Schauſpiel ſeyn ſoll, und es nicht iſt; das Characterzeichnung haben ſoll, und ſie nicht hat; das Herz und Gefühl erſchüttern ſoll, und es nicht thut; das durch eingemiſchten Geſang abwechſelnder werden ſoll, und nur dadurch deſto langweiliger wird. Alles iſt in dieſem Schauſpiele ſo flach, ſo unbeſtimmt und unvollendet, daß man aus den darinn vorkommenden Perſonen nicht klug zu werden weiß, ſelbſt nach der Erzählung nicht, die Franceſco erſt im dritten Aufzuge macht, und lange vorher hätte machen ſollen. Der Character der Donna Senſati iſt wahre Karikatur; ihre Raſerey macht ſie des Tollhauſes würdiger, als der Schaubühne; und ihr ſchneller Uebergang zur Aufopferung und Großmuth iſt unerklärlich. Auch in den Geſinnungen der übrigen Perſonen muß man nichts Beſtimmtes, nichts wirklich characteriſtiſches ſuchen. Den Willen, dergleichen hineinzulegen, hat der Verf. augenſcheinlich gehabt; aber Fleiß, Geduld und Sorgfalt in der Ausarbeitung ſcheint ihm ganz gefehlt zu haben. Gleiche Nachläßigkeit herrſcht in ſeinen Arien und Liedern, die in ganz fließenden, aber meiſtens wäſſerichten und gedanken-

dankenleeren Versen geschrieben sind. Fürchten denn unsere jungen Dramenschreiber, die sich das Ding so leicht machen, die Rache der Zeit und des Geschmacks nicht, die sichs eben so leicht machen, sie zu vergessen?

Elise. Ein Schauspiel in drey Aufzügen. Altenburg, bey Richter, 1777. 6 Octavbogen.

Eins der schaalsten und dürftigsten Schauspiele, die uns seit langer Zeit vorgekommen sind. Man sieht, es soll eine Vertheidigung der Leiden Werthers seyn, von denen durchgehends ein Langes und Breites gesprochen wird; und die erste Idee des Stücks ist auch wahrscheinlich aus diesem Romane hergenommen. Aber die ganze Intrigue ist so verbraucht, und dabey so arm an Interesse, daß wohl schwerlich eine irgend gute Schauspielergesellschaft sich entschließen wird, die Zuschauer mit der Vorstellung dieses Schauspiels gähnen zu machen. Der V. scheint die Armuth seines Geistes selbst gefühlt, und daher so viel Personen zusammengebracht zu haben, deren Unterredungen größtentheils müßiges Geschwätz sind, und von Hunderten ins Tausende gerathen. Es sind fast alle Leute von der großen Welt, denen zum Theil der Anstrich des Lächerlichen gegeben ist; doch wird man schwerlich nur darüber lächeln; und diejenigen Charactere, die uns interessiren sollen, sind in ihrer Zeichnung nicht minder verfehlt. Auch die eingemischten französischen, lateinischen, juristischen und philosophischen Brocken wollens nicht thun.

Sophie, oder der gerechte Fürst. Ein Schauspiel in drey Aufzügen, von H. F. Möller — Leipzig, bey Böhme, 1777. 7½ Bog. in 8.

Der Inhalt dieses Schauspiels soll ein wirklicher Vorfall seyn, der sich in Wien vor einiger Zeit zugetragen haben soll, und der Fürst, der sich dabey so edel und gerecht erwies, ist kein anderer, als der itzt regierende Kaiser. In diesem Vorfalle war allerdings Anlage zu einer dramatischen Behandlung; und Hr. M. machte sich dieselbe zu Nutze. Noch denselben Abend, da er diese Geschichte in der Zeitung zuerst fand, setzte er sich, wie er in der Vorrede sagt, nieder, und

verfertigte ein dramatisches Gedicht daraus — Sehr rasch und rüstig! Aber man merkt dem Stücke auch ziemlich die Eilfertigkeit an, womit es geschrieben ist. Der Plan ist eben so übereilt und übel zusammenhängend, als die Ausführung; ohne alle feine Verbindung, abgerissen und isolirt. Der Behelf, den sich dieser V. auch in seinem Waltron zu Nutze gemacht, und der ihm auch bey unserm so leicht vorlieb nehmenden Publicum so treffliche Dienste geleistet hat, ist auch hier wieder angebracht; er sucht immer das Auge des Zuschauers dergestalt zu beschäfftigen, daß sein Ohr darüber minder aufmerksam und eckel wird. Man findet daher auch hier allerley Prunk aus der hohen und geringen Welt in Gang gebracht. Den Leser täuscht aber freylich dieser für ihn verlohrne Kunstgriff nicht; und so wird ihm schwerlich das Kraftlose in den Gesinnungen und Reden entgehen, welcher der Verf. durch viele Ausrufungen eines halb verfehlten Pathos, durch Flüche und Verwünschungen, die oft bis zum Abscheulichen gehen, zu ersetzen gesucht hat, ohne allemal auf den Character der Personen zu sehen, denen er diese heftige Sprache in den Mund legt. So scheint uns der Fürst bey den Anreden an den Broschalka und seine Frau sich tief unter seine Würde herunter zu schelten. Aber fast ist uns das noch erträglicher, als wenn eben dieser Fürst und seine hohen Gefährten recht würdige und edle Gesinnungen sprechen wollen, die meistens in den schaalsten Gemeinörtern und abgeschmackten Ziererеyen bestehen.

Eraſt und Lucinde, eine Operette in Einem Aufzuge. Nach dem Silvain des Herrn Marmontel. Neue durch Herrn Eſchenburg veränderte Auflage. Die Muſik iſt von Herrn Gretry. Münſter, bey Perrenon. 1777. 3 Bogen in 8.

Ein schmutziger und fehlerhafter Abdruck; aber weder eine neue Auflage, denn dies Stück ist, so viel wir wissen, noch nie gedruckt, vielleicht auch nie zum Druck bestimmt gewesen, noch durch Hrn. Eschenburg verändert, der, wie uns zuverläßig bekannt ist, von diesem Abdrucke nichts vorher gewußt, und an dessen Veranstaltung nicht den geringsten Antheil hat. Der Inhalt des Silvain, ist, wie bekannt, aus dem Gesner genommen; daher sind hier den Personen die Na-

Namen des Originals wieder gegeben; und überhaupt ist Marmontels Operette hier nicht wörtlich übersetzt, sondern frey nachgeahmt. Bey den eingestreueten Arien und Duetten muß man den unvermeidlichen Zwang nicht vergessen, den die Beybehaltung der schönen Musik von Gretry dem Dichter auferlegte, und der doch nicht einmal überall merklich ist.

Dz.

Amalie, unglücklich durch ihre Stiefmutter. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Frankf. 1777. 5 Bogen. 8.

Der Verf. hat vermuthlich Götz von Berlichingen oder den Hofmeister des Abends gelesen, worauf ihm des Nachts mancherley wunderliche Begebenheiten geträumet, die er Tags darauf in gegenwärtigem Trauerspiele weiter ausgeführet hat. Wenigstens war dem Recens. nach Durchlesung des Stücks zu Muthe, als wenn er aus einem unruhigen schweren Traume erwachte. Eine rechte Scene des Genies hat vermuthlich die seyn sollen, da zween Meuchelmörder einem Boten in dem Garten der Baronesse einen Brief abnehmen, und ihn darauf in einen Sumpf (wenn es noch ein Teich wäre) werfen, welches freylich nicht fehlen kann, alle Zuschauer in dem höchsten Grade zu erschüttern. Die Sprache des gemeinen Lebens mit den Elisionen und Weglassen mancher Wörter hat der Verfasser nachzuahmen nicht vergessen: denn das ist ja was am leichtesten ist nachzuahmen.

Pz.

Beytrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Vom Januar bis Junius 1775. Erstes Stück. Vom Julius bis December 1775. Zweytes und drittes Stück. Berlin, bey Birnstiel, 1776. 8.

Die Geschichte des deutschen Theaters braucht allerdings, wenn sie dereinst vollständig beschrieben werden soll, einzelne Beyträge und Materialien, wie jede andere Geschichte; und die Sammlung derselben, auch ohne strenge Auswahl, kann dienlich seyn, weil diese Auswahl eigentlich erst dem Ge-

schichtserzähler selbst überlassen bleibt. Aber schon mehr als einmal gemachte, von andern zum Theil abgeschriebene Beyträge sind überflüßig und zweckwidrig; und von der Art sind die hier angezeigten. Ohne Plan und Ordnung wird alles wild und bunt durch einander geworfen, wichtige und unwichtige Nachrichten, und die Zahl der letztern ist doch bey weiten die größeste. Bald ist man in Wien, sogleich wieder in Hamburg, dann in Münster, dann in Berlin, dann in Leipzig, dann in Riga, wie es dem Herrn Beyträger beliebt. Offenbar war es ihm nur um Vollschreibung der Bogen zu thun; und in dieser Absicht raffte er alles zusammen, was ihm in Wurf kam. Wenig Mühe, und noch weniger Verdienst!

Allgemeine Bibliothek für Schauspieler und Schauspielliebhaber. Des ersten Bandes drittes Stück. Frankf. 1776. 8.

Was wir bey der Anzeige der ersten beyden Stücke dieser Bibliothek gesagt haben, gilt auch von dem gegenwärtigen. Die guten Aufsätze, die darin vorkommen, erwerben dem Herausgeber weiter kein Verdienst, weil sie schon gedruckt sind. Dahin rechnen wir diesmal den aus dem deutschen Museum entlehnten Brief über Garrick. Der Leser möchten indeß wohl nicht viele seyn, die eher diese Sammlung, als das Museum, in die Hände bekämen; wir sehen daher nicht ein, warum man Aufsätze aus bekannten und beliebten Schriften in eine neue bringt, die doch am Ende wohl niemals weder sehr bekannt noch beliebt werden möchte.

Mo.

Schlesische Blumenlese. Erste Sammlung. 10 Bog. 8. Zweyte Sammlung. 17 Bogen. Breslau, 1777. bey Gutsch.

Diese Sammlung ist vor einigen Jahren unter dem Titel: Schlesische Anthologie, herausgegeben von K. F. Lentner, erschienen, und in dieser Bibliothek XXII B. 2 St. und XXXII B. 2 Stück beurtheilt worden. Sie ist nicht so gut aufgenommen, wie sie es, nach der Meinung des Vorredners dieser neuen Ausgabe, verdient hätte, und erscheint

scheint nun unter einem neuen Namen, unter welchem sie, wie der Verleger hofft, ihr Glück besser machen wird. Der Name möchte wohl nichts zur Sache thun, es kömmt auf den innern Gehalt an. Die Gedichte in dieser Sammlung sind, nach dem Geständnisse in der Vorrede, keine Meisterstücke, also mußten sie sich wohl unter der Menge verlieren, woraus sich nicht leicht etwas hervordrängt, was nicht vortrefflich oder wundersam neumodisch ist. Ein Vorurtheil gegen die Schlesier kann ihnen nicht geschadet haben. Ein solches findet nur etwa gegen ein Land statt, wo Aberglaube und Unwissenheit herrscht, welches bey Schlesien gar nicht der Fall ist. Darum sehen wir auch nicht ein, warum es unschicklich sey, die Arbeiten eines Schlesiers eben so strenge zu beurtheilen, wie die Arbeiten eines Sachsen oder Brandenburgers. Stehen den Schlesiern nicht eben die Quellen offen, wie diesen? So wie es ungerecht ist, einen schlesischen Dichter wegen seines Vaterlandes zurück zu stoßen, so ist es auch zu viel gefodert, wenn dieser wegen seines Vaterlandes eine besondere Nachsicht verlangt.

Bey dieser neuen Auflage sind eine Anzahl kleiner Gesänge, zwo liebenswürdigen Schwestern gewidmet, von dem nunmehr verstorbenen Herausgeber der ersten Ausgabe, und das Abentheuer der zwo Schwestern Gertrauts und Engelbrechts hinzugekommen. Die ersten enthalten zu wenig Auszeichnendes. Dem Inhalte nach gefiel Recensenten am besten, aber in Absicht auf die Versification am wenigsten, folgendes an Elisen:

Alle Musen sieht ich Armer an,
Mich ein Lied zu Deinem Preis zu lehren;
Dir gesungen hätt' ich itzo dann:
Aber keine Muse wollte hören.
Alle weigerten, o Grausamkeit!
Deine tausend Reize zu erzählen —
Sollte, sollt' Elise, wohl der Neid
Deine Schwestern quälen.

Das Abentheuer ist in dem Tone alter Mährchen nicht übel erzählt.

Die Sammlung dieser Schlesischen Gedichte ist vielleicht nicht für die höchste Klasse von Lesern; aber wird doch ohne Zweifel für die nächstfolgende Klasse unterhaltend und lehrreich seyn. Manches Stück hat der Recensent mit Vergnügen gelesen,

leſen, beſonders S. 57 ff. eines Ungenannten, die der Herausgeber mit Recht rühmt, ob ſie gleich der Verf. unter die ſchlechteſten von ſeiner Arbeit zählt. Von ihm möchten wir mehreres leſen. Die hier bekannt gemachten Gedichte ſind Hochzeitlieder, die aber unter die vorzüglichſten ihrer Art gehören, und ſehr viel eigenthümliches haben, wiewohl in ſie einzelnen Stellen noch der Feile bedürfen. Auch die ſo genannten Volkslieder im zweyten Theile haben doch dem Recenſenten überhaupt gefallen, wenn ſie gleich zum Theil nicht ihrer Beſtimmung entſprechen. Es muß auch noch daran gebeſſert werden. Der Gedanke in der letzten Strophe des Gedichts, der Zufriedene, iſt fehlerhaft. Wenn es in dem zum Nationalgeſange vorgeſchlagenen Gedichte, die deutſche Redlichkeit, das es aber wohl nicht werden möchte, heißt:

Und weh dir Feiger! der es kann,
Dich ſchändet Galliſch Blut,

ſo iſt eine ſolche Schmähung auf ein ganzes Volk ungeſittet, und dem Geringern unter uns unverſtändlich, als der nicht, wie der Londner Pöbel, ein French Dog unter ſeinen Schimpfwörtern hat. Es ſchadet der Sammlung, daß zu viel Gedichte von mittlerer Güte darinn aufgenommen ſind. Recht gut iſt es, daß junge Leute poetiſche Verſuche machen; aber es iſt nicht nöthig, daß dieſe gedruckt werden, und es hilft auch nichts, weil man nicht Zeit hat, Uebungsſtücke zu corrigiren. Unter gewiſſen Umſtänden können Gedichte viel Lob verdienen, die ſich deswegen noch nicht öffentlich zeigen dürfen.

In der Vorrede werden noch einige Lebensumſtände des ehemaligen Herausgebers, Lentners, angeführt. Seine Verbindung mit Klotz, und der Antheil, den er an den Halliſchen Zeitungen genommen hatte, zogen ihm in ſeinem Vaterlande Verdruß zu, bis er endlich nach vielem überwundenen Kummer und Sorge, in dem Arbeitshauſe zu Brieg Brod und Tod fand. Der Leſer erſchrecke nicht, wie es dem Rec. gieng. Der gute junge Mann iſt als Arzt für dieſes Arbeitshaus im 30ſten Jahre ſeines Alters 1776 geſtorben.

Aus dem zweyten Theile wollen wir noch ein kleines Gedicht, das uns wieder in die Augen fällt, anführen. Es iſt ein Billet an einen Freund.

Voll iſt die Welt, voll Liſt.
Trau keinem, der dich küßt!

Die

Die schönsten Thaten sind
Lauter lauter Wind,
Und wer Thaten heischt,
Wird gewiß getäuscht.

Jüngst spendeten nach einem Götterschmaus
Die Musen ihre Gaben aus;
Gretchen, riefen sie, wer kann!
Das hört' auch ich und Cleon an;
Wir lesen wir! doch er,
Mein guter Freund war hurtiger,
Nahm alle Phantasie,
Nahm alle Melodie,
Nahm alles hin für sich allein.
Das laß mir Freundschaft seyn.

Unsere jungen poetischen Leser können hierauf eine Antwort versuchen. Eine Antwort des Freundes, die auch recht artig ist, folgt auf dieses Billet. Wir möchten die beyden Freunde ermuntern, ihre Talente weiter auszubilden.

Pz.

Schreiben des Herrn von Voltaire an die Akademie Françoise über den Englischen Schauspieldichter Shakespear. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen und einer Vorrede von der Nothwendigkeit einer Theatercensur in Hamburg, begleitet von Albrecht Wittenberg, Lt. Hamburg, bey Harmsen. 1777. 5½ Bogen in Octav.

Gewöhnlich entsteht die Vorrede um des Buchs willen; hier scheint fast der Fall umgekehrt, und das Buch um der Vorrede willen entstanden zu seyn. Schon seit geraumer Zeit geht der durch mancherley Gerüchte bekannte Uebersetzer dieser Schrift darauf aus, der Hamburgischen Theaterdirektion, gegen die er einen persönlichen Widerwillen gefaßt haben muß, überall, wo er nur kann, eins anzuhängen, und braucht besonders sein altonaisches Reichspost horn dazu, seine Anzüglichkeiten in die Welt hinein zu blasen. Wer den Mann nur einigermaaßen kennt, der weiß, wie wetterwendisch seine Freund-

ſchaft, wie ſeicht ſein Kopf, und wie hämiſch ſeine Denkungsart iſt. Gegenwärtig hat er ſich zu dem großen Widerſacher der Bühne, **Johann Melchior Götze**, geſchlagen, der vor einigen Jahren eine Theaterſtürmerey in Hamburg mit eben ſo verunglücktem Erfolge verſuchte, wie der hier von ſeinem Conſorten gegebene Vorſchlag bisher noch gehabt hat. Vermuthlich ließ ſich dieſer ſchon von der Ehre träumen, Stifter einer Theatercenſur zu werden, und von der Schadenfreude, die er und ſein theologiſcher Buſenfreund darüber haben würden, wenn man nun eine Commiſſion über die Hamburgiſche Bühne niederſetzte, oder wohl gar ſie ſelbſt, wie ſie ſich den Wunſch nicht undeutlich merken laſſen, zu Mitgliedern dieſer Commiſſion ernennte, von deren Richterſpruche es nun abhienge, welche Stücke man aufführen, oder nicht aufführen ſollte. Denn **Götzens** vielbefaſſender Geiſt hat eigentlich dieſen großen Plan erdacht; und **Wittenbergs** ſchlauer Kopf hat ihn nur weiter ausgeſponnen, ein Langes und Breites darüber geſchwatzt, auch ſein Geſchwätz mit gelehrten Anführungen verbrämt, wenn ihm anders nicht die aus Kirchenvätern von jenem geiſtlichen Ritter, deſſen Schildknapp er iſt, an die Hand gegeben ſind. Uebrigens iſt dieſe Vorrede gar lehrreich und erbaulich; und was kann der redliche Mann dafür, daß ſein Eifer und ſein Verdammen nun gerade lauter ſolche Stücke trifft, die dem Ackermanniſchen Theater bisher vor andern vortheilhaft und einträglich geweſen ſind? Sie müſſen hinweg vom Theater; denn es ſind in ſeinen Augen **Hurenſtücke**, voller **Hurenliebe**. Auch dieſe Kernſtücke lernte vermuthlich der Schildknapp aus dem Umgange ſeines Ritters — die **Zwillinge**, **Othello**, **Medea**, und vollends **Hamlet**, ſind in ſeinen Augen voller Verführung, voller Abſcheulichkeiten. Und nun, weil gerade dies letztere Stück damals ſo viel Aufſehen erregte, ſo viel Beyfall und Zulauf auf dem Hamburgiſchen Theater fand, weil gerade der gute **Shakeſpear** Verfaſſer dieſes Stücks war, weil man Willens war, mehr Shakeſpeariſche Schauſpiele aufzuführen; ſo hielt Hr. W. es für rathſam, den Brief **Voltairens** über dieſen Dichter an die franzöſiſche Akademie, der ihm ganz erwünſcht in Wurf kam, zu überſetzen, und mit Anmerkungen nach ſeiner Art zu begleiten. Sonderbar genug, daß beyde, Verfaſſer und Ueberſetzer, von der nämlichen Leidenſchaft zu ihrer Unternehmung angetrieben wurden: jenem war der Beyfall der neuen franzöſiſchen Ueberſetzung Shakeſpear's

kespear's in Paris, und diesem der Beyfall seiner Schauspiele in Hamburg, ein Dorn im Auge; beyde machten nun ihre Sache zur Sache des Geschmacks. Oder sollte wohl Hr. W. von seinem guten Freunde auch diesen Griff gelernt haben, der seine Sache zur Sache der Religion zu machen gewohnt ist? — Doch wir verweilen uns bey dieser Scharteke schon zu lange. Nur das noch: Shakespear's zu sehr befestigter Ruhm wird weder durch Voltairens Angriff, noch durch die kahlen Anmerkungen seines Uebersetzers im geringsten erschüttert werden. Daß doch solch ein Würmchen, wie der letztere, an dem ehernen Monument dieses großen Dichters, seinen Zahn vollends stumpf genagt hätte.

Mo.

Kuckuk, an meinen lieben Müller in Mannheim. Dahier 1777. 52 Seiten in 8.

Das abgeschmackteste Geschwätz im Reiche der Todten, das wir je gelesen haben, zwischen Charon, einem Helden, einigen Fakirs, einem Recensenten, und einigen weiblichen Schatten und andern, die endlich vor dem Minos ihr Urtheil empfahen. Die vermuthlichen Anspielungen sind so schrecklich fein, daß wir sie gar nicht sehen können; nur ein Paar haben wir sehr von Ferne rathen können. Den armen Recensenten läßt der Verfasser vor dem Minos, uns und andern zum Beyspiel, ein schweres Verhör ausstehn, und uns wundert nichts mehr, als daß er ihn nicht ganz ausdrücklich zur ewigen Verdammniß abführen läßt; doch sieht man auch nicht ganz deutlich, was sein Schicksal sey. Was der Titel Kuckuk sagen soll, wissen wir nicht; aber was hat endlich ein Buch mit seinem Titel gemein?

Qu.

Freundschaften. Leipzig, 1775. bey Weygand, 17ter Band in 8.

Es wird in dieser Schrift zwar oft von Freundschaft geredet; aber eigentlich enthält sie mancherley moralische, auch einige empfindsame Betrachtungen. Nur einige zu nennen: das Genie der Erfinder; über die Hoheit der Vernunft;

Aussicht über die Natur; über die Erhöhung der Seele; Theorie der Freundschaft; vom Einsamen; über die Lektüre; vom Ennui; von der Arbeit, u. s. w. Das Buch hat etwas ähnliches mit Wielands Sympathien, sowohl nach dem Inhalte als der Ausführung, daher der V. auch wohl auf den Titel, Freundschaften, gefallen seyn mag. Man kann es als ein moralisches Erbauungsbuch ansehen, das nicht ohne Nutzen seyn mag, wenn es auch nichts neues, weder in den Sachen, noch in dem Vortrage enthält. Der V. zeigt ganz gute Einsichten und Gesinnungen, die er in einer ganz gefallenden Einkleidung vorträgt, ob wir gleich an seinem Berufe zum moralischen Schriftsteller zweifeln möchten, da wir diesen niemanden zugestehen möchten, als dem, der neue tiefer gehende Blicke in die menschliche Natur und die Beschaffenheit des menschlichen Lebens gethan hat. Die ersten Stücke sind empfindsamen Inhalts, etwas sehr hochfliegend. Ein übertrieben empfindsamer Zug ist folgender. Der V. versetzt sich in die Pyrenäischen Gebirge, sieht da einen Hirten, der ein zerrissenes Lamm findet, sieht ihn, wie er seinen Kopf an den Stab gelehnt mit wehmuthsvollem Gefühl darauf herabblickt, u. s. w. Das grüne noch schlafende Echo, gleich Anfangs, ist sehr unverständlich. S. 73. sagt der V. ganz richtig, daß Gutes und Böses unter den Menschen sehr gleich vertheilt sey. Allein eine Kaufmännische Bilance läßt sich doch nicht ziehen. Er sagt: Man berechne bey dem

Reichen

Güter,	5.	Gefahr,	10.
Genuß,	5.	Ekel,	7.
Pracht,	1.	Neid,	3.
Verlangen,	½.	Furcht,	1½.
	9½.		21½.

Dürftigen

Mangel,	½.	Fühllosigkeit.	
Kummer,	1.	Hoffnung,	11½.
Verachtung,	3.		
Elend,	5.	Freyheit,	10.
	9½.		21½.

Der Gedanke S. 80, Luther und Mahomed waren keine außerordentlichen Genies. Der erste war ein frommer Priester, der

der andere ein entschlossener Betrüger," ist wohl höchst ungereimt. Wenn Luther nur ein frommer Priester war, so hätte er immerhin sein Ave Maria geberet, und den Pabst Pabst seyn lassen. So auch S. 82. „Niemals haben die Philosophen Religionssecten gemacht. Sie waren allezeit ohne Enthusiasmus." Wieder sehr ungereimt, denn es ist wider die historische Wahrheit — wir wollen nur eins sagen: sie haben doch philosophische Secten gemacht, und sich genug angefeindet. Den Staat haben sie nur nicht Gelegenheit gehabt, in ihr Interesse zu ziehen. — Die Chineser rühmt der V. S. 100. und 208 ff. zu sehr. Er sieht sie als das klügste, erfindsamste Volk an, sie, die immer auf derselben Stuffe stehen bleiben, die die europäischen Wissenschaften und Künste nicht haben begreifen können. Er rühmt ihre natürliche Anlage zur Freundschaft, und führt zum Beweise ihre kostbaren und gepränge reichen Gastgebote an, die eben das Gegentheil beweisen. Ueberhaupt was er von den Fähigkeiten der Nationalcharaktere zur Freundschaft sagt, bedarf einiger Berichtigungen — Daß Aristoteles einen Roman in der Naturgeschichte gemacht habe, wusten wir nicht — Er meynt, S. 165. daß Kinder sich niemals ennuyiren. Der Verf. muß wohl nicht viel lebhafte Kinder beobachtet haben, — Durch das Studiren soll der Körper merklich gestärkt werden, S. 207. Dieses möchte wohl sich nicht behaupten lassen, wenigstens wahrhaftig nicht uneingeschränkt.

Pz.

Abraham und Isaak. Ein religiöses Drama, von Joh. Casp. Lavater. Winterthur, bey Steiner und Compagnie. 1776. 9½ Bogen in gr. 8.

Die Fragen, deren Hr. L. zu Anfange der Vorrede erwähnet, und die er mit Fleiß nicht beantwortet, über die Schicklichkeit, eine biblische Geschichte zu dramatisiren, über die Verschiedenheit unsrer und der patriarchalischen Sitten, über die Fähigkeit solch eines Stücks zur Vorstellung, u. s. f. alle diese Fragen sind freylich unnütz und zwecklos, wenn es blos die Absicht eines Dichters ist, einer rührenden biblischen Geschichte diejenige Form zu geben, in welcher sie die vortheilhafteste Darstellung verträgt, und den tiefsten, lebhaftesten Eindruck auf den Leser machen kann. Sobald man ein Werk, wie

wie das gegenwärtige, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet: ſo fallen jene müßige Fragen alle von ſelbſt weg; um ſo mehr, da wir ſchon zu dramatiſchen Stücken dieſer Art, vornemlich durch Hrn. Klopſtock, gewöhnt ſind, und ihre Wirkung ſchon kennen. Alles kömmt hier folglich nur auf die Art der Ausführung und der Behandlung an. Von einem Manne ſo feurigen Gefühls, ſo reicher Einbildungskraft, wie Hr. Lavater iſt, konnte man hieraus im voraus ſchon viel gutes erwarten; und, nach unſerer Empfindung, täuſcht ſein Drama dieſe Erwartung nicht ganz. Ziemlich hat er ſich in die Patriarchenwelt zu verſetzen, ihren Ideenkreis zu befaſſen, ihre Sitten zu ſchildern, ihre Sprache zu treffen gewußt. Oft ſcheint uns freylich der Aufwand der Worte gar zu freygebig, und ſehr oft Gedanke und Wendung einförmig geworden zu ſeyn; auch iſt der Verf in Selbſtgeſprächen und pathetiſchen Tiraden, die aber eigentlich in die Patriarchenwelt nicht gehören, glücklicher, als in der Sprache des raſchen, fortellenden Dialogs. Manche einzelne, zur Handlung nichts beytragende Scene, beſonders die zwiſchen Abrahams Knechten, S. 61. 62. wären vielleicht beſſer weggeblieben. Verſchiedene Situationen ſind überaus glücklich angelegt und benutzt worden; wir rechnen vorzüglich Abrahams Betragen gegen Iſaak und Sarah, nachdem er den göttlichen Befehl erhalten, und ſein nachmaliges auf dem Opferberge, dahin. Von der bibliſchen Geſchichte und den darinn angedeuteten Charakteren der hier handelnden Perſonen, iſt Hr. L. weit weniger abgewichen, als der Verf. des muſikaliſchen Stücks, Abraham auf Moria, ſo verächtlich dieſer auch — wenn wir anders den Druckfehler in ſeiner Vorrede, wo Lamberſchen ſtatt Lavaterſchen zu ſtehen ſcheint, richtig verbeſſern — von dieſem Drama ſpricht, woraus er doch ſehr viel zu ſeiner Belehrung nehmen können, und vielleicht auch im Stillen, wie es uns vorkömmt, eins und das andere ſich zu Nutze gemacht hat. Einzelne kleine Züge, von kleinen Nebenumſtänden hergenommen, und doch an ihrem Orte von großer Wirkung, finden ſich hin und wieder. Dahin rechnen wir den Eindruck, den Elieſers Wetzen des Opfermeſſers auf Abraham macht; die Blumen, die Sarah mit Iſaak beym Abſchiede theilt; der Anblick des aus der Puppe hervorgehenden Schmetterlings an der Opferſtätte.

Mo.

Geſchichte

Geschichte und Tagebuch der Wiener Schaubühne, herausgegeben von J. H. F. Müller. — Wien, bey Trattnern. 1776. 9½ Bogen in 8.

Die eigentliche Absicht dieser theatralischen Geschichte geht auf die Berichtigung der in der Chronologie des deutschen Theaters ertheilten Nachrichten von der Wiener Bühne, die an mehrern Orten mangelhaft und unrichtig sind. Der Verf. gehet in dieser Erzählung auf die unförmliche Gestalt dieser Bühne zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts zurück, und setzt den Anfang des eigentlichen deutschen Schauspiels zu Wien in das Jahr 1708. Irrig ist es indeß, wenn er die Einführung des Hanswurst-Charakters dem Stranitzky, ums Jahr 1718. zuschreibt. Dieser Charakter und seine Benennung sind weit älter; man sieht das unter andern auch aus dem Titel der Schrift: Wider Hans Worst, welche Dr. Luther im J. 1541. wider den Herzog Heinrich von Braunschweig drucken ließ. Uebrigens ist diese Theatergeschichte, in Betracht der frühern Jahre, sehr summarisch; auf der dritten Seite erzählt der Verf. noch vom J. 1708, und auf der achten ist er schon beym Jahr 1764. Von den neuern Anstalten und Veränderungen redet er desto umständlicher, und liefert dazu einige authentische Beylagen, woraus sie noch mehr Erläuterung erhält. Man weiß, wie viel Schwierigkeiten die Verdrängung der extemporirten, und die Einführung regelmäßiger Schauspiele in Wien fand, und wie rege die Kabale wider die letztern war. Auf diese Geschichte folgt ein Verzeichniß der seit 1773. neuen und zum erstenmal hier aufgeführten Stücke; dann eine Liste von den Mitgliedern der deutschen Schaubühne daselbst, der Oper, des Ballets, des Orchesters, der Officianten, Pensionairs, Professionisten und Arbeitsleute, der Besoldungen, der Tage, an welchen die Schaubühnen verschlossen bleiben, und endlich ein Tagebuch von den auf dem Burgtheater, und den am Kärntnerthor im J. 1775. aufgeführten Stücken. Der Betrag der sämmtlichen Besoldungen ist 118530 Fl. 20 Kr.

Taschenbuch des Wiener Theaters. Erstes Jahr. Wien, bey Trattnern, 1777. in 8.

Die ganze Anlage dieſes Taſchenbuchs ſcheint nach dem Plan des Gothaiſchen Theaterkalenders gemacht zu ſeyn, nur daß ſich jenes bloß auf die Schaubühne zu Wien einſchränkt. Den Anfang machen auch hier vermiſchte, und wenig erhebliche Gedichte von Schauſpielern und auf dieſelben; dann folgt ein nicht ſehr gründlicher Aufſatz über den Ausdruck des Schauſpielers, worinn auch unter andern einer von den Litteraturbriefen beſtritten wird. Hernach eine Geſchichte der Schaubühne, die vornemlich die Veränderungen des vorigen Jahres betrifft; ferner ein raiſonnirendes Verzeichniß der in dem nemlichen Jahre neu aufgeführten Stücke; eine Liſte neuer Auflagen; eine Nachricht von den itztlebenden Wieneriſchen Theaterdichtern und ihren Schauſpielen; ein Perſonenregiſter des Nationaltheaters; vorgefallene Aenderungen in Vertheilung der Rollen; ein alphabetiſches Verzeichniß aller Vorſtellungen im J. 1776; von den Schauſpielen in der Vorſtadt, und zuletzt vermiſchte Nachrichten.

Dz.

Litteratur der Poeſie, von Chr. Heinr. Schmid, Prof. zu Gießen. Erſter Theil. Leipz. bey Weygand. 1775. 335 S. in 8.

Was der Verf. längſt verſprach, ſeine Theorie der Poeſie, die im eilften Bande dieſer Bibliothek ausführlich beurtheilt iſt, ganz umzuarbeiten, und ihr die durchgehends höchſtnöthigen Verbeſſerungen zu geben, mit deſſen Erfüllung; macht er hier den Anfang. Umgearbeitet iſt dies Buch auch wirklich; verbeſſert, wenn man will, ebenfals; aber nur verhältnißmäßig gegen das ältere Werk; und wir thun dem Verf. gewiß nicht zu viel, wenn wir behaupten, dieß neuere ſey noch in eben dem Grade der Verbeſſerung fähig, wie es das ältere war. Dieſen Erfolg ſeiner Umarbeitung fürchteten wir freylich ſchon im voraus; oder der Verf. müßte vorher ſich ſelbſt, und ſeine ganze Manier zu compiliren und zu beurtheilen, ſeinen ganzen ſchriftſtelleriſchen Charakter und Vortrag umgearbeitet und umgeſchaffen haben. Der dazu nöthigen Selbſtverleugnung, Geduld und Enthaltſamkeit haben wir indeß Hrn. S. nie für fähig halten können; und er beſtätigt unſer Mißtrauen nur zu ſehr durch dieſe ſeine Litteratur der Poeſie.

Gleich

Gleich in der Vorerinnerung verräth er selbst durch den Versuch, Geschichte der Dichtkunst, Charakteristik der vorzüglichsten Dichter, und Litteratur der Poesie von einander zu unterscheiden, und jeder ihre Gränzen zu bestimmen, daß er weder von diesem Unterschiede, noch von diesen Gränzen richtige und bestimmte Begriffe hat. Man darf, meint er, von der Litteratur der Poesie keine Erörterung von Alterthümern fodern; diese scheint ihm bloß für die Geschichte der Dichtkunst zu gehören. Aber ohne jene Erörterung, sofern sie litterarisch ist, muß ja die poetische Litteratur ohne Zweifel mangelhaft werden; und wirklich gehört es auch unter die unzähligen Mängel des gegenwärtigen Buchs, daß der Verf. auf die ältern kritischen und poetischen Werke, vornemlich seiner eigenen Nation, wenig oder gar keine Rücksicht genommen hat, und das Wenige, was er davon beyläufig berührt, verräth es zur Gnüge, daß er in Kenntnissen dieser Art gar sehr ein Fremdling ist, und daß er seine Gränzen nach dem Maasse seiner eigenen Litteratur, abgesteckt hat; wiewohl man ihm, in Betracht seiner Unkunde, für dies Stillschweigen vielmehr Dank wissen muß. Aber unvollständiger ist doch sein Werk immer dadurch geworden. — Keine pragmatischen Raisonnemens, keine entscheidende Kritik, meint er ferner, dürfe man von eine Litteratur der Poesie erwarten? Daß er doch dieser Meinung während der Ausarbeitung seines Buchs treu geblieben wäre: so würden ihm nicht so manche seynsollende pragmatische Raisonnemens und entscheidende Kritiken verunglückt seyn.

Wir kommen nun auf einzelne Theile und Stellen dieses Buchs; aber hier muthe man es uns ja nicht zu, alle Unrichtigkeiten, Lücken und Mängel aufzusuchen und zu rügen. Dieser Arbeit würde kaum ein Ende seyn, und der Recensent gesteht, daß ihm die gar zu häufige Entdeckung solcher Unvollkommenheiten, gleich bey der ersten Durchsicht dieser Schrift, so lange von ihrer Beurtheilung abgeschreckt hat, und eine der vornehmsten Ursachen an der Verspätung dieser Beurtheilung geworden ist. Eins und das andere mag und wird also genug seyn, um die Verfahrungsart des Verf. kennen zu lernen.

S. 8 hätten bey der Nachricht von dem unterbliebenen Vorhaben des Cesarotti, eine allgemeine Geschichte der Poesie zu schreiben, die ähnlichen, aber gleichfals unausgeführten Unternehmungen des Abts Conti und des Molino nicht ganz verschwiegen werden müssen. Auch war Cesarotti wohl

schwer-

ſchwerlich, wie Hr. S. glaubt, mit allem, was vor ihm geleiſtet worden war, und noch weniger mit den poetiſchen Werken aller Völker, hinlänglich bekannt.

S. 9. Wer Baillet's Werk nicht ſonſt ſchon als eine Compilation fremder Urtheile kennt, wird ſchwerlich ſich aus dem, was der Verf. darüber ſagt, einen rechten Begriff davon machen. Faſt ſollte man glauben, Hr. S. habe den Titel dieſes Werks nicht recht verſtanden, und geglaubt, B. habe dadurch den Gelehrten ſeine Urtheile in den Mund legen wollen.

Was eben daſelbſt unter der Rubrik, Regiſter, angeführt wird, iſt höchſt mangelhaft und unzureichend. Philips's Kompilation iſt, als allgemeines Dichterverzeichniß, ſehr unvollſtändig, und blos zur Geſchichte der Engliſchen Poeſie als Nomenklatur, einigermaaßen brauchbar. Stockhauſens Bibliothek hätte hier vollends gar nicht in Betrachtung kommen müſſen.

Von Müllers Einleitung zur Kenntniß der lateiniſchen Schriftſteller, einem wirklich nützlichen Buche, iſt S. 16. zu wenig geſagt, und der Verf. ſcheint die eigentliche Abſicht und Einrichtung deſſelben nicht gekannt zu haben.

S. 18. Bey dem Werke des Creſcembeni wäre doch wohl vornehmlich der Mangel an gehöriger Ordnung und Digeſtion, welcher nicht einmal durch ein allgemeines Regiſter erſetzt wird, und den Gebrauch zum Nachſchlagen ſo äußerſt beſchwerlich macht, auch die Trockenheit und Unzulänglichkeit der meiſten biographiſchen Nachrichten, zu bemerken geweſen — Auch hätte der Verf. die im erſten und zweyten Theile der Bibliotheque Italique befindliche Abhandlung des Maffei über die Geſchichte und das Genie der beſten Italiäniſchen Dichter, welche durch die umſtändlichen Anmerkungen des franzöſiſchen Ueberſetzers beträchtliche Zuſätze erhalten hat, nicht übergehen ſollen.

S. 22. Daß Creſcembeni's Leben der Arkader angenehm geſchrieben ſind, kann nur einer ſagen, den ihre eigne Leſung nicht ermüdet hat.

S. 28. wird von der deutſchen Ueberſetzung der Briteſchen Biographie viel zu gelinde geſagt, daß ihre Herausgeber, die Herren Baumgarten und Semler, nicht immer die beſten Ueberſetzer gewählt zu haben ſcheinen. Wir kennen nichts abſcheulichers, als dieſe Ueberſetzung; ſie iſt

noch

noch weit ärger in ihrer Art, als der gleichfalls verhunzte deutsche Niceron.

S. 36. Freylich fehlt es uns noch an einer Geschichte der deutschen Dichtkunst; aber an Materialien dazu sind wir doch schon weit reicher, als es nach den hier gemachten dürftigen Anführungen scheinen würde. Doch wir haben schon oben angemerkt, daß dies Gebiete dem Verf. ziemlich fremd zu seyn scheint. Daher auch auf der folgenden Seite sein seichtes und ohne Einschränkung tadelndes Urtheil über Morhofs Unterricht, ein in mancher Absicht gar nicht verwerfliches Buch, woraus der Verf. gewiß noch mancherley Literatur der Poesie, die ihm mangelt, hätte lernen können.

S. 42. ff. Die umständliche, und doch mangelhafte Geschichte der Journale gehört unter die unnützen Auswüchse, deren dies Buch so viel hat. Eine zweckmäßige Notiz derselben, in so weit sie zur poetischen Literatur gehört, hätte ganz anders ausfallen müssen — Von spanischen Journalen hätte der Verf. wohl mehrere hieher gehörige anführen können, wenn ihn hier seine fast einzigen Wegweiser in der spanischen Literatur, Velazquez und Diez, nicht verlassen hätten.

Bey der Umarbeitung dieses Buchs hofften wir vornehmlich auch jene unförmliche Disproportion gehoben zu sehen, welche schon die Theorie verunstaltete, und aus den zu weitläuftigen Auszügen des vollständigen Inhalts mancher Schriften bestand, wenn andre dagegen, oft in ihrer Art weit wichtigere, nur obenhin erwähnt waren. Aber auch hier ists noch eben so. Von der Zürcher Sammlung geistvoller Schriften, den kritischen Briefen u. a. m. werden völlige Register geliefert. Dem Verf. mag wohl dergleichen Zusammenschreiberey weniger verdrießlich gewesen seyn, als sie dem Leser werden muß. Eben dahin rechnen wir auch seine weitläuftige Auslassung über die deutschen Musenalmanache und ihre Entstehung, S. 82. ff. die kesser in der Vorrede irgend eines solchen Almanachs, als hier, in der Literatur der Poesie, ihre Stelle gefunden hätte. Uebrigens ist Hr. S. nun doch seiner langen Ziererey, sich nicht zum Herausgeber des Leipziger Almanachs zu bekennen, endlich einmal müde geworden.

S. 94. Duff handelt in seinen *Critical Observations* etc. von mehrern, als den drey hier genannten Dichtern; auch vom Spenser, Milton, Ariost und Tasso; und seine Vorrede widerspricht dem Wahne des Verf. daß D. nur

den Homer, Shackespear und Ossian für Originalgenies erkenne.

S. 136. Bey Hrn. Resewitzens Abhandlung über das Genie, in der Berl. Samml. verm. Schriften, hätte bemerkt werden sollen, daß sie unvollendet ist.

S. 195. Opitzens Prosodie ist nicht blos um seines Namens willen, wie der Verf. sagt, sondern auch um ihres wirklichen Verdienstes willen, in Rücksicht auf das damalige Zeitalter merkwürdig, worin seine Theorie eben so sehr, als seine Ausübung, Epoche machen.

S. 196. Auch die Schrift des Vossius über den Rythmus ist nicht blos ihrer Seltenheit wegen merkwürdig. Was hier davon gesagt wird, ist ohne Sinn und Verstand; wir wissen nicht, ob aus Uebereilung des Verfassers, oder des Setzers. Vom Morhof wird hier wieder zu hart geurtheilt. Das Geschwätz dieses vielwissenden Mannes, wie der Verf. es nennt, ist uns lieber als das vermeynte Raisonnement eines wenigwissenden Kompilators — Auch der Gottschedischen Dichtkunst, die bey allen ihren großen Mängeln doch in Ansehung des historischen Theils noch brauchbar ist, hätte der V. mehr Gerechtigkeit sollen wiederfahren lassen. Aber freylich ists leichter, dem allgemeinen Tadel eines Buchs beyzustimmen, als mit ruhiger Gerechtigkeitsliebe den Grund und die Gränzen dieses Tadels zu untersuchen. Daher finden wir auch S. 203, eine ganze Reihe von Büchern mit dem allgemeinen Namen elender Poetiken gebrandmarkt, wovon einige es wenigstens lange nicht so sehr, als andre sind, und von denen der Verf. sich oft nicht einmal die Mühe gab, ihre rechten Titel hinzusetzen.

S. 210. Aeußerst unzulänglich ist das, was über den Homerischen Ausleger Eustathius gesagt wird, der doch gewiß mehr, als manche andre bis zum Ekel weitläuftig von dem Verf. beschriebne Bücher, eine nähere Charakterisirung verdient hätte. Von der ältern römischen Ausgabe dieses Commentars wird kein Wort erwähnt; eben so wenig von dem Antheil des Salvini an der Ausgabe des Politi.

S. 211. Von ältern italienischen Uebersetzungen des Homer hätte noch die prosaische des Malipiero, und die poetische von Bulazzini, in Ottava Rima, erwähnt werden können, obgleich beyde von keinem sonderlichen Werthe sind.

Auch die ältern deutschen Uebersetzungen dieses Dichters sind S. 213. gar zu unvollständig angeführt.

Die

Die Urtheile und Nachrichten über den Charakter der griechischen und römischen Heldendichter sind hier überhaupt von geringem Werthe; und der Verf. verräth es zu oft und zu sehr, wie wenig und obenhin er mit diesen Dichtern selbst bekannt ist. Da, wo er ohne diese Bekanntschaft, und ohne große Schwierigkeit den Inhalt der Gedichte näher beschreiben, und ausziehen konnte, da that ers; und da, wo ihn Hülfsmittel dieser Art verließen, übergieng er manches, was man hier erwartet, mit Stillschweigen. Und doch getrauen wir uns zu behaupten, daß der Verf. hier etwas weit bessres, vollständigers, und verhältnißmäßigeres hätte liefern können, wenn er auch nur zum Nachsuchen und Abschreiben mehr Geduld, Wahl und Sorgfalt angewandt hätte.

S. 264. wird von der deutschen Uebersetzung des Arioft aus dem vorigen Jahrhundert kein Wort erwähnt.

S. 265. Falengo, mit seiner ganzen neu erfundenen Gattung, ist der Gesellschaft der übrigen epischen Dichter der Italiener sehr unwürdig — Dagegen wird S 285. von dem vortrefflichen Gedichte des Passeroni, *Il Cicerone*, einem der witzigsten Produkte dieser Art, viel zu wenig gesagt. Die neueste Ausgabe besteht, wenn wir nicht irren, aus vier Bänden.

S. 316. hätte, nicht blos der Notiz, sondern auch ihres innern Verdienstes wegen, von Bergs Uebersetzung des verlornen Paradieses, in reimlose Jamben, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts herauskam, nicht ganz sollen übergangen werden.

Unter den hier angeführten kleinern englischen Gedichten, giebt es übrigens verschiedene, die nicht anders, als sehr uneigentlich, zu der epischen Gattung gerechnet werden können. Und mitten in dem Capitel von dieser Gattung wird dieser erste Band geschlossen, dessen Fortsetzung bald nachfolgen soll.

Außer den vielen Fehlern dieses Buchs, deren Quelle mehrentheils flüchtige Kenntniß und Beurtheilung, und eben so flüchtige Ausarbeitung gewesen seyn mag, und von denen wir nur einen kleinen Theil hier angemerket haben, wimmelt der Abdruck desselben von den gröbsten Druckfehlern, besonders in den Namen der Schriftsteller, die sich oft gar nicht mehr ähnlich sehen. Es möchte wohl manchem schwer werden zu rathen, daß Ladrolat, Hurt, Grossenberg, Listor, Dust, Willamors, van Eston, Arrery, Röstbend,

ſtatt der Namen: Ladvocat, Huet, Gerſtenberg, Liſcov, Duff, Willamov, van Effen, Urry, Ruffhead, geſetzt iſt. Vielleicht gehört es auch unter die Druckfehler, daß allemal Triſtino für Triſſino ſteht. In einem Buche, worin ſo viel Nomenklatur, wie in dieſem, vorkömmt, ſind dergleichen Fehler doppelt anſtößig; wir wünſchen daher dem folgenden Bande einen beſſern Korrektor.

Uebrigens iſt nicht zu leugnen, daß der Verf. viel Mühe auf dies an ſich ſehr nützliche Unternehmen verwandt hat; auch ſeinen Fleiß verkennen wir nicht; nur wünſchten wir, daß dieſer oft zweckmäßiger geweſen, und überall von Geſchmack und Beurtheilung gehörig geleitet wäre; dann wäre dieſe Schrift unſtreitig ihrem Verf. weit rühmlicher, und dem Liebhaber der poetiſchen Literatur weit brauchbarer geworden.

Zr.

5. Bildende Künſte.

Verzeichniß der Herzoglichen Bildergallerie zu Salzthalen. Braunſchweig, 1776. 1 Alph. 1 B. in 8.

Catalogue des Tableaux de la Galerie Ducale à Salzthalen. à Brunſwic, 1776. 1 Alph. 4 B. in Octav.

Der Verfaſſer dieſes Verzeichniſſes nennt ſich am Schluſſe des Vorberichts: Chriſtian Nikolas Eberlein, Hochfürſtl. Braunſchweigiſcher Gallerieinſpektor. Er hatte nicht nöthig, von der Brauchbarkeit eines ſolchen Verzeichniſſes erſt viel zu ſagen; jeder Liebhaber der Kunſt iſt davon überzeugt; und man hat ſchon längſt eine Beſchreibung der allerdings ſehr ſchätzbaren Gemäldeſammlung gewünſcht, welche ſich auf dem Luſtſchloſſe zu Salzthalum, (dies iſt, wenn wir nicht irren, die rechte Schreibart dieſes Namens) nahe bey Braunſchweig, befinden. Die Abſicht des Herausgebers bey dieſem Verzeichniſſe war, ſeiner Erklärung nach, weder ein raiſonnirendes, noch ein ſchilderndes Verzeichniß zu liefern; und wir danken ihm ſehr, daß er beydes nicht gewollt hat; denn wie wenige Männer dieſer Art es können; davon ſind

Oeſter-

Oeſterreichs und anderer verunglückte Verſuche Beweiſes genug. Aber ein zuverläßiges Verzeichniß zu liefern, war doch wohl des Herausgebers Abſicht? wenigſtens wird es die Erwartung der Leſer ſeyn, ein ſolches zu erhalten. Hier bedauern wir nun, daß ſie ſich in dieſer Erwartung betrogen finden werden; und noch mehr, daß dies Verzeichniß nun einmal, ſo wie es da iſt, in die Welt geſchickt, und nicht einem beſſern Kunſtverſtändigen entweder zur Verfertigung, oder wenigſtens zur Ausbeſſerung, höhern Orts übertragen iſt. Denn da ſichs der Verf. einmal anmaaßte, von jedem Gemälde den Namen des Meiſters anzugeben; ſo hätte er doch billig, vollends in einem Falle, wo der Betrug ſo leicht iſt, alle mögliche Vorſicht brauchen ſollen, Originale und Kopien von einander zu unterſcheiden, jedesmal zu bemerken, ob ein Gemälde jenes oder dieſes iſt, und da, wo er nicht ganz gewiß war, ſein Urtheil lieber zurückzuhalten, oder zweifelhaft auszudrücken. Aber von dieſer gewiſſenhaften Vorſichtigkeit findet man hier keine Spur; und wer nicht ſelbſt Kenner iſt, den wird dies Verzeichniß bey Beſehung der Gallerie ſehr oft irre führen; ſo wie es den, der die Sammlung ſelbſt zu ſehen keine Gelegenheit hat, in Verwunderung, oder, wenn er kühler denkt, in Zweifel ſetzen wird, hier ganzer ſieben Gemälde von Raphael, ſechs von Rubens, u. ſ. f. anzutreffen — Da der Recenſent vor kurzem bey ſeiner Durchreiſe durch Braunſchweig Gelegenheit gehabt hat, dieſe Gemäldeſammlung in Geſellſchaft eines geſchickten und einſichtvollen Künſtlers ſelbſt in Augenſchein zu nehmen, ſo will er hier nur zur Beſtätigung ſeines Urtheils einige bey dieſer Gelegenheit gemachte Anmerkungen mittheilen.

Der Eingang der Gallerie, die auch durch ihre Bauart und Verzierung ſehr vortheilhaft in die Augen fällt, iſt ſehr ſchicklich, mit Bildniſſen verſchiedner, zum Theil großer und berühmter Maler ausgeſchmückt, die meiſtens auch von ihnen ſelbſt verfertigt ſind. Aber dieſen letzten Umſtand ſcheint der Verf. dieſes Verzeichniſſes einmal für allgemein angenommen, und jedes Bildniß eines großen Malers ihm ſelbſt zugeſchrieben zu haben. Und doch leidet das manche Ausnahme. So iſt gleich die zweyte Nummer, das Bildniß des Georg Barbarelli, insgemein Giorgione de Caſtelfranco genannt, nichts anders, als eine gute Kopie nach einem Gemälde, welches Vaſari in dem Leben des Giorgione, S. 19. (Bologn. Ausg. 1647.) anführt, und in Kupfer geſto-

chen liefert; dies ist nur der bloße Kopf — Auch N. 3. das Brustbild des Raphael Sancio (nicht, wie er hier geschrieben wird, Sanzio) ist ganz gewiß nicht von diesem großen Maler, vielleicht nicht einmal nach einem Gemälde von ihm; sondern von einer weit geringern und schwächern Hand — N. 12. Pietro Berettini von Cortona; eine Kopie, und ein schlechter Kopf, der auch nicht einmal das Bildniß dieses Künstlers ist — N. 27. Dieser schöne Kopf ist freylich wohl von Michel Angelo Amerigi oder Caravaggio; aber er scheint nicht sein Bildniß zu seyn, wie man durch die Vergleichung seiner Gesichtszüge in den Abbildungen von ihm beym d'Argensville, Bellori, Sandrart, u. a. sehen kann. — In der ersten Gallerie ist die 17te Nummer, die hier dem Andrea del Sarto zugeschrieben wird, eine schwache Kopie; so auch N. 19. die der Verf. dem Girolamo Rossi beylegt, eine Kopie nach dem Guido; vielleicht von Bessi — Wie war es möglich, N. 33. ein sehr unbedeutendes Gemälde aus der Niederländischen Schule, dem Tintoret zuzuschreiben? — N. 50. wohl nicht vom Cagliari; sondern eher vom Genari — N. 54. viel zu schlecht, um ein Domenichino zu seyn — N. 57. ist zwar eine gute Kopie; aber schwerlich vom Parmegiano selbst. Eben das gilt von der mit Correggio getauften 72sten Nummer. Sehr auffallend war es uns, daß der Verf. Nr. 73. ein sehr gutes Gemälde, welches einen alten Mann mit großem Bart und einem Turban auf dem Kopf vorstellt, für einen Seneka halten konnte! N. 74. ist gewiß nicht vom Agostino Caracci, sondern ein sehr gutes Gemälde von Mastelletta, oder vielleicht von Donducci — N. 77. soll ein Raphael seyn? Das ist es gewiß nicht, ob es gleich viel schönes hat, besonders in dem Kopfe Josephs. — Das Stück von Guido Reni, N. 91. scheint allerdings ein Original zu seyn; aber es ist in seiner dritten oder letzten Manier — N. 93, kein Ludwig Caracci, sondern eine neuere Skizze, aus der Venezianischen Schule — N. 143, die eben diesem Künstler beygelegt wird, ist eine schlechte Skizze, und seines Pinsels völlig unwürdig — N. 149. ist eine gute Kopie nach Guido Reni; aber kein Originalgemälde dieses Meisters. — N. 150. Ein ungemein schönes Gemälde; aber von Guido, nicht, wie es hier angegeben wird, von Tizian. — Dagegen ist N. 156. nicht von Guido; sondern vielmehr von Leonello Spada; gleichfals eins der besten Stücke. Die folgende Nummer von Guercino

eine iſt von ſeiner erſten Manier. — N. 161. iſt unſtreitig nur eine Kopie nach Annibal Caracci. — N. 174. eher von Franceſchini, als von Lazeroli; N. 177. von Guercino, ein ſchönes Stück; nicht, wie der Verf. glaubt, von Antonio Caracci — N. 183. von Tizian, iſt gleichfals eins der vorzüglichſten: ſchade, daß es ſchon etwas gelitten hat — N. 211. eine fleißige Kopie nach Ginlio Pippi. nicht Pipi, wie es hier geſchrieben iſt. — In dem erſten Kabinet ſind die Nummern 27. 37. 83 92, mittelmäßige Gemälde; N. 83. iſt noch das beſte darunter — In der zweyten Gallerie ſcheint N. 78. eher von Franceſchini, als vom Ludwig Caracci zu ſeyn, und N. 165. vielmehr nach dem Annibale Caracci, als nach dem Raphael — Auch im dritten Kabinet iſt N. 41. zwar ein ſchönes Stück, aber ſchwerlich von Raphael; und N. 66. eine ſchlechte Kopie nach Julio Romano — Im fünften Kabinet zeichnet ſich die zweyte Nummer von Franz Albani, vorzüglich aus; und noch mehr das herrliche kleine Stück N. 26; das aber eher vom Ludwig, als Annibal Caracci zu ſeyn ſeint. N. 30. iſt nicht von Barbieri, ſondern eine neuere Arbeit aus der Venezianiſchen Schule. — Auch N. 52. ſchwerlich von Albani. — Im ſechſten Kabinet iſt die vierte Nummer eine bloß angelegte Kopie, vermuthlich von einem Schüler des Guido; nur der Kopf der Judith iſt ausgemalt, und hat wahre Meiſterzüge. — Im ſiebenten Kabinet ſind N. 41. von Cignani, N. 87. nach dem Correggio fleißige und gute Gemälde; N. 90. eine gute Kopie, nach dem Maratta. — In der dritten Gallerie N. 17. ein ſchlechtes Stück, gewiß nicht von Pietro da Cortona. N. 110. ein gutes Gemälde aus der Schule der Caracci. — Der Name bey der folgenden Nummer muß Guglielmi, nicht Guilelmo heißen.

Dieß ſey bloß eine Probe von Verbeſſerungen, welche nur die Italiäniſche Schule betreffen, und deren Anzahl ſich, in Anſehung der übrigen, um ein großes vermehren ließe. Um ſo mehr iſt zu wünſchen, daß von dieſer ſo ſchätzbaren Sammlung ein beſſeres und richtigers Verzeichniß durch einen Mann von mehr Einſicht, Geſchmack und Scharfſinn verfertigt wäre, oder noch verfertigt würde. — Die franzöſiſche Ueberſetzung dieſes Verzeichniſſes ſcheint uns ziemlich getreu, nur nicht immer, beſonders in der Vorrede, franzöſiſch genug zu ſeyn. Dz.

Abbildungen der Gemälde und Alterthümer, welche seit 1738. sowohl in der verschütteten Stadt Herculanum, als auch in den umliegenden Gegenden, an das Licht gebracht worden, nebst ihrer Erklärung, von Christoph Gottlieb von Murr. — Erster Theil. 50 Kupfertafeln, nach den Originalkupferstichen in Contorni, verfertigt und herausgegeben, von Georg Christoph Kilian. Augsburg, bey Deckardt. 1777. in Folio. 6 Bogen Text, und 40 Bogen Kupfer.

Es ist ein lobenswürdiges Unternehmen des alten geschickten Kilian, dieses so kostbare und unter uns Deutschen noch rare Werk, gemeinnütziger, und den Gelehrten und Künstlern wohlfeiler zu verschaffen. Es ist daher zu dessen Vollendung billig, dem würdigen Greis langes Leben und Gesundheit zu wünschen. Die Umrisse sind fleißig und richtig gemacht; nur ist zu bedauern, daß diese Copieen verkehrt gemacht sind, was also hier rechts ist, das ist in den Originalgemälden und Kupferstichen links, da man doch mit leichter Mühe solche hier ebenfals dem Original gleich hätte verfertigen können. Der Stich ist sehr seichte, man wird daher wenig gute Abdrücke erhalten. Hätte man wenigstens nur ein feines weißes Papier genommen: so würden sie noch ungleich besser in die Augen fallen. Die Kupferstiche sind theils in ganzen, theils auf halben Bogen, in gleicher Ordnung des Originals. Das Bild des Königs, und eine sehr genau gestochene Charte der ganzen Gegend des neapolitanischen Meerbusens, in welcher der Vesuv liegt, fehlen nun hier. Die Erläuterungen des Hrn. von Murr sind sehr kurz; doch öfters zweckmäßig, und nehmen nur einen Bogen ein. Verschiedenes Eigene desselben erblicket man hier und da. Es ist und bleibet ausgemacht, daß viele dieser Gemälde nicht deutlich können erkläret werden, so ist z. B. gleich auf dem ersten Stücke etwas aus der Geschichte der Niobe vorgestellt, das wir nicht erläutern können. Wie vieles findet man nicht, daß man blos als Phantasie der Maler ansehen kann? Jedoch erblickt man auch hier viel charakteristisches, und das Einstimmige der Alten in ihren Abbildungen. So ist z. B. der Minotaur hier eben

so.

ſo, wie auf den Münzen von Athen, im Caylus und Pellerin abgebildet. Noch einen Vortheil geben uns dieſe Malereyen, dieſen nemlich, daß wir genau lernen können, was vor Farben der Bekleidung den Göttern, den Muſen, u. a. m. die Alten gegeben haben, daher ſehr zu wünſchen iſt, daß der Hr von Murr ſolche treulich angeben möge.

Von der moraliſchen Einwirkung der bildenden Künſte. Eine Rede, von C. C. L. Hirſchfeld. — Leipzig, bey Cruſius. 1775. 8. 3 Bogen.

Des Verf. Abſicht iſt, in dieſer ſchönen Rede den Nutzen der Malerey und Bildhauerkunſt auch in unſern Zeiten zu erweiſen. Gemälde und Statuen ſollen verdienſtvollen Männern aller Art verfertiget werden, und es iſt zu wünſchen, daß nach deſſen Vorſchlag, wir bald in allen Landen Bildſäulen und Gemälde aller ſolchen Art Männer, mit ihren vorzüglichen Handlungen gezieret, zum Nacheifern öffentlich aufgeſtellt, ſehen mögen.

Zſ.

Vom Coſtume an Denkmälern. Leipzig, bey Müllern. 1776. 8. 5 Bogen.

Aus der Zueignungsſchrift, dem Hrn. von Hagedorn gewidmet, erſehen wir, daß der Verf. Wilhelm Gottlieb Becker heißt. Es iſt eine kurze Schrift, über ein ſehr weitläuftiges Sujet, voller Feuer und Enthuſiasmus, voller Anrathen, das Uebliche fehlerfrey an Bildſäulen oder Denkmälern anzubringen. Der Dichter arbeitet mehr für die Phantaſie, und durch dieſe wird ſie dem Gefühl erſt ſinnlich; der Künſtler aber für Phantaſie und Sinnen zugleich. Das kräftigſte Mittel iſt die deutliche Allegorie im antiken Coſtum. Die antike Bekleidung iſt ganz dem menſchlichen Körper angemeſſen, und zeigt auch unter ihrer Verhüllung ſeine Schönheit. Die alten Werke der Bildhauerkunſt ſind in hohem Werth, weil die Natur für ſie ſpricht, und das natürliche ſeine Gefühl ihre Wahrheit empfindet. Wo die Wahrſcheinlichkeit nicht beleidiget wird, kann der Künſtler von der ſtrengen Wahrheit des zufälligen Coſtums abgehen. Die größten neuern Künſt-

ler haben ihren Helden das römiſche Coſtum gegeben. Das Monument, welches der Künſtler errichtet, iſt das Lobgedicht des Dichters, ſein Werk muß Aufmerkſamkeit einflößen, und unſre Einbildungskraft und unſer Gefühl erwärmen. Nur Leute ohne Genie und Geſchmack können verlangen, daß der Künſtler in Bearbeitung eines Denkmals ein trockner Erzähler ſeyn müſſe. — Unter allen Beweiſen für das antike Coſtume gefällt uns endlich der, daß es der Abſicht gerade zuwider gehandelt iſt, einen Mann, der um ſeiner Verdienſte willen der Nachkommenſchaft unvergeßlich gemacht werden ſoll, in einer Tracht aufzuſtellen, in welcher er ihnen nicht anders als lächerlich ſeyn kann. Man laſſe ihn alſo diejenige anlegen, die, wie uns, auch der Nachwelt ewig ehrwürdig bleiben wird.

U.

Der wohl anführende Maler, welcher curiöſe Liebhaber lehret, wie man ſich zur Malerey zubereiten, mit Oelfarben umgehen, Gründe, Firniſſe und andere darzu nöthige Sachen verfertigen, die Gemälde geſchickt auszieren, vergülden, verſilbern, accurat lacquiren, und ſaubere Kupferſtiche ausarbeiten ſoll ꝛc. von Joh. Melch. Crökern. Neue Auflage. Jena, 1778. 35 Bogen in 8.

Das Buch iſt ſchon ſeit vierzehn Jahren von der erſten Auflage bekannt, und gehört unter die mittelmäßigen dieſer Art.

Bz.

Das eröffnete Rußland, oder Sammlung von Kleidertrachten aller im Ruſſiſchen Reiche wohnenden Völker. No. I—V. St. Petersburg, 1774. in klein Folio.

Die Abbildungen kommen mit denen überein, welche die Akademiſten in ihren Tagebüchern und Reiſenachrichten geliefert haben. Vermuthlich ſind ſie wenigſtens eines Theils

daraus

daraus entlehnt. Wer diese Werke besitzt, oder die Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs ꝛc. die seit 1776. in Petersburg herauskommt, (davon wir bereits zwey Ausgaben oder Bändchen in dieser Bibliothek angezeigt haben,) der kann das gegenwärtige eröffnete Rußland entbehren.

Jede Nummer oder Sammlung, besteht aus 5 illuminirten und ganz gut gestochenen Kupfertafeln, um welche ein bloßer Titelbogen in russischer, französischer und deutscher Sprache geschlagen ist; Beschreibungen sind gar nicht beygefügt worden. An der Ordnung und Wahl ließe sich Einiges aussetzen. In der dritten Sammlung steht eine Jungfer aus Kaluga, deren Kleidung, nur den Kopfschmuck ausgenommen, ganz russisch ist, neben einem fürchterlich gestalteten Schamanen (Zauberer,) aus Kamtschatka. Vielleicht sollte diese sonderbare Mischung eine größere Mannichfaltigkeit und Unterhaltung geben? Dann sollten gleichwohl Zeichnungen von einem Volke beysammen stehen. In der ersten Sammlung ist eine Jakutin vor- und rückwärts; und erst in der dritten ein Jakut. — Kleine Versehen, z. B. Tattar anstatt Tatar u. dgl. wollen wir nicht rügen.

Op.

6. Weltweisheit.

Ueber Sprache und Schrift, aus dem französischen des Präsidenten von Brosses übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet, von Michael Hißmann. Leipzig, 1777. in der Weygandschen Buchhandl. in 8. Erster Theil, 480 S. Zweyter Theil, 378 S. ohne Zueignungsschrift und Vorrede.

Daß diese Schrift wegen ihrer neuen und wichtigen Gedanken vor vielen andern, deutschen Philosophen allgemein bekannt zu seyn verdient, ist ausgemacht: für diese Bemühung also soll der Uebersetzer unsern Dank empfangen. Auch für die Uebersetzung selbst, sie ist rein und fließend; nur einige dem Verfasser eigene Ausdrücke hätten wir weggewünscht, z. B. Kanonenschlag, für Kanonenschuß, mit nach und nach, für mit

mit der Zeit, und andere mehr. In den Zusammensetzungen neuer Wörter ist er größtentheils glücklich, zuweilen aber auch zu kühn, z. B. Spracherfinden, Spracherfinder u. a. m. Diese Worte sind theils zu lang, theils auch nicht wohlklingend und flüßig genug. Man kann hinzusetzen, auch gegen die Analogie unserer Muttersprache, in deren ächten Schatze man nicht leicht Beyspiele von Zusammensetzungen der Zeitwörter aus Substantiven und Verbis finden wird. Und zudem wozu haben wir solche Zusammensetzungen in der philosophischen Prose nöthig? Die Anmerkungen zeugen von Belesenheit und Selbstdenken, nur scheinen sie uns nicht allemal am rechten Orte angebracht, welches gemeiniglich der Fehler solcher Anmerkungen ist, die nur da gemacht werden, wo sich gerade ein Einfall darbot, nicht aber wo die Sache selbst sie erheischte. Ein Philosoph, der über einen Philosophen Anmerkungen macht, und sich dabey nicht vorgesetzt hat, über alles etwas zu sagen, wo sich etwas sagen ließ, muß nur auf die Stellen sehen, die in dem Systeme seines Autors die wichtigsten sind, ohne sich um Nebensachen zu bekümmern. Diese Pflicht scheinen die wenigsten Verfertiger der Anmerkungen zu kennen, und eben darum wollen wir sie an einzelnen Beyspielen bey diesem Buche etwas mehr aus einander setzen.

De Brosses Absicht geht, wie er sich im Vorberichte S. 11. erklärt, dahin, zu zeigen, daß das System des ersten Baues der Sprache, und die Bezeichnung der Dinge mit Namen, nichts weniger als willkührlich und konventionell, sondern vielmehr nothwendig ist, als welches von zwo Ursachen, der Einrichtung der Sprachorganen selbst, und der Natur und Eigenschaft der Dinge, ganz nothwendig hervorgebracht wird. Da dies in der ganzen Materie vom Ursprunge der Sprache eine Hauptfrage ist, und da der Uebersetzer, wie aus einigen kurzen Anmerkungen erhellet, seinem Autor hierinn nicht beypflichtet: so hätte dies vor allen andern in einer Anmerkung genau untersucht werden müssen. Uns scheint der Präsident folgendes nicht genug dargethan zu haben: 1) daß seine organischen Wurzeln nothwendig die Bedeutung haben, die er ihnen giebt; 2) daß der Grund, der die Menschen veranlaßt, gewisse Dinge mit gewissen Tönen zu bezeichnen, durchaus für diese Sachen nur diesen Ton erforderte; 3) daß die Partikeln einen physischen Grund haben. Er widerspricht sich vielmehr, indem er sie durch einen Zufall entstehen läßt.

Im

Im erſten Kapitel wird bewieſen, daß die vier zu einem bedeutenden Worte erforderten Stücke, die Sache, die Idee, der Ton und der Buchſtabe, durch ein phyſiſches Band an einander geknüpft ſind. Bey Gelegenheit des Nebenſatzes, daß der Menſch allein einer Sprache fähig ſey, wird dem Leſer in einer ziemlich langen Anmerkung (S. 42.) bewieſen, daß Vernunft nicht der unterſcheidende Character der Menſchheit iſt. Dieſer Beweis iſt aber kein anderer, als der ſchon ſo oft widerlegte, daß die Thiere gleichzeitige Eindrücke vergleichen, alſo urtheilen, daß ſie Gedächtniß haben, alſo raiſonniren. Vom thieriſchen Urtheile und Raiſonnement hat ſchon Leibnitz bemerkt, daß es nichts als Ideenaſſociation iſt; wie könnte alſo der Ueberſetzer noch mit jenem Raiſonnement etwas ausrichten glauben? Die phyſiſche Verbindung zwiſchen Sache, Idee und Ton, ſetzt de Broſſes in vier Puncte: daß der Menſch den natürlichen Ton der Gegenſtände nachahmt; daß das Sprachorgan ſo viel möglich die Geſtalt des Gegenſtandes annimmt, der vermittelſt der Stimme angezeigt werden ſoll, und einen hohlen Ton giebt, wenn der Gegenſtand hohl, einen harten, wenn er hart iſt; daß die Sprachorganen ſich nicht alle zugleich entwickeln, und man alſo das erſte das beſte gebraucht; daß endlich die Organe ſelbſt mit dem Tone bezeichnet werden, der ihnen der natürlichſte iſt, z. B. die Gurgel durch G, u. ſ. w. Die hierbey gemachten Anmerkungen ſagen, daß nicht in allen Sprachen Vater und Mutter durch Papa und Mama bezeichnet werden, folglich der andere Satz des Verfaſſers nicht völlig allgemein iſt, (S. 52.) und daß nicht allemal die Organen durch ihren eigenthümlichen Laut benamt werden. (S. 55.) Die hier abgehandelte Frage iſt abermal eine von den wichtigſten, weil ſie die Anzahl der Quellen aller Wörter betrifft. Hieran alſo hätten ſich die Anmerkungen, nicht aber an die partikulären Sätze, halten müſſen. Und dann hätte mit Einſchließung der gemachten Anmerkungen, folgendes geſagt werden können: Von den vier Quellen des Verf. iſt nur die erſte vollkommen brauchbar; die andere liegt entweder ſchon in ihr, oder in ſofern dies nicht iſt, iſt ſie überflüßig, weil weder er ſelbſt, noch ſonſt jemand hinlänglich dargethan hat, daß das Sprachorgan die Figur des zu benennenden Gegenſtandes allemal annimmt. Zu dieſer erſten Quelle muß man noch folgende fügen; die Metapher, welche darinn beſteht, daß Gegenſtände des Gefühls, Geruchs u. ſ. w. durch harte oder weiche Töne bezeichnet werden, je nachdem ſie dieſen

ſen Stimmen angenehm oder unangenehm vorkommen; daß Leidenſchaften und innere Empfindungen Namen bekommen, welche aus ihren phyſiſchen Erſchütterungen der Maſchine abgeleitet ſind; daß endlich intellectuelle Gegenſtände vermöge der Metapher mit ſinnlichen Namen beleget werden. Darauf bemüht ſich der Präſident die Etymologie zu vertheidigen, und ſie als eine gewiſſe und nützliche Wiſſenſchaft darzuſtellen, weil ſie manche evidente Sätze enthält, (S. 69.) weil ſie zur Erkenntniß der Ideen, dem Gebrauche der Sachen, der Erkenntniß des Wahren und Falſchen der Meinungen, des Charakters der Nationen, und vieler hiſtoriſchen und mythologiſchen Gegenſtände dient, (Kap. 2.) Daß hier ſehr vieles nur halb wahr iſt, ſieht man gleich ein, und dieſes halb wahre iſt ganz wahres zu verwandeln, wäre das, was man hier in den Anmerkungen zu erwarten berechtiget iſt. Der größte Theil der bisher angegebenen Etymologien, vornehmlich in an ſich dunkeln Materien, iſt ſehr ungewiß, und wie kann es anders ſeyn, da noch nicht einmal die Vernunftlehre der Etymologie gehörig ausgearbeitet iſt? In der Metaphyſik darf man ſich von ihr ſo viel großes nicht verſprechen: denn wenn auch ein Lambert mit Etymologien die erſten Grundbegriffe nicht klärer und gewiſſer gemacht hat: ſo läßt ſich wohl von dieſem Nutzen nicht viel mehr als bloße Deklamation vortragen. In hiſtoriſchen und mythologiſchen Unterſuchungen kann man freylich mehr erwarten; die Erfahrung aber hat bisher noch immer gelehrt, daß die Forſcher öfter durch ſie verleitet, als geleitet worden ſind. Dieſe Gedanken weiter ausgeführt, würden hier bequemer geſtanden haben, als eine Beurtheilung von Menagens etymologiſchem Wörterbuche (S. 78.) die wir wenigſtens nicht hier geſucht hätten: Betrachtungen über die Univerſalſprache S. 81. die aber, da der Begriff von ihr nicht genug entwickelt worden iſt, nichts als etwas unbeſtimmtes enthalten: die Erklärung des Urſprungs der allgemeinen Begriffe (S. 93.) die man an vielen andern Orten weit vollſtändiger findet, und einige andere mehr. Die Anmerkung, daß man aus der Etymologie die richtige Idee nicht allemal auffinden könne, (S. 100.) ſteht an ihrem rechten Orte; nur geht ſie nicht tief genug: das einzige Beyſpiel des Helvetius beweiſet durch Induktion, aber nicht durch die Natur der Sache. Etymologie kann durchaus nichts weiter lehren, als was der oder die Namenvertheiler für eine Idee dabey gehabt haben; folgt aber daraus, daß das die richtige iſt? Nicht einmal der Sprachgebrauch

brauch kann ſie in allen Fällen richtig angeben, weil die Menſchen ſehr oft von den urſprünglichen Bedeutungen abgewichen ſind. Was gewinnt alſo der Metaphyſiker durch die Etymologie? Auch die Anmerkung, daß man nicht allemal aus der Sprache den Grad der Kultur einer Nation folgern kann, (S. 106.) ſteht am rechten Orte und iſt mit guten Beyſpielen erläutert. Noch weit beſſer aber würde ſie ausgefallen ſeyn, wenn der Ueberſetzer das Unbeſtimmte nicht allemal in das beſtimmtere, in ſolchen und ſolchen Fällen verwandelt hätte. Dann würden ſich folgende Reſultate gefunden haben: Aus dem bloßen Klange einer Sprache läßt ſich auf den Grad der Kultur nicht, wohl aber auf die Beſchaffenheit der Sitten und Denkart ſehr wahrſcheinlich ſchließen. Eine weichliche entnervte Nation kann nicht gut eine rauhklingende Sprache haben. Aus dem Reichthume und der Armuth einer Sprache; aus der Art ihres Reichthums läßt ſich ſicher der Grad der Kultur und die Lebensart eines Volks folgern. Aus der Art, die Worte zu ſtellen, aus der Syntax einer Sprache, kann man auf ſeine geſchwinde und langſame Art zu denken, auf das Feuer der Seele ſchließen, u. ſ. w. Lythurgie für Liturgie war uns hier ſehr unerwartet. Die Anmerkung über die Anwendung einer Dichterſprache (S. 109.) hätte, da ſie doch den Gegenſtand unmöglich erſchöpfen konnte, wohl wegbleiben können. Lange Worte, heißt es, gehören größtentheils für das didaktiſche Gedicht. Homers meiſte Worte ſind gewiß nicht kurz, und er verlängert ſie noch faſt durchgehends durch die Endigung oio. Wie alſo dieſe Bemerkung aus dem größten Dichter, der in der griechiſchen Sprache ſchrieb, abgezogen ſeyn kann, das begreifen wir nicht.

Das dritte Kapitel beſchäfftiget ſich mit dem materiellen Theile der Sprache, und erklärt die Entſtehung der Vokalen und Conſonanten, aus den verſchiedenen Modificationen des Sprachorgans. Dies iſt keines Auszugs fähig, weil die hier vorkommenden anatomiſchen Materien nicht ohne Verluſt der Deutlichkeit ins Kurze gebracht werden können. Ein angenehmer Dienſt iſt den Leſern in den Anmerkungen dadurch erwieſen, daß die Meinungen großer Phyſiologen und einiger Sprachforſcher mit den de Broſſiſchen verglichen werden.

Eine dem Verfaſſer eigene und neue Idee von einem organiſchen Alphabete detaillirt das fünfte Kapitel. Sie iſt ſehr ſinnreich und der Natur gemäß, weil er jedem Buchſtaben die Figur giebt, die er der Organenbewegung zufolge haben muß.

Weil

Weil sie aber ohne die beygefügten Kupfer nicht verstanden werden kann, so müssen wir die Leser abermal auf das Werk selbst verweisen. Ob aber dieses Alphabet den großen Nutzen habe, den sein Erfinder in Ansehung der Etymologie davon verspricht, das überlassen wir denen zu entscheiden, die die Probe damit zu machen Lust haben.

Hier geht der Verf. im sechsten Kapitel zur genauen Erklärung der Entstehung der Worte über. In der primitiven Sprache, sagt er, werde man die Gründe der Namenertheilung sehr deutlich sehen; aber wo ist sie, diese primitive Sprache? Nach allem was darüber geschrieben und disputiret worden ist, wissen wir doch nicht, welche sie seyn soll. Vorläufig wäre noch wohl die Frage auszumachen, ob auch wirklich alle Sprachen von einer abstammen? dies nimmt der V. an, aber er beweisets nicht. Zugegeben daß auch alle Menschen einen gemeinschaftlichen Vater haben, so folgt doch noch nicht, daß auch alle Sprachen haben. In jenen großen Revolutionen der Erdkugel und Wanderungen der Nationen, müssen mehr als einmal verirrte einsam gelassene ihre Sprache, wenn sie sie schon konnten, vergessen, und wenn sie sie noch nicht konnten, sich eine gemacht haben, die mit der allgemeinen nichts gemein hatte. Der Uebersetzer beklagt sich in der Anmerkung über Home, daß er dem von ihm bewiesenen Satze, alle Menschen können unmöglich einen gemeinschaftlichen Stammvater haben, so wenig getreu geblieben sey. Noch ist dieser Satz so ganz vollkommen nicht ausgemacht, weil man in Europa entweder die Erfahrungen nicht gemacht, oder nicht gesammelt hat, ob die unter einander verheiratheten Mohren nicht durch die Folge der Generation weiß werden; weil man noch nicht einig ist, ob die Schwärze ihrer Farbe und ihre eigenthümliche Physiognomie, aus einer wesentlichen oder zufälligen Einrichtung ihres Körpers entsteht. Alle übrige Gründe sind bloß Vermuthungsgründe, denen aber der Uebersetzer in der Anmerkung mehr Gewicht giebt, als sie je haben können. Da also die ursprüngliche Sprache nirgends zu finden ist: so muß man aus der Natur der Sache selbst entscheiden, wie die Menschen bey der Namenertheilung haben verfahren müssen. Diese sieht man am besten bey den Kindern, diese werden zuerst von Empfindungen gerührt, folglich sind die Ausdrücke davon, oder die Interjectionen, die ersten ursprünglichen Worte. Wir wundern uns den Fehler dieses Schlusses in den Anmerkungen nicht gerügt zu finden. Ausdrücke der Empfindungen

dungen sind die ersten Töne menschlicher Stimme, das ist alles was aus den Prämissen folgt: wofern man nicht gegen alle Erfahrung und allen Sprachgebrauch annehmen will, daß die weinend- und schreyende Stimme der Kinder sich sogleich in bedeutenden Wortausdruck verwandelt. Das folgt aber richtig, was der Verf. hernach sagt, daß die Interjectionen unüberlegter, unwillkührlicher Ausdruck der Empfindungen sind, folglich ihren völlig bestimmenden Grund in der Natur selbst haben. Nächst diesen werden die Labialwörter deswegen gesetzt, weil die Kinder mit den Lippen zuerst articuliren. Hier verführt den Verf. seine Methode schon merklich; die Sprachen sind nicht von Kindern erfunden, die Sprachorgane erwachsener Menschen folgen nicht in ihrer Thätigkeit so auf einander, wie bey Kindern, eben weil sie die Organe erwachsener Menschen sind; also kann man auch nicht sagen, daß die Labialwörter eben so nothwendig sind, als die Interjectionen. Auf diese folgen die Namen der Organe, welche allemal nach dem Tone gebildet werden, der dem Organ eigen ist. Diese nennt der Verf. beynahe nothwendige Wörter, und verläßt eben dadurch den in der Vorrede behaupteten Satz, daß die ganze Sprache nothwendig ist. Die Anmerkung des Uebersetzers, daß aus der Nothwendigkeit eines einzigen Organbuchstabens, noch die Nothwendigkeit des ganzen Wortes nicht folgt, (S. 279.) ist sehr richtig und an ihrem Orte angebracht. Die vierte Rangordnung, enthält nach Onomatopoiie gebildete Worte. Die Anmerkung des Uebersetzers, daß dies die gewisseste Klasse von natürlichen Wörtern ist, ist sehr gut; sie würde aber noch besser seyn, wenn sie die ganze de Brossische Wörteranordnung beurtheilte, und zeigte, daß die Ausdrücke der Empfindungen und die Nachahmung der Naturtöne zuerst Wörter bilden; daß man nicht sagen könne, welches von beyden Principien zuerst wirke, weil dies von einem bloßen Zufalle herrühren könne, und weil in der Natur beyder keine eigentliche Priorität liegt. Die fünfte Klasse sind solche Wörter, die von der Natur selbst zu Bezeichnung gewisser Beschaffenheiten bestimmt sind. Diesen an sich sehr unverständlichen Satz erläutert der Verf. durch folgende Beyspiele: die Festigkeit und Beständigkeit wird fast durchgängig mit dem Character st, die Lockerheit und das Hohle mit sc bezeichnet, z. B. stare, stipa, stagnum; σκαλλω, scutum, sculpere u. s. w. Diese Bemerkung, so witzig sie auch ist, so scheint sie uns doch noch bey weiten nicht allgemein genug, nicht nur nicht in verschie-

denen Sprachen, ſondern auch in eben denſelben nicht allgemein genug. Die Wörter ſtillare, ſtimulare, στάλλειν, στίζειν, und viele andere, drücken keine Idee von Feſtigkeit aus, und die σκίπτεσθαι, σκάπτειν, ſcopa, ſcropha, keine Lockerheit. Eben das läßt ſich auch von allen andern beygebrachten Beyſpielen anderer Bedeutungen ſagen. In andern Sprachen treffen dieſe Bemerkungen noch weniger zu. Die ganze Klaſſe dieſer Wörter ruht alſo auf ſehr ſchwankenden Gründen, und wenn ja etwas reelles in dieſen Bemerkungen enthalten iſt: ſo muß es noch ſehr geläutert werden, ehe es in die Erklärung des Sprachſyſtems aufgenommen werden kann. Eben dies gilt auch von dem, was über die Bildung der Worte geſagt iſt, die Gegenſtände des Gefühls bedeuten. Sie werden, heißt es, durch Approximation gebildet: ſo wird eine Blume, wegen ihres beweglichen Stängels, durch den Character fl (fleur) bezeichnet, weil dieſer die Flüßigkeit ausdrückt. Dieſer Erklärung iſt die deutſche Blume ſchon weniger, das griechiſche ανθος gar nicht günſtig. Der Grundſatz der Approximation iſt in der Natur gegründet, aber ſie ſelbſt kann ſich nicht auf ſo manche nur rohen Menſchen ſichtbare Aehnlichkeiten, auf ſo manche individuelle Umſtände gründen, daß man mit ihrer Anwendung auf einzelne Fälle unmöglich allemal glücklich ſeyn kann. Daher, und eben ſo ſehr deswegen, weil in unſern jetzigen Sprachen die erſten Wurzeln der Worte ſchon größtentheils verlohren gegangen ſind, wird man auch nie eine Sprache (ausgenommen die etwa eines noch ſehr rohen Volks) aus dieſen Grundſätzen vollkommen erklären können. Da aber alle dieſe Mittel, fährt der Verf. fort, zur vollkommenen Bezeichnung der bloß ſichtbaren Gegenſtände nicht hinreichten: ſo wird der Menſch genöthigt, ſich der ſichtbaren Figuren zu bedienen; und daraus entſtand die erſte Schrift.

Dieſen Gedanken führt das ſiebente Kapitel weiter aus. Zuerſt zeichnete man die Gegenſtände ſelbſt ab; dann wurden dieſe Figuren metaphoriſch, wie die Hieroglyphen der Egypter; dann wurden ſie abgekürzt, wie die ſineſiſchen Charactere; daraus wurde Sylbenſchrift; zuletzt Buchſtabenſchrift. Dieſe Erklärung iſt nur von einer Seite brauchbar, weil ſie zeigt, wie aus den erſten malenden Figuren hernach Figuren der Buchſtaben haben entſtehen können. Dies aber iſt nicht das wichtigſte in dieſer Frage, denn man will wiſſen: 1) wie ſind die Menſchen dazu gekommen, jede Articulation der Stimme mit einem ſichtbaren Character zu bezeichnen, und 2) woher haben dieſe Articulationen

gerade

grade dieſe Charactere bekommen? Beydes läßt ſich hieraus nicht erklären. Mit der vom Verfaſſer angegebenen Entſtehung der Schrift iſt der Ueberſetzer (S. 326.) nicht zufrieden, weil die Gemälde roher Nationen unmöglich ſo characteriſtiſch ausfallen könnten, daß man nur eine geringe Anzahl ſichtbarer Gegenſtände dadurch zu unterſcheiden im Stande war. Das hatten ſie aber auch nicht nöthig zu ſeyn, weil ſie nur Nothbehelf waren; weil ſie dem Verſtande des andern zu errathen überlaſſen werden mußten. Uns ſcheint es ſehr natürlich, daß Leute, die ſich ihre Gedanken durch Töne nicht mittheilen können, es durch die Abzeichnung der Gegenſtände zu thun verſuchen, und das, was der Zeichnung an Genauigkeit abgeht, durch Geſtus und andere Hülfsmittel erſetzen. Ueber die alte Peruvianiſche und Mexikaniſche Schreibart, die Hieroglyphen der Egypter, und manche ähnliche Gegenſtände, werden hier leſenswerthe Betrachtungen mitgetheilt.

Im andern Theile beſchreibt das neunte Kapitel die Veränderungen der Sprache von ihrer erſten Entſtehung an. Den menſchlichen Urſprung der Sprache nimmt der Verf. an, und ſagt dem zufolge, daß eine Geſellſchaft ſprachloſer Menſchen ſich der Töne zur Mittheilung ihrer Gedanken von ſelbſt bedienen werden. Der Ueberſetzer unterſucht in der Anmerkung (S. 8.) die Frage, ob die Sprachfähigkeit eine Folge der Seelenkräfte, oder der Organiſation iſt? Er iſt für das letztere, allein ohne hinlängliche Gründe. Denn geſetzt auch, Büffons Raiſonnement zeigt nicht, daß die Thiere nicht reden, weil ſie keinen Verſtand beſitzen, folgt denn ſchon daraus, daß ſie nicht reden, weil ſie kein Organ dazu haben? So ſchließt er aber in dieſer Anmerkung! Der ächte Philoſoph ſollte hier jetzt noch nichts entſcheiden, weil noch auf beyden Seiten keine entſcheidenden Gründe vorgebracht ſind. Die Anatomie hat uns noch nicht alle zum Sprechen erforderlichen Werkzeuge vollkommen kennen gelehrt, alſo kann ſie weder für noch wider angeführt werden. Die Beobachter der Thiere widerſprechen ſich: einige ſagen, die größern Affen ſprechen, andere ſie ſprechen nicht; alſo auch ſie entſcheiden nichts. Gehörige Verſuche, ob man ihnen Sprache beybringen kann, ſind nicht gemacht worden; und dies wäre doch das einzige, wodurch man den Streit auf einmal endigen könnte. Aber die Thiere denken ja — Sie denken nicht, ſagen andere, auch das alſo entſcheidet nichts. Im Syſteme des Ueberſetzers, wo ſie denken, hat dies freylich den Ausſchlag gegeben; allein dies Syſtem iſt noch zu vielen

Schwierigkeiten unterworfen, als daß man aus ihm schon etwas an sich ungewisses entscheiden könnte.

Darauf werden die verschiedenen Alter der erfundenen Sprache characterisirt. Sehr mangelhaft und einseitig, da der Verf. auf die Entstehung und Fortbildung der Syntaxe und der Flexionen der Worte seine Aufmerksamkeit nicht gerichtet hat. Und doch mußte das nothwendig geschehen, theils weil die innere Einrichtung der Sprachen gerade das ist, wodurch sie zu verständlichen und brauchbaren Sprachen werden, und theils, weil eben dadurch die Sprachen sehr wesentlich von einander unterschieden, und in ihren verschiedenen Zeitaltern hauptsächlich unterschieden werden. Diesem Mangel hätte der Uebersetzer abhelfen sollen; aber auch er scheint ihn nicht gefühlt zu haben. Gegen die de Brosslsche Hypothese, daß die Sprache von ausgesetzten Kindern erfunden werden könne, wird (S. 19.) mit Recht angemerkt, daß sie widernatürlich ist, daß man nothwendig eine Gesellschaft zwischen Mutter u. Kind annehmen müsse. Diese Erinnerung ist auch vorzüglich gegen diejenigen brauchbar, die einer Gesellschaft keinen andern Ursprung, als aus einem allgemeinen Kriege geben. Des Verf. Satz, daß die Sprache eingebildeter Nationen nothwendig dichterisch seyn muß, bestätigt der Uebersetzer (S. 37.) und widerlegt zugleich die andern, daß die Menschen um desto dichterischer sind, je näher sie dem Aequator wohnen. Dies, sagt er, kömmt nicht vom Klima, sondern von der Roheit ihrer Sprache. Uns dünkt dies noch nicht völlig entschieden, weil Nationen des Morgenlandes seit so vielen Jahrtausenden diese Eigenschaft behalten haben, ob sich gleich der Zustand ihrer Kultur merklich verändert hat. Auch in China ist der dichterische Ausdruck, aller Revolutionen der Sprache und Kultur ungeachtet, geblieben. Man würde oft wohl sicherer verfahren, wenn man einen zwiefachen dichterischen Ausdruck, den aus dem Klima und den aus der Beschaffenheit der Kultur entstehenden, annähme, und dadurch diese Widersprüche vereinigte. Nicht ganz richtig ist es auch, wenn die Dichterphantasie roher Völker allein der Armuth der Sprache zugeschrieben wird. Ein sehr großer Theil entsteht aus der Beschaffenheit der Seelenkräfte selbst. Rohe Nationen empfinden und sehen die Dinge ganz anders als kultivirte. Die Phantasie ist bey ihnen, wie bey den Kindern, das wirksamste Seelenvermögen; ihre noch nicht genug geübte und von allen Irrthümern gereinigte Sinne stellen ihnen die Gegenstände unter ganz andern Gestalten dar, als uns; was Wunder, daß

sie

ſie in ihren Ausdrücken die Bilder nachahmen und dichteriſch reden? Mit Recht wird (S. 80.) gegen unſere neuern Sprachverderber geeifert. Sollte einmal durch ſie unſere Sprache und unſere männliche Philoſophie zu Grunde gehen: ſo hätten wir es eben dadurch verdient, daß wir jetzt nichts ſo ſehr als das Räthſelhafte und Ungewöhnliche lieben. In Rom und Athen würden ſolche Schriftſteller öffentlich ausgezischt worden ſeyn; allein, ob man gleich dort mehr auf die Reinigkeit der Sprache ſah: ſo konnte man doch nicht hindern, daß nicht ſie und die Wiſſenſchaften durch eine ähnliche theurgiſche Bilderſprache zu Grunde giengen. Wie weit weniger werden wir es hindern, da wir dem Strome ſo willig folgen?

Das zehnte Kapitel beſchreibt die Arten der Derivation, und ihre Wirkungen. Dadurch, daß Wörter von Wörtern abgeleitet werden, daß man mit den urſprünglich ſinnlichen Bedeutungen intellectuelle und moraliſche verbindet, geht gemeiniglich die erſte verlohren, und die Worte bekommen Bedeutungen, die ihrem erſten Urſprunge gar nicht mehr angemeſſen ſind. Die Wege, die der menſchliche Geiſt in dieſem Ableitungsſyſteme nimmt, werden ſehr gut detaillirt, und mit ſehr paſſenden Beyſpielen erläutert. Die Veränderungen der Worte, durch die ſich ändernde Ausſprache, durch den Uebergang in fremde Sprachen, werden gleichfalls ſehr gut erklärt. Im eilften Kapitel wird von der Veränderung der urſprünglichen Worte durch Zuſammenſetzung mit Präpoſitionen und andern Worten, durch hinzugeſetzte Endigungen, Declinationen und Conjugationen gehandelt. Die Bedeutung der Endigungen veranlaßt den Verf. ſie für eine nothwendige Wirkung der Natur zu halten, und an einigen Beyſpielen hat er dies ziemlich deutlich gezeigt. Da ſich aber dennoch die wenigſten von ihnen auf allgemeine Naturgründe zurückführen laſſen: ſo bemerkt der Ueberſetzer (S. 156.) mit Recht, daß hier ſehr viel willkührliches eingemiſchet ſey. Freylich müſſen die Sprachbilder eine gewiſſe Urſache gehabt haben, einem Worte eher dieſe, als jede andere Endung zu geben, und gewiſſen Endungen eine allgemeine Bedeutung unterzulegen; allein ob dieſer Grund in dem Organenbaue der Menſchen, oder in einem bloßen Ungefähr liegt, das iſt eben noch die Frage. An unſern ausgebildeten Sprachen kann dieſe Unterſuchung nicht mehr angeſtellt werden, weil die ſchon zu viel von ihrer urſprünglichen Einrichtung verlohren haben. Und rohe, noch nicht lange erfundene Sprachen, wer kennt die genug? wer will ſie bloß des-

wegen kennen lernen? So viel scheint indessen zuverläßig, daß viele rohe Sprachen durch Suffixa die Wörter ändern, daß folglich die Endungen ursprünglich eigene angehängte Wörter sind; die Frage wäre also, woher diese Suffixa? Ueberhaupt könnte man aus einer genauen Kenntniß mehrerer noch roher Sprachen, den Gang des menschlichen Geistes in der Bildung der Sprachen am besten hernehmen, und manche uns jetzt unsichtbare Gründe der Natur bemerken; dann würden wir deutlicher einsehen, woher die verschiedenen Endungen der Zeitwörter, nach Zeiten und Zahlen entstanden sind. Der Verf. analysirt ein solches Zeitwort, und zeigt die Bedeutungen, die mancherley Endungen an; aber von der Ursache ihrer Einführung sagt er nicht ein Wort. Diese liegt weder in der Natur der Organe, noch der Geisteskräfte völlig bestimmt; die große Verschiedenheit der Sprachen beweiset dies sichtbar. Einige Nationen deuten die Personen durch besondere Fürwörter an, andere durch eigenthümliche Endungen, so auch die Zahl und die Zeiten. Als der Verstand eine zusammenhängende Rede bilden wollte, waren diese Abänderungen eines Worts unumgänglich nothwendig. Sehr unterrichtend wäre es, wenn man aus rohen Sprachen Beyspiele der Wendungen aufweisen könnte, deren man sich vor Einführung dieser Endungen bedient hat. Uns kömmt es wahrscheinlich vor, daß sie ursprünglich besondere Sylben, vielleicht auch Zusammenziehungen ganzer Worte sind, die man, um die Modificationen der Hauptidee zu bezeichnen, hinzusetzte. Denn daß die Menschen geradezu auf eine so künstliche und bequeme Wendung sollten gefallen seyn, scheint uns der Analogie des menschlichen Geistes entgegen zu seyn. So wie man länger und mehr sprach, lernte man auch geschwinder sprechen, dadurch wurden manche Sylben dieser Worte verschluckt, und nun verwandelten sie sich in Suffixa und Präfixa. Endlich zog man sie gar mit den Zeitwörtern in eins zusammen und so entstanden die Abänderungen der Personen, Zahlen und Zeiten. Alle diese Dinge sind in der Natur des Zusammenhängenden der Töne nothwendig gegründet, und folglich fehlt bey dieser Abhandlung auch noch die Ableitung der Personen, Zahlen und Zeiten, aus der Gedankenfolge des menschlichen Geistes. Auch der Uebersetzer scheint hieran nicht gedacht zu haben.

Von den Namen der moralischen Wesen handelt das zwölfte Kapitel. Hier wird in manchen auffallenden Beyspielen sichtbar gezeigt, daß auch sie, und vornehmlich die Bezeichnungen

zeichnungen unſerer Geiſtesthätigkeiten, aus urſprünglich ſinnlichen Quellen gefloſſen ſind. Es wäre zu wünſchen, daß ein gelehrter Sprachforſcher für unſere deutſche Sprache die Mühe über ſich nähme, die hier an die lateiniſche und franzöſiſche gewendet iſt. Wenn dabey dieſe Arbeit ſich über das ganze Magazin blos intellektueller Namen von Geiſteskräften, u. ſ. w. erſtrekte; ſo würde es noch um deſto brauchbarer ſeyn. Ueberhaupt ſind wir in dem Etymologiſchen Studium unſerer Sprache noch ſehr zurück. Hätten nicht Griechen und Lateiner dieſes Studium mit mehrerm Eifer getrieben: ſo würden wir noch jetzt über die Entſtehung und Fortbildung der Sprachen das nicht ſagen können, was darüber ſchon geſagt iſt. Sollte ſich Hr. Fulde entſchließen, ſeine tiefen Sprachkenntniſſe mehr auf dieſe Seite zu lenken, und, ſo viel es ſich thun läßt, ein Filiationsſyſtem der deutſchen Sprache zu entwerfen: ſo würde er ſich dadurch auch um die allgemeine Philoſophie der Sprachen ein unſterbliches Verdienſt erwerben.

Die eigenthümlichen Namen leitet das dreyzehnte Kapitel ſehr ſchön aus bedeutenden Appellativis ab; das vierzehnte liefert Betrachtungen über die urſprünglichen Wurzeln, und ihre mancherley Veränderungen; das funfzehnte die Grundſätze und kritiſchen Regeln der Etymologie; das ſechszehnte endlich einen Vorſchlag zu einem allgemeinen aus Wurzeln beſtehenden Wörterbuche. Dieſer Vorſchlag iſt ſo annehmungswürdig gemacht, daß man ſich nicht enthalten kann, ihn ausgeführt zu wünſchen. — Doch wir haben ſchon von dieſem Werke genug geſagt, um die Liebhaber ächter Philoſophie darauf aufmerkſam zu machen; ſie werden gewiß darinn für ihre Wißbegierde hinlängliche Nahrung finden. Beyde, der Verfaſſer und Ueberſetzer, werden ſie oft durch ihre ſcharfſinnigen Bemerkungen überraſchen; und auch denn, wenn ſie beyden nicht völlig beypflichten können, wird ihnen die Art der Unterſuchung, der geſetzte, einem wahren Weltweiſen anſtändige Ton, gefallen müſſen. Sehr oft werden ſie auch in den Gedanken Keime zu neuen Betrachtungen finden, die ihnen die Mühe das Buch durchgedacht zu haben, reichlich vergelten werden.

Va.

Albii Tibulli Carmina, libri tres, cum libro quarto Sulpiciae et aliorum. Nouis curis caſtigauit, *Chr. G. Heyne.* — Editio altera emendatior

dation et auctior. Leipzig, 1777. bey Junius. in 8. 206 Seiten, ohne Vorrede und Regiſter, die Obſervationen 244 Seiten.

Da die Exemplare der erſten Ausgabe vergriffen waren: ſo entſchloß ſich der Verf. eine neue, aber weit verbeſſertere zu veranſtalten. Eine von ſeinen vornehmſten Bemühungen gieng mit dahin, ihr ein angenehmes äußeres zu verſchaffen, weil, wie er ſich ſehr wahr ausdruckt, unſere meiſten bisherigen Ausgaben der Alten Eckel erwecken. Daß hierinn auch ein Hauptgrund mit liegt, warum unſere Litteratur auswärts ſo wenig bekannt iſt, daran läßt ſich wohl nicht zweifeln. Ausgaben der Alten werden von Ausländern am erſten geſucht, und tragen das meiſte dazu bey, eine Nation ihren Nachbarn bekannt zu machen. Selbſt aus Patriotismus alſo, und aus einem nicht von allem Eigennutze abgeſonderten Patriotismus, müßten billig unſere Verleger auf gute Ausgaben der Alten etwas mehr, als auf andere Bücher, wenden. Mit dem äußern Anſehen bemühte ſich der Verf. vornehmlich auch den innern Werth dieſer Ausgabe zu erhöhen. Die Erklärungen an vielen Stellen zu verbeſſern, an manchen wegzunehmen, an andern hinzuzuſetzen, den Inhalt der Gedichte genau zu entwerfen, und endlich auch die Kritik mehr anzuwenden, dies war es, was ihm vorzüglich zu dieſer Abſicht nothwendig ſchien.

Bey den kritiſchen Unterſuchungen fand er verſchiedenes in der vorigen Ausgabe nicht richtig genug beſtimmt. Vom Skaliger, dem er vorher im Texte noch zu ſehr gefolgt war, glaubt er nunmehr abgehen zu müſſen, und dies wird vorzüglich durch die der Vorrede folgende Unterſuchung über die Quellen unſers jetzigen Textes dargethan. Alles, was wir vom Tibull haben, iſt aus einer ſehr verdorbenen Handſchrift genommen, die man in einem Weinkeller gefunden hatte. Denn alle unſere Handſchriften gehen nicht über das 14te und 15te Jahrhundert hinauf; und alle dieſe Handſchriften ſtimmen in den verſtümmelten Stellen völlig überein. Beym Anfange der Buchdruckerey ſah man eben nicht auf die beſten Handſchriften: die erſte Ausgabe Tibulls von 1472. war nach dieſem Geſetze des Schickſals entſtanden. Aus ihr ſind die Venediger von 1475, und einige andere abgeleitet. Die folgenden Herausgeber ließen dieſe liegen, und nahmen eine ſchlechtere Römiſche von 1475 zur Führerinn. Beyde Familien wurden hernach

nach wechselsweise durch einander verbessert, und so entstand die Aldinische erste von 1502; die andere von 1515. übertraf diese an kritischer Genauigkeit sehr. Nun richtete man sich nach diesen beyden; aber gemeiniglich ohne gute Auswahl, weil man die schlechtere öfter, als die bessere abdruckte. Nun folgte Muret, welcher sich um den Dichter sehr verdient machte, aber unglücklicher Weise vom Skaliger verdrängt wurde, der mehr aus despotischen als aus kritischen Gründen, die Verse von einander riß, und in eine beliebige Ordnung brachte. Aus Haß gegen Muret legte er die schlechtere erste Aldinische Ausgabe zum Grunde.

Einige folgende Herausgeber haben, ob sie gleich dem Skaliger nicht gefolgt sind, nichts erhebliches geleistet. Broukhus hat sich durch seine Anmerkungen sehr verdient um den Dichter gemacht, und würde es noch mehr gethan haben, wenn er nicht Skaligern zu blind gefolgt wäre. Vulpius verwarf diese Verbesserungen ganz, und ihr war der Verf. in der ersten Ausgabe gefolgt; jetzt aber hat er sich den guten ältern Ausgaben, vornemlich der erstern Venediger, mehr genähert. Zwar sind noch manche bisher noch nicht gebrauchte Handschriften übrig, aus welchen man den Dichter verbessern könnte; allein es läßt sich von ihnen, da sie nicht sehr alt sind, nicht viel erhebliches erwarten. Denen zu gefallen, welche sie nachsehen wollen, liefert der Verf. eine aus verschiedenen Verzeichnissen gesammlete Uebersicht. Darauf folgt eine Beurtheilung der vornehmsten Ausgaben, die sich hier in keinen Auszug bringen läßt.

Nun Tibulls Leben: nach Prüfung verschiedener Gründe, läßt der Verf. ihn mit Horaz zu gleicher Zeit, das ist, 689. a. V. C. geboren werden. Ob er gleich in den bürgerlichen Unruhen von seinen Gütern manches verlohr: so behielt er doch genug übrig, um im Mittelstande glücklich leben zu können. Und dies war auch seine Hauptneigung. Musen und Mädchen beschäftigten seine Muße. Eine aus dem Ayrmann entlehnte chronologische Beschreibung von Tibulls Leben, die aber der Verf. in vielen Stücken verbessert hat, beschließt diese Abhandlung. Darauf folgen die Dichter, von andern ertheilte Lobsprüche, und —

Endlich die Gedichte selbst. Das nothwendigste zur Erklärung ist unter den Text gesetzt; weitläuftigere Untersuchungen sind für die hinten angehängten Observationen aufbehalten worden. Daß man hier eben den kritischen Scharfsinn,

eben die geſchmackvolle und richtige Auslegung, eben die weiſe Auswahl des wirklich nützlichen und nothwendigen; die gefliſſentliche Entfernung von allem, was blos Auskramung der Gelehrſamkeit iſt; dies alles verbunden mit eben der Beſcheidenheit, die dieſem Verfaſſer eigen iſt, finden wird, dürfen wir unſern Leſern nicht ſagen. Nicht ſagen, daß ihnen hier manche gewöhnlichen Augen unſichtbare Schönheiten des Dichters aufgeſchloſſen werden, und daß man nur dann erſt ſich rühmen kann, ihn ganz empfunden und verſtanden zu haben, wenn man ihn mit dieſen Anmerkungen geleſen hat. An ſtatt bloßer Deklamation, wollen wir lieber aus Beyſpielen die Sache anſchauend zu machen, uns bemühen, ſo viel ſich eine Arbeit, wie dieſe, in einem kurzen Auszuge, wie dieſer, anſchauend machen läßt.

Gleich der erſte Vers der erſten Elegie iſt ein Beyſpiel: diuitias alius fuluo ſibi congerat auro, ſagt der V., ſtehe, für diuitias paret ſibi alius auro congeſto. Wer ſieht hier nicht deutlich die Entſtehung des poetiſchen Ausdrucks aus dem proſaiſchen, und fühlt zugleich ſeine Schönheit? Den dritten und vierten Vers hält er für untergeſchoben: denn ſagen die Obſervationen, (S. 5.) es kann die Rede von keinem andern, als einem gegen den Feind im Lager ſtehenden Soldaten ſeyn. Ein ſolcher aber kann noch nicht viele Aecker beſitzen. Will man ſagen, daß ſolche Soldaten verſtanden werden, die in feindlicher Gränze zugleich Landsleute und Vertheidiger ſind: ſo muß man zugeben, daß dieſe Verſe von einem ſpätern Dichter eingeſchoben ſind. Und labor terret, wie unſchicklich verbunden? Soll man etwa pauor, oder clamor leſen? Das hat keine Autorität für ſich. Und claſſica pulſa, wie ungereimt! War nicht claſſica rauca da? Entweder hat dies urſprünglich hier geſtanden, oder der Vers iſt unächt. Man ſehe hier, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit der Verf. verfähret: jeder andere Kunſtrichter würde zuverläſſig ſeine Muthmaßung für die ächte beſte Art ausgegeben haben; er entſcheidet ohne entſcheidende Gründe nichts. Dieſe Gründe ſind in der That ſiegreich; aber wie, wenn man nun den Dichter eine andere Wendung nehmen ließe? Uns dünkt, eine ſolche ließe ſich hier bequem anbringen; als Vermuthung, als Zweifel, wollen wir ſie wenigſtens herſetzen. Kann nicht der Dichter nicht ſowohl einen gemeinen Soldaten, als vielmehr einen der obern Offiziere im Sinne gehabt haben? Wir ſehen nichts, das dagegen ſtreitet. Ein ſolcher nun erpreßt von den Ueberwundenen

Geld,

Geld, und selbst indem er noch gegen den Feind im Felde liegt, häuft er Schätze, und läßt sich Ländereyen aufkaufen. Auf einen Feldherrn scheint alles vortrefflich zu passen; ein gemeiner Soldat konnte nicht leicht thesauros zusammenscharren, wenn er sich gleich einiges Vermögen ererben könnte. Labor terret kann so viel seyn, als laborando terretur: denn in der That sind die Fatiguen des Krieges nie von aller Furcht entfernt. Vorausgesetzt also, daß classica rauca die ursprüngliche Lesart war, würden wir die vier Verse so übersetzen: Immerhin mag ein anderer Schätze glänzenden Goldes häufen; immerhin weitläuftige Felder fruchttragenden Bodens besitzen; er, der bey unaufhörlichen Fatiguen in feindlicher Nachbarschaft zittert; er, dem kriegerische Trompete den Schlaf verscheucht.

Obgleich die Anmerkung den Ausdruck: vitae inerti traducere, sehr glücklich erklärt (v. 5.); so thut doch dies, welches jeder andere begierig annehmen würde, dem Verf. nicht Genüge. Er fühlt das Harte und Ungewöhnliche darin zu sehr, als daß er nicht in den Observationen lieber hic mea paupertas vitam traducat inertem zu lesen wünschen sollte. Die ehemalige Erklärung, daß modo non (v. 25.) non modo seyn soll, gefällt ihm jetzt nicht mehr; auch die neue, daß es sere ist, befriedigt ihn nicht vollkommen, wegen des folgenden sed. Er will daher lieber iam modo, iam possum contentus viuere paruo, nec semper longae taedia ferre viae. Sit canis aestiuos ortus vitare sub umbra, an statt nec semper longae deditus esse viae, sed u. s. w. lesen. (obseruat. p. 9.) Daß dieß natürlicher und besser ist, als die bisherige Lesart, daran ist kein Zweifel. Da aber diese Lesart nun einmal da ist: so muß man sehen, ob sie nicht einen erträglichen Sinn haben könne. Gesetzt, der Dichter hätte den Gedanken gehabt: ich kann nicht nur große Reichthümer entbehren; sondern auch sogar meinen Mittelstand mir angenehm machen: so würde dagegen nichts einzuwenden seyn. Sollte nicht dies in den Worten liegen können? Wir wagen es, unsere Vermuthung herzusetzen, ohne ihr jedoch mehr Werth als der Heynischen Verbesserung beyzulegen. Modo non, muß alsdenn non modo seyn, longae viae deditum esse, würden wir, weil vorher vom Kriege die Rede war, von einem langen beschwerlichen Marsch verstehen; vitare aestus canis, würde das ländliche Vergnügen des Dichters ausdrücken, und die ganze Stelle übersetzt so lautet:

ten: Jetzt kann ich nicht nur zufrieden mit wenigem leben, und mich den langen Märſchen der Krieger entziehen; auch dem brennenden Hundsgeſtirn kann ich unter einem ſchattichten Baume, am Ufer des vorbeyrieſelnden Baches entgehen. Dabey ſchäme ich mich nicht, zuweilen den Pflug zu regieren, und träge Ochſen mit Stacheln zu ſpornen, oder, u. ſ. w. So dünkt uns, hienge alles gut zuſammen. Der Dichter ſagt: Ich kann nicht nur alle Pracht entbehren, ſondern meine ländliche Ruhe auch mit Vergnügen genießen. Doch iſt dieſe Ruhe nicht von aller Arbeit und Beſchäftigung ganz frey.

Nach dem 34ſten Verſe nimmt der Verf. eine Lücke an, und man muß geſtehen, mit ſo vieler Wahrſcheinlichkeit, als je eine Lücke angenommen worden iſt. Denn der Ausruf: Verſchont ihr Diebe meine Heerde, hängt mit dem folgenden, dem Anſehen nach, nicht zuſammen. Wie aber, wenn man die beyden Verſe in eine Parentheſe brächte? Dann lieſen die Gedanken ſo: Ich bin nicht zu delikat, eine verlaſſene junge Ziege auf meinen Armen nach Hauſe zu tragen. Hier pflege ich alle Jahr meinen Hirten mit den Göttern auszuſöhnen; und der gütigen Pales Milch zu opfern, u. ſ. w. Der Dichter fährt alsdann in der Beſchreibung ſeines Landlebens fort. Die beyden unſchicklichen Verſe können alsdenn nichts weiter ſeyn, als Zärtlichkeit gegen ſeine kleine Heerde, und dieſe ſchiene uns hier um ſo natürlicher, da er kurz vorher von ſeinem geringen Vermögen geſprochen hatte, und dies ſchlummernde Gefühl bey dem Anblicke der Heerde wieder erneuert würde. Den Zuſammenhang würden wir alſo etwa ſo darſtellen: Ich bin nicht zu delikat, eine verlaſſene junge Ziege auf meinen Armen nach Hauſe zu tragen. — (verſchont ihr nur, ihr Diebe und Wölfe meine kleine Heerde, von großen müßt ihr Raub hohlen.) — Hier pflege ich u. ſ. w.

Die Erklärung vom luto facili (v. 40.) die Verbeſſerung detinuiſſe für continuiſſe, (v. 46.) die Vermuthung tepido für tenero (v. 56.) von praecordia ferro vincta (v. 64.) u. ſ. w. ſind eines ſo großen Meiſters würdig.

Wir würden es für Pflicht halten, von dieſem Werke mehr zu ſagen, wenn nicht ſchon die bloße Anzeige von Heynens Werken Lob wäre, und wenn uns nicht der große Reichthum an wichtigen Bemerkungen die Auswahl unmöglich machte. Jeder Verehrer der Alten, und jeder, der zu wiſſen wünſcht, wie ſie müſſen behandelt werden, um in einer ihrer würdigen Tracht unter uns aufzutreten, wird ſich gewiß dieſe Ausgabe

Ausgabe anschaffen, und mit uns wünschen, daß dieser Urheber des ächten Geschmacks in ihren Erklärungen, uns mit mehrern Ausgaben beschenken möge.

Or.

Moses Mendelssohns philosophische Schriften. Erster und zweyter Theil. Verbesserte Auflage. Berlin, 1777. bey Voß.

Ein Werk, über dessen Werth das Urtheil der Nation so laut entschieden hat, bedarf keiner Anpreisung. Veränderungen von Erheblichkeit hat der Recensent in dieser neuen Auflage, so weit er sie mit der zweyten verglichen hat, nicht bemerkt.

Mt.

8. Romanen.

Carl Sievers, eine Geschichte. Erstes Bändchen. Hamburg bey Reuß, 1777. 96 S. 8.

Daß sich dieser kleine Roman, der aber, wenn diesem ersten Bändchen noch viele andre folgen sollten, groß und dicke werden kann, unter einer ganzen Meßlieferung vortheilhaft auszeichnen sollte, haben wir nicht finden können: der Gang der Geschichte, die empfindsamen Scenen, und die ganze Komposition sind, ohne merkliche Fehler, zu gewöhnlich, zu alltäglich, nicht auffallend, nicht anziehend genug, folglich ohne Kraft und Wirkung; das beste daran ist ein leidlicher gefälliger Vortrag. Es ist das erste Specimen des V., der sich dadurch beym Publikum befragt, ob er hier in seinem Fache sey, und ob man ihm zutraue, seine Brüder in einem Roman Tugend und Religion lehren zu können. Sagt ihm das Publikum, er ließe nichts hoffen, so verspricht er sich zu andern Geschäften zu wenden, wodurch er vielleicht nützlicher werden könne. Mit dergleichen Anfragen ists im Grunde doch wohl nichts weiter als ein bloßes Ceremoniel; wie soll das Publikum antworten? doch nicht im abstracto? Und im

concreto

concreto wie denn da? Durch die Kunſtrichter und Recenſenten? Die können wohl nicht für Worthalter und Stimmvertreter des Publikums gelten, da nichts gewöhnlicher iſt, als daß die Schriftſteller von jenen Richterſtühlen an dieſes appelliren. Gewöhnlich calculiren ſich die Scribenten die Antwort des erlauchten Publikums auf ihre Anfragen aus dem Abgang ihrer Schriften heraus, und ſo wird es der Verf. wohl auch machen. Inzwiſchen mag dieſe Antwort herkommen woher ſie will, oder das Publikum mag ganz ſtumm bleiben: ſo wäre unſer Rath, der V. wendete ſeine Zeit immer auf andre nützliche Geſchäfte, und triebe das Romanſchreiben nur ſo nebenher.

Lf.

Geſchichte des egyptiſchen Königs Sethos. Aus dem franzöſiſchen überſetzt von Matthias Claudius. Erſter Theil. Breslau 1777. bey Löwe. 1 Alph. 7½ B. 8.

Dieſe moraliſche Geſchichte, wozu der Verf. der Abbé Terraſſon, die Idee vom Telemach und dem reiſenden Cyrus genommen hat, mag durch den Schwall ſo vieler anderer neuern Schriften ziemlich in Vergeſſenheit gerathen ſeyn, da ſie ohnedem vielen zu ernſthaft geſchienen haben wird. Sie verdiente aber durch dieſe neue Ueberſetzung (wir glauben ſonſt ſchon eine geſehen zu haben) wieder bekannt zu werden. Die Abſicht des Verf. war, theils die Lehren der Moral durch die Ausübung ſeines Helden anſchaulich zu machen, theils die Alterthümer Aegyptens und der alten Welt überhaupt, mit ſeinen muthmaaßlichen Vorſtellungen davon, ſeinem Werke einzuverleiben. Dieſes letzte trägt viel dazu bey, dem Buche vor andern ſeines gleichen etwas auszeichnendes zu geben. Insbeſondere gilt dieſes von den Gebräuchen der Initiation und der Reinigung bey den alten egyptiſchen Prieſtern, die nach den uns aufbehaltenen Spuren, durch die ſehr ergänzende Einbildungskraft des Verf. beſchrieben werden — Die Ueberſetzung iſt ſo gerathen, wie man ſie von Hr. Claudius erwarten kann. Einige kleine Nachläßigkeiten möchten ihm hin und wieder entwiſcht ſeyn, die aber der Mühe des Bemerkens nicht werth waren.

Pj.

Sa-

Satyrische Erzählungen. Erstes Bändchen. Leipzig bey Crusius 1777. 215 S. 8.

Alle Stücke dieser Sammlung waren anfänglich für eine Monatsschrift bestimmt, womit das Publikum vor drey Jahren, unter dem Titel Jupiter, heimgesucht werden sollte; allein da gerade in diesem Zeitpunkte fast alle deutschen Schriftstellerköpfe ihre Gedanken und Einfälle in dem Kleide einer periodischen Schrift auswandern ließen: so fand der V. gut, seine Vorarbeitungen in seinen Schreibeschrank noch eine Weile zu verschließen, und sein längst für die Leser bestimmtes Gericht itzt in einer andern Form aufzutragen. Aus diesem Fragment der Vorrede legt sich die Entstehungegeschichte dieser Erzählungen zu Tage; aus diesen aber selbst erhellet, daß der Jupiter in der periodischen Göttergesellschaft, wenn dergleichen Erzählungen seine Hauptingredienz hätten ausmachen sollen, nicht würde sonderlich geglänzt haben. Außer einem leidlichen Vortrage haben die drey Erzählungen in diesem Bändchen wenig Verdienst. Die erste, Silvans Bibliothek, oder die gelehrten Abentheuer überschrieben, zeichnet sich zwar in Ansehung der Erfindung noch etwas aus; aber sie hat den Fehler einer jeden gedehnten Allegorie, die wenn sich der V. zu sehr darein vertieft, Ueberdruß erregt. Die Erfindungen der beyden letztern sind zu gemeinen Schlages, ohne feines satyrisches Salz, sind theils leeres Spiel der Phantasie, theils Anspielungen auf individuelle nicht sehr interessante Begebenheiten. Unter diesen Umständen wird der V. des Bestrebens seiner gesunden Ellbogen ungeachtet, Mühe haben, sich, wie er sagt, durch siebenzehn Bogen Meßkatalogus hindurchzudrängen, um dem Publikum so vors Gesichte zu kommen, daß er Aufmerksamkeit errege.

Ab.

Auszug aus Eduard Blondheims geheimen Tagebuche. Ein Beytrag zur Geschichte vom Genie und Charakter. Kenne dich selbst! Leipzig in der Dykischen Buchhandlung, 1777. 224 Seiten in 8.

Vielleicht

Vielleicht hat dieses Büchlein ein Verdienst, das ihm der V. nicht zu geben gedachte: es ist eine treffende Satyre auf unsere mit der leidigen Genieseuche befallene Jünglinge. In dieser Beziehung allein, verdient diese Schrift einige Aufmerksamkeit; denn die ganze Geschichte der Krankheit, vom ersten Ueberfall an, bis zum heftigsten Paroxysmus, wird hier nach allen Symptomen beschrieben, und daher könnte diese Lektüre manchem Jünglinge, der vom Genieübel Anwandelungen empfindet, nützlich und lehrreich werden; zumal da die überspannten Projecte des hier aufgestellten Charakters alle vereitelt werden, und endlich das Genie, das alles will und alles kann, ein Taugenichts wird, der ohne Beyhülfe einer gewonnenen Quaterne, das ist, eines aus der Luft gegriffenen Glückes, sein Lebtage ein verdorb+er Mensch blieb. Der V. oder Herausgeber, wie er sich in der voranstehenden Nachricht nennt, giebt dem Leser aber nicht den geringsten Wink von dem, was eigentlich seiner Schrift einiges Interesse giebt, und bringt uns auf die Vermuthung, daß er dahin gar nicht gezielt habe, wo er eigentlich doch getroffen hat; er scheint fast ein Bewunderer des hier geschilderten Charakters zu seyn. Unter die nach der Natur ausgemalten Züge des jugendlich aufbrausenden Kopfes voll Zutrauen gegen seine Schwungkraft, und voll Eigendünkel, rechnen wir hauptsächlich die frühzeitige Sucht des jungen Blondheims, in seinen Schülerjahren ein Heldengedicht zu schreiben, das er hernach, wie billig, wegwirft; den Hang, bey jedem Mädchen Eroberungen zu machen, und aus Eitelkeit die ältere Bekanntschaft wieder gegen jede neuere zu vertauschen; den Recensentenstolz des unbärtigen Kunstrichters, als ihm sein Professor drey Bücher für eine gelehrte Zeitung zu recensiren gegeben hatte. Wenn der junge Herr freylich bedacht hätte, daß er diese Ehre eines gelehrten Handlangers seines Lehrers mit jedem Famulus theilen müßte: so würde er sich nicht soviel darauf zu Gute gethan haben. Wenn der V. seinen gezeichneten Charakter in ein anderes Licht gesetzt hätte: so würde sich auch die Afterphilosophie des letztern besser ausnehmen, die hier leicht, als unverdautes Studentensystem, auf des V. eigne Rechnung kommen dürfte.

Hr.

Thomas

Thomas Imgarten, eine wahre Geschichte. Leipzig bey Crusius 1777. 308 S. 8.

Thomas ist ein Produkt aus der Wertherschule, ein guter treuherziger empfindsamer Junge, seiner Art zu empfinden, denken und handeln nach ein Halbgenie. Er beschreibt sein Leben so lang es thätig war, das ist, von seiner ersten Jugend an, bis zu seiner Verheyrathung, wo er sich in Ruhe setzt, an seinen Freund Philipp in Briefen. In seiner Jugend ward er für ein Findelkind gehalten, und weil er in dem Garten eines Pfarrers sollte ausgesetzt gewesen seyn, gab man ihm den Namen Thomas Imgarten. Der Pfarrer sein Pflegevater, jagte ihn im achten Jahre von sich, weil er ihm mit seiner Peitsche die Tobackspfeife zerbrochen hatte. Ein Kavalier nahm den Knaben auf, ließ ihn mit seinem Sohne erziehen und studieren. Nach der Rückkehr von der Akademie lebte er bey dem jungen Herrn als Freund auf seinem Gute, und vertrieb sich die Zeit mit Empfindeley. Als dieser starb, begab er sich in eine Stadt, wurde Advocat, diente einer Dame in einem Proceß als Sachwalter, verliebte sich in ihre Niece, bekam einen Nebenbuhler, von welchem ihn der Tod desselben doch bald befreyete. Wurde durch Verwendung eines Ministers Kabinetsekretär des Fürsten, schmeichelte sich der nahen Verbindung mit seiner Geliebten, und entdeckte zu seiner Bestürzung, daß sein Schwiegervater sein leiblicher Vater sey; doch glücklicher Weise war seine Geliebte nur eine angenommene Tochter, er konnte sie also doch heyrathen, quittirte seine Dienste, und setzte sich auf das Gut seines reichen Vaters zur Ruhe. Die Entwickelung ist ein wenig zu gesucht, sonst sind aber alle diese Scenen ganz lebhaft ausgemahlt, und in ein ziemliches Licht gestellt, daß der Leser ganz angenehm dadurch unterhalten wird.

Ilr.

8. Mathematik.

Herren C. L. Zieglers, Churhannöverschen Landbauführers, Beantwortung der von dem Königl. Preuß.

General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Direktorio aufgesetzten Preisfrage über die Ursachen der Festigkeit alter Römischer und Gothischer Gebäude, und die Mittel gleiche Dauerhaftigkeit bey neuen Mauerwerken zu erhalten. Berlin 1776. 4. 4½ Bogen.

Der V. fängt mit der Untersuchung an, auf welche Art die Alten ihrem Mauerwerk den Grad der Festigkeit gaben, welchen wir noch an den Ueberbleibseln finden: er erweget dabey die Beschaffenheit der Materialien, das Clima, und die Zeit des Baues, und erweiset, daß nicht alles Mauerwerk der Alten gleiche Festigkeit und Dauer hatte; sondern daß nur die Ueberbleibsel von gutem und festem Mauerwerk sich bis auf unsre Zeiten erhalten haben, und daß auch manches in neuern Zeiten aufgeführtes Mauerwerk, sich noch bis auf die spåte Nachwelt erhalten werde. In der Untersuchung des Mauerwerks der Alten zeiget der V. eine nicht gemeine Belesenheit. Weil aber dieses eine sehr weitläuftige und speculativische Materie ist, so ließe sich noch wohl manches hinzusetzen, und man könnte aus verschiedenen Stellen des Thucydides, Pausanias, Josephus, Strabo und anderer alten Schriftsteller, noch manches nützliche zur Erläuterung dieser Materie ziehen. Es hat uns befremdet, daß der V. von dem Mauerwerk der Alten mit Feldsteinen nichts erwähnet; da doch vermuthlich diese Art von Mauerwerk unter die ältesten gehört. Zur Zeit der Belagerung von Troja waren Mauern von Feldsteinen bekannt, und in spätern Zeiten wurde dergleichen Mauerwerk häufig zu Gothischen Gebäuden gebrauchet. Man findet sowohl an vielen alten Mauern, daß die Feldsteine außerhalb eine glatte Fläche zeigen, und geschicklich durch Unterlagen von kleinern in die wagerechte Linie gebracht worden, als auch daß man die Zwischenräume mit einem ungemein festen Mörtel vollzufüllen gewußt hat. Da diese Festigkeit des alten Mauerwerks mit Feldsteinen verdient um desto eher eine nähere Untersuchung, weil man es auch in solchen Gegenden findet, wo man in einer Entfernung von mehr als 10 Meilen keinen Steinkalk hat, und die Oerter auch an keinem schiffbaren Wasser liegen, daher man zu diesem Mauerwerk, sich des in selbiger Gegend gewöhnlichen Erd-

oder

oder Mergelkalks bedienet hat, und dem ohngeachtet hat man einen so festen Mörtel aus selbigen zu machen gewußt, daß derselbe große Feldsteine dergestalt mit einander verbindet, daß sie auch mit der größesten Gewalt der Brechstangen, Kägel und Picken nicht zu trennen sind, wie Recensent solches selbst bey dem Abbrechen einer Stadtmauer erfahren hat. Noch mehr, man weiß, wie schwer es ist, daß der äußere Putz, wenn er auch von dem besten Kalk ist, lange an Feldsteinen haftet; und doch findet man in dieser Gegend ein altes Jagdschloß, woran das Mauerwerk meistens von Feldsteinen ist, und demohngeachtet hat sich der äußere Putz so gut erhalten, daß man noch gefärbte kleine Felder darauf erkennen kann. — Nachdem der V. mit Ordnung und Gründlichkeit, die Ursachen der Festigkeit des Mauerwerks der Alten untersuchet hat: so zieht er daraus einige allgemeine Regeln zur Festigkeit aller Arten von Mauerwerk; 1) Soll man solche Materialien wählen, welche der Verzehrung durch ihren innern Bau nicht sehr unterworfen sind. Z. B. Kalksteine anstatt Sandsteine, Lederkalk von Gyps oder Spaarkalk. 2) Kömmt es auf gute Bearbeitung der Materialien an, z. B. guten Leim, zu Ziegeln zu nehmen, selbigen gut zu reinigen, und die Ziegelerde in der Witterung eine zeitlang liegen zu lassen, den Kalk bald nach dem Brand einzulöschen, groben Sand ohne Erde zum Mörtel zu nehmen, oder zerstoßene Dachpfannen, Ziegelsteine, Amiant u. dgl. Zu dem Mörtel an feuchte Oerter mehr Kalk und in trockene mehr Sand 3) Auch schickliche Behandlung und Anwendung der Materialien zu den verschiedenen Arten der Gemäuer. Als bey Mauern von Quadersteinen, soll man den Mörtel sehr dünne auftragen, und vor der Luft verbergen. Die Mauern von Ziegel soll man mit einem guten Bewurf versehen, dem Mörtel gegen die Wetterseite Cement und Eisenkörner geben, und zum Verankern, in Wasserwerken, Kupfer und Messing gebrauchen. Das Eisen aber in dem Mauerwerk mit einer Mischung von Theer und Pech überziehen, auch soll man den Gebrauch der doppelten Mauern an feuchte Oerter nachahmen. 4) Auf Beobachtung der Jahreszeit muß man ebenfalls aufmerksam, und z. E. nur so lange mauern als der Mörtel trocknet, die Mauern in der Erde aber nicht gleich verschütten, und dergleichen nützliche Bemerkungen findet man mehrere, welche der Einsicht des V. Ehre machen.

Gründliche Unterſuchung der Urſachen von der Feſtigkeit des alten Mauerwerks, nebſt einem aufrichtigen Unterricht von gehöriger Zubereitung des Kalks zu einem feſtbindenden Kalkmörtel, um ein eben ſo feſtes Mauerwerk als in den alten Zeiten auf die wohlfeilſte Art zu machen, von J. C. Huth, Königl. Preußl. Landbaumeiſter des Fürſtenthums Halberſtadt, Halberſtadt 1777. 8. 3 Bogen.

Und von eben demſelben Verfaſſer:

Nachricht von dem Entſtehen des Schwammes in den Gebäuden, und von den ſicherſten Mittel ſelbigen zu verhüten, dem Publiko zum Beſten mitgetheilet. Halberſtadt 1777. 8. 1 Bogen.

Da dem V. bey Verfertigung ſeiner Unterſuchung von der Feſtigkeit des alten Mauerwerks, die obige Abhandlung des Hrn. Zieglers über eben dieſe Materie unbekannt geweſen iſt: ſo wollen wir ihm ſelbige zur aufmerkſamen Erwägung beſtens empfehlen. Sie wird ihn belehren, daß es nicht der Mörtel allein iſt, welcher die Urſachen der Feſtigkeit des alten Mauerwerks ausmachet, und ſie wird ihn auch mit dem Mauerwerk der Alten auf eine gründlichere Art bekannt machen, wovon er in ſeiner Schrift wenig Kenntniſſe zeiget. Vielleicht bringt ſie ihn auch auf andre Gedanken, indem daß er glaubt, die Alten hätten mehrentheils mit Gypskalk ihr Mauerwerk aufgeführt, (S. 4.) welcher wenn er mit Mauerſand vermiſcht wird, (womit man doch an dem meiſten alten Mauerwerk den Kalk vermiſcht findet) nach ſeinem eigenen Geſtändniß (S. 17.) einen ſchlechten Mörtel giebt. In denen Vorſchlägen, welche der V. thut, um den Mörtel ſo zuzubereiten, daß er dem Mauerwerk die Feſtigkeit gebe, welche man an den Ueberbleibſeln des Mauerwerks der Alten noch ſieht, wird man auch nichts mehr finden, als was jeder Maurermeiſter, der einige Erfahrung hat, von rechtswegen wiſſen muß.

Im zweyten Tractat führt der V. verſchiedene Meynungen von Erzeugung des Schwammes in Gebäuden an, welche aber ſowohl als die ſeinigen noch eine nähere Beſtimmung und Unter-

Untersuchung bedürfen. Aus vielen angestellten Erfahrungen will er bemerkt haben, wo Holz und Kalk beysammen sich in einer gewissen Feuchtigkeit befinden, daß daselbst der Schwamm entstehen soll. Er schlägt daher als ein Mittel den Schwamm in den Gebäuden zu tilgen vor, die Erde, welche unter dem Fußboden liegt, herauszubringen, und anstatt dessen mit trockenem Sand den Fußboden auszufüllen. Diese Vorsicht ist ganz gut; indessen zeiget die Erfahrung eben so oft, daß der Schwamm im Holze entstehe, obgleich kein Kalch bey selbigen zu finden ist, und wenn auch dergleichen kalkichte Erde wirklich unter dem Holz befindlich, so würde das Wegschaffen derselben doch nicht allein das Holz vor dem Schwamm sichern.

Ab.

Allgemeiner und gründlicher Unterricht zu Bauanschlägen, nach welchem alle zu einem Gebäude erforderlichen Baumaterialien, das Fuhrlohn, Arbeitslohn und übrigen Baukosten richtig bestimmt und berechnet, die Anschläge selbst ordentlich und deutlich verfertiget, auch gründlich untersucht und beurtheilet werden können. Erster Theil, welcher die Grund- und Lehrsätze und ihre Anwendung bey der Berechnung aller Baumaterialien und der sämmtlichen Baukosten enthält. Entworfen und herausgegeben von Johann Christian Huth; Halberstadt, bey Groß. 1777. 26 Bogen mit Titel und Vorrede; in Folio.

In diesem umständlichen Titel und in der Vorrede, hat der Verfasser seinen ganzen Plan aus einander gesetzt. Er bekennt in der Vorrede, daß es überaus schwer, ja fast unmöglich sey, einen vollständigen Unterricht zu Bauanschlägen zu verfertigen, der für alle Länder passend und ausführlich genug sey, weil an verschiedenen Orten auch eine Verschiedenheit in Maaßen, Preisen der Materialien u. s. f. herrschen wird. Da indessen Niemand aufs ungewisse einen Anschlag der Ko-

ken eines Gebäudes machen kann: so wird sich freylich jeder Bauherr vorher an einen erfahrnen Baumeister wenden. Doch da auch dieses sehr oft vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, und da es allemal besser seyn wird, mit eignen Augen zu sehen, als mit fremden, so hofft der Verf. durch gegenwärtige Schrift dem Publikum Mittel in die Hände zu geben, wodurch jeder im Stande seyn soll, alle Materialien und übrige Baukosten selbst richtig zu berechnen und zu bestimmen. Um nun zugleich das Werk nicht zu weitläuftig und kostbar zu machen, schränkt sich der V. blos auf bürgerliche und ökonomische Gebäude ein, und er schmeichelt sich, die Hauptsache, worauf es bey Verfertigung eines richtigen Bauanschlages vorzüglich ankommt, nämlich: die Quantität der Baumaterialien und alle beym Bau vorfallende Kosten genau zu berechnen, deutlich und leicht aus einander gesetzt zu haben.

Um aber die Art und Weise, wie eine solche Berechnung angestellt werden muß, recht deutlich zeigen zu können, war es nothwendig, daß der V. sich eine gewisse Gegend wählte, um die Preise der Baumaterialien und aller übrigen Kosten bestimmt anzugeben; er hat hiezu die im Fürstenthum Halberstadt gebräuchlichen Benennungen und Preise der Materialien gewählt, welche indessen vermittelst der in der Anweisung selbst gegebenen allgemeinen Regeln leicht auf jede andre Gegend angewandt werden können. — Nach diesem Entwurf hat der V. sein Werk bearbeitet, und in diesem ersten Theil auch wirklich das geleistet, was er versprochen. Wir wollen also nur ganz kurz dem Leser die darinn enthaltenen Hauptsachen anzeigen: — Zuerst giebt der V. ein Schema eines Preisregisters aller möglichen Baumaterialien, in welchem die gewöhnlichen Preise nach Gelegenheit eines jeden Orts beygetragen werden können; alsdenn folgen im Vorbericht kurze Anweisungen, Linien, Körper und Flächen auszumessen. Alle diese Regeln sind mit so vieler Deutlichkeit abgefaßt, als es ohne Kenntniß der theoretischen Geometrie möglich war, und zum Ueberfluß werden sie noch durch wohlgewählte praktische Aufgaben erläutert. — Zu Verfertigung eines richtigen Bauanschlages werden folgende drey Hauptstücke erfordert: Bestimmung der Kosten der **Materialien**, des **Fahrlohns** und des **Arbeitslohns**: und dies wird nun in drey besondern Abschnitten ausgeführt. Der erste Abschnitt von den Materialien enthält 17 Kapitel, in welchen alles sehr umständlich aus einander gesetzt ist. — Um die Stärke horizontalliegender

Balken

Balken zu bestimmen, giebt Herr H. diese leichte und faßliche Regel: Man nehme zur geringsten Stärke eines jeden Zimmerholzes ohne Länge 6 Zoll, und thue auf jeden Fuß seiner Länge, so weit es frey liegt, ½ Zoll hinzu: so muß z. B. ein ganz frey liegender 24füßiger Balken 12 Zoll stark seyn; wäre aber eben dieser Balken in der Mitte unterstützt, so dürfte er nur 9 Zoll stark seyn. Bey perpendikulär und schrägstehenden Zimmerhölzern hingegen, berechnet er die Stärke ohne Länge 6 Zoll, und giebt auf jeden Fuß Länge ⅛ Fuß in der Breite zu. Die Stärke aller übrigen einzelnen Bauhölzer ist besonders angegeben, und es sind größtentheils Resultate der Silberschlagschen Berechnungen: auch stimmen die Berechnungen des Herrn Keferstein im vierten Kap. des dritten Hauptstücks seiner Baukunst hiermit überein. Destomehr Dank verdient unser Verfasser, daß er alle diese Theorien den Ungelehrten und Fremdlingen in der Mathematik auf deutliche und einfache Sätze reducirt. Den Beschluß dieses ersten Kap. macht eine überaus brauchbare Tabelle zur Ausrechnung alles desjenigen Bauholzes, das zu einem Gebäude erfordert wird. Auf eben diese Art behandelt Herr H. alle folgende Kapitel dieses Abschnitts, und fügt allenthalben, wo es nöthig ist, sehr gute und nützliche Tabellen bey. Der 2te Abschnitt handelt vom Fuhrlohn, welches nach Anleitung des V. aus folgenden drey Stücken bestimmt werden muß: 1) aus der Entlegenheit des Orts, 2) Preisen des Futters, und 3) aus der eigenthümlichen Schwere der Ladung; sind diese drey Stücke bekannt, so bestimmt der V. daraus die billig mäßigen Preise des Fuhrlohns; freylich wird man sich nicht an allen Orten nach den hier angegebenen Preisen richten können, da es die mehreste Zeit, besonders in solchen Ländern, wo die Polizey in diesem Punkt etwas nachsichtig ist, auf den Accord ankommen wird, den man mit den Fuhrleuten treffen kann; der Jahrszeit, und besonders der Beschaffenheit des Weges zu geschweigen, der den Preis des Fuhrlohns oft mehr erhöht, als alle drey vom V. benannte Stücke; besonders wenn die Herren Wegecommissarien in den Kummermonaten, aber bey heiterm klaren Frostwetter herumreisen, die Wege zu besichtigen, in schlimmern Jahrszeiten aber gar weislich auf ihren Stuben bleiben, wie dies besonders in einem gewissen kleinen Lande so geschehen soll. — Doch darauf hat unser Herr V. nicht rechnen können, weil er so glücklich ist, da nicht zu wohnen. — Der 3te Abschnitt bestimmt endlich das

Arbeitslohn. Dieser Abschnitt ist besonders lokal, und die hier angezeigten Preise werden fast in jedem Lande anders seyn. Indessen geht dadurch der allgemeinen Brauchbarkeit des Werkes nichts ab, weil jeder sich die Preise nach Gelegenheit seines Orts und Landes verändern kann. Der Verfasser verdient allemal sehr vielen Dank für das Geschenk, welches er dem Publikum mit diesem Produkt gemacht hat, und wir können es, außer den Baumeistern von Profession, die gewiß immer sehr viel interessantes darinn finden werden, besonders Beamten und Kammerbedienten empfehlen. Freylich sollten diese wohl in dergleichen Sachen nicht so ganz fremd seyn; aber da sich dies doch leicht unglücklicher Weise zutragen kann, und es einem solchen Mann, wenn er schon im Amt ist, fast allemal an Gelegenheit fehlen wird, sich mit diesen Dingen bekannt zu machen, weil die mehresten, und fast alle Anleitungen zur Baukunst, zum Unglück für sie! ohne mathematische Kenntnisse nicht verstanden werden können: so haben sie hier ein Buch, welches sie mit vieler Bequemlichkeit, und ohne Mathematik, durchstudieren können. Wer es sich noch bequemer machen will, dem giebt der V den Rath, sich dies ganze Buch mit weiß Papier durchschießen zu lassen, um die an seinem Orte üblichen Benennungen, Maaße und Preise beyschreiben zu können. Es möchte dies wohl anfangs etwas mühsam seyn; allein denn wird der Besitzer dieses Buchs auch eben so viel Nutzen davon haben, als wenn es ganz speciell für seinen Ort geschrieben wäre. — Wir sehen dem zweyten Theil, der mit wirklich ausgearbeiteten Anschlägen und Rissen erläutert werden soll, mit Verlangen entgegen.

Ir.

Anfangsgründe der Mathematik, zum Gebrauch der mathematischen Schule des Kayserl. Königl. Artillerie-Corps. Zweyter Theil. Erster und zweyter Band, welcher die Geometrie enthält. Verfaßt von Leopold Unterberger. — Wien, bey Trattnern. 1776. 8.

Ohngeachtet der erste Theil uns schon Bürge für die Gründlichkeit der folgenden war; so finden wir unsere Erwartung doch noch auf eine angenehme Art übertroffen. Die Geometrie

metrie ist auf eine leichte und dabey gründliche Art, und sehr vollständig vorgetragen. Der Verf. bedient sich hin und wieder der Algebra, um seine Beweise geschmeidiger und faßlicher zu machen. Ohngeachtet dieses nun freylich denen nicht gefallen wird, die eine Euclidische Strenge und Evidenz in geometrischen Beweisen verlangen; so würde doch der Verf. dadurch viele, und besonders den größten Theil derjenigen, für die dieses Werk eigentlich bestimmt ist, von der Erlernung dieser Wissenschaft abgeschreckt haben. Denn daran ist kein Zweifel, daß der Verf. nicht die Geometrie auf eine der Methode der Alten sehr nahe kommende Art vortragen könnte, wenn er es für gut fände. Die zweyte Abtheilung der Geometrie, welche die Anwendung oder den praktischen Theil derselben enthält, ist vorzüglich wohl eingerichtet und ausgearbeitet. Nachdem der Verf. die Gründe der geradlinigten Trigonometrie vorgetragen, und die Einrichtung der Sinustafeln gezeigt: so schreitet er zu dem Gebrauch derselben, um die bey geradlinigten Dreyecken vorkommenden Aufgaben aufzulösen. Hier werden durch verschiedene Beyspiele die Anfängern öfters aufstoßenden Schwierigkeiten bey dem Gebrauche der Tafeln gehoben.

Eine Kenntniß der zum Aufnehmen der Gegenden und Länder brauchbaren Instrumente, ist einem practischen Geometer unentbehrlich; es ist aber nicht selten, Feldmesser zu finden, die den Meßtisch, die Boußole und das bekannte Semphometer nur nach der einfachsten Einrichtung kennen, und von einem verbesserten kaum einen Begriff haben. Der Hr. Verf. giebt daher auch eine kurze aber deutliche Beschreibung der Meßinstrumente, und zeigt ihre durch Hülfe der Fernröhre und durch die Eintheilung des Nonius verbesserte Einrichtung. Aber die Instrumente können öfters bey der Arbeit fehlerhaft ausgefallen oder durch den Gebrauch es geworden seyn. Ehe man daher zum Gebrauch schreitet, so ist es nothwendig, sich von der Richtigkeit derselben zu überzeugen. Der Verf. zeigt daher, wie man sich bey der Prüfung und Berichtigung der Instrumente verhalten, und selbst durch ein fehlerhaftes, wenn man die Größe des Fehlers genau kennt, richtig messen kann. Endlich schreitet der Verf. zur Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf mehr zusammengesetzte Fälle, und zur Aufnahme einer ganzen Gegend. Hier wird mancher, der vielleicht schon eine Menge von Gegenden aufgenommen hat, verschiedenes finden, woran er vielleicht in

seinem Leben noch nicht gedacht hat, wie z. B. die Stralenbrechung, von der der Verf. zeigt, daß sie in manchen Fällen nicht aus der Acht gelassen werden darf; einige astronomische Aufgaben, die der practische Geometer mit Nutzen bey der Orientirung seiner Plane gebrauchen kann ꝛc.

Das Nivelliren wird von dem Verf. nicht vergessen. Er träat die Gründe dieser Wissenschaft vor, giebt einen kurzen Artß der dabey zu gebrauchenden Instrumente, und endlich zeigt er das Verfahren selbst. Eine Anwendung der Geometrie auf einige in die Artilleriewissenschaft, Ingenieur- und Minenkunst einschlägende Aufgaben machen endlich den Beschluß dieses Theiles. Ez.

Lehrbuch, darinn ein kurzgefaßter Unterricht aus verschiedenen philosophischen und mathematischen Wissenschaften, der Historie und Geographie, gegeben wird. Zum Gebrauch in Schulen. Mit Kupfern. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, im Verlage der Realschulbuchhandlung. 1777. 1 Alph. 19 Bogen in 8. vier Kupfer.

In dieser Auflage sind, wie der Verleger selbst sagt, in den sieben ersten Kapiteln keine beträchtlichen Zusätze gemacht worden. Das achte Kapitel aber ist, so viel es bey dem beschleunigten Druck möglich war, verbessert und etwas erweitert worden. Im II. B. 2 St. 262 S. unserer Bibl. stehet eine Anzeige der zwoten Ausgabe. Was dort, wegen des unrichtig durch Achteck, Zwanzigeck übersetzten Octandrum, Icosandrum erinnert worden, ist gleichwohl noch jetzt nicht berichtiget. S. 204. und 205. heißt es immer noch: Körperliches Achteck, Zwölfeck, Zwanzigeck. Und warum wird der Balken, das Prisma, die Pyramide, zu den regulären Körpern gezählet, und doch dahinterher angemerkt, daß sie nicht dahin gehören? Auch der Grund, warum nur die bekannten fünf oder sechs Körper regulär zu nennen, ist unrecht angegeben: weil in denselben alle Flächen, die sie einschließen, einander gleich sind. Wenn sonst nichts dazu erfodert wird: so giebt es ihrer weit mehrere. Pi.

9. Natur-

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

Naturlehre für die Jugend, von Joh. Jac. Ebert, Prof. der Math. zu Wittenberg. Leipzig bey Weidm. Erb. und Reich. 1777. 342 Octavs. 12 Kupferplatten.

Enthält Vögel, Fische, in der gemeinen Bedeutung des Worts, und Amphibien. In den Eintheilungen folgt Hr. E. meistens dem Linne, besonders nach Müllers Ausgabe. Gute Wahl der Sachen, und ein deutlicher und die Aufmerksamkeit unterhaltender Vortrag empfehlen auch diesen Band, wie andere Schriften dieses Verfassers. Die Kupfer sind von Tab. 23 bis 34 mit den des ersten Bandes fortgezählt. Meistens sind bey ihnen Seligmann und Catesby gebraucht worden, bey den wallfischartigen Thieren, Egede und Zorgdrager. Wäre auch der Titel: Naturgeschichte, nicht dem Inhalte angemessener? Um desto mehr, da die Naturgeschichte mit der Ausführlichkeit, wie sie jetzt als Modestudium getrieben wird, nicht mehr als ein Theil der Physik beygefügt werden kann. Freylich ließe sich das nicht wohl ändern, wenn gegenwärtiger Band den zweyten zu dem ersten abgeben soll, den ein anderer Recensent in der allg. d. B. 31 B. 518 angezeigt hat. Es wäre aber immer besser, nach der Ausführlichkeit, mit welcher jetzo die Naturgeschichte als Modegelehrsamkeit vorgetragen wird, auch die Jugend zu belehren, daß sie was von der eigentlichen Physik abgesondertes ist.

B.

Physikalisch-chemische Abhandlungen, von J. C. Polykarp Erxleben. Erster Band. Leipzig, bey Weygand. 1776. in 8. 357 Seiten.

Dieser Band enthält sieben Aufsätze: 1) über die fixe Luft und die fette Säure — 2) Bemerkungen über den mineralischen Purpur — 3) Chymische Untersuchungen des rothen Alauns, den die Gebrüder Gravenhorst zu Braunschweig verfertigen — 4) Einige Anmerkungen über das plötzliche

plötzliche Gefrieren desjenigen Wassers, das außer Berührung mit der Luft der Atmosphäre gesetzt worden ist — 5) Ueber den Nutzen der Schwimmblase bey den Fischen — 6) Einige Bemerkungen zur Naturgeschichte — 7) Beschreibung eines neuen Werkzeuges, wodurch man das Wasser sehr bequem mit fixer Luft schwängern kann. In dem Aufsatze über die fixe Luft und die fette Säure, holet der Verf. weit aus, und rechnet uns alle Meinungen der Schriftsteller über diesen Gegenstand her, begünstigt die Theorie des Blak Macbride u. a. m. von der fixen Luft, dahingegen oft mit den Anhängern der Meyerischen Theorie unbarmherzig umgegangen wird, welches denn besonders die Herren Cranz, Wiegleb und einige andere trifft. Oft will der Verf diesen beyden so sehr geschickten Männern die fünf Sinne absprechen, welches wir von einem Manne, der selbst so viele Verdienste hat, kaum erwartet hätten. Sehr schwankend scheint uns indessen des V. Versuch S. 255. zu seyn, da er nicht meldet, ob seine zu den Versuchen angewandte Silberglätte und Mennige frisch gewesen, oder ob solche lange der freyen Luft ausgesetzt gewesen; denn hierbey ist der Unterschied gar beträchtlich, weil sie durch die Länge der Zeit das Kaustikum verlieret, welches sich an die metallischen Kalche angehängt hatte. Daß der Gravenhorstische Alaun seine Farbe von Koboldtheilchen hat, war uns sonst auch schon bewust. Sehr bemerkenswerth sind die Anmerkungen über das plötzliche Gefrieren desjenigen Wassers, das außer Berührung mit der Luft der Atmosphäre gesetzt worden ist.

Bl.

Beyträge zur Naturgeschichte, sonderlich des Mineralreichs, aus ungedruckten Briefen gelehrter Naturforscher. Zweyter Theil. 1776. in 8. Altenburg, bey Richter. 264 Seiten.

Wir bestätigen völlig das im 26sten Bande der Bibliothek über den ersten Theil dieser Beyträge gefällte Urtheil. Weniger bedeutende Nachrichten sind auch in diesem zweyten Theile mit solchen untermischt, die allerdings brauchbar sind. Ueberhaupt sieht man es diesen Briefen und vielen andern sogenannten mineralogischen Schriften unserer Zeit sehr

ſehr leicht an, daß ihre Verfaſſer in flachen und flözartigen Gegenden beobachtet, gedacht und geſchrieben, und daß ſie die rauhern gebürgichten Gegenden, die dem ächten Mineralogen gleichwohl die merkwürdigſten ſind, von ihren Unterſuchungen ausgeſchloſſen und andern überlaſſen haben. Petrefaktenkunde iſt der Hauptgegenſtand dieſer Briefe, und man könnte daher mit Recht erinnern, daß die Naturgeſchichte des Mineralreichs weniger, als die des Thier- und Pflanzenreichs, durch ihre Bekanntmachung gewonnen habe. Auch ſcheint es, daß der Herausgeber dies eingeſehen hat: denn ſonſt wüßten wir wohl nicht, ob die Erklärung, was Glaßerz ſey, (S. 202) und die Nachrichten vom Kochſalz (S. 228. und 229) vom Schwefelkies, (S. 230) und vom Selenit (S. 233 und 234) für Leſer, die mineralogiſche Kenntniſſe beſitzen, lehrreich oder nöthig ſeyn können. Bisweilen kommen auch wohl offenbare Fehler wider die Mineralogie mit vor. Z. B. S. 166, wo es geſagt wird, daß die ſo genannten glasartigen Steine ohne Zuſatz im Feuer ſich zu Glas ſchmelzen laſſen. Wenn ſie rein ſind, ſo geſchieht das wohl niemals in dem gewöhnlichen Feuer der Windöfen, oder vor Blasbälge. Die allgemeinen Bemerkungen über die Lagerſtädte der Verſteinerungen S. 259 — 263. ſind zu unerheblich, und ganz abgenutzte Gemeinörter. Auf die Hypotheſe von den ſo genannten Congelationsſteinen wird hin und wieder gar zu zuverſichtlich gebaut. Am allerwenigſten aber kann man die Nachrichten von verſchiedenen Gruben und Bergwerken, die in dieſen Briefen vorkommen, inſtruktiv heißen. Es gereicht ihnen eben nicht zu einer gar großen Empfehlung, daß ſie von wirklichen Schichtmeiſtern entworfen ſind, wie der Herausgeber im 1ſten Theil S. 57. verſichert; denn ſie tragen wirklich alle Merkmale der geringen Einſichten vieler dieſer Leute, in der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung und in der wiſſenſchaftlichen Bergwerkskunde, an ſich. Indeſſen muß man doch dem Herausgeber für die Mittheilung derſelben danken, ſie mögen nun gerathen ſeyn, wie ſie wollen. Eine jede noch ſo unvollſtändige Nachricht aus dieſem bisher ſo wenig bearbeiteten Fache nützlicher Kenntniſſe, verdient Aufmerkſamkeit und aufbewahrt zu werden, wenn ſie nur wahr und richtig iſt. Jr.

Pomona Franconica. Deſcription des Arbres fruitiers les plus connues et les plus eſtimées

en

en Europe, in qui cultivent maitenant au Jardin de la Cour de Wurzbourg etc.

Pomona Franconica, oder natürliche Abbildung und Beſchreibung der beſten und vorzüglichſten europäiſchen Gattungen der Obſtbäume und Früchte, welche in dem Hochfürſtlichen Hofgarten zu Würzburg gezogen werden. Nebſt den hauptſächlichſten Anmerkungen über deren Erziehung, Pfropfung und Pflege von Johann Mayer, hochfürſtlichen Würzb. Hof- und Reſidenzgärtnern. Erſter Band. Nürnberg, bey Winterſchmidt, 1776. gr. 4. 19 Bogen. 34 Kupfer, den Plan des Gartens mitgezählt.

Wenn der theoretiſche Botaniſt ſich über neue Entdeckungen in ſeiner Wiſſenſchaft freut, jede neue Art betrachtet, unterſucht und beſchreibt, jedes neue Geſchlecht zu ſeinen nächſten Verwandten bringt, und mit den gehörigen Merkmalen kenntlich macht: warum ſollte denn nicht der practiſche berechtiget ſeyn zu fordern, daß auch für ihn gearbeitet würde? zumal dieſer den Vorzug vor jenem hat, daß er ſeine Pflanzen leichter den Sinnen vorſtellen kann, die man bey wichtigen Entdeckungen (und das ſind die aus entfernten Gegenden) nur bloß in Gedanken ſich vorſtellen muß. Ueberdem verdienen die verſchiedenen Obſtarten, die uns im Sommer durch Anſehen, Geruch und Geſchmack ſo oft erfreuen und erquicken, dieſe Art von Dankbarkeit gegen den Schöpfer, daß wir ſie nebſt ihrer beſten Wartung genauer kennen zu lernen ſuchen. Herr Mayer verdient daher mit Recht den Dank aller Kunſtverſtändigen, daß er ein ſo vortreffliches Werk liefert, als wir jetzt unſern Leſern bekannt machen. Und wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß der Winterſchmidtſche Grabſtichel nie beſſer angewandt worden, und nie ſchöner ſich gezeigt als in dieſem Werke. Ob wir gleich dies unſern Leſern nicht hier beweiſen können; ſo ſind wir doch verſichert, daß ſie mit uns einig ſeyn werden, wenn ſie das Buch ſelbſt zur Hand nehmen.

Das

Das ganze Werk ist, wie schon der Titel zeigt, französisch und deutsch, die einzige Unbequemlichkeit, die wir entfernt gewünscht hätten, durch Trennung beyderley Sprachen, so daß jeder kaufen könnte, was er wollte. Nach einer Vorrede von 4½ Bogen, von der Würde der Gartenkunst, und von den großen Männern, die sie getrieben haben, zeigt der Verf. daß sein Werk, obgleich im Grunde auf den du Hamel gebauet, doch einen andern Zweck und weitere Ausdehnung habe; handelt darauf von den verschiedenen Arten der Gärten, d. i. von chinesischen Gärten, Parks und dergl. und beschreibt einigermaßen die Lage des fürstl. Würzburgischen; dessen erlauchter Besitzer einen zu richtigen Geschmack hatte, um statt eines Gartens eine Wildniß anzulegen.

Hierauf folgt eine Bibliotheque du Jardinier-Fruitier, und deutsch: Büchersammlung über die Obstgärtnerey, von S. 70—99. wo aber das Deutsche viel Eigenes hat, und nicht bloß Uebersetzung ist, das Französische aber mit dem **Theophrastus** anfängt, und so die sämmtlichen Classiker durchgeht, welches freylich aus den besten Quellen, die auch angezeigt worden, geschöpft, aber unsers Bedünkens nicht zweckmäßig ist, weil schwerlich vom Gärtner oder Gartenliebhaber erwartet werden kann, daß er der gelehrten Sprachen kundig sey.

Dann folgt die Abhandlung selbst. **Die Apricose. Acht Kupfer. Der Mandelbaum. Acht Kupfer. Der Pflaumenbaum. Siebenzehn Kupfer. Um ein Exempel zu geben,** wollen wir die Ueberschrift der Apricose hersetzen:

Abricots. **Die Apricosen.**

Graece: Μῆλα Ἀρμενιακὰ, Πρωικόκκια, Βυρικόκκια. *Lat.* Mala Armeniaca, Epirotica, Orbiculata, praecocia, praecoqua. *Angl.* Apricoks, Apricots. *Hisp.* Albiricoques, Alvarcoques. *Ital.* Bricocoli, Armellini, Armoniache, Baccoche. *Belg.* Abricoques, Vroeghe Peersch-kens.

Raius XXX. Arb. fr. non umbilicato, quarum flores fructus basi cohaerent. Fr. semp. pulp. I. Prunif. R. M. 1513. *Tournef.* XXI. Arb. Rosac. Pist. in fr. osſiculo foetum. Inst. R. H. 623. *Linnaeus* XII. Icosandr. I. Monogyn. Gen. Pl. 396.

Diese Namen werden sodann zum Theil kritisirt, und in einer Note die deutschen Namen angeführet. Dann wird die Statur des Baumes beschrieben, nebst der Blüthe und Frucht, nach Figur, Zahl der Theile, Größe und Farbe. Bey den Mandeln

Mandeln und Pflaumen auch eine Erwähnung der nicht europäischen Früchte von ähnlicher Art; und von allen der verschiedene Gebrauch. Mehr können wir hier nicht ausziehen; aber wir wiederholen es, daß die Kupfer sowohl vom Stich als Illumination zu den schönsten gehören, die wir in Deutschland haben. Es ist von sehr vielen der Durchschnitt auch vorgestellt, um das Anhangen des Kerns zu sehen, obgleich im Werke selbst weit mehr Spielarten angeführt werden, als in Kupfer gestochen zu werden verdienten, z. E. von Pflaumen 236. Wer würde diese auch nur zu sehen verlangen?

Da aber der V. S. 25 in der Anm. fragt: „Wäre es wohl nicht möglich, sich durch Versuche von der Wirklichkeit solcher vermuthlichen fremden Befruchtungen zu überzeugen, und einige durch Kunst nachzuahmen, (wenn z. E. der Saamenstaub von Pfirsichen und Mandeln eine Apricose befruchtet) um zu erforschen, wie die Früchte stufenweise dadurch besser oder schlechter werden? — so antworten wir, daß wir dies nicht nur für möglich halten, sondern auch für sehr nützlich. Ja nicht nur Herr Mayern, sondern selbst seinen gnädigsten Fürsten möchten wir um die Veranstaltung derselben ersuchen. Schwer würden sie freylich seyn, auch wohl nicht das erstemal gerathen; aber man hat noch schwerere zu Stande gebracht. Vielleicht ließe es sich bey solchen Bäumen am besten machen, die nach dem Pfropfen zum erstenmale blühen.

Liber singularis de Byſſo Antiquorum, quo ex Aegyptia lingua res veſtiaria antiquorum, inprimis in S. Codice Hebraeorum occurrens, explicatur. Additae ad calcem Mantiſſae Aegyptiacae V. Omnia cura et ſtudio *Io. Reinholdi Forſter*, LL. D. Lond. 1776. 8 mai. 10 Bogen.

Die weitläuftige Sprachgelehrsamkeit des V. ist schon aus einigen Abhandlungen seinen Landsleuten bekannt, und auch diese bestätigt sie von neuem. Er beweiset zuerst aus dem Herodotus, Arrianus, Isidorus, Jul. Pollux und andern, daß βυσσος nicht Wolle, sondern Baumleinen (linum arboris) sey, daß es in Indien, Arabien und Aegypten gewachsen und der Ebräer Sheſh sey. Ferner, daß die Seres in der heu-

tigen

tigen kleinen Buckahoey gewohnt und von ihnen die ſerica fertig verhandelt worden, die aus dem bombycino oder der eigentlichen Seide zum Aufzug, und dem erwähnten lino ligneo zum Einſchlag beſtand; dies aber ſey Goſſypium arboreum Linnaei. Beyläufig werden die vom Linné angeführten Arten von Bombax und Goſſypium angegeben, mit einigen Anmerkungen S. 36—39. Er macht darauf wahrſcheinlich, daß die Nachkommen Abrahams, die bey ihrem nomadiſchen Leben (Hordenleben würden wir ſagen, wenn man dabey nicht an die Tatern denken wollte) den Flachs- und Baumwollenbau nicht verſtunden und nicht treiben konnten, mit der Sache ſelbſt auch den Namen von den Aegyptern bekommen, wo der letztere längſt bekannt war.

Nun bringt der V. Beweiſe aus Zeugniſſen bey, daß die Aegypter ihre Todten in Binden von baumwollen Zeug (d. i. von Cattun) eingewickelt haben, und beſtätigt dies mit ſeinen Unterſuchungen im brittiſchen Muſeo, denen durch die aus dem Plinius lib. XIX. c. 1. angeführte Stelle: ſuperior pars Aegypti — fruticem gignit, quem aliqui Goſſipium vocant, plures xylon, et ideo lina inde facta, xylina; und der Auflöſung dieſes Namens in ſeine drey ägyptiſchen Stammwörter das Siegel aufgedrückt wird, S. 70. und nach unſerm Urtheile zur völligen Ueberzeugung des Leſers, weil ſie bedeuten den Baum, der den Begräbnißbyſſus trägt. Im folgenden erklärt der V. bis S. 92. acht Arten von [illegible] und 13 von [illegible], und zeigt, daß auch dieſe Wörter ägyptiſchen Urſprungs ſind, ſo wie auch das den Iſraeliten verbotne Schaatnetz *), worunter er ein baumwollenes mit goldnen Figuren von Thieren durchwirktes Kleid verſteht, dergleichen Herodotus eins beſchreibt.

Die Mantiſſa erklärt 1) den Namen des Erzvaters Joſeph Zaphnat Paeneach, 1 B. Moſ. 41, 45. (den Luther überſetzt: den heimlichen Rath) durch ſcriba diuini ſpiritus aeterni ſehr wahrſcheinlich. 2) Das vor ihm herausgeruſene Haprechek, (Luther: der iſt des Landes Vater) Kap. 41, 45. durch a Rege cinctus. 3) Das 2 B. Moſ. 11, 3 und 5. vorkommende Wort תֵּבָה, (Luther: ein Käſtlein) durch ein von Palmblättern geflochtenes Fahrzeug, wodurch zugleich die Schwierigkeit wegfällt, wie ein ſo kleines Kind in einem Käſtchen

*) 3 B. Moſ. 19. 19. und 5 B. Moſ. 22, 11.

Käſtchen habe athmen können, weil man es ſich oben vermacht vorſtellt. 4) Das Wort Chernb, was der Ritter Michaelis ſchon lange durch Donnerpfeile erklärt hatte, aus der ägyptiſchen Sprache durch Spiritus tonitru, welches in der Sache ſelbſt oder der Bedeutung nichts verändert. Die letzte Beobachtung vom Topaſe der Alten, leitet auch dieſen Namen aus der ägyptiſchen Sprache ab, worinn wir ihm aber nicht folgen können; ſondern nur anzeigen, daß der V. uns überzeugt habe, ſowohl von der Abſtammung, als auch davon, daß jener mit unſerm Chryſolith derſelbe ſey. Beyläufig wird noch erwähnt, daß die Statue der Arſinoe von vier Fuß in einem Stücke, aus einem für Smaragd gehaltenen grünen Steine, vermuthlich nur Schörl geweſen ſey.

Hz.

Adami, Potkoniczky de Metallis petrificatis Recitatio. Ienae, 1775. 4. 18 S. bey Straußen.

Der paradoxe Titel dieſer kleinen Schrift zog unſere Aufmerkſamkeit an ſich; wir laſen ſie, aber ohne alle Befriedigung unſerer Wißbegierde, weil die ganze Sache auf ein Wortſpiel hinaus läuft. Verſteinerte Metalle nennt der V. die durch Verwitterung oder Verroſtung entſtandene Ochern und Kalke, welche entweder für ſich allein oder mit andern Erden und Steinen zuſammengebacken und ſteinartig verhärtet ſind. Er beweiſet erſtlich die Möglichkeit der Verwitterung, Auflöſung und Verroſtung der Metalle, vorzüglich des Eiſens, woran kein Menſch zweifelt; zweytens, daß dieſe Ochern zuſammenſintern, und vor ſich allein oder mit nahe anliegenden Erden und Steinen verbunden viele Härte annehmen könnten, welches ebenfalls bekannt iſt; und zuletzt führt er Beyſpiele einiger eiſernen Geräthe an, die beynahe ganz verroſtet und doch hart ſind, mit Beybehaltung ihrer vorigen Geſtalt, die ihnen die Kunſt gegeben hatte. Das ſind nun ſeine verſteinten Metalle, die die Lithologen bisher in ihren Verzeichniſſen nicht aufgeführt haben. Wir wundern uns nicht wenig über den Beyfall, den der Verf. über dieſe Vorleſung erhalten haben ſoll, deſſen er gleich anfangs in der Zueignungsſchrift gedenkt. Nach ſeiner Erklärung iſt jeder, an der Luft getrockneter eiſenſchüſſiger Ziegelſtein, jede alte Mauer, jede Verbindung mehrerer Marmortafeln durch Steinkitt oder Steinleim, jede Breccia,

vercia, und die mit tauben Bergen verſetzten Oerter in Gruben, oder der ſogenannte alte Mann, wo alles gemeiniglich unter einander verſintert, ja jede jaſpisartige Erhärtung einer Bolarerde und eine jede Verroſtung alten Eiſens für metalliſche Verſteinerungen, oder wie er ſagt, verſteinerte Metalle anzuſehen. Eine verhärtete Ocher iſt eben ſo wenig ein vollkommenes Metall zu nennen, als bloßes Laugenſalz ohne vitrioliſche Säure für vitrioliſirten Weinſtein ausgegeben werden kann; weil zu beyden noch Beſtandtheile fehlen. Und wenn man von wirklichen Verſteinerungen redet, ſo verſteht man darunter nicht, daß z. B. ein vegetabiliſches Holz ſo hart als Stein angetroffen werde (denn es giebt viele unverſteinte, natürliche Holzarten, die härter ſind, als manche Steine) ſondern man fordert, daß die Subſtanz des Holzes in wirklichen Stein verwandelt ſey. Die bloßen Abdrücke der vegetabiliſchen Körper, die Inkruſtaten, Ueberzüge und die in Steinen und Erden unverändert eingeſchloſſenen Gewächſe halten die Petrefactenkündige ſelbſt für keine wahre Verſteinerungen. Zu ſolchen wird nothwendig eine, zu dem vegetabiliſchen Körper hinzugekommene und damit innigſt verbundene und einverleibte fremde ſteinartige Materie erfordert, die den Körper durch und durch durchdringt und von ſeiner vorigen Natur wenig oder nichts, als die Geſtalt zurück läßt. Die Pflanze oder das Thier iſt in ſeinen kleinſten Theilen und Zwiſchenräumchen mit Steinmaterie ausgefüllt und gleichſam balſamirt und nicht bloß damit, wie z. B. die Inſecten in dem Bernſteine übergoſſen. Welche fremdartige verſteinernde Materie iſt nun wohl zu den eiſernen und andern metalliſchen Petrefacten des Verfaſſers hinzugekommen und hat aus dem Eiſen Stein gemacht? Iſt nicht das Verroſten des Eiſens und die Erhärtung der Eiſenocher vielmehr eine Folge der Eigenſchaften des Eiſens ſelbſt, als eine Wirkung eines heterogenen Weſens? Und wenn Eiſenfeil, Eiſenocher und dergl. in Sand, in Kalkmörtel oder andern Erden eingemiſcht iſt, und eine mit der Zeit ſteinharte Maſſe daraus entſteht, iſt nicht das Eiſen alsdenn an der Härte, genauen Verbindung und an dem Zuſammenroſten des Gemenges Schuld; folglich (wenn ich ſo uneigentlich reden ſoll) die verſteinernde Materie ſelbſt, und nicht die von andern verſteinert wird? Wozu dienen denn nun wohl ſolche Wortſpiele, beſonders wenn ſie ſich auf falſche Vergleichungen gründen? Wie wenig gewinnt die Wiſſenſchaft dabey, oder vielmehr wie viel verliert ſie durch dergleichen irrige und fade Vorſtellungen! Iſt

es nicht lächerlich, wenn man einen in dem Steinbruche bey Mellingen gefundenen altfränkischen Stechsporn für eine wahre Versteinerung zu erklären sucht, (S. 16. in der Anm.); er mag nun zwischen den Steinlagern oder mitten in einem festen Gesteine (wenn es wirklich an dem ist) gefunden seyn? Wir wünschen, daß der Verf. anstatt selbst zu schreiben und die Welt belehren zu wollen, sich noch gefallen ließe, die bereits allgemein erkannten Wahrheiten der Physik und der Chymie seinen Kenntnissen eigen zu machen; alsdenn würde er (S. 5. in der Anmerk.) den Strahlgyps für keinen Kalkstein (und S. 18. in d. Anm.) die längst angenommene, übrigens aber richtige Erklärung der Entstehung des Cementkupfers nicht für neu und seines Erweises bedürftig halten.

Grundsätze der Bergpolicеywissenschaft, von Friedrich August Cartheuser, Gießen bey Krieger, 1776. 8. 340 Seiten.

Es hat wirklich an einem Lehrbuch oder Compendium dieser Wissenschaft bisher gemangelt, woran die Einrichtung der Universitäten hauptsächlich Schuld gewesen seyn mag, auf welchen die Bergwerkswissenschaften keinen eigenen Lehrer haben, und nur selten, unvollständig oder gar nicht vorgetragen werden. Ueberhaupt ist es so lange nicht, daß die Oekonomie und die Cameralwissenschaften bey der Akademie gelesen werden, und seitdem muß nun ein Mann den Ackerbau, die Gartenkunst, die Forstwissenschaft, die Viehzucht, den Bergbau, die Schmelzkunst, die Kenntniß der Fabriken und Manufakturen, die Politik, die ökonomische Verfassungen der Staaten, vor sich und gegen andere, die Finanz- und die Handlungswissenschaft, in einem halben Jahre, einige Stunden in der Woche lehren. Wie ist es möglich, daß die Zuhörer nur allgemeine Begriffe von allen diesen dem gemeinen Wesen und jedem Menschen insbesondere so nützlichen Kenntnissen in der kurzen Zeit erhalten können? Ja, wir möchten auch fragen, ob es möglich sey, daß der Lehrer selbst in allen diesen Theilen hinlänglich bewandert seyn könne? Bey manchen Universitäten giebt es Professoren und Docenten in Menge; die Wissenschaften sind aber so übel unter ihnen vertheilt, daß oft eine Wissenschaft von fünf bis sechs Personen, andre hingegen (und leider sind es die gemeinnützigsten,) gar nicht vorgetragen

getragen werden. Man überlege nun auch zugleich die Art und Weise, wie die meisten jungen Leute auf Akademieen studiren. Ich sondre gleich die große Zahl der unbedachtsamen und leichtsinnigen Jünglinge ab, die gar nichts lernen. Die übrigen lassen sich in zwey Klassen vertheilen. Einige, besonders die Adelichen und Reichen, haben durch ihre Geburt, Familie, angesehene Freunde und durch ihr Geld, schon ehe sie auf die Akademie gehen, Aussichten vor sich, die sie ausser Sorgen vor ihre Zukunft setzen. Sie kommen also nicht hin, um sich Kenntnisse zu erwerben, wodurch sie künftig ein Amt erlangen sollen, welches ihnen ohnehin schon gewiß ist. Sie wollen sich nur nach dem Geschmack des Jahrhunderts und der Gesellschaften, in denen sie künftig erscheinen sollen, ausbilden, um künftig von allen vorkommenden Sachen mitreden zu können, und den gefälligen und angenehmen Mann im Umgange zu machen. Recht sehr gut, wenn es nur nicht bey dieser oberflächlichen Schminke sein Bewenden hätte. Sie lernen also die jetzt gebräuchlichen Sprachen; sie studiren die galanten Wissenschaften, die schönen Werke der witzigen Schriftsteller unsrer Zeit; erwerben sich in allen ritterlichen Uebungen Fertigkeit und Geschicklichkeit; hören ein oder ander philosophisches und juristisches Collegium, wenigstens bezahlen sie es, und lassen sich die Hefte abschreiben, und so verlassen sie die Akademie; gehen ein paar Jahre (oft mit Verlust ihrer Gesundheit, ihres Beutels und des gesunden Menschenverstandes) auf Reisen, kommen denn zu Hause; und mit diesen verdienten Leuten werden nun die Kammer, die Kanzeley und die übrigen Kollegien und Departementer des Fürsten in manchen Ländern besetzt. Die zweyte Classe der Studirenden machen diejenigen aus, die sich auf nichts zu verlassen haben, sondern selbst ihr Glück schmieden und des Brodts halber studiren müssen. Selten kommen diese gehörig vorbereitet nach der Akademie, woran die schlechte Einrichtung der Schulen Schuld ist. Sie müssen vieles hier erst lernen, was sie schon hätten mitbringen sollen, und ihnen viele Zeit wegnimmt; endlich fangen sie an, ein Haufen Collegia, die mit ihrer künftigen Bestimmung die nächste Verwandschaft haben, auf einmal zu hören; sie können so vielerley fremde Sachen auf einmal nicht verdauen, viel weniger ihre Aufmerksamkeit auf Gegenstände ausdehnen, die ausser dem Zirkel der Fakultätsstudien sind, welchen sie sich widmen; und so hört der Theologe nichts als Theologie, Exegetik, u. dgl.; der Jurist nur

Pandekten und Geſetze; der Philoſoph Logik, Metaphyſik, Ethik ꝛc; und der Mediciner eilt die, ſeinem Studium ſo nöthigen Hülfswiſſenſchaften, die Naturgeſchichte, Chymie und dgl. ſo flüchtig als möglich, hindurch, oder wohl gar vorbey, zu der eigentlichen Kunſt, die Krankheiten zu heilen, welche ihm künftig ſeinen Unterhalt verſchaffen muß. Die beſtimmte Zeit von ein paar Jahren iſt vorbey, ehe man ſichs verſieht, und nun ringt ein jeder nach dem Lorbeerkranz oder Doctorhut, erhält ihn, fährt geſchwinde nach Hauſe, und ſucht, ſobald als möglich, ein Amt zu erhalten, und ſich zu ernähren, ſo gut er kann. Geſetzt nun, der Staat könne auf dieſe Art geſchickte Prediger, Philoſophen, Juriſten und Aerzte erhalten, wobey denn doch wohl vieles zu erinnern wäre, wo ſollen denn die, zu den übrigen eben ſo nothwendigen Aemtern in einem Lande, (wir wollen jetzt nur von Cameraliſten reden,) geſchickten Kandidaten herkommen? Welche Gelegenheit ſich auszubilden haben dieſe bey den Univerſitäten gehabt? Der Bergrath Cartheuſer hat dieſen Mangel eingeſehen, und ſo, wie wir, gefühlt, (S. 140. und 141.) als er ſich entſchloß, durch die Herausgabe des Buchs, welches wir anzeigen, einem Theil deſſelben abzuhelfen. Dieſes kleine Werk iſt ein vollſtändiger Entwurf der Bergpoliceywiſſenſchaft, und ein gutes Leſebuch, worüber wenigſtens alle künftige Cameraliſten ein Kollegium hören ſollten; und auf eine ähnliche Art müſſen ſie auch von den übrigen Theilen der Cameralwiſſenſchaften unterrichtet werden. Im erſten Capitel wird der Nutzen des Bergbaues erwieſen; im zweyten von der Aufſuchung und Entdeckung der Mineralien in einem Lande; im dritten von der Einrichtung und Beförderung des Bergbaues; im vierten von der Einrichtung und Beförderung des Hüttenweſens; im fünften von den mineraliſchen Fabriken, und im ſechſten Capitel von dem Handel mit Mineralien geredet. Alle dieſe Abhandlungen ſind mit vieler Einſicht geſchrieben, und enthalten alles Allgemeine, was der Aufmerkſamkeit der Landesregierung bey den Bergwerken nicht entgehen darf. Es wäre zu wünſchen, daß der Verfaſſer in einem zweyten Theile die ſpeciellen Bergrechte abhandeln wollte. S. 23. heißt es §. I.: „Von den Gang- oder Wackengebürgen (ein ungewöhnlicher Ausdruck.) daß ſie vorzüglich „mit Metallen begabt ſind, obgleich auch verſchiedene Arten derſelben, z. E. die Granitgebürge, die Jaſpisgebürge,“ ꝛc. taub, d. i. an Metallen leer zu ſeyn pflegen. Von den letztern

letztern giebt es, ſo viel wie bisher wiſſen, nur ſehr wenige. In Granitgebürgen aber ſind metalliſche Anbrüche gar nicht ſelten.

Fr.

Onomatologia botanica completa, oder vollſtändiges botaniſches Wörterbuch, ꝛc. Achter Band. Frankfurt, 1776. 8. 1 Alph. 4 Bogen.

Dieſer Theil fängt mit Rubia an, und endigt mit Telephioides. Es wird nicht nöthig ſeyn, weiter etwas hinzuzuſetzen, als ein paar Anmerkungen. Die weitläuftigen Gattungen Saluia, Scabioſa, Schoenus, Scirpus, Sedum, Senecio, und am meiſten Salix, (die letztern auf 40 Seitenſpalten,) ſind wieder mit großem Fleiße ausgearbeitet, wie ſchon bey andern Gattungen der vorigen Theile in der Allgem. d. Bibl. gerühmt worden. Einige deutſche Gattungsnamen möchten vielleicht beſſer ſeyn können. So iſt z. E. Sedum fette Henne überſetzt, und der allgemeine Name freylich im ganzen Deutſchlande. Aber wenn nun die Trivialnamen darzu kommen, z. E. Sedum reflexum, rupeſtre, hiſpanicum, und dies überſetzt wird: umgebogne fette Henne, fette Berghenne, ſpaniſche fette Henne, ſo wirds faſt unleidlich, wenigſtens höchſt widerſinnig. Wir wiſſen das freylich ſehr wohl: facilius eſt reprehendere quam imitari; aber wer ein ſolch Werk ſchreibt, möchte dies vielleicht ehe als ein Recenſent ändern können, wenn es ihm ſo wie dieſem aufgefallen wäre; und was hätte es geſchadet, wenn der Verf. zum Gattungsnamen den genommen, der nur eigentlich einer Art eigen iſt: Mauerpfeffer, und, den fette Henne der Art allein gelaſſen, der er eigen iſt, Sedum Telephium? Jene Trivialnamen würden, dünkt uns, dabey nicht ſo anſtößig geweſen ſeyn. — So auch malabariſche Tabernämontaniſche Pflanze, Amſoniſche Tabernämontaniſche Pflanze u. a. m.

„Salmaſius (Claud.) der berühmte Philologe, der in ſo „ferne auch einige Verdienſte um die Kräuterkunde hat, „in ſo ferne er uns einige ſchöne Erläuterungen der Plini„ſchen Schriften, und unter dieſen auch ſolche, welche dieſe „Wiſſenſchaft angehen, geliefert hat.“ Salmaſius, das Orakel ſeiner Zeit, der beleſenſte Mann des vorigen Jahrhunderts, ein Genie in der Kritik, das in der gegenwärtigen wohl

nicht ſeines gleichen hat; er, der faſt einzige, (den Dalechamp und Gronov ausgenommen) denkende Ausleger des Plinius, der, wenn alle übrige an Worten klaubten, Sachen dachte; der mit ſeinem Plinius ſo bekannt war, als Linne' mit der Natur, der — wird hier ſo abgefertigt, wenn man ihn gar nicht in der onomatologia botanica ſucht — der hat einige Verdienſte! — So hat Wolf einige Bücher über die Philoſophie geſchrieben! — O Geiſt des Salmaſius! räche dich nicht an dem Verfaſſer dieſes Artikels.

„Sarracenna (Saracena) Sarraceniſche Pflanze, von „einem Arzte des ſechszehnden Jahrhunderts, J. Ant. Sar„racen, der die Schriften des Dioſcorides mit Anmerkungen „herausgegeben.“ — Warum nicht von den Sarracenen des 7ten Jahrhunderts? — Freylich gab J. Ant. Sarracenus des Dioſkorides Werk mit angehängten Anmerkungen heraus; aber bey Beſtimmung des Namens der nordamerikan. Pflanzen ward nicht an ihn gedacht. Der Verf. hätte aus Linne's Critica botanica, und Böhmers Diſſertationen ſehen können, daß der Name vom Tournefort gemacht ſey, der an I. R. H. in der Explic. Nom. ſagt: Sarracenus, Gall. *Sarrazin*, M. D. peritiſſimus, apud Canadenſes Botanicus et Anatomicus Regius, accuratiſſimus Rerum Naturalium explorator.

Onomatologia botanica completa etc. Neunter und letzter Band. Ebend. 1777. 8. 22 Bogen, ohne die Vorreden.

Bey dieſem Theile kein Wort weiter vom Texte; ſondern nur etwas aus den Vorreden. Wir lernen aus derſelben den göttingiſchen Profeſſor, Joh. Fr. Gmelin, als den einzigen Verfaſſer kennen, die erſten drey Theile ausgenommen; und doch auch bey dieſen war ſein Antheil der größte. Man konnte dies aus der Gleichheit der Schreibart ſchon muthmaßen; aber es ſchien faſt immer (dem Recenſenten wenigſtens,) unmöglich, daß eine ſo weitläuftige Arbeit das Werk Eines Mannes wäre; und nun wundert er ſich noch mehr darüber, da eben dieſer in einem öffentlichen Amte ſteht, und zu gleicher Zeit mit dieſem Werke noch andere geſchrieben hat. Alles, was ſonſt dieſe Vorrede ſagt, unterſchreibt Recenſent gerne; wünſcht aber noch immer zu wiſſen, nach welchen Gründen der V. in

den Synonymis entſchieden, beſonders bey den Pſl. der Alten. Der Styl iſt für ein Wörterbuch leidlich genug, einige Provinzialausdrücke abgerechnet, und hier ſchön ſchreiben zu wollen, war gar der Ort nicht. Bey mehrerer Muße wären etwa die ſeitenlangen Perioden in kleinere getheilt worden, ſo wie bey einer künftigen Auflage vielleicht manches ſonſt in der Einrichtung geändert werden möchte. Daß der Verf. die neuen Pflanzen von Aublet, Forſter, Forskal, mitzunehmen wünſchte, und in dieſen letzten Theilen wirklich einige mit erwähnt hat, wäre wohl auch wegen des Titels *completa* erfodert, ſonſt aber nicht ſehr brauchbar.

Der Verleger hat eine Nachricht vorangeſetzt, worin er geſteht, daß das Werk ohne Regiſter für viele nur halb brauchbar ſeyn würde — dies iſt ſehr wahr! — Er will alſo zwey liefern; ein lateiniſches, wo z. E. erſt von Arundo die 6. von Linné angegebenen Arten, und alsdenn von Arundo Donax die Namen des Ruellius, Dalechamp, Theodor, Geſner ꝛc. unter dem Hauptwort Arundo alphabetiſch angeführt. — Dank dem Verleger für dieſen vernünftigen Einfall; noch mehr Dank ihm, wenn es ſo ausgeführt wird, wie wir es verſtehen, nämlich in Anſehung des alphabetiſchen, ſo:

Arundo amnica Ruell. — — Arundo Donax L.
arbor Bauh. — — — Bambos L.
arenaria L.
Bambos L.
calycibus triſloris, panicula diffuſa Roy. — — Donax L.

und ſo ferner. Und überdem wird ein deutſches geliefert, das ſchon zur Hälfte fertig iſt, und von deſſen Beſchaffenheit und Einrichtung nichts geſagt iſt, daher unſre Erinnerungen doch zu ſpät kommen würden. Wir hoffen aber, da das lateiniſche ſo gut ſoll eingerichtet werden, daß der Verleger auch für dies Sorge tragen wird. Doch wollen wir ihn noch freundſchaftlich an ſeinen eignen Ausſpruch des Vorberichts erinnern, daß Eilen kein Gut bringt.

Vm.

nicht seines gleichen hat; er, der fast einzige, (den Dalechamp und Gronov ausgenommen) denkende Ausleger des Plinius, der, wenn alle übrige an Worten klaubten, Sachen dachte; der mit seinem Plinius so bekannt war, als Linne mit der Natur, der — wird hier so abgefertigt, wenn man ihn gar nicht in der onomatologia botanica sucht — der hat einige Verdienste! — So hat Wolf einige Bücher über die Philosophie geschrieben! — O Geist des Salmasius! räche dich nicht an dem Verfasser dieses Artikels.

„Sarracenna (Saracena) Sarracenische Pflanze, von „einem Arzte des sechszehnden Jahrhunderts, J. Ant. Sa„racen, der die Schriften des Dioscorides mit Anmerkungen „herausgegeben." — Warum nicht von den Sarracenen des 7ten Jahrhunderts? — Freylich gab J. Ant. Sarracenus des Dioskorides Werk mit angehängten Anmerkungen heraus; aber bey Bestimmung des Namens der nordamerikan. Pflanzen ward nicht an ihn gedacht. Der Verf. hätte aus Linne's Critica botanica, und Böhmers Dissertationen sehen können, daß der Name vom Tournefort gemacht sey, der an I. R. H. in der Explic. Nom. sagt: Sarracenus, Gall. *Sarrazin*, M. D. peritissimus, apud Canadenses Botanicus et Anatomicus Regius, accuratissimus Rerum Naturalium explorator.

Onomatologia botanica completa etc. Neunter und letzter Band. Ebend. 1777. 8. 22 Bogen, ohne die Vorreden.

Bey diesem Theile kein Wort weiter vom Texte; sondern nur etwas aus den Vorreden. Wir lernen aus derselben den göttingischen Professor, Joh. Fr. Gmelin, als den einzigen Verfasser kennen, die ersten drey Theile ausgenommen; und doch auch bey diesen war sein Antheil der größte. Man konnte dies aus der Gleichheit der Schreibart schon muthmaßen; aber es schien fast immer (dem Recensenten wenigstens,) unmöglich, daß eine so weitläuftige Arbeit das Werk Eines Mannes wäre; und nun wundert er sich noch mehr darüber, da eben dieser in einem öffentlichen Amte steht, und zu gleicher Zeit mit diesem Werke noch andere geschrieben hat. Alles, was sonst diese Vorrede sagt, unterschreibt Recensent gerne; wünscht aber noch immer zu wissen, nach welchen Gründen der V. in

den

den Synonymis entſchieden, beſonders bey den Pſl. der Alten. Der Styl iſt für ein Wörterbuch leidlich genug, einige Provinzialausdrücke abgerechnet, und hier ſchön ſchreiben zu wollen, war gar der Ort nicht. Bey mehrerer Muße wären etwa die ſeitenlangen Perioden in kleinere getheilt worden, ſo wie bey einer künftigen Auflage vielleicht manches ſonſt in der Einrichtung geändert werden möchte. Daß der Verf. die neuen Pflanzen von Aublet, Forſter, Forskal, mitzunehmen wünſchte, und in dieſen letzten Theilen wirklich einige mit erwähnt hat, wäre wohl auch wegen des Titels *completa* erfodert, ſonſt aber nicht ſehr brauchbar.

Der Verleger hat eine Nachricht vorangeſetzt, worin er geſteht, daß das Werk ohne Regiſter für viele nur halb brauchbar ſeyn würde — dies iſt ſehr wahr! — Er will alſo zwey liefern; ein lateiniſches, wo z. E. erſt von Arundo die 6. von Linné angegebenen Arten, und alsdenn von Arundo Donax die Namen des Ruellius, Dalechamp, Theodor, Geſner ꝛc. unter dem Hauptwort Arundo alphabetiſch angeführt. — Dank dem Verleger für dieſen vernünftigen Einfall; noch mehr Dank ihm, wenn es ſo ausgeführt wird, wie wir es verſtehen, nämlich in Anſehung des alphabetiſchen, ſo:

Arundo amnica Ruell. — — Arundo Donax L.
arbor Bauh. — — — Bambos L.
arenaria L.
Bambos L.
calycibus trifloris, panicula diffuſa Roy. — — Donax L.

und ſo ferner. Und überdem wird ein deutſches geliefert, das ſchon zur Hälfte fertig iſt, und von deſſen Beſchaffenheit und Einrichtung nichts geſagt iſt, daher unſre Erinnerungen doch zu ſpät kommen würden. Wir hoffen aber, da das lateiniſche ſo gut ſoll eingerichtet werden, daß der Verleger auch für dies Sorge tragen wird. Doch wollen wir ihn noch freundſchaftlich an ſeinen eignen Ausſpruch des Vorberichts erinnern, daß Eilen kein Gut bringt.

Vm.

10. Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

Johann Mariti Reisen durch die Inseln Cypern, durch Syrien und durch Palästina, in den Jahren 1760. bis 1768. in einem Auszuge aus dem Italiänischen übersetzt durch M. Christian Heinrich Hase. Altenburg bey Richtern, 1777. 572 S. in 8.

Mariti hat sich um eben dieselbe Zeit im Orient aufgehalten, als die dänische Reisegesellschaft Syrien und Arabien besuchte. Seine Reisebeschreibung füllt in dem italiensischen Original beynahe 5 Alphabet in 5 mittelmäßigen Octavbänden. Herr Hase hat in seiner Uebersetzung die italiänischen Auswüchse abgeschnitten, da der Verf. nach dem Geschmack seiner Landsleute bey jedem Orte die alten Nachrichten mitnahm, die wir ohnedem schon besser und vollständiger kennen, und vermittelst dieser weisen Sparsamkeit das Brauchbare in anderthalb Alphabete zusammengepreßt.

Unser Reisebeschreiber gehört zu denen, welche mit keiner Schriftstellerabsicht fremde Länder besuchen. Er erzählt daher, was dem Dilettanten merkwürdig und Aufzeichnenswerth scheint; er schreibt mehr für den Menschen, als für eine bestimmte Klasse von Gelehrten; sein Buch ist daher allgemeiner lesbar, und wahrscheinlich im Deutschen noch mehr, als im italiänischen Original, weil die antiquarischen Untersuchungen weggelassen sind. — Wir wollen, um eine Probe von den Nachrichten zu geben, die man bey unsrem Schriftsteller findet, das auszeichnen, was sich aus ihm zur Statistik von Cypern nehmen läßt.

Die Nachrichten von Cypern (S. 1 — 209.) haben wir nicht ohne Wehmuth gelesen. Wie hat nicht die Barbarey der Osmanen das herrliche Cypern verwüstet! Auch nicht einmal ein Schatten des alten Flors und der alten Macht ist mehr übrig! Als die Türken dieses glückliche Eyland eroberten, wurden 80,000 Unterthanen gezählt, die Kopfgeld bezahlten (S. 13.); also Weiber, Kinder und alte abgelebte Personen nicht mitgerechnet, die vom Kopfgeld ausgenommen sind.

sind. Und nun liegen nur — 12,000 Personen Kopfgeld. In dem Anfang der türkischen Oberherschaft, da auf jeden Kopf 5 Piaster gesetzt waren, zog der Sultan aus dieser rechtmäßigen Kopfsteuer 400,000 Piaster; und itzt, obgleich jedem Kopf eine enorme Steuer von 21 Piastern aufgelegt ist, beläuft sich die ganze Summe doch nur auf 252,000 Piaster; und die tyrannischen Erpressungen der Statthalter, Justizbeamten und Unterbedienten mitgerechnet, auf 504,000. — Im Ganzen soll Cypern itzt 4000 (ist vermuthlich ein Druckfehler, sollte wohl 40,000 heißen) Seelen haben. In Livadia, (S. 56.) wo vor 50 Jahren noch 2000 Personen den dasigen fruchtbaren Boden bauten, wohnen itzt kaum 10 Familien. — Famagusta, (S. 83.) eine Stadt, die 2 Meilen im Umfang hat, und A. 1571. von 4000 wehrhaften Europäern vertheidigt wurde, die über 200 Kirchen, und ein Arsenal, in dem ehedem Galeeren gebauet wurden, und eine Stückgießerey und ein ausgesuchtes Zeughaus hatte, — diese ehemals blühende mächtige Stadt, ist itzt von nicht mehr als 800 Seelen bewohnt; das Arsenal liegt in Trümmern; die Stückgießereyen mit ihren alten Schmied- und Schmelzwerkzeugen stehen verlassen ohne Arbeiter noch da, und die Fenster und Thüren des noch existirenden, an Waffen reichen Zeughauses sind vermauert. — Fluch ruht auf dem Lande, das ein Osmanscher Fuß betritt! — Nun liegt der Oelbau, der vordem so reichlich war; kein Zucker, kein Safran, keine Rhabarber, werden mehr gezogen; Rehe, Dammhirsche, wilde Schweine, Esel, wilde Ochsen und Fasanen sind gänzlich ausgerottet; und seitdem osmanscher Stupor in der unglücklichen Insel genistet hat, weiß man kaum die Plätze mehr, die ehedem Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Marmor, Vitriol, Alaun, Krystall, und Smaragde geliefert haben! (S. 14.) — Und doch muß der arme Insulaner ohne Rücksicht auf sein Vermögen, manches Jahr 200 Piaster an Abgaben seinen tyrannischen Oberen liefern. S. 9. — Wenn der türkische Statthalter Geld braucht, und er keinen blendenden Titel dazu auffinden kann, so legt er seinen Tribut auf die — Namen der dasigen Griechen, und z. E. wer da Peter heißt, muß ohne Gnade eine ihm beliebige Summe zahlen! —

Von rechtswegen sollten 3000 Spahi, und 8000 Janitscharen auf der Insel in Garnison liegen. Aber von den erstern sind kaum 100, und von letztern kaum 2000 da.

Mit

Mit dem Sold und den Gebühren der Fehlenden füllen sich die Oberbefehlshaber den Beutel. —

Der Handel, den die Insel heut zu Tag treibt, ist mit dem gar nicht zu vergleichen, den uns die ältere Geschichte meldet. Noch itzt sind zwar die Salinen noch nicht ganz eingegangen; aber sie werden auch nicht sorgfältig unterhalten (S. 97.): ehedem führten die Venetianer jährlich 70 Schiffsladungen Salz weg, itzt holt man das sich ohne Kunst, von selbst erzeugende, blos an der Küste von Syrien. — Der Baumwollen-Ertrag belief sich unter den Venetianern auf 30,000 Ballen, und vor 50 Jahren noch auf 8000; nun wird die Baumwollenernde für sehr reich gehalten, wenn sie im Ganzen nur 5000 Ballen liefert. Oft steigt die Summe des Ertrags nicht auf 3000. — Die unveränderliche Tarifkosten auf 1 Ballen, (= 1 Kantar von 100 Rotoli, und ein Rotolo = 6¼ Pfund Florentinisches Gewicht) belaufen sich auf 5 Piaster. Die Venetianer erhalten sich in dem Vorkauf vor den Engländern und andern Nationen dadurch, daß sie den Eigenthümern der Baumwollenfelder das Geld auf den jährlichen Ertrag vorausbezahlen. — Nicosia (S. 60.) handelt mit Baumwollenzeugen, die auf den Dörfern in der Nachbarschaft gemacht werden. — Ein Jahr ins andere gerechnet, liefert die Insel 25,000 Oka Seide. Die weiße lieben die Europäer; nur die Venetianer nehmen alle Seide, ohne Unterschied in der Farbe zu machen, an. Die Türken aber bezahlen die Orangenfarbene um einen Piaster theurer, und schicken sie nach Kairo, wo diese Farbe sehr beliebt ist. Man kauft sie so, wie sie vom Lande kommt; muß sie aber erst nachher, ehe sie nach Europa geht, von Flocken säubern. — Der Ballen enthält gewöhnlich 100 Oka reine Seide; und die Tarifkosten bey jedem Ballen sind 8¼ Piaster. — Die Flocken werden meist nach Kairo vertrieben; ein Theil aber geht auch nach Europa. Ein Ballen davon enthält ohngefähr 60 Oka, und macht 2½ Piaster Tarifkosten. — 500 Ballen Wolle wird jährlich gewonnen. — Eines der wichtigsten Producte der Insel ist der Cyperwein, (S. 150.) Der beste davon, der zu Commenderie wächst, mag jährlich kaum 10000 Guzen betragen; die Insel bauet inzwischen 40,000 Guzen Wein in allem; also 30,000 wachsen an andern Gegenden. Den stärksten Weinhandel treibt sie mit den Venetianern, die aber keine große Wahl beym Einkaufe machen; sie kaufen welchen, wenn er auch nicht älter als 18 Monathe ist, und da kostet

stet auch die Guze nicht mehr, als einen Piaster. Der Cyperwein aber muß alt seyn, wenn er was vorzügliches haben soll. Im ersten Jahre sieht er roth; im zweyten, wenn er abgezogen ist, wird er gelb; je älter er wird, desto klärer und heller wird er, und hat er acht oder zehn Jahre erreicht, so nähert er sich der Farbe des Muscatellerweins. — Den ältern Wein kauft Frankreich, Holland und Toskana, und von dem kostet die Guza 2½ bis 3 Piaster. Der älteste Cyperwein ist 10jährig: außerdem pflegt jeder Vater, wenn ihm ein Kind gebohren wird, eine irdene Kuse mit Wein an dem Tage der Geburt in die Erde zu setzen, und ihn zum Tafelweine bey der künftigen Hochzeit zu bestimmen. Und dieser Wein wird am ältesten. — Nächst dem Commenderiewein wächst der beste im Dorfe Omodos. — Der Cyprische Muskatellerwein beträgt nicht mehr als ohngefähr 5000 Guzen. — Von der A. 1764 in Cypern entstandenen Empörung findet man eine weitläuftige Erzählung, S. 113 f. die wir zum Nachlesen empfehlen müssen.

Die Nachrichten vom Scheik Daher Ibn Omar, (S. 242.) sind zwar nicht mehr unbekannt; doch lieset man sie auch in unserm Reisebeschreiber gern. Als unser Schriftsteller schrieb, hatte er noch nicht durch Verrätherey sein Leben verlohren.

Der übrige Theil des Buchs enthält das, was man bey den meisten Reisebeschreibern findet, die mit den Pilgrimen zum heiligen Grabe, und von Jerusalem aus an den Jordan gereiset sind. Mit unter kommen noch bemerkungswerthe Nachrichten vor, die wir aber nicht auszeichnen dürfen, um nicht einem übersetzten Buche zu vielen Raum aufzuopfern. — Die Uebersetzung läßt sich gut lesen.

X.

Johann Georg Keyßlers — Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen, in welchen der Zustand und das Merkwürdigste dieser Länder beschrieben, und vermittelst der natürlichen- Gelehrten- und politischen Geschichte, der Mechanik, Maler- Bau- und Bild-

Bildhauerkunſt, Münzen und Alterthümer beſchrieben, wie auch mit verſchiedenen Kupfern erläutert wird. Mit einer Vorrede von dem Leben des Verfaſſers, aufs neue herausgegeben von Gottfried Schütze - Hannov. bey Hellwing, 1776. gr. 4. 2 Bände.

Der Werth der Keyßlerſchen Reiſebeſchreibung iſt längſt entſchieden. Seit ihrer erſten Bekanntmachung iſt ſie nicht allein im Jahre 1751 wieder aufgelegt, ſondern auch in die Engliſche und Holländiſche Sprache überſetzt worden. Sie enthält in neun und neunzig Briefen die Geſchichte einer Reiſe, die der ſel. Keyßler in den Jahren 1729. 1730. mit dem Freyherrn von Bernſtorf gethan. Seine große Gelehrſamkeit ſetzte ihn in den Stand nachzufragen, aufzuſuchen, zu beobachten und zu beurtheilen, und das that er mit unglaublicher Sorgfalt und ungewöhnlicher Unpartheylichkeit und Gründlichkeit. Die Beſchreibungen, welche durch ihre Genauigkeit und Vollſtändigkeit ermüden könnten, ſind ſehr angenehm durch die Charactere berühmter Männer und unterhaltende Anecdoten abgewechſelt. Herr D. Schütze hat ſich um das Werk ſeines Freundes durch eine Vorrede, welche ſein Leben enthält, und durch Anmerkungen, die von den Keyßlerſchen durch ein Sternchen unterſchieden ſind, verdient machen wollen. Die erſtere iſt ermüdend weitſchweifig und förmlich, und die letztern voll des gelehrten Ueberfluſſes, die man bey Keyßlern ſelbſt gern ſeinen Zeiten verzeiht. Folgende iſt poßierlich. K. hatte des Magliabechi Unreinlichkeit beſchrieben. Dabey macht Hr. S. die Anmerkung; (Th. I. S. 370.) „Wenn man auf „die ſchmutzigen Gelehrten eine Lobrede machen wollte, ſo „müßte man nicht vergeſſen anzuführen, daß ſie dem Bilde ih„res oberſten Schutzgottes ähnlich zu werden ſuchen. Das Al„terthum nennt uns auch ſelbſt dem Namen nach ſieben und „dreyßig Maitreſſen, mit welchen Apoll beſtändig im Luder ge„lebt haben ſoll. Bey einer ſo ausſchweifend unordentlichen Le„bensart muß dem Präſidenten des Parnaſſes nothwendig die Luſt „zur Reinlichkeit vergangen ſeyn. Iſt es denn wohl zu bewun„dern, daß das Bild des Apoll in den Gemüthern ſeiner An„beter einen tiefen Eindruck zurück gelaſſen hat, u. ſ. w.„ Anmerkungen von gleichem Schlage findet man mehrere.

Oz.

Aelteſte

Aelteſte Geſchichte der Celten, inſonderheit der Gallier und Deutſchen. Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Pelloutier, mit den Erläuterungsſchriften der Herren Schöpflin u. a. — ꝛc. deutſch herausgegeben von J. G. Purmann. Erſter Band. Frkf. bey Garbe, 1777. 462 S. in 8.

Des Werth des Originals, deſſen erſter Band ſchon 1740. herauskam, und von dem ſchon Chiniac in Paris eine vollſtändige Ausgabe vor einigen Jahren beſorgte, iſt längſt ausgemacht. Dieſe letztere hat man bey der gegenwärtigen Ueberſetzung zum Grunde gelegt, doch mit etwas veränderter Ordnung; denn die veranlaßten Streit- und Erläuterungsſchriften ſind bis ans Ende des Werks verſparet worden. Wer verſucht hat, welche unausſprechliche Mühe es koſtet, aus dem Schutte alter, dunkler, zerſtreuter, oft widerſprechender Nachrichten, etwas gewiſſes, gar ein Volksſyſtem, zuſammenzuſetzen; wird dem großen Fleiße und den Verdienſten des verſtorbenen Verf. Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; ſelbſt wo man ſeinen Behauptungen nicht ganz beyſtimmen kann.

Das Werk iſt zu bekannt, als daß es eine nähere Anzeige bedürfte: etwannige Zweifel verſchieben wir billig, bis der Ueberſetzer nach ſeinem Verſprechen, am Ende des Werks ſeine Anmerkungen mittheilt. Vielleicht wäre es gut geweſen, wenn er hier und da einen Wink gegeben und gemeldet hätte, wo er von dem Verf. abweicht; deſto aufmerkſamer hätte mancher Leſer die vorgebrachten Gründe erwogen. Nur aus dem erſten Kapitel zeigen wir etliche Stellen an, die eine ſtrengere Prüfung zu erfordern ſcheinen.

Pelloutier ſuchte für ſein entworfenes Syſtem alle mögliche Gründe; oft ſind ſie ſchwach, bloße Muthmaßungen, die keinen Forſcher befriedigen. Wo es an hinlänglichen Beweiſen fehlt, geſtehe man lieber ſeine Ungewißheit, und trage ſeine Zweifel vor, bis ein glückliches Ungefähr nähere Aufſchlüſſe giebt. Die Anhänglichkeit an ein angenommenes Syſtem iſt in der Geſchichte um ſo gefährlicher, weil es wenig Mühe koſtet, ein dunkles zweydeutiges Wort zum Beweis zu erheben, und deutliche Zeugniſſe verdächtig zu machen. — Unſer Verf. behauptet, nur Ein Volk, nämlich Celten, habe Europa bewohnt S. 46. und urſprünglich unter ſich einerley Sprache geredet,

redet, S. 251. (eigentlich 151.) Gleichwohl findet er vorher S. 10. zwey Volker, Celten im westlichen, und Sarmaten im östlichen Theile von Europa, als wodurch er sich selbst etwas widerspricht. Billig hätte er noch ein drittes sollen hinzusetzen; denn gesetzt, aber nicht zugegeben, daß nach S. 11. die Bastarnen, Finnen ꝛc. durch eine Mischung aus jenen beyden Völkern entstanden wären, so verdieneten sie immer ihre eigene Stelle. Aber ist denn erwiesen, daß die Celten den ganzen westlichen Theil von Europa mit Inbegriff der nordischen Reiche inne hatten? Des Pompon. Mela Zeugniß, als sey ganz Scandinavien von Teutonen bewohnt, S. 133, hat wenig Gewicht; er und Tacitus wußten zu wenig von jenen entfernten Reichen, und noch weniger von den Völkern bis an das Eismeer; gleichwohl stützt sich der Verf. auf ihren Bericht. Wenn es wahr ist, und wer kann etwas Wichtiges darwider einwenden? daß, wie Ihre und Andere beweisen, die Finnen als Aborigines in Schweden gewohnt haben und nachher erst durch Othin sind höher nach Norden verdrängt worden; so verliert des Mela Zeugniß viel, oder man muß die Finnen zu den Teutonen zählen. Ueberhaupt hätte Pellouter die Celten S. 10. gar nicht zu weit gegen Norden hinauf ausdehnen, oder sie näher bezeichnen sollen. Noch immer scheint dem Rec. das Wort Celt, wie Scyth, in vieler Leute Munde ganz unbestimmt zu seyn. Ueber das letzte urtheilt Pellouter S. 10. richtig; aber desselben Abstammung S. 124. ist unbefriedigend.

Wichtigen Einwürfen wider die Allgemeinheit der celtischen Sprache weicht er S. 151 u. f. so gut er kann, aus, weil sie sein System erschütterten; aber auf das sehr unbedeutende Zeugniß des Ovids banet er S. 13. die Verschiedenheit der celtischen und sarmatischen Sprache. Die letzte scheint er, wie man S. 14. merkt, wenig gekannt zu haben. Was er S. 11. von der Sarmaten ihrer Lebensart erzählt, findet man noch jetzt unter den Kalmücken, Kirgisen und andern tief in Rußland wohnenden Völkern. Aber dergleichen Dinge geben nicht immer ein sicheres Unterscheidungszeichen. Eine alte Lebensart, die den meisten wild und nomadisch lebenden Völkern gemein, und von entfernten Geschichtschreibern aufgezeichnet ist, gilt in des Rec. Augen, bey der Frage, zu welchem Stamme ein Volk gehöre, sehr wenig; da nicht einmal neuere Reisebeschreiber, die sich unter einem fremden Volke mit beobachtendem Auge eine Zeitlang aufhalten, in ihren Berichten völ-

ligen

ligen Glauben verdienen: sie stehen immer in Gefahr, die Sitten einzelner Menschen mit den Sitten des ganzen Volks zu verwechseln. Dies sagen wir auch in Hinsicht auf Cäsars Beschreibung der gallischen Sitten; er beobachtete sie, wie Pellontier richtig bemerkt, als General, nicht als Gelehrter.

Ob der Uebersetzer diese Erinnerungen und Zweifel künftig bey seinen versprochenen Anmerkungen prüfen und nutzen wolle, überlassen wir ihm. — Die unterlaufenden kleinen Sprachfehler sind vielleicht bloße Druckfehler; daß deren Anzeige bis zum Schlusse des Werks aufgeschoben wird, ist nicht gut. Sclavonisch und Sclavisch S. 2. mögen auch wohl blose Druckfehler seyn: denn S. 13. steht Slavonisch, und S. 156. Slavisch. Ph.

Ant. Fr. Büschings Beschreibung seiner Reise von Berlin über Potsdam nach Rekahn unweit Brandenburg, welche er vom 3 bis 8 Junius 1775 gethan hat. Berlin, bey Haude und Spener, 1775. Mit Kupfern. 1 Alph. in gr. 8.

Wahrer Mißverstand wäre es, dies Buch nach seinem wenig versprechenden Titel zu beurtheilen. So viel Bogen über acht Meilen, die in etlichen Tagen, vornehmlich wegen der neuen Schulanstalten des Domherrn v. Rochow, unternommen und vollbracht wurde, möchten bey Schriftstellerstellern von gemeinem Schlage freylich eine sonderbare Erscheinung heißen; aber von einem Büsching ist man schon gewohnt, interessante und brauchbare Nachrichten zu erhalten. Auch hier zeigt er sich als aufmerksamen Beobachter; er liefert viele und wichtige politische, geographische, historische u. dgl. Bemerkungen. Freylich ergreift er die nächste Veranlassung um sie zu machen; aber dies schadet dem Leser nichts. Da übrigens diese brauchbare Reisebeschreibung schon durch viele gelehrte Journäle ist bekannt gemacht worden, so können wir es bey einer kurzen Anzeige bewenden lassen.

Op.

Pragmatische Geschichte der Mönchsorden, aus ihren eigenen Geschichtschreibern, von einem ungenann-

redet, S. 251. (eigentlich 151.) Gleichwohl findet er vorher S. 10. zwey Volker, Celten im westlichen, und Sarmaten im östlichen Theile von Europa, als wodurch er sich selbst etwas widerspricht. Billig hätte er noch ein drittes sollen hinzusetzen; denn gesetzt, aber nicht zugegeben, daß nach S. 11. die Bastarnen, Finnen ꝛc. durch eine Mischung aus jenen beyden Völkern entstanden wären, so verdieneten sie immer ihre eigene Stelle. Aber ist denn erwiesen, daß die Celten den ganzen westlichen Theil von Europa mit Inbegriff der nordischen Reiche inne hatten? Des Pompon. Mela Zeugniß, als sey ganz Scandinavien von Teutonen bewohnt, S. 133, hat wenig Gewicht; er und Tacitus wußten zu wenig von jenen entfernten Reichen, und noch weniger von den Völkern bis an das Eismeer; gleichwohl stützt sich der Verf. auf ihren Bericht. Wenn es wahr ist, und wer kann etwas Wichtiges darwider einwenden? daß, wie Ihre und Andere beweisen, die Finnen als Aborigines in Schweden gewohnt haben und nachher erst durch Othin sind höher nach Norden verdrängt worden; so verliert des Mela Zeugniß viel, oder man muß die Finnen zu den Teutonen zählen. Ueberhaupt hätte Pelloutier die Celten S. 10. gar nicht zu weit gegen Norden hinauf ausdehnen, oder sie näher bezeichnen sollen. Noch immer scheint dem Rec. das Wort Celt, wie Scyth, in vieler Leute Munde ganz unbestimmt zu seyn. Ueber das letzte urtheilt Pelloutier S. 10. richtig; aber desselben Abstammung S. 124. ist unbefriedigend.

Wichtigen Einwürfen wider die Allgemeinheit der celtischen Sprache weicht er S. 151 u. f. so gut er kann, aus, weil sie sein System erschütterten; aber auf das sehr unbedeutende Zeugniß des Ovids baut er S. 13. die Verschiedenheit der celtischen und sarmatischen Sprache. Die letzte scheint er, wie man S. 14. merkt, wenig gekannt zu haben. Was er S. 11. von der Sarmaten ihrer Lebensart erzählt, findet man noch jetzt unter den Kalmücken, Kirgisen und andern tief in Rußland wohnenden Völkern. Aber dergleichen Dinge geben nicht immer ein sicheres Unterscheidungszeichen. Eine alte Lebensart, die den meisten wild und nomadisch lebenden Völkern gemein, und von entfernten Geschichtschreibern aufgezeichnet ist, gilt in des Rec. Augen, bey der Frage, zu welchem Stamme ein Volk gehöre, sehr wenig; da nicht einmal neuere Reisebeschreiber, die sich unter einem fremden Volke mit beobachtendem Auge eine Zeitlang aufhalten, in ihren Berichten völ-

ligen

lügen Glauben verdienen: ſie ſtehen immer in Gefahr, die Sitten einzelner Menſchen mit den Sitten des ganzen Volks zu verwechſeln. Dies ſagen wir auch in Hinſicht auf Cäſars Beſchreibung der galliſchen Sitten; er beobachtete ſie, wie Pellourier richtig bemerkt, als General, nicht als Gelehrter.

Ob der Uebetſetzer dieſe Erinnerungen und Zweifel künftig bey ſeinen verſprochenen Anmerkungen prüfen und nutzen wolle, überlaſſen wir ihm. — Die unterlaufenden kleinen Sprachfehler ſind vielleicht bloße Druckfehler; daß deren Anzeige bis zum Schluſſe des Werks aufgeſchoben wird, iſt nicht gut. Sclavoniſch und Sclaviſch S. 2. mögen auch wohl bloße Druckfehler ſeyn: denn S. 13. ſteht Slavoniſch, und S. 156. Slaviſch. Ph.

Ant. Fr. Büſchings Beſchreibung ſeiner Reiſe von Berlin über Potsdam nach Rekahn unweit Brandenburg, welche er vom 3 bis 8 Junius 1775 gethan hat. Berlin, bey Haude und Spener, 1775. Mit Kupfern. 1 Alph. in gr. 8.

Wahrer Mißverſtand wäre es, dies Buch nach ſeinem wenig verſprechenden Titel zu beurtheilen. So viel Bogen über acht Meilen, die in etlichen Tagen, vornehmlich wegen der neuen Schulanſtalten des Domherrn v. Rochow, unternommen und vollbracht wurde, möchten bey Schriftſtellerſtellern von gemeinem Schlage freylich eine ſonderbare Erſcheinung heißen; aber von einem Büſching iſt man ſchon gewohnt, intereſſante und brauchbare Nachrichten zu erhalten. Auch hier zeigt er ſich als aufmerkſamen Beobachter; er liefert viele und wichtige politiſche, geographiſche, hiſtoriſche u. dgl. Bemerkungen. Freylich ergreift er die nächſte Veranlaſſung um ſie zu machen; aber dies ſchadet dem Leſer nichts. Da übrigens dieſe brauchbare Reiſebeſchreibung ſchon durch viele gelehrte Journäle iſt bekannt gemacht worden, ſo können wir es bey einer kurzen Anzeige bewenden laſſen.

Op.

Pragmatiſche Geſchichte der Mönchsorden, aus ihren eigenen Geſchichtſchreibern, von einem ungenann-

ten Franzoſen geſammelt, und in einem deutſchen Auszuge ſo vorgetragen, daß der Geiſt und die innere Verfaſſung des Mönchsweſens daraus erhellet. Vierter Band. Leipzig, Weygand, 1777. 389 S. in 8.

Ueber die ganze Methode und Einrichtung dieſes Werks haben wir bey der Anzeige der drey erſten Bände unſer Urtheil aufrichtig geſagt. Sie iſt auch in dieſem Bande unverändert geblieben; oder vielmehr, er hat eben den gänzlichen Mangel an hiſtoriſcher Methode, man mag nun Real- oder chronologiſche Ordnung und Verbindung darinne ſuchen. Als Sammlung und Auszug von ſeltenen und zuverläßigen Nachrichten, auch von allerley guten Anmerkungen, wird das Werk immer nach Werth genug behalten.

Hier ſtehen zuerſt die Karthäuſer. Die Geſchichte oder Fabel des verdammten Doctors erzählt, aber nicht unterſucht. Die Geſchichte des h. Bruno, Stifters vom Orden, und die Schickſale des letztern. Ein weitläuftiger Auszug aus den Statuten der Carthäuſer, mithin auch aus ihrer ganzen Verfaſſung. Zuletzt Anmerkungen über dieſen Orden, z. E. es ſey beſonders merkwürdig, daß er ſich ſechshundert Jahre hindurch ohne alle Ausartung zu erhalten gewußt habe, und daß er dennoch nicht ohne Reformation geblieben ſey.

Weiter werden die beyden ähnlichen Orden, die Trinitarier oder Mathuriner, oder der Orden der heil. Dreyeinigkeit zur Auslöſung der Gefangenen, und die Brüder von der Barmherzigkeit, oder der Orden unſerer lieben Frauen von der Gnade, zur Auslöſung der Gefangenen, zuſammen beſchrieben. Ihr Urſprung von 1200 bis 1250, ihr Fortgang und Verfall bis gegen 1600, ihre Reformen und daraus entſtandenen Congregationen um 1600, und ihre innere Verfaſſung. In der That etwas zu weitläuftig von S. 113—194 von dieſen zwar nützlichen, aber doch nicht ſehr wichtigen Geſellſchaften.

Nun erſt, alſo tief im vierten Bande, erſcheinen die Benedictiner, der älteſte gleichwohl unter allen Orden. Und auch hier iſt es gar nicht die Geſchichte deſſelben, die man lieſet, ſondern nur: Etwas über die Benedictiner und Benedictinerinnen, S. 195—244. Dieſes Etwas beſteht theils aus zwey Schreiben an einen Novizen dieſes Ordens,

und

und an einen jungen Menſchen, der Willens war unter die Benedictiner zu gehen, bis S. 211; theils aus zwey andern an eine Kloſterfrauengeſellſchaft vom Benedictinerorden, über die Pflicht zu arbeiten, und an die reformirten Benedictinerinnen; theils endlich aus der Geſchichte der beyden Benedictinerinnenklöſter Montmartre und Val de Grace, und einigen damit verwandten Nachrichten. Dieſes alles, und in einer ſolchen Einkleidung, giebt zwar auf eine angenehme Art einigen Begriff von der innern Verfaſſung und den Pflichten dieſes Ordens; aber ein hiſtoriſches Ganzes macht es gar nicht aus. Zwar iſt noch einiges in Anmerkungen angeflickt worden, z. E. S. 200. die Quinteſſenz der Regel des h. Benedict, die wirklich einen Hauptplatz im Texte einnehmen ſollte. Am Ende aber bleibt es unzulänglich, und zumal für ein ſolches Werk ſehr mangelhaft. Wie mancher Leſer kann beym Beſchluß dieſes Artikels wohl noch fragen: Wer iſt denn dieſer h. Benedict? Wenn und wo hat er gelebt? u. ſ. w. Auch iſt eben dieſem Artikel, S. 244 — 250. noch aus dem Originale ein Aufſatz, **über den Geiſt der Kloſtergeſellſchaften**, beygefügt, ganz ſatyriſch in der That, und wir wiſſen eben nicht, ob durchgehends in einem anſtändigen Tone.

Es folgen die **Väter des Todes**, oder der Orden des **heiligen Pauls**, erſten Einſiedlers, S. 251 — 270. Sie entſtanden gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts, und wurden bald darauf von dem Pabſte aufgehoben. Doch giebt es noch andere Orden, welche den Namen von dieſem heiligen Paulus führen.

Die **Prämonſtratenſer**, oder der Orden der regulirten Prämonſtratenſer Chorherren, iſt hinlänglich beſchrieben, S. 271—310. Die Quellen ſind außer den Ordres monaſtiques, **Helyot** und **Rivius**; doch wäre es nicht undienlich geweſen, auch des Prämonſtratenſer **Hugo** Vie de St. Norbert dabey zu Rathe zu ziehen.

Den Beſchluß dieſes Bandes machen **die regulirten Chorherren**, Canonici Regulares. Man ſieht leicht, daß dieſelben vor den Prämonſtratenſern hätten ſtehen ſollen, die nur eine beſondere Art derſelben ſind. Ausführlicher wird inſonderheit von den R. Ch. von St. Johann von den Weinbergen in Soiſſons, von dem Orden des heil. Antons von Viennois, von der Congregation von der heiligen Genoveſa, und von den Chorfrauen von St. Stephan in Rheims, gehandelt.

Die im dritten Bande versprochene Endigung der Geschichte des Franciscanerordens ist wiederum auf den fünften Band verschoben worden. Das sind aber unangenehme Trennungen, und man merkt immer mehr, daß der deutsche Herausgeber nicht sowohl seinen Plan voraus gemacht habe, als vielmehr in einem jeden Bande so vielerley Nachrichten und Auszüge, ohne auf Ordnung und Verbindung zu sehen, zusammenstelle, als die Stärke desselben erfordert. Von den vielen lateinischen Stellen, die aus den Statuten in die Anmerkungen eingerückt worden sind, hätte ein großer Theil wegbleiben können. Denn in den meisten Fällen wird dieser Originalbeweis, wenn die Stelle nur genau angegeben wird, nicht verlangt, und zur Vergrößerung des Buchs haben sie nicht wenig beygetragen.

Des Herrn Le Beau Geschichte des morgenländischen Kaiserthums, u. s. w. Vierzehnter Theil. Leipz. und Frankfurt, bey Felßeckern, 1777. 550 Octavseiten.

Original und Uebersetzung schlendern auch hier ihren alten bekannten Gang fort, und kommen in diesem Bande bis zum Jahre 841. Obgleich das Werk seine beträchtlichen schon mehrmals angezeigten Fehler hat; so hätte es doch, da es auch manches Gute enthält, einen bessern Uebersetzer verdient, der da wußte, wie man Didier, Charoun, u. dgl. m. deutsch geben müsse. Von den Anmerkungen, die sich so häufig, und meistentheils nur in wenigen Zeilen, eben zum Bedürfniß solcher Leser, die aus diesem Buche sich zu unterrichten glauben, hätten anbringen lassen, wollen wir vollends nichts sagen. Nur eine Stelle müssen wir rügen, (S. 147 fg.) wo der V. die Geschichte etwas zu grob verfälscht, indem er behauptet, der Schluß der Frankfurter Synode vom J. 794. wäre deswegen wider die Nicänische ausgefallen, weil die dort anwesenden Bischöfe der griechischen Sprache nicht kundig gewesen wären. Alcuin, dessen Buch wider die Bilderverehrung den Grund zu jenem Schlusse legte, verstand, wie jedermann weiß, nicht allein griechisch, sondern sogar hebräisch: und man brauchte nicht einmal viel griechisch zu verstehen, um genau zu wissen, was die Patres zu Nicäa behauptet hatten, deren

ren Raisonnements gegen die Gründe des Alcuin gehalten, wirklich die jämmerlichste Figur von der Welt machen.

Ml.

Elementa Historiae Germanicae, vsibus auditorum edita a *Ioh. Mich. Lorenz* — Argentorati apud Heitzium. 1776. 8. 495 Seiten.

Sind, wie die vor einigen Jahren erschienene Elementa historiae vniuersae eben dieses Verfassers, ein tabellarischer, sehr trockener Auszug. Zu akademischen Vorlesungen, noch mehr zur Wiederholung der bereits erlernten deutschen Geschichte, kann er ganz brauchbar seyn; ob wir gleich zu beyden Absichten die Pütterschen und Selchowschen Handbücher ungleich bequemer und nützlicher halten.

Fr.

P. Hermanni Scholliner Benedictini Oberaltacensis Th. D. eiusque in Vniuers. Ingolstad. P. P. — Dissertatio historica theologica de non commentitio, eoque gemino, sed excusato lapsu Liberii R. P. qua conciliorum formularumque Sirmiensium numerus et epocha determinantur, plures eruditorum virorum anachronismi modeste emendantur, et ipse Pontifex, binis licet formulis subscripserit, ab Arianae haereseos labe vindicatur. Editio secunda ab anonymo multis animaduersionibus aucta. Vindobonae typis de Trattnern. 1776. 183 S. 8.

Der P. Scholliner will in der vor einigen Jahren zu Ingolstatt herausgekommenen und hier wieder abgedruckten Schrift beweisen: die Geschichte von dem Falle des Pabstes Liberius sey zwar unumstößlich gewiß; er habe nämlich zweymal zu Sirmich in Illyrien Glaubensformeln unterschrieben, welche nicht von catholischen Bischöffen verfaßt waren, und dem Athanasius alle Gemeinschaft aufgekündigt.

Dem allen ohngeachtet aber sey er doch ein guter Orthodoxe geblieben, habe auch klug gehandelt. Diese Dinge hat nun wohl noch nie ein vernünftiges Gehirn zusammendenken und reimen können, außer das Gehirn unsers P. Sch. Wir könnten also das Büchlein kurz abfertigen, zumal da auch an der ganzen Sache, dem Falle des P. Liberius, wenig gelegen ist. Zur Zeit der Magdeburgischen Centuriatoren meynte man freylich Wunder, was man über die Catholiken für eine Priese habe, wenn man bewies, daß ein Pabst einen Fehler begangen habe. Heut zu Tage ist es nicht mehr so. Indessen verdient die Schrift doch in andrer Rücksicht eine genauere Anzeige. Der V. nämlich hat sich viele Mühe gegeben, die Zeitrechnung der unter K. Constantius zu Sirmich gehaltenen Kirchenversammlungen zu berichtigen, und die Zahl derselben und der darauf abgefaßten Glaubensformeln zu bestimmen. Wer auch in der Kirchengeschichte keine sehr profunde Kenntnisse hat, weis doch, in welche Dunkelheit und Ungewißheit diese Epoche eingehüllt ist. P. Sch. verdient also Lob, daß er kurz und doch vollständig, mit Gründen und Gegengründen, in ziemlicher Ordnung, hinlänglicher Deutlichkeit und einer guten Schreibart alles gesammlet hat, was diesen Zeitraum ins Licht stellen kann.

Er theilt seine Abhandlung in drey Theile. Der erste handelt von der Zahl und Zeit sowohl der zu Sirmich gehaltenen Kirchenversammlungen, als auch den daselbst gemachten Glaubensformeln. Er behauptet mit **Petav**, **Valesius**, **du Pin** und **Larroque**, daß schon im Jahr 349. eine Kirchenversammlung zu Sirmich gegen den **Photin** gehalten worden sey, auf welcher dieser verdammt, aber wegen des vom Volke deswegen erregten Tumultes nicht wirklich abgesetzt wurde. Er führt **Petavs** Gründe an, und antwortet auf die Argumente der Parthey, welche diese Kirchenversammlung für erdichtet hält, namentlich auch Hrn. **Walchs** in seiner Hist. der Kirchenversammlungen.

Der zweyten Kirchenversammlung zu Sirmich weiset er das Jahr 351. an, und widerleget den **Baronius**, der sie auf 357. auch den **Mansi**, der sie auf 358. setzt. Auf dieser wurde **Photin** wirklich abgesetzt, und von K. Constantius exiliret. Auch wurde gegen ihn die sogenannte formula Sirmiensis aufgesetzt, welche hier aus des Hilarius Buche de synodis beygefügt ist. Nun folgt eine kurze Geschichte dessen, was sich vom Jahr 352. bis auf das dritte Concilium zu

Sirmich

Sirmich (nach andern das zweyte) mit Osius, Bischoff zu Corduba, und dem römischen Bischoff Liberius zugetragen hat. Dieses Concilium wurde im J. 357. von den arianischen Bischöfen aus dem Occident gehalten, und darauf die zweyte formula Sirmiensis geschmiedet, welche offenbar das homousion und homousion verwarf, und also ganz arianisch war. Sie ist auch hier ganz hergesetzt.

Das vierte Concilium zu Sirmich setzt der V. (§. 4.) auf das J. 358. erzählt seine Veranlassung, und behauptet aus einer Stelle des Sozomenus, daß Liberius hier eine dritte Formel, deren Inhalt aber uns unbekannt sey, unterschrieben habe.

Endlich beschreibt er auch (§. 5.) die fünfte Kirchenversammlung zu Sirmich, und schreibt aus dem Sokrates den Inhalt der damals aufgesetzten vierten Glaubensformel ab.

Im zweyten Theile wird der Fall des Liberius gegen die neue Pyrrhonisten, wie sie der V. nennt, als wirklich geschehen behauptet. Er giebt eine kurze Litterärgeschichte dieser neuen Meynung, erzählt ihre Gründe, und seine Gegengründe. Zu dem Ende vertheidigt er die Aechtheit der Stellen aus dem Athanasius, Hilarius und Liberius selbst, woraus man den Fall des Liberius beweiset.

Der dritte Theil untersuchet, welche Sirmische Glaubensformel Liberius unterschrieben habe. Der V. behauptet, L. habe die erste Formel im Jahr 357. oder zu Anfang v. J. 358. und in eben diesem Jahre die dritte unterschrieben. Folglich habe er sich in Gemeinschaft mit den halben Arianern eingelassen; gleichwohl habe er seiner Orthodoxie nichts vergeben, auch so gehandelt, wie es das Wohl der Kirche erfordert habe. Die zweyte und vierte (oder wie man gemeiniglich zählt dritte) Formel, von den Jahren 357. und 359. habe er nicht unterschrieben. — Und so wissen dann unsre Leser, was sie neues und eigenes in dieser Schrift zu suchen haben. Oft hat der V. noch ganz unausgemachte Hypothesen zum Grund gelegt; besonders in dem vorausgesetzten chronologischen Schema vom J. 341. bis 359. Die neue Litteratur ist auch nicht vollständig beygebracht; z. E. S. 2. sind die Streitschriften Petavs und Sirmonds nicht angeführt, die doch der Verf. aus Walchen hätte nehmen können.

Die Absicht des anonymischen Verf. der Noten ist, zu beweisen, daß die ganze Geschichte vom Falle des Liberius erdichtet sey. Er hat dem Buche eine Lebensbeschreibung dieses

Biſchoffs vorgeſetzt, worin er ſich über Pater Sch. ſehr unwillig bezeigt, ohne ihn aber doch gründlich zu widerlegen. Unter den Anmerkungen ſind die S. 9. wo der V. die Schollineriſchen Argumente für die Wirklichkeit eines Sirmiſchen Conciliums vom J. 349. oder 350. aus dem Sirmond widerlegt, und S. 178. wo er zeigt, daß Liberius, wenn er eine auch nur halb arianiſche Formel unterſchrieben hätte, nicht zu entſchuldigen ſey, die beſten. Die übrigen, worinn der Fall des L. geläugnet wird, und P. Scholliner refutirt werden ſoll, ſind von geringem Gewichte.

Vg.

D. Franz Dominicus Häberlins neueſte deutſche Reichsgeſchichte vom Anfange des Schmalkaldiſchen Krieges bis auf unſere Zeiten. — Halle bey Gebauer 8. Erſter Band, 1774. Zweyter Band, 1775. Dritter Band, 1776. Zuſammen beynahe 6 Alphabet, ohne die weitläuftigen Vorreden.

Dieſes Werk iſt eine Fortſetzung von des Verfaſſers bekanntem, in 12 Bänden erſchienenen, ganz uneigentlich ſogenannten Auszuge aus der neuen allgemeinen Welthiſtorie. In den gegenwärtigen drey Bänden iſt die Geſchichte von beynahe 13 Jahren, nämlich vom Ausbruche des ſchmalkaldiſchen Krieges im J. 1546. bis zu Ende des Jahrs 1558. vorgetragen. Die ſehr langen Vorreden enthalten, wie gewöhnlich, Zuſätze, Erläuterungen und Verbeſſerungen. Einige vom Hrn. Hauſen im erſten Bande des Auszuges begangene hiſtoriſche Sünden werden angezeigt, und aus dem „hochſeligen „Bünau und wohlſeligen Maſcov“ die Verwahrungsmittel dagegen beygebracht. Beyläufig gedenkt auch der Verfaſſer ſeiner Recenſenten, die ſeine Arbeit „in öffentlichen Blättern an„gezäpft haben. Mit ſolchen Leuten, die im Finſtern ſchlei„chen, will er ſich niemals abgeben, noch weniger ſie jemals „einer Antwort würdigen;“ wodurch er denn unſers Erachtens den ſicherſten Weg geht, und jene, die ſeine Antwort wohl nicht ſehr fürchteten, der Replik überhebt. Daß er zwey vom Hrn. Spieß im erſten Theile des Geſchichtforſchers mitgetheilte Urkunden in der Vorrede zum dritten Bande von neuem abdrucken laſſen, und dadurch dieſe ohnehin ſehr ſtarke

Vorrede

Vorrede unnöthiger Weise verlängert hat, nimmt uns Wunder. Man darf immer eher voraussetzen, daß der Geschichtforscher in den Händen aller Leser des Hrn. V. sey, als daß alle Leser des Geschichtforschers auch diese deutsche Reichsgeschichte lesen werden, welche übrigens von einerley Güte mit dem sogenannten Auszuge ist. Eben der mühsame Fleiß im Sammlen, eben die Gründlichkeit, eben die weitläuftige Belesenheit; aber auch eben die ermüdende, mikrologische Weitschweifigkeit, eben die widrige Abwechselung eines ganz guten Vortrags mit Chronikenstyl. — Immer sind dies größtentheils vortreffliche Materialien zu einer künftigen deutschen Geschichte, und die Berichtigung so vieler Fehler, die Aufklärung so mancher dunkeln und zweifelhaften Punkte, versichern dem Verfasser einen bleibenden Ruhm bey jedem ächten Kenner der Geschichte. Wir wünschen daher, daß er sein Werk auf die bisherige Art, da es nun einmal nicht anders seyn soll, zu Ende bringen möge; wünschen aber zugleich, daß alsdenn ein Historiker mit Humischen oder Robertsonschen Geist aus den 30. bis 40 Bänden Häberlinscher Sammlungen (denn zu dieser Anzahl dürfte das ganze Werk anschwellen) uns eine lesbarere, in gleichem Grade lehrreiche und unterhaltende deutsche Reichsgeschichte in 6 bis 8 Bänden liefere. Eine große Erleichterung verschafft ihm die sorgfältig geschehene Anführung der zahlreichen Quellen und Hülfsmittel, wichtiger und unwichtiger, guter und schlechter. Denn so viel Gewicht auch der Beweis hat: es steht im Häberlin; so dürfte es dennoch nicht überflüßig seyn, manchmal in den Quellen selbst aufzusuchen und mit eignen Augen zu sehen.

Fr.

Carl Renatus Hausens — — Versuch einer Geschichte des menschlichen Geschlechts. Des dritten Theils dritter und letzter Abschnitt. Halle bey Hemmerde 1778. 15 Bogen und 2¾ Bogen Vorrede und Register über den zweyten und dritten Theil. 8.

Dieser Abschnitt enthält die Geschichte von Italien vom Jahre 887 an, bis 961; die allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande; der Schweiz; die allgemeine nordi-

sche Geschichte und die Geschichte von Ungarn; vom Jahre 997 an, bis 1458. Der Herr Verfasser wird es vielleicht übel nehmen, wenn wir sagen, daß uns diese Bogen, die Geschichte von Italien und die Regierung Bela des 4ten in der ungarischen Geschichte ausgenommen, welche den Styl abgerechnet, (denn der taugt durch das ganze Buch nicht viel,) gut genug behandelt ist, nicht zweckmäßig und eilfertig gearbeitet zu seyn scheinen. Er wird vielleicht die Beschuldigung erneuern, sein Recensent habe sein Buch mit unlautern Gesinnungen gegen ihn in die Hand genommen, u. dgl. m. Wir sind uns des Gegentheils bewußt; können aber darum nicht auf Kosten der Wahrheit urtheilen. — Hier ist der Beweis unserer Behauptung: In der Vorrede räumt der Verf. ein, daß sein Werk nunmehr nicht weiter als ein Lehrbuch betrachtet werden könne; meynt aber, es solle „für diejenigen Liebhaber der Geschichte, welche mehr wissen wollen, als in einem **Lehrbuche** stehen kann, und die sich mit so weitläuftigen Werken, als die Auszüge der Welthistorie sind, nicht beschäftigen können, seinen Nutzen haben.“ Diesen Nutzen wollen wir seinem ganzen Werke nicht absprechen: aber der gegenwärtige Abschnitt desselben ist meistens dieser Absicht, eine unterrichtende Lektüre dem bloßen Geschichtleser, dem Liebhaber der Geschichte zu liefern, nicht entsprechend eingerichtet. Hiezu enthält er theils zu viel, theils viel zu wenig; überhaupt aber ist er zu uninteressant gemacht. Der bloße Liebhaber entbehrt die Anführungen der Quellen, der Sammlungen von Schriftstellern, der Geschichtschreiber u. s. w. und die aus diesen angezogenen Stellen sehr gern. Hätte er Zeit oder Lust, sich mit diesen selbst bekannt zu machen, so brauchte er ein solches Buch nicht, als Hr. H. ihm hat geben wollen. Alle diese Dinge konnten also füglich wegbleiben. Leser von der Art, für welche der Verf. geschrieben zu haben vorgiebt, wollen nur gut erzählte Resultate. Nur in bis hieher streitig gewesenen und dabey besonders wichtigen Materien, kann dies eine Ausnahme leiden. Da kann und muß man in einer Anmerkung die beweisende Stelle, warum man so und nicht anders entschieden hat, anführen, um seine Glaubwürdigkeit, an welcher dem Geschichtschreiber alles liegen soll, nicht in Gefahr zu setzen. Dergleichen Fälle sind aber so häufig nicht, und der gewissenhafte und beurtheilende Arbeiter unterscheidet sie leicht. Hr. H. kann antworten: er habe jene Verzeichnisse ꝛc. nicht auslassen dürfen, um keinen Miß-

stand

stand zu den vorhergehenden Theilen seines Werks zu verursachen. Aber anfangs sollte sein Werk ein Lehrbuch seyn, das man bey Vorlesungen zum Grunde legte; wir können dafür nicht, daß er seinen Plan geändert hat. Offenbar hätte er zweckmäßiger gehandelt, wenn er statt jener Register und Noten mehr Sachen in sein Buch gebracht hätte; denn hieran ist es augenscheinlich für die Klasse von Lesern, welcher er es bestimmt hat, zu arm. Selbst das hier gelieferte Stück der italiänischen Geschichte, in welchem ein größerer Fleiß sich zeigt, enthält zu wenig für den ununterrichteten Leser, der keinen Docenten zur Hand hat, welcher ihm ein Collegium darüber halten könnte. Herr H. sehe dies nicht als einen Widerspruch mit dem Vorhergesagten an. Dies Stück ist nicht so flüchtig gemacht, als die folgenden; aber darum ist es nicht zweckmäßiger. Daß er von der Geschichte der übrigen Länder nur Auszüge aus größern guten Werken liefert, wollen wir ihm nicht übel deuten. Doch könnte man ohne Ungerechtigkeit fodern, daß er an manchen Stellen mehr verglichen und geprüft hätte. Aber solche Auszüge, wie z. B. der aus Wagenaar's Geschichte der Niederlande, dürften schwerlich die Erwartungen des Wißbegierigen befriedigen. Die Begebenheiten sind nicht genug vorbereitet, die Triebfedern und Veranlassungen derselben nicht immer hinlänglich und lehrreich genug entwickelt, und die handelnden Personen nicht nach Würden ausgezeichnet. Dies alles verlangt aber der, welcher die Geschichte zu seinem Nutzen und Vergnügen liest, mit Recht. Aus einem solchen Auszuge, wie eben erwähnter, kann er nicht viel mehr lernen, als aus dem kürzesten Compendium, und in Ansehung einiger gewiß nicht unerheblicher Dinge kaum einmal so viel. Ein paar Beyspiele werden dies rechtfertigen. Nichts muß dem aufmerksamen Leser natürlicher einfallen, als die Frage: Warum wünschten denn Karl der V. und Philipp der II. so heftig, die Freyheiten der Niederländer zu kränken, daß der letztere zur Erreichung dieses Zwecks so große Opfer brachte? Bey Hrn. H. sucht man die Antwort vergebens, weil von der Denkungsart gedachter Fürsten, von den Grundsätzen, in welchen sie auferzogen waren, von der Art ihres persönlichen Betragens, von dem Charakter ihrer Rathgeber u. s. f. sich kein Wörtchen findet, wenn man ausnimmt, daß der Stolz und die Herrschsucht des Kardinals von Granvelle doch bemerkt ist, von welchem man fast rathen muß, daß er mit dem, der vorher unter dem Namen Bischof von

Arras

Arras vorkommt, eine Person ist, wenn gleich die Erhebung des Bischofs von Arras zum Kardinalat angeführet wird. Dieser merkwürdige Mann, der zu den niederländischen Unruhen so vieles beygetragen hat, verdiente wohl genauer in Ansehung seiner tadelnswürdigen und rühmlichen Seite geschildert zu seyn, welche letztere ganz übergangen ist. Wenn es S. 1062 heißt: „Ihnen (den verbundenen Edel„leuten,) war der Name Geusen beygelegt worden: welchen „man insgemein den Bettlern giebt, und welcher so viel als „ohne Sorgen, ohne Kummer, bedeuten sollte. Der ih„nen beygelegte Spottname u. s. w.“ so muß der Leser sich wundern, wie man dazu gekommen sey, Leuten, die damals notorisch Sorgen und Kummer genug hatten, einen solchen Spottnamen zu geben. Ließt man aber im Wagenaar Th. III. S. 68. der deutschen Uebersetzung diese Stelle im Zusammenhange: so fällt die Verwunderung weg. Von der berüchtigten Bilderstürmerey heißt es blos, sie sey plötzlich angegangen, und habe sich in wenig Wochen durch die ganzen Niederlande ausgebreitet, ohne daß man von der nächsten Veranlassung derselben belehrt würde. Der Achenwallische Grundriß, so kurz er auch, seiner Bestimmung zufolge ist, sagt doch wenigstens: „Da aber die Verbundenen — verachtet; auch ihre nach Spanien abgeschickten Deputirten mit leeren Worten aufgehalten werden: fangen die Protestanten in verschiedenen Gegenden an, öffentliche Predigten zu halten, und einige vom Pöbel, die Bilder — — — zu stürmen; welches Feuer sich — — verbreitet. Wenn es von der Pacification zu Gent heißt: „Der Tod des Statthalters (Requesens) zog unterdessen den merkwürdigen Vertrag zu Gent nach sich:“ so ist dies zu undeutlich und unbestimmt. Genauer zeigt die Entstehungsart dieses Vortrages Achenwall S. 326. und Hr. Meusel S. 286. Der Prinz Wilhelm von Oranien, ein so wichtiger Mann in der Geschichte der vereinigten Niederlande, dem die neue Republik großentheils ihr Daseyn verdankt, dessen Gesinnungen und Verfahrungsart mit den von Philipp dem II. einen so auffallenden Kontrast machen, sollte viel kenntlicher charakterisirt seyn. Eben das gilt von mehrern, welche Hauptrollen auf dem großen Schauplatze spielten. Daß die angeführten Handbücher, die gleichwohl einen mündlichen Unterricht voraussetzen, auch in Ansehung anderer Begebenheiten und Personen lehrreicher sind, und mehr Stoff zum Nachdenken darbieten, als unsers Verfassers Auszug, davon kann man

sich

sich überzeugen, wenn man sie mit diesem vergleicht. Die Eintheilung der niederländischen Geschichte ist übrigens ganz gut. Die Geschichte der übrigen in diesem Abschnitte enthaltenen Staaten ist auf ähnliche Weise behandelt; des Raums zu schonen, halten wir die Belege zurück, jedem nicht ganz flüchtigen Leser werden sie ohnehin einleuchten. Daß die Schreibart uns nicht gefalle, haben wir schon erinnert. Sie ist gar ungleich und nachläßig. Hr. H. schreibt bald Moritz, bald Mauritius, Philipp und Philippus; bald Sclaven, bald Slaven, ungarisch und hungarisch, u. dgl. mehr. Stellen, wie folgende, könnten wir in Menge anführen: „Diese Verwei„gerung legten die — Ungarn also aus, als wenn er die kö„niglichen Befehle verachte, und glaubten die Gelegenheit zu „haben, ihre Rache — — zu stillen. Sie überfallen ihn „— und ob er sich gleich — — vertheidigt: so wurde er „doch — — getödtet. Er fügte bey: Die Königinn könne sich — beruhigen: denn so wie er das Reich beruhiget „habe, so wolle er — zurückkehren. So wie die Gesand„ten — — diese Antwort gemeldet hatten, und — — — so „unterdrückte Elisabeth den Schmerz. — Nachdem Carl — „— war benachrichtiget worden, — so eilte er — — und „bemühete sich — Er erlangt dieselbe, und Gregor er„nennt und salbt ihn. — Und hiermit nahmen u. s. w.“ Einem Manne, der aus der Geschichte sein Hauptwerk macht, und sich, wie wir uns von Hrn. H. überzeugt halten, besser ausdrücken kann, sollte billig, zumal wenn er für den grössern Haufen schreibt, die Art des Vortrags nicht gleichgültig seyn. Daß selbst einige unter uns berühmte Geschichtschreiber sich diese Sorglosigkeit zu Schulden kommen lassen, kann doch wohl keinen zur Nachfolge berechtigen?

Fr.

1. Journal et Anecdotes intéressantes du Voyage de Mr. le Comte de *Falkenstein* en France. par Mr. l'Abbé *Duval-Pyrau*. Francf. Brönner. 1777. 132 Seiten in 8.
   Uebers. Journal und merkwürdige Anekdoten u. s. w. Ebendas. 124 S.
2. Anecdotes intéressantes et historiques de l'illustre Voyageur, pendant son séjour à Paris,

ris, (par le Chev. *du Coudray.*) *Meminiſſe iuuat.* Leipſ. Schneider. 1777. 116 S. 8.
Ueberſ. Wichtige u. hiſtoriſ. Anekdoten von einer ſehr hohen reiſenden Standesperſon. u. ſ. w. Ebd. 128 S.
Noch einmal: Der erlauchte Reiſende, u. ſ. w. — Zweyte vermehrte und verbeſſerte Auflage. Augsburg, Bartholomäi, 1777. 120 Seiten in 8.

3. Joſeph der Zweyte auf ſeiner Reiſe nach Paris. Naumburg, Flittner. 1777. 110 Seiten in 8.

4. Anthologiſche Beſchreibung der Reiſe des H. Grafen v. Falkenſtein. Schwabach, Enderes. 1777. 132 S. 4.

Wenn ein Monarch ſein Reich verläßt, um zu reiſen; wenn er auf dieſen Reiſen, ohne allen Glanz ſeines Standes einhergeht; wenn er alles beſieht, was dem menſchlichen Geiſte Ehre, und der Menſchheit Nutzen bringen kann, wenn er z. E. Hoſpitäler, Fabriken, Kaufleute, Künſtler, Gelehrte, Schlöſſer, Schiffswerfte, Gebirge, u. ſ. w. aufmerkſam beſucht und betrachtet, wenn er in Handlungen und Reden bald die Eindrücke der Natur, als Bruder, Freund, Menſch u. ſ. w., bald die Geſinnungen ſeines Herzens, bald den Umfang ſeines Geiſtes zeiget: ſo iſt ſolche Reiſe jedem denkenden Manne wichtig, und die Vorfälle derſelben verdienen allerdings mehr als Zeitungsnachrichten und Converſationsgeſpräche zu ſeyn. Was daraus wichtig iſt, verdienet zur ſpätern Lektüre, zur Prüfung und zum Nachdenken aufbehalten zu werden. So ſind Peters des Großen Reiſen noch jetzt wichtig. — Allein, die vor uns liegenden Reiſebeſchreibungen des Kayſers können dieſen wichtigen Zweck nicht erfüllen, und das aus zwo Urſachen. Erſtlich ſind ſie von Leuten abgefaßt, die nicht einen Funken biographiſchen und philoſophiſchen Geiſtes zeigen, und dieſen Mangel durch pomphafte Ausdrücke von den gemeinen Dingen, durch elende Reflexionen, und endlich durch unverſchämte und ganz unpaſſende Lobſprüche zu erſetzen denken; zweytens ſind die Materien nichts anders als Zeitungsanekdoten, ohne Unterſchied, ob ſie wahr, wahrſcheinlich oder ganz falſch ſind, und zwar oft bey

unwich-

unwichtigen Dingen sehr weitläuftig, bey wichtigen hingegen unbefriedigend. Wir werden unser Urtheil aufs strengste beweisen.

Wenn man bey der Beschreibung der Reise eines Fürsten noch eine andre Absicht hat, als den Bogen zu füllen: so muß man wohl 1) um die Wahrheit der Nachrichten besorgt seyn. Denn sonst, so eingeschränkt auch unser Dichtungstalent seyn mag, getrauen wir uns doch noch eine lesenswürdigere Beschreibung zu liefern, als die Herrn alle zusammengenommen geliefert haben. Nun aber bekennen sie selbst, und ästreuet, daß wohl nicht alles wahr sey, daß (Nr. 1.) wenn es auch nicht wahr wäre, man doch alles sammlen und erzählen müsse, (wovon wir die Ursache nicht einzusehen vermögen,) und wohl gar: es mache doch den Erfindern der Geschichte Ehre, oder: es sey doch des Kayſers würdig. Es werden (Nr. 2,) einerley Geschichten auf verschiedene Arten erzählt, wovon nur eine wahr seyn kann; schlecht genug, daß der V., der doch immer versichert, blos für die Nachwelt zu schreiben, sich nicht die Mühe genommen, der Sache besser nachzuforschen, da sich diese Geschichten doch in Paris mit namhaften Leuten zugetragen. Auch widersprechen die V. sich einer dem andern völlig. Z. E. Nr. 1. hat die Geschichte: der Kayſer besah genau das Hoteldieu, bemerkte die aufwartenden Schwestern, sagte bey dem durchdringenden Geschrey der Gebährenden zu diesen Schwestern: „Sie bereuen itzt wohl nicht, das „Gelübde der Keuschheit gethan zu haben.“ Nr. 2. nennt dieses ein fait faux, absurde, et même inhumain (ein Ausspruch, den wir sehr rasch und unpassend finden;) und Nr. 3. läßt den Kayſer sagen: „mich gereuet nicht das Gelübde u. s. w.“ — Einer läßt ihn demſelben Hospital zehn, ein anderer acht und vierzig tausend Livres schenken. Der eine sagt: er ißt nie zu Abend, der andere läßt ihn oft bey Soupes seyn. In Nr. 2. heißts sehr naiv: la plupart de ces Anecdotes sont vraies. Was soll man also von diesen Sammlungen denken? muß man sie nicht fast sämmtlich unwillig aus der Hand werfen, da doch nicht alle Geschichten wahr seyn können, und wir kein Kriterium der Wahrheit haben? Dies sind nun doch Zeitgenossen! — 2) Man muß, wie in jeder Geschichte, so auch in diesem Theile einer Biographie, das Wichtige zu wählen wissen. Fort also mit den Anekdoten, die den Leser selbst nichts angehen, und die allenfalls in ein Vademecum gehören, z. E. (Nr. 2.) wie ein Landprediger den vorausreitenden Koch für den Kaiſer selbst hielt, trotz alles Betheuerns, welches

welches nur für Beobachtung des Incognito gehalten ward, und der Kaiser selbst hernach, ohne daß man nach ihm sah, durchfuhr. Der Pariser Geist der Kleinheit hat die V. so besessen, daß sie fast nur wichtig finden, was in der Hauptstadt geschehen ist, da muß jedes Foutre, welches ein Fiakrekutscher ausruft, jedes Patois, was Fischerweiber sprechen, jeder Schritt und Tritt, alles was er gesagt hat, und was ihm gesagt worden, haarklein erzählt werden; die Provinzen, wo er die weit größern Werke der Natur und der Kunst mit bewundernswürdiger Sorgfalt betrachtete, werden dafür nur kurz abgefertiget. Uebrigens lauter kleine unbedeutende Geschichtchen, nichts von dem was eigentlich characterisirt, nichts von den großen Männern, von seinen Bemerkungen, die er selbst gemacht, von Stellen aus seinem Tagebuche, u. s. w. Es kann wohl seyn, daß die V. von allen solchen Nachrichten nichts hatten; allein dann sollten sie es nur auch gefühlt haben, daß sie keine Beschreibung liefern konnten. Und die deutschen V. haben den Parisern, wovon sie einzig ihre Nachrichten scheinen bekommen zu haben, geduldig und getreu nachgeschrieben. — 3) Der Geschichtschreiber erzählt simpel seine Facta, **ohne Reflexionen**; doch ordnet er alles so, daß der Leser selbst genug zu denken bekömmt. Alle V. scheinen hingegen Abrede genommen zu haben, elende, kahle, unpassende Betrachtungen, wo sie nur konnten, und wo sie auch eigentlich nicht konnten, einzuschieben. Da sind bey jeder kleinen Anecdote, moralische, und Gott weiß was sonst für Reflexionen, Beyspiele aus alter und neuer Geschichte, Lehren aus Politik, Philosophie u. s. w. aber alle von der erbärmlichsten Art. Der V. Nr. 1. will vorzüglich gern den Gelehrten machen; sollte aber wohl schon Cadmus (S. 24.) einen Ort der Weisheit in Athen erbauet haben? Er bringt alle Augenblicke Anspielungen und Beyspiele des Alterthums an; ja S. 68. sagt er sogar, was der Kaiser nicht sah, um gelehrte Noten machen zu können. Wenn er nur irgend den Praxiteles anbringen kann, so erzählt uns die Note sogar, welch Werk der Herr de Thou von ihm in Italien gesehen zu haben glaubt. Karl IV. sagt der V. war auch in Paris; aber er verschmähte nicht so den Glanz des Throns und des Hofs wie Joseph, nein seine Aufnahme sollte das seyn, was seine Bulle, das deutsche Reichsgrundgesetz, mit ihrem stolzen und prachtvollen (fastueux) Namen anzeigt. Was der Mann sich für Begriffe von der **goldenen Bulle** machen muß! Der V. Nr. 2. hat eine besondere Gabe, wichtige Sachen

bey

bey kleinen Begebenheiten zu sagen, ohne daß man begreift, wie sie dahin gehören; z. E. der Kaiser nimmt statt des ihm angebotenen fauteuil ein pliant, darauf der König und die Königin auch; hierauf wendet der V. die Worte des heiligen Schriftstlers an: Quam bonum est et iucundum habitare fratres in vnum! Nr. 3. hat nach jeder Zeitungsnachricht, um doch auch was vom seinigen hinzu zu thun, eine kurze Reflexion, die des stärkern Eindrucks und Hastens wegen, mehrentheils in Versen ist. Das Pariser Publikum hat auch unter andern, die besondre politesse, im Schauspielhause seine Fürsten zu beklatschen; das that es dem Kayser auch, und die Reflexion des V. hierbey ist: die rührendste Scene! Bey der sehr unwahrscheinlichen Geschichte eines deutschen Herzogs, der als Postillon verkleidet, den Kayser gefahren haben soll, heißt es:

Könnt ich die Hand dem guten Herzog küssen —
Nicht in Gedanken nur —
Die Hand, mit der er damals fuhr,
Den besten Kayser selber fuhr,
Dafür: daß er nicht umgeschmissen.

Epigramm gegen Epigramm, wollen wir gleich auch eines hersetzen, welches wir eben in einem bekannten neuen Buche, der Schreibtafel sechsten Lieferung finden:

Delius zogst du das Fell dem Marsyas über die Ohren,
So thatest du daran nicht sein;
Jetzt aber leih mir dein Messerlein,
Zu skalpen die deutschen Dichterlein,
Die sich dem leidigen Satan verschworen,
Zu lobhudeln den Grafen von Falkenstein.

Der Kayser hat Voltaire nicht besucht: „Das ist für den „V. ein Schandfleck, den er mit unter die Erde nehmen wird.“ Sachte! Sachte! Bey Gelegenheit des Inkognito: „Der Monarch muß nicht blos Gradu von dem Unterthan „unterschieden seyn, sondern, wie das Unendliche von dem „Endlichen, Natura.“ — 4) Der Ton des Biographen ist voll Würde und männlich ernst, vornehmlich himmelweit von Schmeicheley entfernt. Zwar ist es natürlich daß ein Geschichtschreiber durch die stete Betrachtung eines großen Gegenstandes warm wird, und zuweilen fast ohne daß ers selbst merket, in wahres aus dem Herzen strömendes Lob ausbricht.

Wie gerne würden wir nicht auch bey unserm V. dies entschuldigen, wenn es anders Entschuldigung bedürfte! Aber wie entfernt davon ist die niedrige und gesuchte Schmeicheley, die den Fürsten, dem sie gemacht wird, (wenn er anders solche Sachen seines Blickes würdigt) selbst beleidigen muß, die der Nachwelt (wenn anders solche Schriften auf die Nachwelt kommen können, und wenn diese nicht zugleich sonst eines bessern belehrt worden) wohl gar den Fürsten als eitel und lobsüchtig vorstellen könnte, ja die endlich — gerade herausgesagt — wenn man nicht sonst die V. überall einfältig und gutherzig genug fände, Ironie und Bosheit scheinen würde. Wir wundern uns über die Unverschämtheit der V., solche Sachen fürstlichen Personen zuzueignen, und glauben wenigstens unsern Theils, durch diese öffentliche Misbilligung dem Fürsten, wovon die Rede ist, unsre Ehrfurcht weit besser zu bezeigen. Die V. machen sich so ziemlich alle dieser Sünde der Schmeicheley schuldig: wir wollen nur gleich das einleuchtendste Exempel unsern Lesern vor Augen legen. In Nr. 2. heißts S. 64.: der Gastwirth Schelling, bey dem der Kayser in Paris logirte, bat ihn um Erlaubniß, hinfort sein Haus Hotel de l'Empereur nennen zu dürfen, und brachte ihm die Tafel, worauf diese Worte schon standen; der Kayser antwortet: „il „faut y ajouter: *Joseph II*, et *l'année* 1777, parceque „la posterité ne saura pas quel Empereur aura demeuré „dans cette maison. Il y en a eu deja plusieurs avant „moi, et il y en aura, je pense, bien davantage après.“ Wenn die Geschichte wahr ist, wovon man bey diesen Herren nie gewiß seyn kann, so würden wir allenfalls Leutseeligkeit, Freundlichkeit und Munterkeit darin finden. Aber unser V.! der findet tiefe Kenntniß der Universalhistorie und wohl gar Voraussehungsgeist (wegen der vorigen und künftigen Kaiser) darin. Wir können unmöglich verlangen, daß die Leser unserm Worte hierin trauen, trauten wir doch selbst, anfangs kaum unsern Augen, darum schreiben wir die ganze Stelle ab: Le trait précédent que je tiens de la bouche même du Sieur Schelling — prouve que *Mr. le Comte de Falkenstein* est non seulement instruit dans les sciences et les arts (weil er eine Inschrift machen kann; es ist schändlich!) mais encore très-versé dans la partie de l'Histoire universelle, et que son génie prévoit à tout. En conséquence (denn es ist noch nicht aus) le Sieur S. doit faire ajouter etc. — Ainsi notre Capitale aplaudira (über ein

verän-

verändertes Gastwirthsschild) aux connoissances, aux lumières de Ioseph II. Empereur d'Allemagne heureusement regnant, et à son gout particulier et naturel pour la verité de l'histoire. Nach diesem Zuge verlohnt es kaum der Mühe, von andern schwächern zu reden, als das wenige Herabsetzen der ältern Kayser gegen ihn, namentlich Karls V. (Nr. 1.) Karls IV. (Nr. 2.) und Ferdinands I. (Nr. 3.) wodurch die V. dem Nachfolger ein wunderfeines Kompliment zu machen glauben; und die grobe Unwahrheit, (Nr. 2. S. 77.) daß der Kayser die Plane, *immense* collection dans la gallerie des plans à l'Hotel Royal des Invalides, in einem Besuch alle, Stück für Stück, mit der äussersten Genauigkeit untersucht habe. — Wir hätten, um die Eigenschaften eines guten Geschichtschreibers durchzugehen, nun noch Philosophie, Menschenkenntniß, Charakterisirung, Ordnung, Ausdruck, Styl anzuzeigen; aber, weil von allem diesen bey unsern V. so gar nichts vorkömmt, so schweigen wir davon lieber ganz, und eilen nun zur einzelnen Anzeige der Schriften, ohne unser im Allgemeinen gefälltes und bestätigtes Urtheil zu wiederholen.

Nr. 1. Enthält 1) Genaues Journal aller Tage, die der Kayser in Paris zugebracht hat. 2) Anekdoten. In pomphaftem gekünstelten Styl geschrieben. Wer versteht: „Er „war von den Gesetzen und Sitten zu Wien zu erschüttert „und bewegt, wollte nun die Pariser besehn, sehn, wo man „Gold, Menschen und Monarchen aufhalten oder hinstellen „könnte.“ Uebrigens guter Eifer gegen die elende Etiquette und Putzliebe zu Paris. 3) Poet. und prosaische bey der Gelegenheit verfertigte Stücke. Mr. Saurin sagt sehr bescheiden von seinen Landsleuten:

Un peuple aimable et doux, peut-être un peu leger,
Epris du vrai mérite et sachant le juger.

Chivot hat eine griechische Idylle gemacht, hier nur französisch, auf Jupiters Adler, artige Nachahmung von Anakreons Taube. — Die Uebers. ist sehr schlecht, sehr viele französ. Wörter sind gelassen, und was sonst zu schwer war, ganz ausgelassen. Am Ende nicht die französ. Gedichte, sondern andern eigene deutsche, aber schlecht.

Nr. 2. Der Königin von Frankreich dedicirt. Die Franzosen haben doch einen eignen Styl der Politesse: „publier „cette brochure, c'est répondre à vos sentimens naturels,

„à cette tendreſſe fraternelle, que tout Paris aplaudit.“ Das höchſte, was man alſo von dem Herzen einer Königin ſagen kann, iſt, daß Paris (nicht einmal: ganz Frankreich) ihr Beyfall ruft. Dieſer V. iſt ſonſt bey weitem unter allen der elendeſte, wegen ſeiner Methode, Betrachtungen, Styl, und Grammatik. Welche Antitheſenſucht, die zwo erſten Zeilen des Buchs heißen: le malheur forme les hommes, les voyages forment les rois. Er hat S. 38. f. eine ſonderbare, wie er es nennt, ſehr großmüthige Geſchichte vom vorigen König in Frankreich, der von einem Düpre das Geheimniß des griechiſchen Feuers kaufen konnte, und ſo ſehr ſeine Unterthanen auch damals von engliſchen Kriegsſchiffen verfolgt wurden, es nicht wollte, ſondern daſſelbe bezahlte, damit er es verſchweigen möchte. Am Ende ſagt er: „j'aurais pu étendre davantage ces anecdotes, en les faiſant imprimer en „gros caractéres dits St. Auguſtin, en faiſant interligner „les mots et mettre plus de blanc aux lignes, mais etc. Welch ein Schriftſteller! — Die erſte Ueberſ iſt vollends ſo elend, wie das Original, und wirklich noch elender. Z. E. S. 65. „In der Porcelänfabrike zu Seva (Seve) war ein „Arbeiter de Mons (aus Mons oder Bergen.)“ S. 72. iſt die Geſchichte des Gaſtwirths mit einer Freyheit überſetzt, die wir mit dem Menſchenverſtande nicht zuſammenreimen können. Der Kayſer ſagt „er ſoll ſetzen Joſeph II. und das Jahr 1777, weil ſonſt die Nachkommenſchaft nicht wiſſen würde, welcher Kayſer in dieſem Hauſe gewohnt hätte. Denn ich habe daſelbſt, ſprach er, ſoviel Vergnügen genoſſen, es iſt mir hier ſo wohl gegangen, daß ich daran beſtändig zu meinem Vortheil denken werde. Und nun folget der abſcheuliche Lobſpruch wegen der Kenntniß in der Univerſalhiſtorie demohngeachtet, obgleich die Rede, worauf ſie ſich beziehen, weggefallen iſt. — Die zwote Ueberſ. iſt weit beſſer gerathen, hat auch rechte gute Anmerkungen, nur zu gekünſtelt und neologiſch im Deutſchen. Auch muß das Original in der 2 Aufl. ſehr verändert worden ſeyn; es iſt das Journal aus Nr. 1. beygefügt, auch die Reiſe vor und nach dem Aufenthalte zu Paris beſchrieben, Düpre's Geſchichte widerrufen, u. ſ. w.

Wir wollen noch aus beyden Schriftſtellern, zur Erbauung unſerer Landsleute, einige Anecdoten von den itzigen franzöſiſchen Sitten anführen, weswegen es uns vornehmlich nicht gereut, ſie durchgeleſen zu haben. Wenn der König auch nur in ſeinem Park von Verſailles ſpatzieren will, ſo müſ-

ſen

sen 12 Mann von der Garde, nebst Gefreytem, Brigadier, Kapitän und andere Officiers ihn begleiten. Die Cafés brillans oder du bon ton in Paris sind beydes in so hohem Grade, daß ein noch so gut aber nur simpel gekleideter Mann Gefahr läuft, für sein Geld keine Aufwartung zu finden. Auch dankt keine gut gekleidete Dame einem solchen Manne, wenn er ihr auch in der Loge Platz macht und sie begrüßt. In der Akademie müssen die Gelehrten um die Aufnahme, die doch Belohnung seyn soll, selbst ansuchen. **De l'Epee**, (ein Mann, der sich so sehr in Paris durch Unterricht taubstummer Personen um die Menschheit verdient macht, als **Arnoldi** und **Heineke** in Deutschland) hatte gebeten, ihm ein paar junge Leute zu geben, die seine Kunst lernten; man hatte aber nicht darauf reflectirt. Weder der König noch die Prinzen haben je das Invalidenhaus in Paris besehen: der König nicht, weil die ihn nach der Etikette überall begleitende Garde es auch in diesem Hause will, welches die Invaliden als ehemals selbst für den König fechtend, sich schimpflich halten, weswegen der König, keine Partey zu beleidigen, gar nicht hingeht; die Prinzen nicht, weil die Etikette verlangt, daß der König zuvor muß hineingegangen seyn.

Nr. 3. der Kaiserinn dedicirt. Es sind die Artikel aus den damaligen Zeitungen (mit Nennung derselben), sehr vollständig und sorgfältig abgedruckt, denn es ist auch nicht ein Schwanz einer Erzählung, der vom Zeitungsschreiber allenfalls zur Ründung seiner Periode oder Füllung des Blattes angehenkt ward, weggeblieben, z. E. „der Kaiser nannte eine Grä„finn von Falkenstein ma chere cousine, **welches der „Dame unbeschreibliches Vergnügen machte.**“ Ja sogar (o der Vollständigkeit!) sind alle Träume der Zeitungsschreiber, die hernach wie die Reise nun geendet und dies Buch geschrieben ward, doch offenbar genug als falsch bestanden, dennoch hier abgedruckt worden, z. E. „es verlautet, der Kai„ser werde auch ins Hannöversche, denn auch nach Berlin und „Potsdam kommen.“ Doch sind diese Zeitungsartikel nicht bloß abgedruckt, sondern auch — „denn sonst (sagt der Verf.) „würde ich bloß erzählen, es würde scheinen, als hätt' ich selbst „wenig gedacht“ — rangirt, unter gewisse Kapitel mit Titeln gebracht. Aber das sind auch Titel darnach, als S. 64: **Selbsterniedrigung**, wo das Kapitel von dem Incognito handelt. Ferner sind am Ende jedes Artikels Reflexionen des V. hinzugefügt, wovon wir oben Pröbchen gegeben haben.

Bey der schönen Rede des Herrn Seguier im Parlamente, heißt es S. 41 in einer Note: „und hier würde ich lieber gesagt haben", worauf denn ein elendes Flickwerk folgt.

Nr. 4. Alles im pomphaften, eckelhaften Stil; der V. kann gar nicht anders als mit vollen Backen sprechen, so daß auch andere Menschen und die Städte, wovon er spricht, mit reichen Epitheten bekaden werden. Des Grafen von der Lippe Beschreibung ist eingerückt, man kann denken mit welchen Lobsprüchen. Die französischen Gedichte sind im Original und übersetzt beygefügt, auch verschiedene deutsche: „damit man nicht glaube, als wenn es der deutschen Reichsmuse an Können oder Wollen fehle." In der Vorrede versichert der Verf. noch: er könne beweisen, daß er schon mit dem Schreiben, und fast auch mit dem Drucken dieser Schrift fertig gewesen, ehe ihm die beyden französischen Schriften zu Gesichte gekommen.

Me.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Kürzere Briefe des heil. Gregors von Nazianz, nach dem griechischen von Joh. Jos. Freyherrn von Buol, Wien bey Kurzböck, 1778. 3 Bogen. 8.

Dem Gregorius: „Was krank ist, muß geheilet, und nicht „noch mehr gepeiniget werden. Wie hat also Euthalius, mein Miediakon, sowohl seine Würde, als auch die Verwandschaft verunehren, und den armen Philadelphius mit Banden und Wunden überhäufen dürfen, wie es die Wundmaale zeigen? Ich wunderte mich hierüber sehr. Sieh also das, was geschah, nicht obenhin an, sondern komme persönlich zu mir, um mich davon zu unterrichten; es soll auch der Diakon hier seyn, und sich der Anklage wegen rechtfertigen, und Zeugenschaft von dem Verhalten des Beleidigten aufführen. Ich leide nicht, daß eine so schändliche That beynahe unter meinen Augen ausgeübt werde." Nach dieser Probe zu urtheilen, ist es ganz glaublich, daß Herr von B., wie er in der Vorerinnerung meldet, bey der Uebersetzung die Absicht gehabt hat, sich in der griechischen Sprache zu üben. Er wird wohl thun,

wenn

wenn er die Uebungen nicht nur in der griechischen, sondern auch in der deutschen Sprache noch eine gute Zeitlang fortsetzt. Der Vorbericht ist aus der K. K. Theresianischen Ritterschule datirt. Cz.

Critique de quatre Tragédies de *Sophocle* et d'une Comédie *d' Aristophane*, par Mr. *le Duc*, Maitre des langues franc. et ital. en l'Univers. roy. géorgienne et auguste de Goett. Göttingen. Bossiegel, 1776. 110 S. in 8.

Die Perraults leben in Deutschland wieder auf; oder nein! mit solcher Seichtigkeit, Unwissenheit, Unverschämtheit schrieb Perrault nie; hier ist mehr, denn er. — Der Verfasser gesteht mit einer dummdreisten Offenherzigkeit, daß er gar kein griechisch verstehe, daß er von griechischen Schriftstellern nicht mehr wisse, als er in französischen Büchern gefunden, daß er vom Euripides eben nichts besonders (rien de particulier) gefunden, vom Aeschylus aber, daß er sehr dunkel sey, und vom Sophokles und Aristophanes, was er uns hier vorlegt. Er gesteht zwar nicht so ausdrücklich, aber genugsam durch die That, daß er auch nicht ein Wort von der alten griechischen Götter- und Fabellehre gehört, weil er z. E. aufs ernsthafteste alle Schwierigkeiten, die bey der Geschichte des Bluts vom Centaur Nessus, womit Dejanira unwissend den Hercules vergiftete, hererzählt, und sie dem Sophokles als Erfinder Schuld giebt; daß er auch nicht einen Gedanken von dem heroischen Zeitalter, von den Sitten der Griechen, von Geschichte der Menschheit, u. s. w. gehabt, da er am Ende, nicht zufrieden damit, die griechischen Dramatiker als die elendesten Scribenten heruntergemacht zu haben, auch die ganze griechische Nation in die Pfanne hauen will, weil Homers Helden sich schimpfen ohne sich zu duelliren, weil die Weiber nicht in Gesellschaft lebten, wie nur bey dem peuples féroces Sitte sey, weil Homer Almosen sammlete, weil man Handwerker und Kaufleute so sehr schätzte, weil Sophokles, obgleich ihn einige den Großen genannt hätten, doch so vilain gewesen, nackt als Knabe auf dem Theater zu tanzen, und endlich gar — das Lustigste! — weil die Griechen von Wilden abstammten, die keinen Ackerbau kannten und Eicheln aßen. Die Franzosen stammen also wohl von

einer Nation ab, die vom Anfange an so fein und polit und witzig und eitel war, als ihre Söhne im achtzehnten Jahrhunderte. Er gesteht ferner durch die That, daß er auch kein Wort Latein versteht, sonst hätte er nicht auf dem Titel, die Universität worauf er lebt, Auguste, getrennt von Géorgienne, genannt; sonst hätte er wenigstens Neugierde genug gehabt, die erste beste Version des Sophokles aufzuschlagen, und hätte denn gesehen, daß sein Franzose μαστιγοφορος falsch durch furieux übersetzt, welches ihm eine ganze lange Rémarque ersparet hätte; — und endlich gesteht er leider auch, daß er nicht einmal französisch kann, und zwar gleich in der Dedication, wo es heißt *en la* langue italienne, vos belles qualités vous *feront* aimer et respecter, comme *je fais*, partout etc. das kann nichts anders heißen, als comme je vous fais aimer et respecter, und soll doch wohl heißen: comme je vous aime et respecte. — Mit diesem reichen Maaße von Unwissenheit und von proportionirter Unverschämtheit, Grobheit, Eigenliebe ausgerüstet, greift Herr le Duc nun muthig das Werk an, und zeigt, wie die griechischen Dramatiker, die man freylich bis itzt (aber hinfort gewiß nicht mehr!) gelobt und geschätzt hätte, im Plan und in Ausführung und in den Einheiten, und im Styl und in Grammatik und in Politesse, und kurz in allen möglichen Dingen, äußerst fehlerhaft wären. Uebrigens sind die vier Stücke des Sophokles, die Trachinierinnen, Ajax mit der Geißel, Oedip auf Kolonus, und Antigone, nach der Uebersetzung des M. Dupui, Paris, 1762. Vom Aristophanes wird der Plutus, aber nur sehr kurz, abgefertigt.

Uns wundert in der That, so tolerant wir sonst auch sind, daß die Censur in Göttingen dieses Buch passiren lassen. Der V. hat dort doch Umgang mit Studenten, rühmt sich einige der vornehmsten zu unterrichten, und hat also einigermaßen Einfluß Itzt schreibt er sogar ein Buch, das vielleicht doch mancher in die Hand nimmt, der nicht gleich Gelegenheit hat, durch Unterricht der dortigen Lehrer vor dem elenden Geschwätze dieses Menschen gesichert zu werden. Und eine Universität, die so gern die gelehrteste seyn und heißen will, stöhrt nicht auf alle Art solche Angriffe auf Gelehrsamkeit? Auch entsinnen wir uns nicht, in Programmen, Recensionen u. dergl. von dorther Widerlegungen dieser Schartecke gelesen zu haben. Auf einer Universität, wo ein Heyne lehrt, sollte doch ein so schändlicher Auftritt unmöglich seyn. Oder betrifft der Bund, den die

Herren

Herren-Göttinger unter einander beſchworen haben, auch die dortigen Sprachmeiſter?

Me.

Des Sophokles Trauerſpiele. Aus dem Griechiſchen überſetzt von E. M. Goldhagen. Erſter Band. Mietau, bey Jacob Friedrich Hinz, 1777. 26 Bogen in 8.

Eine Ueberſetzung des Sophokles war allerdings für einen jungen Mann, wie Hr. Goldhagen iſt, das man auch aus der ſehr jugendlich geſchriebenen Vorrede erkennt, ein kühnes Unternehmen: doch erwarteten wir von einem Manne, der beyde Sprachen kundig, und dichteriſche Schönheiten zu fühlen fähig wäre, der auch die unvollendet gebliebene Steinbrücheliſche Ueberſetzung, die den Sophokles doch als Dichter reden läßt, vor ſich hatte, etwas beſſeres, als wir erhalten haben; unſre Erwartung hat uns hier ſehr getäuſcht. Die in dieſem erſten Bande enthaltenen Stücke ſind: Der wüthende Ajax, (Ajax mit der Peitſche,) Antigone, Philoktetes und die Trachinerinnen. Wir haben uns nicht entſchließen können, ein ganzes Stück durch zu korrigiren; aber zwo Tragödien haben wir ſtellenweiſe mit dem Originale verglichen, und wollen einige Proben der Ueberſetzung, und was wir uns darüber aufgemerkt haben, herſetzen.

Gleich im Anfange des Ajax S. 105. finden wir den Sinn ganz verfehlt: „Ulyſſes, ſagt Minerva hier, dich ſehe ich doch beſtändig darauf ausgehen, den Anſchlägen deiner Feinde zuvorzukommen. So heißt es auch in der Johnſoniſchen Ueberſetzung: Semper vidi te molimen aliquod hoſtium deprehendere captantem. Allein richtiger erklären der Scholiaſt und nach ihm Suidas κῆρας durch Schaden. „Immer ſeh ich, Sohn des Laertes! daß du darauf ausgeheſt, den Feinden Abbruch zu thun.“ Weiterhin ſagt Minerva bey unſerm Ueberſetzer: „Ja, dein Scharfſinn führet dich nicht irre.“ Im Originale hingegen: σὺ δὲ σ' ἐπὶ ἴχνεσι κυνὸς λακαίνης ὥς τις ἔρχεαι βάσις. „Recht führt dich dein Gang, wie eine ſcharfwehernde ſpartaniſche Hündin.“ Unſere Leſer erinnern ſich aus Horaz Epod. VI, 5. Fuluus Lacon, amica

ea vis paſtoribus. Ein ſolches Bild durfte der Ueberſ. nicht auslöſchen. Auch heißt ὅσσα τήνδε παστάνιον πύλας nicht „dieſe Pforte mit den Augen zu wahren,“ ſondern durch die Thür hineinſchauen. Und wie ſchwach ſind S. 106. die ſchönen griechiſchen Verſe, Ulyſſes Antwort, überſetzt:

Ὦ φθόγμ' Ἀθάνας φιλτάτης ἐμοὶ θεῶν,
Ὡς εὐμαθές σε, κἂν ἄσκοπτος ἦς, ὅμως
Φάνημ' ἀκούω, καὶ ξυναρπάζω φρενὶ,
Χαλκοκτύπου κώδωνος ὡς Τυρσηνικῆς.

„O Stimme Minervas, (beſſer Minervens, oder Athenens,) meiner theuerſten Gottheit! Ich ſehe dich zwar nicht; aber es iſt mir leicht, dich an der Sprache zu erkennen. Die tönt mir ins Innerſte meiner Seele, gleich einer tyrrheniſchen Kriegstrompete.“ Ebendaſ. iſt πρᾶγος ἄσκοπον nicht eine **unerhörte Freveltat**, wie es der Ueb. giebt, ſondern eine **unverſehene That**, ἀπροσδόκητον. — S. 108. ſagt hier Minerva: „Ich vernichtete ihm die grauſame Freude. Ich verblendete ihm die Augen, und verrückte ihm den Sinn.“ Im Original: „Ich vernichtete ihm die grauſame Freude, indem ich ihm falſche Bilder vor die Augen ſtellte.“ Ajax ſah in der Wuth die griechiſche Rinderheerde für das griechiſche Heer an. — Den 77ſten und folgenden Vers, die ſehr verſchieden erklärt worden, finden wir S. 110. ſo überſetzt: „**Minerva.** Und warum? Du wareſt ja ſonſt beherzt. **Ulyſſes.** Ja, auch ein Feind von ihm, und bins auch noch jetzt.“ Τί μὴ γένηται, überſetzt auch **Johnſon**: Quare hoc non fiat? Es ſollte helfen: Quid ne accidat? Wir glauben mit **Heath**, daß man die Perſonen anders abtheilen, und alſo überſetzen müſſe: „**Minerva.** Was fürchteſt du? **Ulyſſes.** War es denn nicht ſonſt ein Feind von mir, und iſts noch?“ — In dem erſten Chorgeſange, oder, wie er hier heißt, dem vierten Auftritte, wollen wir S. 118. eine ſehr fehlerhafte Stelle verbeſſern: „Ferne von deinem Anblick ſchreyen ſie, wie eine Schaar Gänſe, die dem großen Adler entflohen ſind. Vielleicht aber, wenn du nur erſchieneſt, würden ſie vor Schrecken ſtill und ſprachlos daſtehn.“ Es muß heißen; „Wenn ſie dich nicht ſehen, machen ſie ein Geräuſch, wie Schaaren Vögel, die ſich vor dem großen Geyer fürchten. Aber ſo bald du nur erſchieneſt, würden ſie ſtill ſeyn, und ſich verſtellen. „Ταυροκόλα Ἄρτεμις, d. i. ἐπὶ ταύρων ὀχουμένη, das der Ueb. ausgelaſſen, würden wir „die Stierbändigerin Artemis“ überſetzt haben. Das

folgende

folgende ὅτι τινὸς νίκης ἀναρπάστου χάριν, — οὔτ' ἐλαφοβολίας, d. i. ἢ διὰ χάριν ἀτεχνῶς τινὸς νίκης, οὔτε δι' ἐλαφοβολιῶν, hat der V. nicht gut durch „weil du für einen Sieg keine Dankopfer — oder von erlegten Hirschen keine Erstlinge ihr dargebracht;“ ausgedrückt. Es heißt: „Wegen eines ihr unfruchtbaren Siegs, oder weil du einen ihrer Hirsche getödtet hattest. Man sehe wegen des letztern, unsers Dichters Elektra V. 568. ff. Falsch ist auch das folgende: „Denn nie würdest du, o Sohn Telamons! mit unverletztem Gehirn in solche Thorheit gerathen, so über die Heerden hergefallen seyn.“ Im Original heißts: „Denn nie würdest du, Sohn Telamons! so von deiner Vernunft zur Linken abgewichen, und die Heerden angefallen seyn.“ — Wir schlugen noch in diesem Stück die letzte Rede des Ajax auf, der auf der Bühne in sein Schwerdt fällt, und fanden sie sonst nicht übel; aber die ersten Worte nach unsrer Einsicht unrecht übersetzt: „Da steht der Würger. Das ist wohl die beste Richtung, mich zu durchbohren.“ Ajax stellt eine Betrachtung über den Ort an, wo er sein Schwerdt eingegraben hat; es ist feindliches trojanisches Land, und das Schwerdt selbst ist von seinem Feinde, Hektor. „Da steht er, der Würger, an einem Orte, wo er am liebsten mich durchbohren wird, wenn mans betrachten will.“

Wir gehen zum Philoktetes, einem ungemein rührenden Schauspiel, das schon Steinbrüchel übersetzt hatte, und wollen auch über dieses Stück noch einiges anmerken. Wir überschlagen den Anfang, obgleich uns auch hier manches bey unserm Ueberf. mißfiel, bis zu der Stelle, wo Philoktet selber auftritt, im ersten Auftritt der zweyten Handlung, wie der Ueb. abtheilt; aber es ist bekannt, daß das griechische Trauerspiel eine einzige Handlung war. Einen Theil dieses Akts wollen wir, um unsern Lesern noch eine größere Probe der Goldhagenschen Uebersetzung vorzulegen, und weil ihnen doch die Scene selbst, wenn gleich nicht der Uebersetzer, gefallen wird, abschreiben, und unsere Verbesserung unter den Text setzen. Zum Verstande der Stelle erinnern wir auch folgendes. Ulysses und Neoptolem, Achills Sohn, sind mit ihrem Gefolge auf der wüsten Insel Lemnos, wo Ulysses vor zehn Jahren den Philoktetes mit einer unheilbaren Wunde am Fuße ausgesetzt hatte, gelandet, um ihn wieder nach Troja zu führen, das ohne die Pfeile des Herkules, derer Besitzer Philoktetes war, nicht konnte erobert werden. Der Chor und Neoptolem hören ihn jetzt von seinem einsamen Wege

auf

auf dem er Speise gesucht hatte, zu seiner Hütte am Ufer zurückkommen. Ihn verkündigt von fernher nicht der Gesang der Schalmey, wie den ländlichen Hirten; sondern ein weitschallendes Angstgeschrey, das ihm allemal der stärkere Anfall der Schmerzen auspreßt. Aber nicht mit solchem Geschrey läßt ihn der weise Dichter auftreten, und immer thut er auf der Bühne das Mögliche, den Schmerz, wenn er am heftigsten wird, zu verbeissen. Philoktet also erblickt am Ufer die angekommenen Fremden, und redet sie an.

„Philoktetes. O Fremde! wer seyd ihr? Wie kommt ihr mit euern Rudern an diese Künste, wo sonst nicht anzulanden, die ganz unbewohnbar ist? Wo ist euer Vaterland? Zu welchem Volke soll ich euch rechnen? Die Tracht ist die mir so werthe Kleidung der Griechen. *) Eure Sprache aber möcht' ich hören. Entsetzt euch nicht vor mir, weil ich so wild aussehe; sondern bejammert einen Unglückseligen, der hier in dieser Einöde allein, verlassen, ohne Freunde leben muß. O redet doch, wo ihr anders als Freunde hergekommen seyd! Ach! antwortet mir. Es wäre ja unbillig, wenn wir das einander versagen sollten. **)

Neoptolem. So wisse denn, Fremdling! zuförderst, daß wir Griechen sind; denn das wünschest du zu hören.

Philoktetes. O erfreulicher Laut! Ach in wie langer Zeit habe ich keinen dergleichen Ton von einem Menschen vernommen. — Wer hat dich, mein Sohn, herangebracht? Welche Noth trieb dich hieher? Was für eine Absicht? Welcher mir günstige Wind? ***) Sage mir das alles, und laß mich wissen, wer du bist (seyst.)

Neopto-

*) O Fremde! wer seyd ihr, die ihr mit eurem Schiffsruder an diese hafenlose unbewohnte Küste kommt? Aus welchem Lande, von welchem Volke seyd ihr? Die Tracht ist Griechenlands, meine geliebteste Kleidung.

**) Erschreckt nicht vor diesem wilden Aufzuge; sondern erbarmt euch eines Mannes, der elend, allein, verlassen, ohne Freunde lebt. O redet, wenn ihr als Freunde gekommen seyd! Antwortet! Ohne Ungerechtigkeit könnt ihr mir das so wenig versagen, als ich euch.

***) O angenehmer Laut! Ach wie schön klingt mir die menschliche Stimme, nach einer so langen Zeit. Was brachte dich hieher, lieber Sohn! Welche Noth, welcher Wunsch trieb dich hieher, welcher allerliebster Wind?

Neoptolem. Ich bin meinem Herkommen nach aus der Insel Skyros, schiffe nach meiner Heymath, und heisse Neoptolem, Achilles Sohn. *) Nun weißt du alles.

Philoktetes. O meines beßten Freundes Sohn! O aus einem mir sehr werthen Lande! O des alten Lykomedes Pflegesohn! Auf welcher Fahrt landetest du an diesem Ufer? Woher? **)

Neoptolem. Von Ilion segle ich jetzt zurück.

Philoktetes. Was sagst du, du warest ja nicht bey uns, da unsere Flotte nach Ilion abfuhr.

Neoptolem. Wie? Hattest du denn auch an dieser Unternehmung Theil? ***)

Philoktetes. O mein Sohn! So weissest du nicht, wen du vor dich siehest?

Neoptolem. Wie sollt ich dich kennen, da ich dich nie gesehn?

Philoktet. Auch meinen Namen, auch das Gerücht meiner Leiden, die mich zu Grunde richteten, hast du nie vernommen? †)

Neoptolem. Ich weiß nichts von alle dem, was du mir sagst.

Philoktet. O wie unaussprechlich ist mein Elend? Wie verhaßt bin ich den Göttern! Nicht einmal der Ruf von meinem Schicksale ist nach Hause, ist nach Griechenland, ist irgendwo hingekommen! u. s. f.

Wir schließen hier unsre Anzeige, und wir haben uns schon zu lange bey einer Uebersetzung, die wir nicht loben konnten, verweilet.

Kl.

Die Werke der Philostrate aus dem griechischen übersetzt von David Christoph Seybold, Professor.

*) Mein Vaterland ist das meerumfloßne Seyrus. Ich schiffe nach Hause. Ich heisse Neoptolem, und bin Achills Sohn.

**) O Sohn eines Vaters, den ich so innig liebte, und aus einem mir so theuern Lande! O du Pflegesohn des alten Lykomedes! Auf was vor Schiffen kamest du denn an dieses Eyland? Und woher?

***) Also theiltest du auch diese Arbeit?

†) Auch meinen Namen selbst, und den Ruf meines Unglücks hast du nie vernommen?

for und Rector des Gymnasiums zu Speyer. Lemgo. 1776.

Der Uebersetzer glaubt in der Vorrede, dem Publikum einen angenehmen Dienst erwiesen zu haben, daß er unter andern das Leben des Apollonius von Tyana in unserer Muttersprache lieferte. Also kann man sicher schließen, daß er aus eignem Antriebe die Arbeit unternommen und ausgeführt habe; aber leider müssen wir gestehen, daß er seine Absicht verfehlt, und nicht dem Publikum, sondern nur allein der Meyerischen Buchhandlung in Lemgo einen angenehmen Dienst geleistet habe, daß er ihr zur Messe eine Uebersetzung lieferte, die sich recht wohl eintauschen läßt. Die Versicherung, welche Hr. S. in der Vorrede zum letzten Bande giebt, daß er die kürzlich herausgekommene französische Uebersetzung weder gesehen noch gebrauchet habe, war für diejenigen unnöthig, welche wußten, daß Hr. S. die lateinische des Olearius näher haben konnte. Zuerst wollen wir ein Wort von der deutschen Uebersetzung selbst, ohne Rücksicht auf das Original, sagen. Daß die Farbe des Ausdruckes überall einerley sey, wo sie im Original, das mehrere Verfasser hat, so verschieden und abstechend ist, muß man sich nicht wundern lassen; denn das hat diese Uebersetzung mit allen übrigen gemein. Daß beynahe alle Perioden des Originals zerrissen und zerhackt, und Wendungen verkehrt sind, läßt sich allenfalls entschuldigen; aber wenn Nebenzüge, die oft den Gedanken mehr ausmalen, und Gleichnisse völlig ausgelassen sind, auch wo sie sich ganz schicklich übersetzen ließen: so verdient diese Nachläßigkeit Ahndung. Beynahe alle Anspielungen auf Stellen des Plato und der alten Dichter sind verloren gegangen, theils durch Unvermögenheit sie zu übertragen, theils durch Unachtsamkeit. Fehler und Lücken im Texte hat der Uebersetzer so gut als möglich mit einem Geschwätze verkleistert, das doch immer den Grund von Unsinn durchscheinen läßt. Manche Leser, die den Herrn Uebersetzer aus seinen übrigen Schriften als einen Philologen kennen, werden, wenn sie einige Noten unter dem Texte lesen, leicht vermuthen, daß er seinen Vorgänger Olearius übersah und zu verbessern im Stande war; unterdessen können wir versichern, und wollens in der Folge durch Beyspiele beweisen, daß unter den abweichenden Lesearten H. S. bald die bessre, bald die schlimmere wählt, bald selbst eine Verbesserung vorschlägt, die so wenig als andre oder die Lesearten, einem

Kenner

Kenner Gnüge leisten werden. Uebrigens aber folgt er dem Olearius blindlings, sowohl in Erklärungen als in der Uebersetzung, und nur sehr selten, wenn vielleicht allzugrobe Fehler den Sinn der lateinischen Uebersetzung völlig unverständlich machten, kann er das Original zu Rathe gezogen haben. Gleich beym Aufschlagen des Buches fiel uns in der Biographie I. 25. §. 7. auf, wo H. S. die Lesart στερράδων ἰσοφόλτα der bessern, φοράδην, vorzieht, und selten, nicht öfters, übersetzt; eine Bedeutung, die στερράδην gar nicht hat, noch haben kann. Aber wir wollen jetzt die ganze Uebersetzung nach dem verschiedenen Inhalte durchgehen, und mit dem Originale vergleichen. Also im Leben des Apollonius III. Cap. 7. steht von den indianischen Drachen oder Schlangen: καὶ κέρδος τοῖς ἑλοῦσι δράκοντας ὀφθαλμοὶ τε γίγνονται καὶ δορὰ καὶ ὀδόντες. οἱ δὲ τὰ μὲν ἄλλα ὅμοιοι τοῖς τῶν μειρίκων ἰχθύων (al. συῶν) λεπτότεροι δὲ καὶ διάτροφοι, καὶ τὴν ἀκμὴν ἄτρικτοι, καθάπερ οἱ τῶν μεγάλων ἰχθύων. „Die Ausbeute derer, die eine Schlange fangen, sind die Augen, die Haut und Zähne. Uebrigens sind sie den Fischen ähnlich, nur schlanker und biegsamer, und mit Spießen kann man sie eben so wenig verwunden, als einen Wallfisch.“ So hat Hr. S. Wort für Wort aus der lateinischen Uebersetzung übersetzt, obgleich im Originale durchaus kein Wort davon steht. Erstlich redet Philostrat, wo er anfängt: οἱ δὲ, nicht mehr von den Schlangen, sondern von ihren Zähnen: diese sind λεπτότεροι, dünner, nicht schlanker, und gedreht, gebogen, nicht biegsamer, und endlich τὴν ἀκμὴν ἄτρικτοι, welches lateinisch acie firmi heißt, d. i. sie sind ungemein hart und spitzig. Hr. S. hat in der Anmerkung S. 154. die Erklärung des Olearius, welcher τὴν ἀκμὴν ἄτρικτοι durch dentibus firmissimi et acutissimi erklärte, widerlegt, und hierauf eine Verbesserung vorgeschlagen, τῇ ἀκμῇ ἄτρικτοι, auf welche denn die herrliche Uebersetzung gebauet ist. — V. 19. wo Ph. eine sinnreiche Antwort des Philosophen Musonius anführt, schreibt er mit den Worten: Καὶ ἐκεῖνα τὰ Μουσωνίου, πλὴν αὐτὰ καὶ θαυμάσια, οἷς μὴ δοκεῖν ἐμοὶ ἀνθρώπου πρὸς τὸν ἀμείλικτα αὐτὰ εἰπόντα, welche Hr. S. übersetzt: Musonius hat zwar vieles, das Bewunderung verdient, gethan und gesagt. Aber dies einzige von ihm mag genug seyn, damit ich nicht gegen denjenigen, der die Nachricht von ihm ziemlich nachlässig aufgezeichnet hat, allzu verwegen scheine. Alles wiederum aus der lateinischen Uebersetzung des Olearius, so wie auch die Anmerkung von ihm ist. Vermuthlich zielt hie-

hier Ph. auf einen Schriftſteller ſeiner Zeit. Nun höre man aber, wie dieſes alles im Originale lautet: Doch ich will mich bey den ſinnreichen Reden des Muſonius hier nicht aufhalten, deren ich viel mehr und ſchönere anführen könnte; denn ich befürchte, man möchte mich für einen dreiſten und unverſchämten Mann halten, wenn ich mehr aus den Einfällen des Muſonius zu machen ſchiene, als ihr Urheber, der ſie ſo nachläſſig hinwarf, oder entfallen ließ. — „VII. 36. ἐνοῦν γὰς ἡμέραν διδιμένε τῷ ἀνδρὶ, ἀφικνεῖταί τις ἐς τὸ δεσμωτήριον, τὸ πρόσθεν ἐλθὼν αὐτῷ ἐωνῆθαι φάσκων, ξύμβυλος δὲ σωτηρίας ἥκειν, heißt deutſch nach Hrn. S. Zween Tage hernach — kam ein Mann zu ihm ins Gefängniß, der ſich mit ihm unterreden wollte, und der vorgab, daß ihm ſein Beſuch ſehr viel nützen würde, weil er ihm einen guten Rath zu geben hätte.“ Ganz nach dem lateiniſchen: denn hätte Hr. S. hier nur einmal in den Text geſehen, ſo trauen wir ihm wohl noch ſo viel Kenntniß zu, daß er würde bemerkt haben, ἐωνῆθαι könne nicht von ὠνέομαι, ὤνημι herkommen, wie Olearius meynte, ſondern von ὠνέομαι, emo. Alſo heißt die ganze Stelle: „Ein Mann kam zu ihm, der ihm meldete, daß er die Erlaubniß in das Gefängniß zu gehen, mit Gelde erkauft habe, um ihm einen Rath zu ſeiner Wohlfarth und Freyheit zu geben.“ — VIII. 16. ſagt ein Jüngling vom Domitian: δίκαια πράττειν τὴν θεὸν (die Pallas) ἐπειδὴ καὶ ὁ βασιλεὺς τὴν ἐπώνυμον Ἀθήνας ἔχειν. Das letztere überſetzt Hr. S. S. 470. daß Pallas mit Recht die Schutzgöttin des Mannes ſey, der über die Stadt, die ihren Namen habe, herrſchte. Eben ſo Olearius, das Orakel des H. Seybold. Erſtlich wollen wir ihn bitten, in das Original zu ſehen, und fragen ihn, ob man griechiſch ſagen könne: ἄρχειν πόλιν? Hätte er dieſes bemerkt: ſo würde er ſich wohl gehütet haben, die Verbeſſerung des Olearius anzunehmen, der die gemeine Leſeart ἀθηναίοις willkürlich verändert hat. Die Phraſis τὴν ἐπώνυμον Ἀθηναίοις ἄρχειν heißt Archon zu Athen ſeyn, und kommt Vitae Soph. II. 20. vor, wo Hr. S. nach dem Beyſpiele ſeines Tröſters überſetzt hat, S. 139. Vorſpieler bey den panathenaiſchen Spielen ſeyn, und zum drittenmale Vita Herod. §. V. wo ſteht: Καὶ μὴν καὶ ἀλειτάρχησεν Ἀθηναίοις τότε ἐπώνυμον καὶ τῶν τῶν Παναθηναίων. H. S. ſetzt S. 87. Herodes machte die Einrichtung bey jenen, bey den allaemeinen Feſten der Athenienſer und der Griechen, (bey den Panathenäen und Panelleinen in der Note.) Die drey verſchiedenen und ungereimten Ueberſetzungen

gen des nämlichen Ausdrucks beweisen wohl zur Gnüge, wie viel Kenntniß Hr. S. dabey muß gebrauchet haben. Noch müssen wir aus diesem Bande eine Note anzeigen, welche die Unwissenheit des Uebersetzers in den gemeinsten Dingen der Naturkunde beweist. Sie steht 362.: bey den Worten; Tiberius sollte sich vor dem Schwanz des Trygons hüten. Lepus marinus, vel pastinaca. S. Aristot. von der Natur der Thiere 5 B. 13 K. Wie konnte H. Seybold in aller Welt zu solch einer Ungereimtheit den Aristoteles als Zeugen anrufen. Noch im Vorbeygehen eine Frage: heist ἀκμὴ τρυγόνος der Schwanz? Wir hielten es immer für den Stachel, den der Fisch im Schwanze führt, und womit er eigentlich vergiftet. — Nun zur Gemäldegallerie, wo uns ein paar Beyspiele genug seyn werden. II. 24. Theodamas, wo die Erklärung mit folgenden Worten beschlossen wird: τῦτο τῷ ἡρακλεῖ, ὡς τὸ ἔγγυς καὶ ὁ Θεοδάμας ἦτος, σιμὸς παρὰ Λυδοῖς ὢν βῦς μὲν ἀρότης Ἡρακλεῖ θύεται· κατάρχονται δὲ ἐπαρώμενοι, ἵνα αἷμα ὁ γεωργὸς τέτι. Χαίρει δὲ ὁ Ἡρακλῆς, καὶ Λυδοὶ λῖτοι καταρώμενοι, τἀγαθὰ, welches nach unsrer Grammatik heist: Soweit die Handlung des Herkules. Dieser Theodamas aber wird bey den Lydiern verehret, und daher dem Herkules ein Ackerochs geopfert. Die Ceremonie hebt mit den Verwünschungen an, dergleichen ehemals der Landmann mochte ausgestoßen haben. Herkules aber lacht dabey, und giebt ihnen für ihre Flüche dagegen Wohlthaten. Hr. Seybold aber übersetzt: Noch ist dieses vom Herkules zu merken. Weil Theodamas bey seinen Landesleuten in Ansehen steht, so wird bey Stier zwar geopfert, und die Lydier wohnen dem Opfer bey; aber sie scheinen die Verwünschungen des Theodamas zu wiederholen. Herkules zörnt nicht, und ist gegen die Lydier, die ihn verwünschen, wohlthätig.“ Wer kann hieraus errathen, daß Philostrat, der hier wie gewöhnlich, seine Gelehrsamkeit anbringen wollte, von dem Opfer redete, welches die Lydier jährlich dem Herkules brachten, zum Andenken des Vorfalles mit dem Theodamas, welcher ebenfalls eine Art von Verehrung nach seinem Tode, eben dieser Handlung wegen genoß? Nun ist bekannt, daß ursprünglich alle Ceremonien bey den Festen der Griechen und Römer bloße Nachahmung einer ehemaligen merkwürdigen Handlung der Gottheit, oder eines Vorfalles waren. Also haben auch die Lydier das Fest, wo dem Herkules der Ackerochs geopfert ward, mit Flüchen und Verwünschungen an, dergleichen ehemals Theoda-

mas wider den Herkules ausgestoßen hatte. Kurz das Fest war gleichsam eine Pantomime. Warum setzte nun also H. S. sie scheinen die Verwünschungen des Theodamas zu wiederholen? — II. 26. führt die Aufschrift Ξένια; welches H. S. ein Mal der Gastfreundschaft sehr lächerlich übersetzt, da in dem ganzen Gemälde keine einzige Person, sondern lauter Geschenke auf die Tafel eines Freundes vorkommen. Noch darzu steht am Ende: οἶμαι τὴν γραφὴν ἀποφέρειν τὰ ξένια ταυτὶ τῷ τῆς ἀγρᾶς δεσπότῃ. welches H. S. ganz treuherzig giebt:" Ich glaube dieses Gemälde stellt Geschenke vor, die man dem Herrn des Guts machet." Wie heißen denn also ξένια auf dem Titel ein Mahl der Gastfreundschaft, und am Ende Geschenke? Noch ein anderer weit lächerlicher Fehler ist es, wenn in dem nämlichen Gemälde σίλφιον durch Lauch übersetzt wird. Vermuthlich mögen dasmal den Uebersetzer seine heyden Augen getäuscht haben, so daß er in der Uebersetzung allii statt apii las. Ferner sind die getrockneten Feigen, die man Palothen nennt, von der eignen Erfindung und Zubereitung des theuern Uebersetzers, der im griechischen fand: τῆς τῶν ἰσχάδων συνθήκης παχύτητος, παλάθῃ ταύτῃ καλουμένῃ. Weil aber die Uebersetzung hatte: caricarum praesente massa, cui palathae nomen: so vergriff er sich wiederum in dem Namen, und gab den Feigen, was nur von der länglichten Form der getrockneten Feigen, in welcher sie aufbewahrt und verkauft wurden, gesagt wird. — Aus den Biographien nur ein einzig Beyspiel von der Art, dergleichen wir zu tausenden anführen könnten. II. Cap. V. §. 3. heißt es vom Herodes daß er dem Sophisten Alexander außer andern Geschenken auch zwo Knaben verehret habe: δὺο δὲ ἐκ Κολόττης παιδία ψελλίζοντα, ἑταίρᾳ ἥκιστα ἄντικρυς χαίροντα πάνυ φωνᾶς. welches H. S. übersetzt: und weil er sah, daß dieser an fremden Sprachen ein Vergnügen hatte, zween Sklaven aus Indien verehrte. So eine Verdrehung und Verstümmelung des Textes, als hier geschehen, läßt sich beynahe nicht begreifen, von einem Manne, der doch wegen seiner Kenntniß des Griechischen seither in einigem Ansehen bey unsern gewöhnlichen Journalisten und Zeitungsschreibern gestanden hat. Erstlich heißt es im Texte: zwey stammlende Knaben, oder junge Sklaven. Nun urtheile man einmal, wie sich darzu in der Uebersetzung der Grund schickt," weil er sah, daß dieser an fremden Sprachen ein Vergnügen hatte." Mit mehrerm Rechte könnten wir ebenfalls die Liebhaber fremder Sprachen,

chen, auf die Ueberſetzung der Philoſtrate verwalten, worin zwar viele deutſche Worte vorkommen; aber doch ſo, daß man ſagen könnte, ihr Verfaſſer ſtammle und ſpreche, nach der Manier des Herrn Seybolds zu reden, eine fremde Sprache. Ferner ſagt der Text, die beyden Sklaven ſeyen aus Κάλαυρος geweſen; das heißt alſo aus Indien? Doch dieſen Fehler möchten wir allenfalls dem Ueberſetzer verzeihen, weil er ſich durch die lächerliche Note des Olearius hat verführen laſſen, welcher vermuthlich damals ſich nicht entſann, daß Καλαυρεία ein Demus im attiſchen Gebiete war. Endlich zum Beſchluſſe noch etwas aus den Briefen, die ſich in der That deutſch mit weniger Ekel als im Originale leſen laſſen, weil ſo wenig vom Originale ausgedruckt iſt. Im 7ten Briefe des Apollonius ſteht am Ende: πάντα φασὶ δεῖν τὸν ἰσχνὸν πιθάνου εἶναι· ἐμοὶ δ' ἂν τὴν ἁλῖαν τριπλῆν ἐν Θέμιδος εἴης. welches bey H. S. ſo lautet: um gute Waaren einzuhandeln könne man ſich nicht zuviel Mühe geben. Aber könnte ich nur das Schiff, in welchem du auf den Fang ausläufſt, in der Wohnung der Themis durchbohren.“ Welcher Unſinn! Und H. S. ward über die Ueberſetzung und Erklärung des Olearius hier nicht einmal ſtutzig, daß er in das Original guckte? Sonſt hätte er wohl bald einſehen können, daß das Ende den Wunſch der Gutgſamkeit des Apollonius enthält, der in einem Sprichworte ausgedruckt iſt, welches auch die Lateiner kannten. Denn ſo ſagt Perſius in der 5ten Satyre: digito terebrare ſalinum contentus perages. Hier heißt alſo ἁλῖς nicht ein Fiſcherkahn, ſondern ein Salzfaß. Welcher Unterſchied! Im 29ſten Briefe ſteht: ἀθλητῇ μὲν ἂν κότινος πρέποι, βασιλεῖ μεγάλῳ πορθητῇ τιάρα, καὶ στρατιώτῃ λόφος. Hier überſetzt H. S. den Athleten ziert ein wilder Oelzweig, den König, der ein großer Eroberer iſt, eine Tiara, den Soldaten der Federbuſch, gleich als wenn bey den Alten alle Könige und Eroberer Tiaren getragen hätten. Wußte denn H. S. nicht mehr aus dem Cornelius Nepos, den er doch gewiß ehemals in der Schule halb auswendig gelernt hatte, daß der König der Perſer bey den Griechen, immer der groſſe König hieß? Anſtatt πορθητῇ muß man ἐρδὲ τιάρᾳ leſen, wie ſchon andere aus den Nachrichten der Alten vom perſiſchen Ceremonielle gezeigt haben. S. Weßeling Obſerv. S. 775. Und dieſes mag genug ſeyn, um zu zeigen, daß H. Seybold ſeinen Autor nicht vorher ſtudirt hatte, auch nicht im Stande war ihn zu verbeſſern oder zu erklären, wo ihm ſeine Vorgänger nicht zu

Hülfe kamen. Und gewiß ist Philostrat ein Autor, der noch vieler Verbesserungen im Texte bedarf, weil Olearius sich so wenig auf diesen Theil der Kritik verstand, und nichts als Compilationen machte, wenn er Erklärungen schreiben wollte. Niemand aber bilde sich etwan ein, daß wir aus dem dicken Buche nur diejenigen Stellen mit Fleiß ausgesucht haben, welche den Einsichten des Uebersetzers keine Ehre machen. Wir laden jeden Kenner ein, selbst im Buche nachzusehen, ob er nicht auf jeder Seite der Uebersetzung etliche dergleichen Fehler, als wir angeführt haben, antreffen werde. Ist dieses aber nicht, so wollen wir auf ewig das Geschäfte eines Recensenten, als schändlich unterlassen und abschwören.

Nk.

12. Erziehungsschriften.

Entwurf der Einrichtung des churfürstlich akademischen Gymnasiums zu Ingolstadt. Auf höchsten gnädigsten Befehl verfaßt und in den Druck gegeben, von H. B. (Braun.) München, bey Cräz. 1777.

Dieser Entwurf ist ein neuer Beweis, wie sehr das Licht der Erkenntniß in einigen katholischen Provinzen Deutschlands zunimmt, und besonders wie eifrig und glücklich die Verbesserung der Erziehung betrieben wird. Wir wollen, um dies Urtheil zu rechtfertigen, unsern Lesern einen Auszug dieses Entwurfs, der aus sieben Abschnitten besteht, vorlegen. 1) Von dem Erziehungsplan überhaupt, und der Abtheilung in die bürgerliche und gelehrte Erziehung. Die gute Erziehung des Menschen beruhet überhaupt auf der Bildung seines Gemüths, und dem Unterrichte seines Verstandes. Bey der ersten kömmt es an auf Religion, Sitten, Tugend und Rechtschaffenheit. Bey dem zweyten muß gesehen werden auf den Endzweck jedes Schülers, auf die Gegenstände, die zu diesem Endzwecke gehören, und auf die Methode. Die bürgerliche Erziehung ist von der gelehrten, wie im Ziele, so auch in der Metho-

Methode, gar sehr unterschieden. Beym Unterrichte muß das Nöthige und Unentbehrliche dem bloß Nützlichen vorgezogen werden; mit dem Unnöthigen muß keine Zeit verloren gehen; der Gegenstände, die auf einmal gelehrt werden, müssen nicht zu viel, und sie müssen unter sich nicht zu verschieden seyn, damit die Jugend nicht überhäuft und ermüdet werde. Ohne die bessern Talente im Fortgang aufzuhalten, müssen auch die mittelmäßigen, und deren sind doch die meisten, den Unterricht, so viel als möglich, vollständig erhalten können. (Dies ist in der Ausführung ein sehr schwerer Punkt, wie man in Ingolstadt so gut, als anderswo finden wird. Der Rec. kann sich nur eine Art der Einrichtung einer Schule denken, nach welcher dies möglich zu machen ist. Aber er kann sie hier nicht beschreiben.) Von der bürgerlichen Hauptschule zur gelehrten Erziehung ins Gymnasium, wird künftig kein Schüler mehr zugelassen, der im gemeinen Bürgerstande bleiben, und sich durch Handarbeit darin nähren muß und wird, weil man aus der Erfahrung weiß, daß Leute, die einmal etliche Jahre die Gymnasien durchgelaufen, nicht gerne mehr in den gemeinen Bürgerstand zurücktreten, um sich durch Handarbeit darin zu nähren, folglich insgemein träge und unnütze Staatsglieder zu werden pflegen. (Wie gut würde es um die Schulen stehn, wenn man dergleichen Erfahrungen mehr nützte, und sie zum Grunde der Schuleinrichtungen legte. Daß einer, ders nachher nicht braucht, nicht eine Zeit lang lateinisch und gelehrt erzogen werden dürfe, ist eine der nöthigsten Verordnungen für alle Schulanstalten: denn sie ist eine der allerheilsamsten. Das leidige Latein hat viel Unheil angerichtet, und trägt wirklich die größte Schuld der Unwissenheit, in welcher Menschen, Städte und Länder nun so lange begraben liegen. Und von dieser Schuld fällt wieder der größte Theil auf die verkehrte Methode, nach welcher mans bisher gelehret hat. Hätte mans die Kinder noch wie das Französische, oder wie die Muttersprache, durch Plaudern lernen lassen: so wäre der Schade bey weitem nicht so groß gewesen.) Die künftigen Studierenden werden durch eine Vorbereitungsklasse, d. i. die sogenannte Principienklasse, zum Eintritt in das Gymnasium zubereitet. Diese Klasse ist die Grenzscheidung zwischen der gelehrten und bürgerlichen Erziehung. Man läßt auch Kinder aus dem gemeinsten Stande zum Studiren zu, wenn sie Talente haben; doch müssen sie sich der Feder, der Wundarzney- und Apothekerkunst, wie

auch den bildenden Künsten, z. B. der Maler- oder Bildhauerkunst u. dgl. zu widmen gedenken; sonst werden sie nicht zum Lateinlernen in die Principienklasse zugelassen, sondern können sich in der bürgerlichen Hauptschule desto länger aufhalten. Hauptsächlich sind es vier Gegenstände, worinn der studirenden Jugend von vier Lehrern, wovon der erste Praefectus scholarum ist, Unterricht im Gymnasio gegeben wird, 1) Christenthum und Sittenlehre; 2) die deutsche, lateinische und griechische Sprache; 3) Historie und Geographie; 4) philosophische und mathematische Anfangsgründe. Damit auch diejenigen Jünglinge von Stande, die nicht die gelehrten Sprachen zu ihren künftigen Berufsgeschäften nöthig haben, als die nach vollendetem Cursu, bey Gerichte, bey einer Canzley, oder beym Magistrat den gewählten Stand antreten wollen; damit diese, nebst den Uebungen in der Muttersprache, doch auch das Gemeinnützliche und allgemein Brauchbare von der Historie, Geographie, Philosophie und Mathematik erlernen mögen: so sind die Tage und Stunden so eingetheilt, daß am Montag, Mittewoch und Freytag das Sprachenfach betrieben; der Dienstag, Donnerstag und Sonnabend aber den übrigen Fächern gewidmet bleiben. (Diese Einrichtung muß ihre großen Unbequemlichkeiten haben, das kann nicht fehlen. Ein großer Theil davon scheint wegfallen zu müssen, wenn man das Latein als Muttersprache treibt, und es alle und jede lernen läßt: denn auf die Art macht es Niemanden Quaal, und dann fügt sich alles besser in einander, als wenn zwey Partheyen, eine lateinische und eine unlateinische, ist. Wer griechisch lernen will oder soll, muß sich besonders unterrichten lassen.) Ordentlicher Weise kann der Cursus in vier Jahren geendigt werden. Kein Schüler wird im Gymnasio angenommen, der nicht 1) vorher in der Vorbereitungsschule einen guten Grund gelegt, und 2) zum wenigsten das zwölfte Jahr seines Alters erreicht hat.

2) Von der Lehrart im Gymnasio überhaupt. Die Lehrart ist die dialogische, (deren Vortheile sehr gut gezeigt werden.) Es kömmt beym Unterricht auf die Deutlichkeit im Vortrage, die Ordnung in den Lehren, und das Gründliche in der Lehrart an. Diese Eigenschaften sind in drey auf einander folgenden Paragraphen nach ihren Wirkungen und Vortheilen vortrefflich entwickelt.

3) Von der Lehrart in der Religion und Sittenlehre. Hierbey kömmt es hauptsächlich auf drey Stücke an:

en: 1) Auf die Unterweisung oder den Unterricht des Verstandes, damit der Schüler dasjenige wisse, was er zum Nutzen seiner geheiligten Religion gemäß zu wissen nöthig hat. 2) Auf die Beugung des Willens, wodurch der Schüler geneigt und entschlossen wird, das zu thun, was er nach seiner Religion und Sittenlehre thun soll. 3) Auf die Beobachtung der Gemüthsart, des Betragens, der Handlungen eines Schülers, woraus der Lehrer abnimmt, ob der Schüler seinen Pflichten wirklich genug thue, und dann im widrigen Fall auf Mittel denket, ihn auf eine väterliche Art zu bessern. Und dies ists, (fügt der würdige Verfasser hinzu,) was hauptsächlich einen Knaben erziehen heißt. Denn da in diesen Klassen die Lehrer noch so sehr Väter seyn müssen, als sie Lehrer sind, und es ganz was anders ist, die Moral einem Knaben vordociren, und ganz was anders, selbst den Knaben bilden und moralisch heydelm machen: so sieht Jedermann von selbst ein, wie viel an diesem wichtigen Punkt, besonders oft nach Umständen daran liegt, wenn selbst Aeltern in der Erziehung ihrer Kinder nachläßig oder unwissend genug sind, wie sies erziehen sollen. (Hiervon wird nun in den folgenden Paragraphen noch viel schönes gesagt.

4) Vom Sprachenfache. Die deutsche Sprache fodert die meiste Bearbeitung. Die Lateinische muß doch auch bis zu dem Besitz einer guten Schreibart getrieben werden. Die griechische soll der Schüler verstehen lernen; aber die genauere Kenntniß ihrer eigenthümlichen Schönheiten und innern Werths bleiben nach Umständen, in denen es mehr oder weniger nöthig ist, die Frucht seiner eignen Mühe. Die Ordnung im Sprachenlernen fodert, daß man vom Praktischen zur Theorie, von der Uebung zu den Sprachregeln gehe, doch nach vorausgesetzten Hauptgründen der Deklinationen und richtigen Conjugationen. (Wenn man die Sprache ex usu lernt, ist auch nicht einmal das Dekliniren und Conjugiren nöthig, wenigstens für Anfänger nicht.) Die Muttersprache wird zum Grunde gelegt, und der Fortgang im lateinischen richtet sich nach dem Fortgange in jener. Die Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten bey den Sprachen werden bemerkt. Man schreibt im Latein keine neue Regel vor, als nur, wo diese Sprache von der Muttersprache abweicht. Man beschäftigt die jungen Leute mit Auswendig lernen aus Phädrus, Gellert, u. s. w.; aber man quält sie nicht damit, sey-

dern analyſirt vielmehr das Gelernte. Man laſſe anfänglich mehr aus dem Latein ins Deutſche, als aus dieſem in Jenes überſetzen. Man nehme den Inhalt jeder Aufgabe nicht aus dem nächſten beſten Buche, ſondern aus guten alten Schriftſtellern; und weil die meiſten neue (ſoll dies etwa neulich heißen, oder nun?) gut deutſch überſetzt ſind: (dies wird man Hrn. B. ſchwerlich glauben,) ſo vergleiche man die eigne Arbeit mit der guten Ueberſetzung; denn auf dieſe Art übt man ſich in beyden Sprachen zugleich. Hingegen, wenn man aus dem Deutſchen ins Latein überſetzt, ſo nehme man eben die Aufgabe aus einer guten deutſchen Ueberſetzung, und vergleiche damit den klaſſiſchen Schriftſteller, aus welchem das überſetzte Stück genommen iſt. Nach Ludwigs Anmerkung (Rec. freuet ſich dieſes hier zu leſen, er hat daſſelbe oft gedacht, und iſt auch der hier gegebenen Anweiſung längſt gefolgt,) war es bisher in den meiſten Schulen ein großes Verſehen, daß die Lehrer ihren Schülern, beſonders im Anfange, nicht vorüberſetzen, oder vielmehr mitüberſetzen helfen, ſondern dieſe ſelbſt Männern ſchwere Arbeit den armen Anfängern ganz allein überlaſſen. Kaum hat der Schüler etwas weniges von erklärten klaſſiſchen Schriftſtellern gehört: ſo ſoll er allein zu überſetzen anfangen. Dies iſt eine Marter für Knaben. Eben deswegen, weil der Knabe in der Sprache, wie ein Fremdling außer dem Vaterlande, noch fremd iſt: ſo hat er noch keine Worte, und noch minder eine Wahl von Worten. Der Lehrer arbeite alſo anfänglich lange 1) mit einzelnen Schülern, die er aufruft, und 2) in der Folge ſo mit allen Schülern. Er überſetze ihnen vor, und arbeite immer öffentlich in der Schule ſo lange mit, bis er merkt, daß ſeine Schüler im Stande ſind, ſich allein helfen zu können. (Wir müſſen, um nicht zu weitläuftig zu werden, alles das Gründliche und Schöne übergehen, was von der Elementarrhetorik, von der philoſophiſchen Redekunſt, von der Kunſt bey Leſung klaſſiſcher Schriftſteller mit zu philoſophiren, von den eigenen Arbeiten und Aufſätzen der Schüler, von der Dichtkunſt, von Chreſtomathieen leſen, und einen klaſſiſchen Schriftſteller chreſtomatiſch leſen, geſagt wird. Allenthalben ſcheint es durch, daß der Verf. über menſchliche Natur, Unterricht und Bildung reiflich nachgedacht, und alle unſere guten Erziehungsphiloſophen geleſen hat.

3) Von der griechiſchen Sprache. Sie ſoll künftig mit größerm Eifer getrieben und daher von den Lehrern fleißig

fleißig empfohlen werden. Man soll auch hier keinen Wald voll Regeln mit Ausnahmen und Abweichungen zum voraus zeigen. Die Methode ist übrigens dieselbe, wie bey der deutschen und lateinischen. Griechische Ausarbeitungen werden ordentlicher Weise künftig nicht weiter gemacht.

6) **Vom historischen Fache.** Hier ist das Nöthige 1) eine Universalhistorie, 2) eine Einleitung in die Götterlehre, nebst den dazu gehörigen Alterthümern, und 3) wenigstens soviel von der gelehrten Geschichte, als in diese Klassen gehört, und mit den übrigen Gegenständen übereinkömmt. Die Methode erfodert den Lehrton eines Bossuets, Rollins, du Fresnoi; ferner das Lokale der Geschichten, und in dieser Absicht verbindet man allenthalben die unentbehrliche Geographie mit der Geschichte. Schröckh und Schlözer werden angepriesen. Bey der Chronologie kömmt es nicht auf Grübeleien und ängstliche Zählung einzelner Jahre, sondern auf die Hauptepochen und die Zeitalter an, wo jede Hauptbegebenheit einschlägt. Von der Einrichtung und dem Gebrauch der historischen Tabellen, sagt der siebente Paragraph lauter Wahres und Gutes. Man soll sie nicht mit zu vielen Erinnerungsnamen überhäufen, sondern blos mit den Personen und den Begebenheiten der Hauptepochen. Man lasse Lücken und fülle diese nachher aus, wenn man stärker geworden ist. Man kann aus der Tabelle nicht lernen, folglich soll mans auch nicht. Man trägt vielmehr das Erlernte in die Tabelle ein, und bedient sich der Tabelle Erinnerungsweise. — Wie ein Unterricht den andern beleuchten müsse, ist im neunten §. sehr richtig angegeben. — Der Unterricht in der Mythologie und den römischen Alterthümern kann ohne sinnliche Vorstellungen nicht gar wohl bestehen; was man da nicht sieht, das lernt man nicht gut. — Wie die Geschichte zu benutzen sey für den Verstand und das Gemüth, lehret der eilfte §.

7) **Von dem philosophischen und mathematischen Fache.** Die philosophischen und mathematischen Wissenschaften werden im Gymnasio nur vorbereitungsweise gelehrt. Diese Vorbereitung besteht 1) in der Fortsetzung der Rechenkunst, wovon man die ersten Gründe schon aus den deutschen Schulen mitbringt. 2) in den Anfangsgründen der Geometrie. 3) in einer Vorbereitung zur Erlernung der Naturgeschichte; und 4) überhaupt in einem Vorschmack, wodurch der Schüler eine Lust und Hochschätzung zu diesen so angenehmen als nützlichen Wissenschaften erhält. Wieviel von allem

dieſen, und wie es zu lehren ſey, wird in den folgenden §. beſtimmt. Aus der beygefügten Tabelle ſehen wir noch, daß das Franzöſiſche in Nebenſtunden gelehret wird. Da dieſe Sprache gemeinnüßiger iſt, als die griechiſche: ſo wundert uns, daß man dieſe letztere nicht in beſondern Stunden lehrt, und jene einen Theil des allgemeinen Unterrichts ſeyn läßt.

Unſere Leſer werden aus dieſem Auszuge die geſunden Grundſätze kennen lernen, nach welchen die Einrichtung des Gymnaſiums zu Ingolſtadt gemacht iſt. Wenn dieſe Grundſätze erſt allgemeiner angenommen und geübt werden: ſo iſt die allgemeine Schul- und Sittenverbeſſerung nicht mehr unter die unmöglichen Dinge zu rechnen. Indeſſen zweifelt Rec. doch, daß ſie jemals in ihrem ganzen Umfange zu Stande kommen wird, wenn nicht die guten allgemeinen Vorſchriften, die itzt in ſo manchen Erziehungsſchriften, Methodenbüchern und Schul- oder Gymnaſienverordnungen zu leſen ſind, in ihre beſondern Beſtandtheile aufgelöſet, und in ſo viele einzelne Regeln zerlegt werden, als Anwendungen der allgemeinen Regel möglich ſind. So ein ungeheuers oder gar unmögliches Unternehmen dies auch ſcheinen mag, (und wirklich erfodert es den vereinten Fleiß vieler ſchulverſtändigen Männer mehrere Jahre hintereinander; wenn aber dergleichen Männer zuſammenträten und einige Jahre ununterbrochen arbeiteten, dann würde die Sache weder ungeheuer noch unmöglich gefunden werden;) ſo nothwendig iſt es doch, wenn die Schulverbeſſerung nicht ſtille ſtehen, oder gar mit den Männern, die ſie itzt allenthalben ſo eifrig betreiben, wieder ausſterben ſoll. Denn wirklich wiſſen nur wenige Lehrer die allgemeinen Regeln auf die beſondern Fälle anzuwenden. Wer das weiß und thut, der iſt zum Schulmanne gebohren. Aber wie viel gebohrne Schulmänner ſollte es wohl geben? Ich denke immer, noch weniger als gebohrne Poeten. Aber man könnte wahrſcheinlich durch die Kunſt mehr und beſſere Schulleute ziehen, als Poeten. Denn in der Kunſt zu unterrichten und zu erziehen kömmt es mehr auf mechaniſche Fertigkeit an, und in der Kunſt zu Dichten mehr auf Genie. Jene erwirbt man ſich durch Uebung. Uebung ſetzt viele einzelne Fälle voraus, und jedesmalige Modificirung und Anwendung der allgemeinen Regel auf jeden einzelnen Fall. Atqui — Ergo: muß man, um die Schulverbeſſerung dauerhaft zu gründen, mehr ins

Detail

Detail gehen, sowohl was das Materielle, als was das Formelle des Unterrichts anlangt. Q. E. D.

Nr.

1. Vorläufige Nachricht von der Einrichtung und Verbesserung des deutschen Schulwesens.

2. Entwurf zur Einrichtung deutscher Schulen. Wien, im Verlag der deutschen Schulanstalt. 1774.

3. Tabelle der Anfangsgründe der Geometrie. Zum Gebrauche der deutschen Hauptschulen in den K. K. Erblanden. Ebendas.

4. Tabelle der Naturlehre. Zum Gebrauche der deutschen Hauptschulen. Ebendas.

5. Tabelle der Völkergeschichte, sammt einem Anhange der Geschichte von den europäischen Staaten. Zum Gebrauch im Privatunterrichte. Ebendas.

6. Tabelle von den Künsten und Handwerkern. Zum Gebrauch der deutschen Hauptschulen in den K. K. Erblanden. Ebendas.

7. Drey Tabellen der practischen Sittenlehre von den Pflichten des Menschen und Christen. Zum Gebrauch der deutschen Hauptschulen in den K. K. Erblanden. Ebendas.

8. Was sollen Normalschulen seyn, die man in den K. K. Erblanden errichtet hat? Eine Frage beantwortet von einem Kenner dieser Schulen. Ebendas. 1776.

9. Handbuch zur Erziehung der bürgerlichen

in Wien, herausgegeben von C. Löpet. Wien, in der von Ghelerschen Buchhandl. 1774.

10. Freundschaftliche Briefe an den Herrn von S—t, über den Entwurf zur Einrichtung der Gymnasien in den K. K. Erblanden. (Ohne Druckort) 1776.

11. Schauplatz der Natur und der Künste in vier Sprachen, deutsch, lateinisch, französisch und italienisch. Dritter Jahrgang von 48 Platten und 48 Beschreibungen, nebst Titelkupfer und Vorbericht. Wien, bey Kurzböck, 1776. Vierter Jahrgang. Ebendas. 1776.

12. Rechenkunst für die Realschulen in Baiern. Landshut, bey Hagen, 1774.

13. Grundriß der Naturgeschichte für die Realschulen in Baiern. Ebendas.

14. Meßkunst für Kinder aus dem Jacobi. Neue und vermehrte Auflage mit 4 Kupfertafeln. München, 1775.

15. Miscellanien für das Schul- und Erziehungswesen in Baiern, überhaupt aber zur Bildung des guten Geschmacks in den schönen Wissenschaften und freyen Künsten. Ersten Bandes erstes Stück. München, 1776.

16. Das Beyspiel, welches der Durchlaucht. Herr Karl Egon des heil. R. R. Fürst zu Fürstenberg, Landespräsident im Königreich Böhmen — durch die auf seinen Herrschaften in Böhmen — errichtete Normalschule giebt. Frf. u. Lpz. 1776.

17. Samm-

17. Sammlung aller Schriften der verbesserten öffentlichen Schulen in den Churmainzischen Landen, und besonders in der Churfürstlichen Residenzstadt Maynz. Unter der Regierung weiland Seiner Churfürstlichen Gnaden Emmerich Joseph — bis zu höchst dessen seligsten Hintritt. Stockholm, bey Löwenhaupt, 1776.

Um denen von unsern Lesern, die sich um Schulen und Erziehung bekümmern, das Vergnügen zu machen, daß sie mit einem Blicke die Beeiferung übersehen können, mit der man in verschiedenen katholischen Provinzen unsers Vaterlandes an der Verbesserung der Lehrart und des gesammten Educationswesens arbeitet; daß sie auch den guten Erfolg dieser Bemühungen überschauen und ihn einigermaßen mit dem Fortgange der Schulverbesserungen in protestantischen Ländern vergleichen können: nehmen wir hier diese Schriften, die ohnehin verwandten Innhalts sind, zusammen, und wollen etwas von jeder derselben, mehr oder weniger sagen, je nachdem sie uns wichtig scheinen und die Materie es mit sich bringt.

Nr. 1. besteht zwar nur aus einem halben Bogen, enthält aber den Plan der allgemeinen Schulverbesserung, die man von Seiten der Nied. Oest. Regierung, dem Befehle der Kaiserinn zu Folge, vorzunehmen beschäfftigt ist, und verdient daher sowohl, als auch deswegen, weil wir Protestanten, wenn wir klug seyn wollen, ein Muster darnach nehmen müssen, eine ausführlichere Bekanntmachung. „Man richtet „nehmlich vor allem das Augenmerk dahin, in dem deutschen „Schulwesen durch Ausbreitung der Lehrart des Wienerischen „Normalinstituts einen guten Grund zu legen, damit besonders „den Kindern des Bürgers und Landmannes ein besserer, „gründlicherer und fruchtbringender Unterricht gegeben werde, „wodurch die Glückseligkeit dieser zween so achtungswürdigen „Stände befestiget und vermehret werden möge. Daher sollen „theils die bisher sogenannten deutschen Schulen verbessert, „theils ganz neue errichtet, und in solchen alle diejenigen Lehr„gegenstände nach einer vortheilhaften Lehrart in der gemeinen „Landessprache vorgetragen werden, welche dem Alter und den „Kräften der Kinder angemessen sind, und deren Kenntniß das „meiste zur wahren Glückseligkeit des Staats beytragen kann.

„Diese

„Diese neuen deutschen Schulen, welche einzig und allein den „bessern Unterricht und die dadurch zu gründende Glückseligkeit „des gesitteten Bürgers zur Absicht haben, können füglich „**deutsche Hauptschulen**, die übrigen bisher so genannten „deutschen Schulen aber, **gemeine deutsche Stadt- und „Landschulen** genannt werden, so wie die erstern von andern „Realschulen, die letztern Trivialschulen geheißen werden. — „Von der Einrichtung der deutschen Stadt- und Landschulen „soll nächstens ein vollständiger Entwurf in Druck gegeben „werden, (das ist Nr. 2.) — Es würden aber ohne Zweifel „die redlichsten Bemühungen die Schulen zu verbessern, frucht„loß seyn, wenn man nicht vor allen Dingen Sorge trüge, „solche Lehrer zu bestellen, welche durch ihren Eifer und durch „zu erwerbende Geschicklichkeit diese menschenfreundlichen Ab„sichten erfüllen können und wollen. Weil aber die itzige neue „nach dem wahren Sinne der saganischen Methode eingerich„tete Lehrart, sowohl in ihrer äußerlichen als innerlichen Be„schaffenheit von der alten sehr abweicht (und wer sollte die „gemachten Verbesserungen und neu erfundenen Vortheile, wenn „sie zu unserer Glückseligkeit und zum Besten der Nachwelt „etwas wichtiges beytragen, nicht mit Freude benützen?) so ist „wohl der erste Schritt zu der so heilsamen Schulverbesserung, „daß man vor allen solche Lehrer bilde, die im Stande sind, „nach den Vorschriften der neuen Lehrart fruchtbaren Unter„richt zu geben; das ist, nicht nur dem sinnlichen Erkenntniß„vermögen und dem Gedächtnisse durch bequeme Mittel zu „Hülfe zu kommen, sondern gemeinnützige Kenntnisse dem auf„keimenden Verstande der Schüler begreiflich und einleuchtend „zu machen, ihr junges Herz zur Gottesfurcht und Tugend„liebe zu erwärmen, und dadurch Rechtschaffenheit, Segen „und Glückseligkeit unter die Menschen zu verbreiten. In die„ser Absicht wird man nebst dem vorerwähnten Entwurf, auch „eine Instruction oder deutliche Anleitung sowohl für die Leh„rer der deutschen Hauptschulen, als der gemeinen deutschen „Stadt- und Landschulen, in Druck geben. Um aber die Sa„che zu beschleunigen, und die Früchte des verbesserten Unter„richts in der Normalmethode desto eher zu sammeln: so ist „auf allerhöchsten Befehl die Anstalt getroffen worden, daß „denenjenigen, welche sich dem Lehramte in deutschen Haupt„schulen, oder in gemeinen Stadt- und Landschulen widmen „wollen, und einige Geschicklichkeit nebst einer wahren geprüf„ten Neigung zum öffentlichen Unterrichte der Schuljugend „haben,

„haben, Vorlesungen über die Lehrart sowohl, als „über die Lehrgegenstände der deutschen Hauptschu„len und der gemeinen Stadt- und Landschulen — „gehalten werden sollen.“ Wir bitten unsere Leser bey dieser kleinen Schrift und bey dem Entwurfe auf folgende Puncte aufmerksam zu seyn: einmal, daß man in Wien das Neue nicht so scheut, wie durchgehends unter uns. Man sagt es vielmehr gerade heraus: Weil dieses Neue besser ist, so wollen wirs einführen. Zweytens, daß die Verbesserung der Schulen dort eine Angelegenheit des Staats ist, wie sie auch nothwendig seyn muß, wenn jemals etwas Gescheutes herauskommen soll. Die Kaiserinn hat die allgemeine Verbesserung anbefohlen; aus allermildester Vorsorge der Landesmutter werden die obgedachten Vorlesungen gehalten, u. s. w. Drittens, daß man in Wien das Ding beym rechten Ende anfängt, wie man auch kann, weil es ein Geschäffte des Staats ist. Denn man begnügt sich nicht damit, (wie bey uns die ehrlichen Männer wohl thun müssen, die bisher das Werk der Schulverbesserung als Privatpersonen treiben,) daß man bloß schreibt, wie es seyn sollte, höchstens einige gute Schulbücher macht; man zieht zugleich die Lehrer, die diese Bücher brauchen können. Eins ohne das andere kann nichts Gutes wirken, und wenn vor der Hand eins fehlen sollte, so scheint es, daß man noch eher eine Zeitlang der bessern Bücher, als der bessern Lehrer entbehren könne: denn ein guter Lehrer, das heißt einer, der seine Kunst studirt hat und nicht, wie bisher, ein abgedankter Soldat, ein verdorbener Theolog, oder ein pedantischer Philolog ist, ein solcher guter Lehrer kann eher mit einem schlechten Buche in der Hand gut unterrichten, als ein gutes Buch in der Hand eines schlechten Lehrers Nutzen stiften kann. Wie mag es denn doch in aller Welt zugehen, daß man auf protestantischen Universitäten noch nicht darauf denkt, Lehrstüle der Pädagogik zu errichten? daß man sich von den Katholiken in einer Sache zuvorkommen läßt, die mehr, als irgend eine andere dazu dient, das Uebel aus dem Grunde zu heben, wenn es anders jemals gehoben werden kann? Ja, wir glauben, daß wir schon klug genug sind; daß D. Luther alles gethan, und uns nichts zu thun übrig gelassen habe; daß jede Verbesserung der Katechismen und Gesangbi nicht nur, sondern auch der Lehrbücher und Methode in profanen Wissenschaften, eine Schmälerung der Ehre des Mannes, und nicht bloß eine unnütze, sondern wohl

schädliche und gefährliche Sache sey. So was glaubt man noch immer weg; das glaubt besonders noch die Geistlichkeit, die Herren Generalsuperindenten und Pröbste, die ja bekanntermaßen Scholarchen sind, die ja bekanntermaßen auch die Schulen visitiren, und weil sie an die Erfordernisse einer guten Schule, an die Bedürfnisse der Menschheit oft nie gedacht haben, alles loben, wenns nur, wie sies nennen, fein gründlich, d. i. fein nach dem alten Schlendrian ist, und oft da, wo es am allerschlechtesten war, ausrufen: Siehe, es war alles sehr gut. Hinc illae lacrymae! Daher denkt man an den Höfen nicht daran, bessere Lehrer zu bilden oder bilden zu lassen, und auf den Universitäten oder sonst Anstalt dazu zu machen. Denn in den Visitationsberichten jener Herren steht ja nichts, das solche Gedanken und Vorsätze veranlassen könnte. Da steht ja: Es war alles sehr gut. Da steht ja, daß der Kandidat N. N. in der Theologie mancherley Art, als da ist dogmatische, polemische, exegetische u. s. w. auch wohl in der Philologie, der orientalischen und occidentalischen, auch wohl in Philosophicis sehr bewandert, und daher zu einem Schulmanne vorzüglich tüchtig befunden sey, als wenn es nicht zweyerley, himmelweit von einander unterschiedenes Ding wäre, alles jenes zu wissen, und ein guter Pädagog seyn. Keiner würde einen solchen Gelehrten zu seinem Koch oder Gärtner nehmen; aber zum Informator bey seinen Kindern nimmt er ihn, und muß ihn wohl nehmen, und doch könnte er jenes eben so gut, wo nicht besser seyn als dieses, wenigstens mit leichter Mühe werden. Denn unmöglich kann die Kochkunst, so wichtig sie auch ist, so schwer seyn, als die Kunst, die Menschen nach ihrer Verschiedenheit zu kennen, und dieser Kenntniß gemäß mit gutem Erfolge zu bearbeiten. Ein Gärtner, deucht mich, wollt ich in einem Jahre werden; aber ein Prometheus, der gute und glückliche Menschen bilden, der Weisheit und Tugend practisch lehren könne! — Nun wer das im Schlafe, oder semper aliud agendo werden, oder diese Kunst im Quenstedt, Hollaz, Baier ꝛc. finden kann, der kann auch in der Luft jagen, und die Flüsse bergan treiben, und die Sterne herunterziehen, und alle solche unerhörte Dinge mehr.

Nr. 2. besteht aus einer kurzen Einleitung von der Nothwendigkeit einer Schulverbesserung, und andern dahin einschlagenden Materien, und aus vier Abschnitten. Im ersten wird gehandelt, von den Gegenständen, welche in deutschen Schulen sollen gelehret werden; im zweyten von den nöthi-

nöthigen Schulschriften: im dritten von der neuen Lehrart; im vierten von einigen besondern Schulanstalten. Ueber diese Materien wird auf 252 Seiten so viel Gründliches, Durchgedachtes, Nachahmenswürdiges gesagt, daß wir uns bey jeder Seite, die wir im Lesen fortrückten, immer von neuem auf die angenehmste Art überrascht und zu dem Ausruf genöthigt fanden: Das ist vortrefflich! Denn wir wollens nur frey gestehen, daß wir aus Wien so viel vollkommenes nicht erwartet hätten, da wir geglaubt haben, daß man dort noch mehr Hindernisse zu übersteigen haben würde, als bey uns, das Gute nur laut zu sagen, noch mehr, es wirklich einzuführen. Wir wollten nun gern das genossene Vergnügen mit unsern Lesern theilen, und ihnen einen vollständigen Auszug aus diesem so reichhaltigen Entwurfe geben, wenn wir nicht aus mancherley Ursachen des Raums und der Zeit schonen müßten, und wenn es bey Büchern dieser Art nur angienge, einen solchen Auszug zu machen, ohne beynahe das ganze Buch abzuschreiben. Doch wollen wir eins und das andere auszeichnen, nachdem wir vorher noch über das Ganze die Bemerkung gemacht haben, daß die kleinsten Umstände in Ansehung der Methode, der Lehrer, der Bücher u. s. w. nicht vergessen sind, wenn sie Einfluß haben; zum Beweis, wie sorgfältig man dort den Plan einer Schulverbesserung durchstudirt hat. Aus der Einleitung können wir nicht umhin folgendes anzuführen: „Die höchsten „Herrschaften und viele angesehene Gäste beehrten die hiesige „Normalschule, in welcher die neue Schulmethode zuerst eingeführt wurde, mit Ihrer hohen Gegenwart, und wurden „von dem Nutzen und der Wichtigkeit der auf Allerhöchsten „Befehl unternommenen Einrichtung deutscher Schulen überzeugt. — Das Publicum blieb gleichfalls bey den neuen „Schulanstalten nicht ungerührt. Bey jeder feyerlichen Gelegenheit, bey jeder öffentlichen Prüfung der neuen Lehrmethode, hörte man lauten Beyfall, und die hiesigen Einwohner „legten für solche höchst ersprießliche Anstalten ihre dankbaren „Gesinnungen an den Tag; besonders bezeugten diejenigen Eltern ihre große Freude, welche es sich bisher zur Pflicht gemacht hatten, ihre Kinder nach der Methode unterrichten zu „lassen, die durch die weisesten Befehle unserer allergnädigsten „Monarchinn selbst ist eingeführt worden.“ Das Publicum würde anderwärts eben so sehr mit Neuerungen zufrieden seyn, wenn der Staat und angesehene Männer thäten was sie in Wien thun. Für die Feinde der Neuerungen steht S. 21.

noch eine Anmerkung. „Jede vernünftige Erziehung setzt ge„wisse Kenntnisse, gewisse Erfahrungen und practische Regeln „voraus, welche, so wie alle Dinge, nur nach und nach zu „einer gewissen Vollkommenheit können gebracht werden. We„gen Veränderung und der verschiedenen jedesmaligen Lage der „Dinge, muß es andere Kenntnisse, andere Sitten, andere „Bedürfnisse geben. Und es scheint dem ganzen Plane der „Schöpfung gemäß zu seyn, daß durch zufällige Veranlaßun„gen in gewissen Zeiten, immer mehr Vollkommenheiten der „Natur entwickelt, immer mehr menschliche Kenntnisse wirk„sam werden, u. s. w.“ §. 22. „Dieser weisen Einrichtung „Gottes scheint nichts so sehr zuwider zu seyn, als das Vorur„theil: das Alte, oder vielmehr das wirklich vorhandene sey „immer das Beste; eben als wenn nicht jedes alte einmal neu „gewesen wäre, u. s. w.“ Die Lehrgegenstände für die gemeinen Land- und Stadtschulen werden §. 13. angegeben. Es sind folgende: 1) die christliche Glaubenslehre; 2) die ersten und allgemeinen Regeln einer practischen Sittenlehre, nebst den Regeln der Gesundheit; 3) ein kurzer Auszug aus der biblischen Geschichte des A. und N. T. 4) Die Buchstabenkenntniß, das Buchstabiren und Lesen, sammt den ersten Gründen der Rechtschreibung in der Nationalsprache; 5) die Schönschreibekunst in Beziehung auf die gemeinste Schriftart, oder sogenannte Kurrentschrift; 6) die Rechenkunst eingeschränkt auf die vier Rechnungsarten und die ersten practischen Gründe der Regel de Tri; 7) endlich in gemeinen Stadtschulen die ersten practischen Grundsätze der Land- und Hauswirthschaft, eine kurze Geschichte der Künste und Handwerke, in gemeinen Landschulen aber die ersten Gründe des Ackerbaues und der Landwirthschaft. §. 14. Die Lehrgegenstände für die deutschen Hauptschulen: 1) die christliche Glaubenslehre; 2) die biblische Geschichte des A. und N. T. 3) eine practische christliche Sittenlehre nebst den Regeln der Gesundheit und Wohlanständigkeit; 4) die nöthigen Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre, nämlich der Rechtschreibung, Wörterlehre und Wortfügung; 5) die Regeln und Uebung der Schönschreibekunst in der Kurrent und Kanzleyschrift; 6) die Regeln und Uebung in den brauchbarsten schriftlichen Aufsätzen; 7) die ersten practischen Grundsätze der Land- und Hauswirthschaft; 8) die neuere Geographie von den Welttheilen überhaupt und insonderheit von Deutschland und den Oesterreichischen Staaten; 9) eine kurze Vaterlandsgeschichte; 10) die ersten historischen Kenntnisse der

Künste

Künste und Handwerke, der Fabriken und Manufacturen; 11) die Anfangsgründe der Naturgeschichte; 12) die Anfangsgründe der Naturlehre; 13) die Anfangsgründe einer practischen Geometrie; 14) die Anfangsgründe einiger Theile der angewandten Mathematik, der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik; 15) die Anfangsgründe der Architectur oder Baukunst; 16) die Uebung in der Zeichnungskunst. Im 39 § wird denen gründlich geantwortet, die so viele Lehrgegenstände in den deutschen Schulen für unnöthig oder gar unmöglich halten. Der 40 § enthält eine Anmerkung von der Errichtung einer besondern Schule. „Sollte es ein Stand der Bürger „erfodern, daß einige der angeführten Gegenstände eine be„sondere Richtung und Anwendung auf denselben bekäme: so „kann nebst der Hauptschule eine besondere Schule errichtet „werden. Eine solche wäre z. B. eine Handlungsschule, in „der man Schüler, welche die Hauptschule verlassen, noch be„sondere Zusätze und Anwendungen der Geographie, der schrift„lichen Aufsätze, der Rechnungskunst und der Naturgeschichte, „wie auch einige neue Gegenstände, als die einem Kauf„manne nöthigen Sprachen, Wechselgeschäfte u. s. w. lehren „dürfte.“

Was die Schulschriften anlangt, so werden von den dreyerley Arten derselben, die bisher gewöhnlich sind, Kompendien, Tabellen und bloßen Sätzen, für die Jugend in deutschen Schulen die Tabellen vorgezogen; doch verwirft man gut abgefaßte ausführliche Lehrbücher nicht ganz; es käme nur nach § 77 darauf an, daß sie in Rücksicht auf die Tabellen verfertigt würden; daß die Ordnung der Materien, so wie sie in den Tabellen angetroffen wird, über jeden Gegenstand beybehalten, die ausführliche Lehre aber so vorgetragen würde, daß der Schüler dieselbe mit geringer Mühe verstehen, und der Lehrer sie zur Erklärung beym Vortrag über die Tabellen gebrauchen könnte. Angehenden Schullehrern würden solche Lehrbücher besonders nützlich und viel bequemer seyn, als wenn sie ihre Kenntnisse aus vielen andern Schriften herholen müßten. Manche können sich die zum Schulunterrichte nöthigen Schriften des theuren Preises wegen nicht selbst anschaffen, und manche verstehen die Kunst noch nicht, aus vielen Schriften das Gute und Brauchbare zum Nutzen des Schulwesens herauszunehmen. (Wie wahr sind diese Bemerkungen!) Noch wollen wir wegen des Zusammenhangs die letzte Anmerkung dieses Abschnitts § 83 hersetzen, daß, weil beym Anfange der Schulver-

besserung noch keine ordentliche Lehrbücher vorhanden sind, man denjenigen, welche sich dem Schullehramte zu widmen gedenken, und sich dazu würdig vorbereiten wollen, ein Verzeichniß guter Bücher sowohl über das Erziehungs- und Unterrichtswesen überhaupt, als über jeden Lehrgegenstand insbesondere, einhändigen müsse, aus deren Lesung sie nützliche Kenntnisse schöpfen, und dieselben zum Nutzen ihrer Schüler und zu ihrer eignen Belehrung anwenden können. (Wenn man das doch durchgängig thäte!) Was übrigens den Begriff und die Eigenschaften gut verfaßter Unterrichtstabellen betrifft, so ist nach § 43 ff. bey Verfertigung derselben, sowohl auf die innere, als auf die äußere Beschaffenheit zu sehen. Jene erfodert eine richtige Subordination der Begriffe; diese aber, daß die nämlichen Verhältnisse sinnlich gleichsam abgebildet werden. Daher muß eine Tabelle 1) vollständig und deutlich, 2) gründlich und systematisch, 3) einförmig seyn. Von den sinnlichen Ein- und Abtheilungszeichen einer Tabelle handelt § 47—49.

Der dritte Abschnitt von der Lehrart enthält so viel Gutes, daß wir Mühe haben werden, nicht zu viel abzuschreiben. § 84 „Wenn man über die Kenntnisse der Menschen richtig urtheilen will, so muß man nicht bloß auf den Umfang, sondern „auch auf die Beschaffenheit derselben sehen. — Es kann nicht „einerley seyn, ob gewisse Begriffe in dieser oder in einer andern Ordnung unserer Seele zuerst sind eingeprägt worden. „Man kann der Natur entgegen und auch gemäß handeln, „man kann sich das schwer machen, was an sich leicht ist.“ Wenn man im folgenden § von der Nothwendigkeit eine neue Lehrart in die deutschen Schulen einzuführen lieset, so sieht man deutlich, c'est tout comme chès nous, aber itzt freylich wirds anders und besser als bey uns. „Es wäre wider unsere „Absicht, heißt es, wenn wir die Fehler und Mängel der „Lehrart in Ansehung der Schulen hier anführen wollten. Unterdessen scheint es doch einigen (wir müssen hier und durch das ganze Buch den sanften Ton rühmen, in dem das Schlechte der Schulen gerügt wird. Diese Klugheit war nothwendig, wenn man Gutes stiften wollte. Denn nichts hindert die Aufnahme des Bessern mehr, als wenn man den Menschen ihr Altes so oft und so spöttisch heruntermacht, und ihnen sein Neues ohne Maaß und Ziel anpreiset. Sie schämen sich so lange den verkehrten Weg gegangen zu seyn. In diese Schaam mischt sich Erbitterung über ihren neuen Führer, der da nun vor ihnen steht und sie höhnet. Was ist natürlicher, als daß

sie

sie ihn ins Gesicht schlagen, sich seine Leitung verbitten, und ihren alten Weg fortschlendern. Ohne Affect, so wie hier, die Sachen niederschreiben, thut die beste Wirkung, so bald man in der Person eines Reformators auftritt. Wem es schwer wird, nicht heftig zu seyn, keine Satire über unsere lächerlichen Schulanstalten zu schreiben, der muß nicht reformiren; der mag eine Maske vornehmen, und hinter derselben das verkehrte Wesen schelten so viel er will, aber ans Bessern muß er nicht Hand anlegen) „als wenn man bisher in deutschen Schulen, „welche doch zum Unterricht und Erziehung des zahlreichsten „Theils der Menschen bestimmt waren, an eine wahre Me„thode sehr wenig gedacht habe. Man müßte nur etwa dieses „Methode nennen wollen, wenn man Kinder ohne Vorbereitung, ohne Rücksicht auf das Alter und die Kräfte derselben, „mit einem ohne Ordnung und Wahl verfertigten A b c Buch „in die Schule schicket; wenn der Knabe etliche Jahre auf der „Schulbank sitzt, ohne Richtigkeit seine Muttersprache lesen, „und den Katechismus mit Unwillen und Verdruß auswendig „lernt, und wenn es weit kömmt, ohne Regeln der Kalligra„phie und Orthographie im Schreiben, und ohne practische „Anwendung im Rechnen unterrichtet, und überhaupt die „Aufklärung seines Verstandes fast ganz vernachläßiget wird; „wenn er in der Schule wegen Ungezogenheit seiner Mitschüler, „wegen des Lärmens der Mitlernenden, wegen der Menge „der Schulkinder, wegen der Kürze der Lehrzeit u. s. w. sehr „wenig, das Wenige ohne Ordnung und mit Zwang und Ab„neigung lernt, um es nach überstandenen Schuljahren bald „wieder zu vergessen. — Wohldenkenden Eltern konnte man „es also nicht übel nehmen, wenn sie Bedenken trugen, ihre „Kinder in öffentliche Schulen zu schicken. Dem Uebel selbst „suchten sie dadurch zu steuern, daß sie mit größerm Aufwande „ihre Kinder in die sogenannten Winkelschulen schickten, oder „dieselben den Privathauslehrern anvertrauten. Sie hatten „dabey die gute Absicht, ihre Kinder nicht mit so vielen Bös„artigen umgehen zu lassen, oder sie selbst auch zur Zeit des „Unterrichts unter ihren Augen zu haben. Allein da so „Winkel- oder Hauslehrer gewöhnlicherweise [illegible]
„Methode selbst studirt haben, noch dazu [illegible]
„bildet worden sind; da eben die Fehler, [illegible]
„chen Schulen eigen sind, beym Unterricht[illegible]
„Hauslehrern noch mehr begangen werden, und [illegible]
„Leute sind, welche aus Noth sich dem Lehramte [illegible]

besserung noch keine ordentliche Lehrbücher vorhanden sind, man denjenigen, welche sich dem Schullehramte zu widmen gedenken, und sich dazu würdig vorbereiten wollen, ein Verzeichniß guter Bücher sowohl über das Erziehungs- und Unterrichtswesen überhaupt, als über jeden Lehrgegenstand insbesondere, einhändigen müsse, aus deren Lesung sie nützliche Kenntnisse schöpfen, und dieselben zum Nutzen ihrer Schüler und zu ihrer eignen Belehrung anwenden können. (Wenn man das doch durchgängig thäte!) Was übrigens den Begriff und die Eigenschaften gut verfaßter Unterrichtstabellen betrifft, so ist nach § 43 ff. bey Verfertigung derselben, sowohl auf die innere, als auf die äußere Beschaffenheit zu sehen. Jene erfodert eine richtige Subordination der Begriffe; diese aber, daß die nämlichen Verhältnisse sinnlich gleichsam abgebildet werden. Daher muß eine Tabelle 1) vollständig und deutlich, 2) gründlich und systematisch, 3) einförmig seyn. Von den sinnlichen Ein- und Abtheilungszeichen einer Tabelle handelt § 47—49.

Der dritte Abschnitt von der Lehrart enthält so viel Gutes, daß wir Mühe haben werden, nicht zu viel abzuschreiben. § 84 „Wenn man über die Kenntnisse der Menschen richtig urtheilen will, so muß man nicht bloß auf den Umfang, sondern „auch auf die Beschaffenheit derselben sehen. — Es kann nicht „einerley seyn, ob gewisse Begriffe in dieser oder in einer andern Ordnung unserer Seele zuerst sind eingeprägt worden. „Man kann der Natur entgegen und auch gemäß handeln, „man kann sich das schwer machen, was an sich leicht ist.“ Wenn man im folgenden § von der Nothwendigkeit eine neue Lehrart in die deutschen Schulen einzuführen lieset, so sieht man deutlich, c'est tout comme chès nous, aber itzt freylich wirds anders und besser als bey uns. „Es wäre wider unsere „Absicht, heißt es, wenn wir die Fehler und Mängel der „Lehrart in Ansehung der Schulen hier anführen wollten. Unterdessen scheint es doch einigen (wir müssen hier und durch das ganze Buch den sanften Ton rühmen, in dem das Schlechte der Schulen gerügt wird. Diese Klugheit war nothwendig, wenn man Gutes stiften wollte. Denn nichts hindert die Aufnahme des Bessern mehr, als wenn man den Menschen ihr Altes so oft und so spöttisch heruntermacht, und ihnen sein Neues ohne Maaß und Ziel anpreiset. Sie schämen sich so lange den verkehrten Weg gegangen zu seyn. In diese Schaam mischt sich Erbitterung über ihren neuen Führer, der da nun vor ihnen steht und sie höhnet. Was ist natürlicher, als daß

sie

sie ihn ins Gesicht schlagen, sich seine Leitung verbitten, und ihren alten Weg fortschlendern. Ohne Affect, so wie hier, die Sachen niederschreiben, thut die beste Wirkung, so bald man in der Person eines Reformators auftritt. Wem es schwer wird, nicht heftig zu seyn, keine Satire über unsere lächerlichen Schulanstalten zu schreiben, der muß nicht reformiren; der mag eine Maske vornehmen, und hinter derselben das verkehrte Wesen schelten so viel er will, aber ans Bessern muß er nicht Hand anlegen) „als wenn man bisher in deutschen Schulen, „welche doch zum Unterricht und Erziehung des zahlreichsten „Theils der Menschen bestimmt waren, an eine wahre Me„thode sehr wenig gedacht habe. Man müßte nur etwa dieses „Methode nennen wollen, wenn man Kinder ohne Vorbereitung, ohne Rücksicht auf das Alter und die Kräfte derselben, „mit einem ohne Ordnung und Wahl verfertigten A b c Buch „in die Schule schicket; wenn der Knabe etliche Jahre auf der „Schulbank sitzt, ohne Richtigkeit seine Muttersprache lesen, „und den Katechismus mit Unwillen und Verdruß auswendig „lernt, und wenn es weit kömmt, ohne Regeln der Kalligra„phie und Orthographie im Schreiben, und ohne practische „Anwendung im Rechnen unterrichtet, und überhaupt die „Aufklärung seines Verstandes fast ganz vernachläßiget wird; „wenn er in der Schule wegen Ungezogenheit seiner Mitschüler, „wegen des Lärmens der Mitlernenden, wegen der Menge „der Schulkinder, wegen der Kürze der Lehrzeit u. s. w. sehr „wenig, das Wenige ohne Ordnung und mit Zwang und Ab„neigung lernt, um es nach überstandenen Schuljahren bald „wieder zu vergessen. — Wohldenkenden Eltern konnte man „es also nicht übel nehmen, wenn sie Bedenken trugen, ihre „Kinder in öffentliche Schulen zu schicken. Dem Uebel selbst „suchten sie dadurch zu steuern, daß sie mit größerm Aufwande „ihre Kinder in die sogenannten Winkelschulen schickten, oder „dieselben den Privathauslehrern anvertrauten. Sie hatten „dabey die gute Absicht, ihre Kinder nicht mit so vielen Bös„artigen umgehen zu lassen, oder sie selbst auch zur Zeit des „Unterrichts unter ihren Augen zu haben. Allein da solche „Winkel- oder Hauslehrer gewöhnlicherweise weder eine wahre „Methode selbst studirt haben, noch dazu von Jemanden ge„bildet worden sind; da eben die Fehler, welche den öffentli„chen Schulen eigen sind, beym Unterrichte von Winkel- und „Hauslehrern noch mehr begangen werden, und diese meistens „Leute sind, welche aus Noth sich dem Lehramte widmen: so

„war es freylich nicht möglich, daß wohlgesinnte Eltern die er„warteten Früchte ihrer guten Absicht, ihrer aufgewandten „Kosten an ihren Kindern hätten einärndten können. Man „konnte auch nicht fodern, daß die meisten Eltern ihre Kinder „selbst unterrichten sollen: denn theils erlauben es ihre Haus„geschäffte nicht, theils fehlt es ihnen selbst an den Kenntnissen, „welche zum Unterricht nöthig sind.“ Nun wird in den folgenden § von den Eigenschaften einer guten Lehrart überhaupt, dann von der Beschaffenheit der neuen, und ihrer Anwendung auf einzelne Lehrgegenstände, weitläuftiger gehandelt. Die Eigenschaften einer guten Lehrart: 1) daß sie praktisch, oder für den Schulunterricht wirklich brauchbar sey. — Es wird viele Menschenkenntniß, Psychologie, Erfahrung und Umgang mit Kindern erfodert, wenn beym Erziehungs- und Unterrichtswesen Theorie und Praxis mit einander übereinstimmen sollen. — Oft macht ein einziger Umstand, den man nicht vorhergesehen hatte, eine ganze Theorie unbrauchbar, oder gar schädlich. Man hat also bey der Bestimmung der Eigenschaften einer guten Lehrart vor allen auf die Möglichkeit und Leichtigkeit, auf den Nutzen und die Anwendung derselben zu sehen, und ohne Unterlaß die Erfahrung zu Hülfe zu nehmen. Vermöge der letztern wird man gar bald erkennen, ob die Lehrart, der man sich bedient, dem Alter, dem Stande, den Kräften und Fähigkeiten angemessen sey; ob Kinder mit besondern oder auch mit mittelmäßigen Talenten nach derselben dürfen unterrichtet werden, u. s. w. Je nachdem eine Lehrart auf mehrere oder wenigere Umstände passet, je nachdem ist sie mehr oder weniger praktisch. 2) Daß den Schülern des Lernen erleichtert werde. 3) Daß die Gegenstände des Unterrichts, so viel möglich, zum Vorwurf des sinnlichen Erkenntnißvermögens gemacht werden. — Die Sinne sind überhaupt das vornehmste Werkzeug unserer Erkenntniß; bey Kindern sind sie aber schier das einzige. — Die Eindrücke, welche auf die Sinne, und durch sie auf die Seele gemacht werden, sind gewiß die stärksten und dauerhaftesten. — Selbst abstrakte Begriffe und allgemeine Wahrheiten muß man den Kindern (wenn es nöthig ist,) durch concrete und individuelle Ideen beybringen. Man muß bedenken, daß alle allgemeine Begriffe sich zuletzt in Empfindungen auflösen lassen, und daß es also natürlicher ist, von diesen auf jene, als von jenen auf diese zu kommen. Denn nur in so

fern

fern haben allgemeine Begriffe Realität, und nur in so fern ist man von der Gefahr befreyet, kein leeres Wort ohne Sache erlernt zu haben, in wie fern sie sich durch unsere innern oder äußern Empfindungen rechtfertigen lassen. — Es giebt Fälle, wo man durch Vergleichung das nicht sinnliche gar nicht begreiflich machen kann, ohne zu schädlichen Irrthümern Gelegenheit zu geben. Hier schließt man von sinnlichen Wirkungen auf ihre Ursachen. So macht man es in der Psychologie und der natürlichen Gottesgelahrheit. 4) Daß die Lehrart ordentlich sey. — Indessen muß man doch auch den Schein einer schulmäßigen Strenge meiden. — Die Ordnung des Unterrichts muß in der Natur der Gegenstände selbst liegen, und mit der nach und nach vor sich gehenden Entwickelung unserer Verstandskräfte vollkommen übereinstimmen. 5) Daß sie gründlich sey. Man muß die Kinder bey Zeiten zum Denken anführen. Sie sollen die Merkmale, Eigenschaften und den Zusammenhang der Dinge einsehen, die Sachen mit andern vergleichen lernen, und nach und nach sollen sie so zum Urtheilen und Schliessen angeführt werden, daß sie nach den Regeln der Vernunftlehre denken, ohne zu wissen, was eigentlich Logik ist. 6) Daß den Schülern das Lernen interessant, 7) angenehm werde. Die Theorie, daß wir nichts wollen, als was wir als gut erkennen, daß wir das suchen und mit Begierde kennen lernen, was wir in Beziehung auf uns wahrnehmen, findet man sonderlich bey Kindern, deren Wille noch nicht so sehr durch üble Beyspiele, Leidenschaften und Gewohnheiten verwöhnt ist, bestätigt. Je mehr also den Kindern etwas als gut, als nützlich vorgestellt wird, desto mehr werden sie es wollen. (Nicht immer. Es kömmt darauf an, wie alt die Kinder, und wie verwöhnt sie sind. Bey jungen Kindern heißt es: ignoti nulla cupido. Man mag ihnen von dem Glück, das sie sich dereinst durch Fleiß und Geschicklichkeit erwerben können, noch so viel schönes vorsagen, sie achten nicht darauf, verstehens nicht. Der gegenwärtige Augenblick ist ihnen Alles. Bey den meisten, auch wenn sie schon größer sind, ist die Sinnlichkeit so stark, daß, ehe diese gesättigt worden, an keine Aufmerksamkeit beym Lernen, wenigstens keine anhaltende, die Stunden dauerte, zu denken ist. So lange man also nicht solche Einrichtungen treffen kann, wo Unterricht und sinnliche den Körper in Bewegung setzende Spiele abwechseln, wo durch den Genuß von diesen ermüdet, die Seele zu jenem hineilet: so möchte man

wohl durch Vorstellung des künftigen Nutzens bey Kindern wenig ausrichten. Aber wenn man sagen kann: Wer diese Stunde nicht mitlernt, der spielt in der künftigen nicht mit, so kann man einigermaßen die Aufmerksamkeit fesseln. Um der Freude der künftigen Stunde theilhaft zu werden, thut ein Kind sich allenfalls etwas Gewalt an; aber nicht, um sich die Glückseligkeit künftiger Jahre zu versichern. Sein Auge reicht so weit nicht. Wenn man doch die Spiele mehr einführen wollte! Man kann die meisten ja so lehrreich machen.) Uebrigens finden wir hier eine Anmerkung, die zu den feinern gehört: „Man muß nämlich Kinder mehr durch die vortheilhafte Seite, als durch Vorstellung schädlicher Folgen zum Lernen zu „bewegen suchen. Furcht und Hoffnung sind freylich die Haupttriebfedern, welche die Handlungen der Menschen bestimmen. „So lange man aber durch Hoffnung Gutes stiften kann, ist „es nicht erlaubt zu der erstern seine Zuflucht zu nehmen. Jene „schlägt oft nieder, diese aber muntert stets auf.“ Für einen, der Menschen bilden will, ist diese Bemerkung wichtig, unsere gewöhnlichen Pädagogen von Orbils Geschlecht geht sie nichts an. Angenehm wird den Kindern das Lernen werden, wenn man fleißig mit den Gegenständen abwechselt, so weit es die gute Ordnung verstattet — wenn man alles sinnlich macht — wenn man einen reinen, deutlichen und einnehmenden Vortrag hat — wenn man durch überraschende, aber doch zur Sache gehörige Gedanken, durch geschickt angebrachte Erzählungen, durch faßliche Beyspiele die Aufmerksamkeit der Schüler zu erwecken weiß — wenn man ihre Lernbegierde theils durch Beantwortung ihrer Fragen, theils durch Prüfung ihrer schon erlangten Kenntnisse, erhält und immer mehr anfeuert — endlich wenn man durch ein sanftes und liebreiches Betragen ihr Zutrauen, und durch ein ernstes Ansehen ihre Ehrfurcht und Unterwerfung zu gewinnen sucht.

Wir haben hoffentlich genug gesagt, um unsere Leser auf ein Buch und ein Institut aufmerksam zu machen, über die sich jeder herzlich freuen wird, der an den Schicksalen der Menschheit Theil nimmt. Nun haben wir nur noch zu sagen, daß

N. 3—7. als einige von den Lehrbüchern dieser neuen Schulanstalt, ihrem Zwecke gemäß eingerichtet sind, und nicht anders als sehr brauchbar, auch in andern Schulen seyn können. An N. 3. ist in unserm Exemplare noch gebunden Tabelle von den Anfangsgründen der statischen Wissenschaften,

schaften, der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik, und Tabelle von den Anfangsgründen der Architectur. Der Tabelle der Völkergeschichte ist eine Tabelle der Mythologie angehängt.

N. 8. giebt nähere Nachricht von den neuern Schulanstalten, Lehrern, Büchern, u. s. w. und vertheidigt das Neue wider die Anhänger des Alten. Normalschulen, nach S. 3, in den deutschen Erbländern Ihrer Majestät der Kaiserinn Königinn, heißen jene Schulen, welche das Muster aller übrigen deutschen Schulen der Provinzen seyn sollen. Man hat diesen Namen zuerst der Wiener St. Stephansschule beygelegt, als 1770 der Rector derselben, Hr. Mesmer, auf die Verbesserung der deutschen Schulen überhaupt, insbesondere aber der seinigen, den Antrag gemacht hatte. Im Vorbeygehen wird hier angemerkt, welches wir unsern Lesern auch nicht vorenthalten wollen, „daß man ohne diesen Hrn. Mesmer, welcher dermalen Director bey der Normalschule ist, vielleicht niemals, „oder nicht sobald auf die Verbesserungen der niedrigsten Schulen in den österreichischen Staaten würde gedacht haben. Sein „Eifer und seine Verwendung, etwas zu deren Verbesserung „zu thun, ist sein wahres Verdienst um den Staat, was auch „dagegen in manchen Schriften zu dessen Verkleinerung ist gesagt worden.“ Die Normalschulen sind aber nur für die Schulen der Provinz die Richtschnur in Ansehung der Lehrart oder des Verfahrens bey dem jugendlichen Unterrichte; nicht aber in Ansehung der Menge der zu lehren vorgeschriebenen Gegenstände, als worinn man sich nach den Bedürfnissen des Orts und der Schüler richtet. Ferner „sind nach S. 10. die „Normalschulen nicht bloß errichtet, um ein Muster der guten „Lehrart zu seyn. Sie sind über das zur Bildung nicht nur „weltlicher, sondern auch geistlicher, d. i. katholischer Lehrer „der Provinz bestimmt. Jede Wissenschaft und Kunst, jedes „Handwerk hat seine Regeln, und eine bestimmte Zeit, die „zur Erlernung anzuwenden ist; man machet in Wissenschaften keinen zum Lehrer, und bey Künsten und Handwerken „Niemand zum Meister, als jene, welche ordentlich gelernt, „ihre Prüfung ausgestanden und ein Meisterstück gemacht „haben; nur die für die Kirche und den Staat gleichwichtige „Kunst der Erziehung hat man bis auf diese Zeiten dem Gerathewohl überlassen, und dafür nicht so viel gethan, als für „das geringste Handwerk geschehen ist. Was die Kandidaten „zu Schuldiensten betrifft: so untersuchte man deren Kennt-

„nisse fast gar nicht; wußte man auch, daß er sehr wenig „verstünde: so hoffte man, er würde die nöthige Geschicklich„keit schon im Amte erwerben. Niemand gab sich Mühe, ihn „anzuführen, wie er seinen Pflichten beym Unterweisen ein „Genüge thun sollte. Nun erst geschieht dies, die Lehrart ist „durchgehends vorgeschrieben; aber man läßt es bey der Vor„schrift nicht bewenden, man hat, wie man sagt, in den „Normalschulen die nöthige Anstalt gemacht, auch darinn die „Kandidaten zum geistlichen Stande im Katechisiren, und auch „künftige Schulleute zu Schuldiensten zu unterrichten. Diese „Lehrart ist so leicht nicht, daß man sie nur einmal sehen darf, „um sie nachzuahmen. Sie muß von dem Direktor oder den „Lehrern der Normalschule den Kandidaten ordentlich vorge„tragen, wohl zergliedert, und diese müssen öfters geübet und „geprüft werden, u. s. w.“ Zur Rechtfertigung wegen der Menge der Gegenstände, die von nun an in den deutschen Schulen gelehrt wird, und vielen anstößig ist, heißt es S. 15: „Zu eben der Zeit, als auf Verbesserung der deutscheu Schu„len der Bedacht ist genommen worden, suchte man die la„teinischen Schulen einzuschränken und zu vermindern; man „glaubte, dem Publikum den Verlust dieser Schulen erträg„licher zu machen, und jenen Jünglingen zu dienen, deren „Vermogen und andere Umstände es nicht erlauben, höhern „Studien obzuliegen; diesen wollte man Kenntnisse beybrin„gen, die in ihrem Leben wahren Nutzen gewähren, u. s. f.“ Dergleichen Normalschulen sind nun schon nach S. 19. in Wien, Linz, Grätz, Klagenfurt, Laybach, Görz, Triest, Inspruk, Rovoredo, Freyburg, Prag, Brünn, Troppau; Pressburg in Ungarn; zu Lemberg in Gallizien; Hermanstadt in Siebenbürgen; zu Karlstadt in Kroatien; zu Panschova und noch an fünf andern Orten, in den so genannten Konfinien, oder längst der türkischen Gränze, im Jahre 1775. (außer Wien und Inspruck, welche älter sind,) errichtet, und allerseits von Ihrer K. K. A. M. dergestalt gestiftet worden, daß die Lehrer und Katecheten ihren hinlänglichen Unterhalt haben, die Schüler aber den Unterricht unentgeltlich genießen. Außer diesen Normalschulen sind auch bereits verschiedene Hauptschulen (über 20) in mehr als einer Provinz errichtet, und hin und wieder giebt es schon vorschriftmäßig eingerichtete Trivialschulen in Städten und auf dem Lande. Man denkt auch in Wien an den bessern Unterricht der andern Hälfte des menschlichen Geschlechts. Hier ist ein Anhang über den Unterricht

terrichte der Mädchen in den Schulen der Klosterfrauen. Diese Klosterfrauen, welche die Jugend weiblichen Geschlechts künftig unterweisen werden, sollen eben die Lehrart, und eben die Bücher brauchen, welche für die deutschen Schulen der Knaben bestimmt sind; es ist deshalben nöthig, daß die Klosterfrauen, welche ihre Oberinnen zu Lehrerinnen bestellen, in der Lehrart sowohl, als in den ihnen annoch unbekannten Lehrgegenständen unterwiesen werden. Der zweyte Anhang enthält einige Gespräche, die füglicher weggeblieben wären. Schüler können niemand bekehren, der an die Vorzüge der neuen Lehrart nicht glauben will.

N. 9. ist in Wien ein sehr nützliches Buch, dessen Verf. mit den besten Schriften über physische und moralische Erziehung bekannt ist, und über diese beyden Gegenstände nach allen ihren Theilen so viel Gutes sagt, daß wir nicht müde werden, ihn von Anfang bis zu Ende durchzulesen, ob uns gleich alles aus den Quellen, woraus er geschöpft hat, bekannt war, und möglich viele Druckfehler und einige Sprachschnitzer aufstoßen. Man sieht, er hat nicht blos abgeschrieben, er hat alles selbst durchgedacht, und auf seinen Ort und die dortigen Bedürfnisse angewandt. Auch unter uns würden viele aus diesem Buche vieles lernen können. Was er über das Spiel, die Comödien und Ballette sagt, verdient noch besonders beherzigt zu werden. Es ist unserer Meynung nach ganz richtig. In allen Stücken sind wir nun freylich nicht seiner Meynung, als, wenn er das Latein später als neuere Sprachen mit Kindern angefangen wissen will. Das Latein kann nur nach den neuern Vorschlägen gelernt werden, so geht es eben so leicht, wie das Französische, und der Nutzen wäre gar nicht sehr groß, wenn Jedermann diese alte Sprache so fertig verstünde, wie seine Muttersprache, d. i. wenn sie in ganz Europa wieder lebendig würde. Die Gründe, die der V. anführt, warum man das Griechische vor dem Latein treiben soll, haben uns auch nicht überzeugt. Nach der gegenwärtigen Lage der Dinge möchte es wohl nicht zu rathen, auch nicht einmal recht thunlich seyn. Wäre es gleich bey der Anerstehung der Wissenschaften geschehen, so wäre es ein andrs. Nachher können wir auch nicht einstimmen, wenn es S. 268. heißt, „wenn der Schüler die abstrakte Demonstration (in der Mathematik) begriffen, könnte man sich auch mit ihm „den eigen empyrischen Beweisen bedienen," und vorher „man müsse sich sorgfältig hüten, [illegible] „Mate-

„materiel oder gar kindisch zu werden.“ Hätte man lauter Pascals vor sich, so wäre das recht; aber bey gewöhnlichen Kindern, die so sinnlich, und worunter so wenig geborne Mathematiker sind, kann man wohl anfänglich nicht zu sinnlich, oder mit des V. Worten zu materiell und kindisch seyn. Vom Sehen und öftern Sehen zum Abstrahiren ist der Weg der Natur. Nach S. 270. hält es der V. für einen Fehler beym Unterricht in der Erdbeschreibung und Geschichte, die besondere Historie der Völker vor der allgemeinen zu lehren; und S. 272. meynt er, auch die vaterländische Geschichte könne nicht gelehrt werden, ohne zuvor einen kurzen und richtigen Begriff von der allgemeinen Geschichte zu haben. Rec. ist hier ganz anderer Meynung. Er ließe seine Untergebenen, wenn er freye Hand hätte, erst eine Menge einzelner Dinge, Facta, Personen u. s. w. aus allen Zeiten und Völkern durcheinander, besonders etwa aus der vaterländischen Geschichte, kennen, und nachdem er dieses nach Beschaffenheit der Umstände allenfalls Jahrelang getrieben, denn erst würde er nach und nach anfangen, dies Chaos chronologisch, ethnographisch, synchronistisch zu ordnen, und ein Ganzes zu machen. Denn mit dem Ganzen anzufangen, ehe die Kinder die Theile kennen, ist wider die Natur. „Aber, sagt der V., wie will „man alsdenn verhüten, daß der Zögling nicht einen Haufen „Anachronismen begehe?“ Mag er doch. Kömmt Zeit, kömmt Rath. „Läßt man aber dieses einmal Wurzel fassen, „so kann man auch zuverläßig glauben, daß aus dem Zögling „niemals ein ordentlicher Historiker werde.“ Warum nicht? Wenn auch der V. einen Historiker von Profession meynt, da er wohl nur einen bezeichnen will, der gute Kenntniß der Geschichte hat, so sollten wir doch meynen, daß ihm die Anachronismen seiner ersten Jugend nachher nicht schaden werden, so wenig es dem Naturhistoriker schadet, daß er die natürlichen Dinge in seiner Jugend alle confus und nicht in systematischer Ordnung sah. Was der V. hinzufügt, scheint mehr wider als für ihn zu seyn: „Denn die Geschichte „erfodert hauptsächlich Ordnung und einen richtig denkenden „Kopf, der jedes Gehörte in einem besondern Fache aufzu„bewahren weis.“ Richtig denken, Fächer machen, und zwar von Dingen, die nicht in die Sinne fallen, ist wohl nicht die Arbeit, womit man anfangen, sondern womit man aufhören muß. — Was sollen S. 291. Lessings Litteraturbriefe seyn? Vermuthlich die berlinischen Litteraturbriefe,

die unſer Herr Verleger vor dieſer Bibl. herausgab. Aber die hat Leſſing bey weitem nicht allein geſchrieben.

N. 10. Wenn der Verfaſſer dieſer Briefe, noch lebte, (er ſtirbt am Ende des Briefwechſels) ſo wollten wir ihn bitten, immer ernſthaft und nie witzig zu ſchreiben. Der Witz kleidet ihn gar nicht, der Ernſt vortrefflich. Er hat die beſten Schriften über die Erziehung, auch andre geleſen, und züchtigt hin und wieder ſeine Ordensbrüder, (er giebt ſich für einen Mönch aus) und ſeine Landsleute, daß ſie das Gute, was von Proteſtanten kömmt, nicht kennen wollen. Ueber den Index libr. proh. macht er ſich luſtig. Beſonders vertheidigt er den **Entwurf** ſehr gut wider alle Arten von Gegner, und beſonders wider einen jämmerlichen Held, der ein Buch geſchrieben unter dem Titel: **Die alte und neue Lehrart in den untern Schulen Deutſchlands.** Er muß ein Jeſuit ſeyn. Dieſe ſcheinen ſich beſonders wider die neuen Schulanſtalten geregt zu haben, weil ſie dadurch ihren Einfluß verlieren. Uebrigens ſchreibt man in Wien aus eben dem Ton, wie in dem proteſtantiſchen Deutſchland gegen die Schulverbeſſerungen; ſie ſeye ſeelenverderblich; ſie ſeyen im Grunde nicht neu; ſie führen von der Gründlichkeit ab, und wie das Gewäſch weiter heißt. Der **Entwurf** zeigt ebenfals, ſo wie dieſe Briefe, wie ſehr es ſich im Oeſterreichiſchen, in einigen Köpfen wenigſtens, aufklärt, und nach welchen richtigen Grundſätzen man künftig Erziehung und Unterricht getrieben wiſſen will. Wir wollen, um des Raums zu ſchonen, nur einige Punkte herſetzen, ohne die vielen ſchönen Bemerkungen mitzunehmen, die von mehr als gewöhnlichen philoſophiſchen Kenntniſſen zeugen, und in ſo wenig Schulordnungen anzutreffen ſind. §. 3. Aus den deutſchen Schulen tritt der größte Theil der Zöglinge zu bürgerlichen Gewerken aus; ein kleinerer Theil aber tritt in die neue Bahn der Gymnaſien hinüber, wo er zur Univerſität vorbereitet wird. §. 4, 5. Die Auswahl oder die Aufnahme der Knaben in das Gymnaſium, geſchieht unter Aufſicht der angeſtellten Direktion auf eine vorhergehende Prüfung, welche die erworbenen Geſchicklichkeiten, die Fähigkeiten oder Anlage an Geiſt und Körper, und endlich auch die Vermögensumſtände, Unterſtützung oder Mittel zum Studieren ausforſchen ſoll. Hier wird man eben nicht alle Arme, beſonders wenn ſie Anlage oder Fortgang verrathen, abweiſen; aber auch nicht aus unzeitiger, für den Staat und ſie ſelbſt ſchädlicher Barmherzigkeit, ſo viele aufnehmen. Ueberhaupt wird

wird man in Betrachtung ziehen, multorum manibus egere res humanas, paucorum capita sufficere; und daß es gar kein Verlust für die Gesellschaft sey, wenn ein munterer Kopf von den Studien abgehalten, und zu den übrigen Geschäften des bürgerlichen Lebens, die gewiß auch durch gute Talente viel gewinnen, hinübergewiesen werde, (wozu wir auch setzen, daß bey weitem nicht alle gute Köpfe Neigung zum Studiren haben.) § 7. Die Lehrart soll von einzelnen Eindrücken zur Vergleichung derselben, vom sinnlichen zum abstrakten, von Faktis zur Theorie hinführen — einen nur in den Elementen gründlichen Unterricht ausmachen — in Schulen kann man nichts gründliches, nur blos wegweisende Elemente lernen. — Die zu erwerbenden Kenntnisse sind 1) Christliche Glaubens- und Sittenlehre; 2) Geschichte; 3) Naturkunde; 4) die Sprachkunde, die Muttersprache, die lateinische, die griechische, als Nebengeschäft, die französische, englische u. s. w. Die Logik wird hier blos in einer beständigen Aufmerksamkeit auf die richtigste Art die alltäglichen Ideen zu fassen, zu untersuchen und zu schließen, d. i. in Uebungen des gesunden Menschenverstandes bestehen. — §. 8. Zu allen diesen Gegenständen werden auf jedem großen Gymnasium sechs beständige ordentliche Lehrer, auf jedem kleinern oder Pädagogium aber nur drey angestellet. — §. 10. Für jeden Tag fallen nur drey ordentliche Stunden auf jeden Lehrer, und vier Stunden Schulzeit von 8 — 10 Uhr, und von 2 — 4 auf die Studirenden. — §. 11. Die Vollständigkeit des geographischen Unterrichts (in der ersten Klasse von unten auf) soll nicht in dem marternden Auswendiglernen ruhmloser Oerter, sondern in der zweckmäßigen Kenntniß der Hauptplätze, welche auf irgend eine Art in der Politik, Geschichte oder Naturkunde merkwürdig sind, bestehen. §. 12. Zweyte Klasse. Die historischen Tabellen sollen unter den eignen Händen der Jugend entstehen. In der Physik braucht man ein Buch, das aus unveränderten Stellen des Plinius, Varro, Columella, Celsus u. s. f. bestehen wird. Hierdurch wird die Jugend noch zur Zeit ohne System und blos im einzeln den Reichthum der Natur kennen lernen. — Was das Lateinisch reden betrifft, soll man die Knaben nur nicht zu bald, und ehe sie ächt lateinische Redensarten aus den lateinischen Schriftstellern erlernt haben können, lateinisch schwatzen und dadurch die Reinigkeit des Ausdrucks auf immer ins Spiel setzen lassen. (Sollte dies zu befürchten seyn? Rec. glaubt es nicht. Aber es wäre zu weitläuf-

künftig, hier davon zu reden. Sprechen wir nicht lange vorher schlecht deutsch, ehe wir gut deutsch lernen, ehe wir einen Gellert u. s. f. in die Hände bekommen? Der Schade, den dies etwa thut, wird von dem Vortheil weit überwogen, den man hat, wenn man eine Sprache von Jugend auf fertig sprechen lernt.) § 13. In der dritten Klasse wird der physische Lehrer sich mit einer experimental- und populären Specialphysik das Jahr über beschäftigen; überall wird er die einfachsten Versuche anstellen, von alltäglichen Erfahrungen im gemeinen Leben die Ursachen angeben, u. s. w. — Wir haben kaum das allermerkwürdigste und nur eine und die andere Disciplin betreffend, ausgezogen; und doch werden die Leser sehen, daß diese Gymnasienordnung von der gewöhnlichen gar sehr abweicht, zum Vortheil derer, die darnach unterwiesen werden sollen. Eins müssen wir doch noch berühren. Man hält hier, so wie auch in den Schulen, halbstündige Lectionen. „Hierdurch wird erstens den jungen Köpfen, nach „Fleurys Vorschrift, die so nöthige Abwechselung gewährt, „welche ihrer natürlichen Thätigkeit angemessen ist, und das „alte verwüstende Schulvorurtheil, die fugam laboris, aus „dem Kopfe verdrießlicher Lehrer gänzlich verbannen wird. „Zweytens hat man diese halbstündigen Lectionen für solche „Lehrfächer bestimmt, welche wie z. B. die Anfangsgründe „der Mathematik, die Theorie des Styls, die griechische Lit„teratur u. s. w. die jungen Ingenia desultoria ohne Gefahr „der Achtsamkeit kaum länger als eine halbe Stunde aushal„ten wollen. — Doch können bisweilen einige halbstündige „Lectionen in ganze zusammengezogen werden. Die Mathe„matik aber wird wegen der den Jünglingen beschwerlichen An„strengung, die gleichwohl hier höchst nöthig ist, immer nur „in halben Stunden vorgetragen werden. Für die Mathe„matik und Naturkunde endlich ist es den Lehrern erlaubt, „unter ihren Schülern eine Auswahl zu treffen, und indessen „die schwächern mit andern nützlichen Arbeiten, Aufgaben, „Uebersetzungen u. s. w. zu beschäftigen.“ — Daß in einem so gut eingerichteten Institut auch Prämien sind, werden unsere Leser leicht muthmaaßen. Von diesen handelt der 20. §. — Dem Entwurf ist noch eine Erinnerung an die Lehrer der Gymnasien beygefügt, woraus wir noch anmerken wollen, daß nicht für jede Klasse, sondern für jeden Lehrgegenstand ein eigner Lehrer bestimmt ist; daß eigne Schulbibliotheken errichtet werden, die den Lehrern die Bücher zum beständigen Gebrauch

wird man in Betrachtung ziehen, multorum manibus egere res humanas, paucorum capita sufficere; und daß es gar kein Verlust für die Gesellschaft sey, wenn ein munterer Kopf von den Studien abgehalten, und zu den übrigen Geschäften des bürgerlichen Lebens, die gewiß auch durch gute Talente viel gewinnen, hinübergewiesen werde, (wozu wir auch setzen, daß bey weitem nicht alle gute Köpfe Neigung zum Studiren haben.) § 7. Die Lehrart soll von einzelnen Eindrücken zur Vergleichung derselben, vom sinnlichen zum abstrakten, von Faktis zur Theorie hinführen — einen nur in den Elementen gründlichen Unterricht ausmachen — in Schulen kann man nichts gründliches, nur blos wegweisende Elemente lernen. — Die zu erwerbenden Kenntnisse sind 1) Christliche Glaubens- und Sittenlehre; 2) Geschichte; 3) Naturkunde; 4) die Sprachkunde, die Muttersprache, die lateinische, die griechische, als Nebengeschäft, die französische, englische u. s. w. Die Logik wird hier blos in einer beständigen Aufmerksamkeit auf die richtigste Art die alltäglichen Ideen zu fassen, zu untersuchen und zu schließen, d. i. in Uebungen des gesunden Menschenverstandes bestehen. — §. 8. Zu allen diesen Gegenständen werden auf jedem großen Gymnasium sechs beständige ordentliche Lehrer, auf jedem kleinern oder Pädagogium aber nur drey angestellet. — §. 10. Für jeden Tag fallen nur drey ordentliche Stunden auf jeden Lehrer, und vier Stunden Schulzeit von 8 — 10 Uhr, und von 2 — 4 auf die Studirenden. — §. 11. Die Vollständigkeit des geographischen Unterrichts (in der ersten Klasse von unten auf) soll nicht in dem marternden Auswendiglernen ruhmloser Oerter, sondern in der zweckmäßigen Kenntniß der Hauptplätze, welche auf irgend eine Art in der Politik, Geschichte oder Naturkunde merkwürdig sind, bestehen. §. 12. Zweyte Klasse. Die historischen Tabellen sollen unter den eignen Händen der Jugend entstehen. In der Physik braucht man ein Buch, das aus unveränderten Stellen des Plinius, Varro, Columella, Celsus u. s. f. bestehen wird. Hierdurch wird die Jugend noch zur Zeit ohne System und blos im einzeln den Reichthum der Natur kennen lernen. — Was das Lateinisch reden betrifft, soll man die Knaben nur nicht zu bald, und ehe sie ächt lateinische Redensarten aus den lateinischen Schriftstellern erlernt haben können, lateinisch schwatzen und dadurch die Reinigkeit des Ausdrucks auf immer ins Spiel setzen lassen. (Sollte dies zu befürchten seyn? Rec. glaubt es nicht. Aber es wäre zu weitläuf-

läufig, hier davon zu reden. Sprechen wir nicht lange vorher schlecht deutsch, ehe wir gut deutsch lernen, ehe wir einen Gellert u. s. f. in die Hände bekommen? Der Schade, den dies etwa thut, wird von dem Vortheil weit überwogen, den man hat, wenn man eine Sprache von Jugend auf fertig sprechen lernt.) § 13. In der dritten Klasse wird der physische Lehrer sich mit einer experimental- und populären Specialphysik das Jahr über beschäftigen; überall wird er die einfachsten Versuche anstellen, von alltäglichen Erfahrungen im gemeinen Leben die Ursachen angeben, u. s. w. — Wir haben kaum das allermerkwürdigste und nur eine und die andere Disciplin betreffend, ausgezogen; und doch werden die Leser sehen, daß diese Gymnasienordnung von der gewöhnlichen gar sehr abweicht, zum Vortheil derer, die darnach unterwiesen werden sollen. Eins müssen wir doch noch berühren. Man hält hier, so wie auch in den Schulen, halbstündige Lectionen. „Hierdurch wird erstens den jungen Köpfen, nach „Fleurys Vorschrift, die so nöthige Abwechselung gewährt, „welche ihrer natürlichen Thätigkeit angemessen ist, und das „alte verwüstende Schulvorurtheil, die fugam laboris, aus „dem Kopfe verdrießlicher Lehrer gänzlich verbannen wird. „Zweytens hat man diese halbstündigen Lectionen für solche „Lehrfächer bestimmt, welche wie z. B. die Anfangsgründe „der Mathematik, die Theorie des Styls, die griechische Lit„teratur u. s. w. die jungen Ingenia desultoria ohne Gefahr „der Achtsamkeit kaum länger als eine halbe Stunde aushal„ten wollen. — Doch können bisweilen einige halbstündige „Lectionen in ganze zusammengezogen werden. Die Mathe„matik aber wird wegen der den Jünglingen beschwerlichen An„strengung, die gleichwohl hier höchst nöthig ist, immer nur „in halben Stunden vorgetragen werden. Für die Mathe„matik und Naturkunde endlich ist es den Lehrern erlaubt, „unter ihren Schülern eine Auswahl zu treffen, und indessen „die schwächern mit andern nützlichen Arbeiten, Aufgaben, „Uebersetzungen u. s. w. zu beschäftigen.“ — Daß in einem so gut eingerichteten Institut auch Prämien sind, werden unsere Leser leicht muthmaaßen. Von diesen handelt der 20. §. — Dem Entwurf ist noch eine Erinnerung an die Lehrer der Gymnasien beygefügt, woraus wir noch anmerken wollen, daß nicht für jede Klasse, sondern für jeden Lehrgegenstand ein eigner Lehrer bestimmt ist; daß eigne Schulbibliotheken errichtet werden, die den Lehrern die Bücher zum beständigen Gebrauch

brauch liefern; daß den sämmtlichen Lehrern und Competenten erlaubt ist, sich an die K. K. hohe Studienkommission schriftlich zu wenden, und zweckmäßige Erläuterungen über ihre ausgewählte Lehrfächer, Lehrart und Hülfsmittel zu begehren. Auch wird eine periodische Schrift wöchentlich in zween Bogen folgen, worin Auszüge aus alten und neuen Schulschriften geliefert, Erfahrungen und Beyspiele anderer Schulanstalten angegeben, die besten Schulschriften weitläuftiger analysirt, und dadurch die didaktischen Handariffe, welche im Entwurf enthalten sind, immer mehr erläutert werden sollen. Diese periodische Schrift wird auf jedem Gymnasium ein oder zweymal angeschafft, und sämmtlichen Lehrern wöchentlich zum Durchlesen nach der Reihe mitgetheilet werden, damit sie darin den wahren Geist der neuen Gesetzgebung im Erziehungswesen deutlich einsehen, u. s. w." Dies ist ein sehr glücklicher Einfall, der die Beherzigung aller Aufseher des Erziehungswesens verdient, und billig allenthalben ins Werk gerichtet werden sollte. Die zuletzt noch folgende **weitere Erinnerung an die Lehrer, wie sie sich in nächstkünftigen Jahren in der allmähligen Ausführung des neuen Entwurfs zu benehmen haben**, übergehen wir. Sie ist ein Beweis, wie sehr man dafür sorgt, daß das gute Neue darum nicht verschrien und verworfen werde, weil es unmöglich auf einmal eingeführt werden kann; eine Sorgfalt, die in ähnlichen Fällen nicht aus der Acht zu lassen ist. Wir haben mit innigem Vergnügen diesen Entwurf gelesen und angezeigt. Man kann nicht gleichgültig bleiben, wenn man sieht, daß da ein Licht zum Besten der Menschen aufgeht, wo mans noch nicht so bald hätte erwarten sollen.

N. 11. Die ersten Jahrgänge dieses nützlichen Werks sind schon B. 27. St. 2. dieser Bibliothek angezeigt. Hier ist nun der dritte und vierte. Wir haben zu unserm vorigen Urtheil nichts weiter hinzuzusetzen, als die Frage: Warum ist auf den meisten Kupfern so viel leerer Raum? Warum sind so wenig Gegenstände darauf? Dies vervielfältigt ohne Noth die Zahl der Kupfer, und vertheuert das Werk.

No. 12. ist ein kleines brauchbares Büchlein von 4 Bogen, besser als unsere gewöhnlichen Rechenbücher, auch soll es nur für die seyn, die in den Trivialschulen schon den ersten Unterricht im Rechnen erhalten haben. Es handelt in vier Hauptstücken von den Zahlen überhaupt: von den vier Hauptverrichtungen der Arithmetik (der 4 Species;) von

den

den Brüchen; von den Proportionen. Exempel sind immer nur wenige beygefügt, die muß denn der Lehrer selbst hinzuthun.

N. 13. ist ebenfalls ein nützliches, wohl eingerichtetes Büchlein, in welchem die vornehmsten Naturprodukte in den drey bekannten Reichen nach ihrer Beschaffenheit, Entstehungsart, Gebrauch und Nutzen angezeigt werden. Schade, daß keine Kupfer dabey sind. Ohne diese hat die Jugend von der Naturgeschichte immer nur halben Nutzen.

An N. 14. müssen wir besonders rühmen, daß alles sehr deutlich und praktisch, und daher besonders bequem zum Unterricht der Kinder ist.

Der Herausgeber von N. 15. unterschreibt sich am Ende der Zueignungsschrift an den Grafen von Spreti, Peter Paul Finauer. Seine Absicht ist, theils allen, die nicht in einer solchen Lage sind, daß ihnen die besten Schriften bekannt werden können, diese Bekanntschaft zu verschaffen, theils manchem Gelegenheit zu geben, seine Ausarbeitungen drucken zu lassen. Das erste Stück dieser Sammlung ist Neuhausers, der Philosophie Doktors, vertheidigtes neues Schulsystem gegen Unwissenheit, Vorurtheile und Stolz. Die Menschen sind sich doch allenthalben gleich. Sie schreien in Baiern, so wie bey uns, gegen alle Verbesserung der Schulanstalten auf die nämliche Art. Auch dieselbe Klasse von Leuten thut es, die Unwissenden. Herr N. versteht aber unter diesen nicht den Pöbel. Den zu widerlegen hält er für unnöthig, weil er nur das Echo von andern ist. „Ich rede da „von Leuten, sagt er, die von Amtsgeschäfften so überladen „sind, daß sie nicht Zeit finden, sich um die neue Schulver„fassung zu erkundigen; oder von ihrer Gemächlichkeit so be„herrscht werden, daß sie sich die kleine Mühe nicht geben „mögen, sich von der neuen Lehrart recht zu unterrichten; „oder so ferne von Städten, wo Gymnasien sind, leben, daß „es ihnen kaum möglich ist, in Erkenntniß der gegenwärtigen „Einrichtung zu kommen. Alle diese hören hin und wieder so „obenhin von der Sache reden; hören oft Leute reden, die „eben so wenig, als sie selbst, das itzige Lehrsystem kennen; „und nach diesen mangelhaften Berichten fällen sie ihr ent„scheidendes Urtheil und tadeln; ohne Zweifel aus Abgang nö„thiger Einsicht. Hören wir nur die Vorwürfe, die sie der „gegenwärtigen Einrichtung machen. Wenn sie von Geome„trie, von Geographie, von Algebra, von Naturgeschichte

„u. d. m. hören: so rufen sie ganz betroffen aus: Himmel! „was für Haufen Objecte! Ist das nicht gar zu viel? Fodert „man itzt nicht mehr, als Knaben in einem Jahre lernen kön„nen? Was wird endlich daraus werden? Ja, ja, wir werden „Leute aus den Schulen bekommen, die überall etwas wissen, „und im Ganzen nichts verstehen: Witzlinge werden wir be„kommen, die ihre Studierzeit mit Nebensachen verzehrt, „und die Hauptsache außer Acht gelassen haben. Und das La„tein, o das muß gewiß darunter leiden! Wenns so fortgeht, „so kanns nicht fehlen, wir verlieren mit dem Latein auch die „schönen Wissenschaften. Bald werden wirs soweit bringen, „daß wir die Alten, die doch allezeit die Muster gewesen sind, „die gute Redner und Dichter aller Jahrhunderte vor Augen „gehabt haben, gar nicht mehr verstehen. Wir werden so „lange die Bächgen verfolgen, bis wir endlich die Quellen „selbst aus den Augen verlieren. Auch die Unterweisung in „dem Christenthum und die gute Zucht scheint versäumt zu „werden.“ Just so spricht man auch unter uns. Ich habe einiges von diesen Vorwürfen fast mit denselben Worten aus dem Munde eines Mannes von vielen Einsichten und vielen Geschäften über die Dessauische Erziehungsanstalt gehört. Man muß aufhören sich darüber zu wundern. Eben ihre anderweitigen Einsichten und Geschäfte sind solchen Männern hinderlich, daß sie das neue Erziehungswesen recht beäugen und begreifen könnten. Woher sollen sie Zeit dazu nehmen? Und woher die erfoderliche Einsicht, wenn es wahr ist, daß Ein Mann selten mehr als Einen Gegenstand, Eine Wissenschaft oder Kunst gehörig durchstudieren und fassen kann? Die Antworten, die Herr N. seinen weisen Leuten giebt, haben uns, so wie seine ganze Rede, sehr wohl gefallen. Er sieht die Erziehung und die Neuerungen in derselben von der rechten Seite an, und schreibt rednerisch und schön, freylich noch nicht sächsisch schön; auch bisweilen mit Salz.

Darauf folgt eine kritische Abhandlung über die Nutzbarkeit der schönen und philologischen Wissenschaften, die auch ganz gut ist und auch die verbesserten Schulanstalten rühmt. Kritisch ist sie sonst eben nicht.

Die darauf folgende Oratio de causis corruptioris posteriore aevo apud nostros eloquentiae, an des Churfürsten Geburtstag gehalten von Pater Schweinöster, einem Benedictiner, entwickelt die Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit in neuern Zeiten sehr gut, und an dem Latein ist auch eben nichts

nichts auszusetzen, als was häufig an den neuern lateinischen Schriften zu tadeln ist, daß manche Floskeln und Phrasen nicht da stehen, weil sie eben nothwendig dahin gehören, sondern weil sie der Seele des Schreibenden vermöge der Association vorschweben, und weil er in der fremden Sprache das Unschickliche davon nicht fühlt. Dies letzte gilt besonders von einigen niedrigen Redensarten. Wenn wir das Latein künftig wie Muttersprache lernten, so würden dergleichen Fehler weit weniger begangen werden.

Es kommen nun Falconets Gedanken von der Bildhauerkunst aus dem Französischen. Dann Gedichte und zwar erste Versuche, die aber viel zu unvollkommen sind, als daß sie hätten gedruckt werden müssen; das erste ist noch das beste. Endlich kurze Recensionen von Schul- und Erziehungsschriften katholischen Ursprungs, worunter Chalotais Versuch über den Kinderunterricht das merkwürdigste ist. Der Rec. irrt sich aber, wenn er meynt, daß alle wahre Menschenfreunde Hrn. Schlözer von ganzem Herzen danken müßten, daß er in den Anmerkungen seine Gedanken über die ganze Basedowische Erziehungsmethode sehr lebhaft und freymüthig gesagt habe. Schlözers Angriff auf B. war hart und ungerecht, und die Folge hat es gewiesen, daß B. Erziehungsprojekte und Anstalten kein so thörichtes Unternehmen waren, als viele unrecht berichtete, oder ihm nicht wohl wollende anfänglich glaubten. Aus den zuletzt angehängten Nachrichten sehen wir, daß der Verfasser der eben angezeigten lateinischen Rede Schweinöster in einem Alter von 29 Jahren gestorben ist.

N. 16. giebt Nachricht von den Bemühungen des vortrefflichen auf dem Titel genannten Fürsten, eine bessere Lehrart in die Schulen einzuführen. Zu dem Ende schickte er den P. Benda nach Sagan, mit einem Empfehlungsschreiben an den Prälaten von Felbiger, und mit der Instruktion, sich sowohl in der dasigen Lehrart nach allen ihren Theilen zum vollkommenen Lehrer geschickt zu machen, als auch dieselbe im ganzen Zusammenhang so einzunehmen, daß er sie nachher auf des Fürsten Herrschaften in Böhmen einzuführen im Stande sey. Den guten Erfolg davon liest man mit Vergnügen.

N. 17. enthält die Schriften, die bereits in dieser Bibliothek B. 24. Seite 531 — 542. angezeigt sind. Wir beziehen uns auf das Urtheil des damaligen Recensenten. Die Vorrede enthält einen Brief des Pabstes Clemens des vier-

zehnten, das Erziehungswesen in Deutschland betreffend, der lesenswürdig ist.

Az.

Betrachtungen über eine verständige und christliche Erziehung der Kinder. Barby 1776. 200 S. in 8.

Wir wollen es hier nicht untersuchen, wie fern die Herrnhutischen Gemeinen überhaupt der menschlichen Gesellschaft nachtheilig oder zuträglich gefunden werden möchten. Aber wir müssen, weil die günstige Beurtheilung einer Herrnhutischen Schrift unsre Leser glauben lassen könnte, als wollten wir dieser Religionsparthey auf irgend eine Weise das Wort reden, soviel vorläufig sagen, daß wir, wie viele gute und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sich auch in diesen sogenannten Brüdergemeinen finden, doch weit entfernt sind, deren Absonderung zu billigen, oder selbigen zu verstattende Vergünstigungen anzurathen. Aus obigen erhellet also schon, daß wir von diesen Betrachtungen nicht umhin können sehr günstig zu urtheilen. Der Verf. derselben scheint in aller Hinsicht ein vortrefflicher Mann zu seyn. Wir können nicht sagen, daß Anlage zu tiefsinnigen Untersuchungen irgendwo durchblicke. Diese verträgt sich wohl überhaupt nicht mit der Herrnhuterey, außer wenn man die Politik der Sekte zur Hauptsache machet, und die Religionsideen als Häuchler nur dabey nutzt. Der aufrichtige Wahrheitsfreund und wahrhaftig fromme Christ findet sich wohl nur so fern darunter, als er nicht starke Denkkraft hat, oder durch die mit seinen Schwärmereyen verknüpfte Seelenwollust gehindert wird, von dieser Kraft vielen Gebrauch zu machen, oder zu einem hohen Grad der Cultur in derselben zu gelangen. Was ihr viele Anhänger zuführt, sind viele unter den Herrnhutern herrschende Tugenden, eine bey vielen sich findende sanfte Stimmung der Empfindungen, und die zum Theil sehr einfältigen aber doch die Seele angenehm bewegenden Spiele der Einbildungskraft, wozu ihre Religionsideen Anlaß geben. Und wer zu ihnen tritt, dem wird der diese Sekte sonst charakterisirende innerliche geistliche Stolz nicht so sichtbar, als er andern sie beobachtenden Personen wird. So geräth denn eine in aller Hinsicht vortreffliche Person, die auch nicht geringe Verstandskräfte hat, und bey Bestimmung des Werths eines

Menschen

Menschen so sehr auf Frömmigkeit sieht, daß auch auffallende Einfalt oder Dummheit ihr nicht dabey anstößig wird, auch leicht mit unter diese Brüder. So ein Mann scheint der V. dieser Schrift zu seyn. Wahre Gottesfurcht, warme Menschenliebe, gesunder Verstand, aus dem Gefühl des Herzens geflossner Ausdruck der Gedanken, sorgfältige Ueberlegung dessen, was zur Glückseligkeit des Menschen erforderlich ist, machen daher diese Schrift in der That zu einer interessanten und sehr nützlichen Lektür, auch für solche Leser, die sich nicht zu dieser Sekte bekennen. Er sagt von sich, daß er sich bis auf 40 Jahre mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigt hat, und der Mann von vieler Erfahrung ist in der That da. In allem, was er sagt, sieht er vorzüglich auf Professionisten, und mit dem Körper arbeitende Menschen. Diese sollen weit mehrere Kenntnisse nach des Verf. Wunsch haben, als man sonst von selbigen verlangt. Außer einigen mathematischen Kenntnissen sollen sie auch im Lateinischen und etwa im Französischen und Englischen nicht unwissend seyn; manche Künstler, Handwerker und Landwirthe, könnten davon einen sehr nützlichen Gebrauch machen, und spielend könnte die Jugend das alles lernen, und doch zeitig genug zu arbeiten anfangen. Das werden manche ungereimt finden; Recensent aber sieht es nicht so an, ob er gleich wohl einsieht, daß die Staatseinrichtungen und Erziehungsanstalten ganz anders seyn müßten, als sie sind, wenn man solche Forderungen wollte machen können. Es hat übrigens der Verf. alles, was er sagt, in fünf Kapiteln vorgetragen. Das erste handelt von der Sorgfalt der Aeltern für ihre Kinder im Mutterleibe; das zweyte von der Sorgfalt für die Kinder bis zur ihrer Entwöhnung; das dritte von der Erziehung bis ins siebente Jahr, das vierte bis ins vierzehnte, und das fünfte bis ins ein und zwanzigste Jahr. Er merkt in Ansehung der Jahre an, daß er bey Angebung dieser Jahre eigentlich nur auf die Kräfte des Leibes und der Seele sehe, welche man gewöhnlich in gedachten Jahren bey den Kindern und der Jugend findet, und daß er nicht wolle, daß man dies von den wirklichen Lebensjahren eines jeden Kindes gelten lasse. In allen fünf Kapiteln wird viel gutes gesagt, und geht man auf dem Wege fort: so wird bald der abgeschmackte Kram der Andachtsbücher und elenden Gesänge sich verlieren, woran sie sonst ihre Seelenweide gefunden haben. Aber ob die ersten Vorsteher der Brüdergemeinen gern soviel Licht der Erkenntniß aufgehen sahen, und ob dann das

zehnten, das Erziehungswesen in Deutschland betreffend, der lesenswürdig ist.

Az.

Betrachtungen über eine verständige und christliche Erziehung der Kinder. Barby 1776. 200 S. in 8.

Wir wollen es hier nicht untersuchen, wie fern die Herrnhutischen Gemeinen überhaupt der menschlichen Gesellschaft nachtheilig oder zuträglich gefunden werden möchten. Aber wir müssen, weil die günstige Beurtheilung einer Herrnhutischen Schrift unsre Leser glauben lassen könnte, als wollten wir dieser Religionsparthey auf irgend eine Weise das Wort reden, soviel vorläufig sagen, daß wir, wie viele gute und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sich auch in diesen sogenannten Brüdergemeinen finden, doch weit entfernt sind, deren Absonderung zu billigen, oder selbigen zu verstattende Vergünstigungen anzurathen. Aus obigen erhellet also schon, daß wir von diesen Betrachtungen nicht umhin können sehr günstig zu urtheilen. Der Verf. derselben scheint in aller Hinsicht ein vortrefflicher Mann zu seyn. Wir können nicht sagen, daß Anlage zu tiefsinnigen Untersuchungen irgendwo durchblicke. Diese verträgt sich wohl überhaupt nicht mit der Herrnhuterey, außer wenn man die Politik der Sekte zur Hauptsache machet, und die Religionsideen als Häuchler nur dabey nutzt. Der aufrichtige Wahrheitsfreund und wahrhaftig fromme Christ findet sich wohl nur so fern darunter, als er nicht starke Denkkraft hat, oder durch die mit seinen Schwärmereyen verknüpfte Seelenwollust gehindert wird, von dieser Kraft vielen Gebrauch zu machen, oder zu einem hohen Grad der Cultur in derselben zu gelangen. Was ihr viele Anhänger zuführt, sind viele unter den Herrnhutern herrschende Tugenden, eine bey vielen sich findende sanfte Stimmung der Empfindungen, und die zum Theil sehr einfältigen aber doch die Seele angenehm bewegenden Spiele der Einbildungskraft, wozu ihre Religionsideen Anlaß geben. Und wer zu ihnen tritt, dem wird der diese Sekte sonst charakterisirende innerliche geistliche Stolz nicht so sichtbar, als er andern sie beobachtenden Personen wird. So geräth denn eine in aller Hinsicht vortreffliche Person, die auch nicht geringe Verstandskräfte hat, und bey Bestimmung des Werths eines

Menschen

Menschen so sehr auf Frömmigkeit sieht, daß auch auffallende Einfalt oder Dummheit ihr nicht dabey anstößig wird, auch leicht mit unter diese Brüder. So ein Mann scheint der V. dieser Schrift zu seyn. Wahre Gottesfurcht, warme Menschenliebe, gesunder Verstand, aus dem Gefühl des Herzens geflossner Ausdruck der Gedanken, sorgfältige Ueberlegung dessen, was zur Glückseligkeit des Menschen erforderlich ist, machen daher diese Schrift in der That zu einer interessanten und sehr nützlichen Lektür, auch für solche Leser, die sich nicht zu dieser Sekte bekennen. Er sagt von sich, daß er sich bis auf 40 Jahre mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigt hat, und der Mann von vieler Erfahrung ist in der That da. In allem, was er sagt, sieht er vorzüglich auf Professionisten, und mit dem Körper arbeitende Menschen. Diese sollen weit mehrere Kenntnisse nach des Verf. Wunsch haben, als man sonst von selbigen verlangt. Außer einigen mathematischen Kenntnissen sollen sie auch im Lateinischen und etwa im Französischen und Englischen nicht unwissend seyn; manche Künstler, Handwerker und Landwirthe, könnten davon einen sehr nützlichen Gebrauch machen, und spielend könnte die Jugend das alles lernen, und doch zeitig genug zu arbeiten anfangen. Das werden manche ungereimt finden; Recensent aber sieht es nicht so an, ob er gleich wohl einsieht, daß die Staatseinrichtungen und Erziehungsanstalten ganz anders seyn müßten, als sie sind, wenn man solche Forderungen wollte machen können. Es hat übrigens der Verf. alles, was er sagt, in fünf Kapiteln vorgetragen. Das erste handelt von der Sorgfalt der Aeltern für ihre Kinder im Mutterleibe; das zweyte von der Sorgfalt für die Kinder bis zu ihrer Entwöhnung; das dritte von der Erziehung bis ins siebente Jahr, das vierte bis ins vierzehnte, und das fünfte bis ins ein und zwanzigste Jahr. Er merkt in Ansehung der Jahre an, daß er bey Angebung dieser Jahre eigentlich nur auf die Kräfte des Leibes und der Seele sehe, welche man gewöhnlich in gedachten Jahren bey den Kindern und der Jugend findet, und daß er nicht wolle, daß man dies von den wirklichen Lebensjahren eines jeden Kindes gelten lasse. In allen fünf Kapiteln wird viel gutes gesagt, und geht man auf dem Wege fort: so wird bald der abgeschmackte Kram der Andachtsbücher und elenden Gesänge sich verlieren, woran sie sonst ihre Seelenweide gefunden haben. Aber ob die ersten Vorsteher der Brüdergemeinen gern soviel Licht der Erkenntniß aufgehen sahen, und ob dann das

ganze Weſen dieſer Secte lange beſtehen könne, wofern man allen Dingen darin nicht zu dem Behuf eine andre Form zu geben für gut finden ſollte, das wäre dann noch die Frage.

Wr.

13. Handlung- und Finanzwiſſenſchaft.

Joſephs von Sonnenfels — Grundſätze der Policey, Handlung- und Finanzwiſſenſchaft. Dritter Theil. Mit allergnäd. K. K. Apoſt. Majeſt. Freyheit. Wien, 1776. 8. 498 S.

Die Einleitung iſt am 28ſten März 1772. geſchrieben, und ſollte ſchon damals eine Entſchuldigung der ſpäten Erſcheinung dieſes dritten Theils ſeyn, welche ſich hauptſächlich auf die Schwierigkeiten gründete, die ein Mann zu überwinden hat, der es übernimmt, über dieſen wichtigen Theil der politiſchen Wiſſenſchaften zu ſchreiben.

Wahrſcheinlich mögen im Jahre 1772. doch noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden geweſen ſeyn, weil bis zu dieſer wirklichen Ausgabe noch 3 bis 4 Jahre verfloſſen ſind. Der V. theilt uns in ſeiner bekannten geſchmückten Schreibart den Schlüſſel ſeines ganzen Syſtems mit. Der darinn befindliche Reichthum von Gedanken und zum Theil auch von Wahrheit, kann nicht wohl enger zuſammengezogen werden, wir renunciren alſo auf die Abſicht, unſern Leſern einen Auszug zu geben. Wir ziehen nur die beyden Finanzgrundſätze von S. 113 heraus, die für die wichtigſten gehalten werden, und bey jeder Finanzunternehmung als der Prüfſtein anzuſehen ſeyn ſollen: „I) Alle Einkünfte, es ſey nun die Gattung derſelben, ihre „Größe, oder die Art ſie einzuheben, welche mittelbar oder „unmittelbar auf die Beſchränkung der Bevölkerung wirken „können, ſind ſchädlich. II) Alle Einkünfte ſind ſchädlich, „welche die Verminderung von irgend einem Zweige der Beſchäfftigung veranlaßen, entweder, daß ſie der Arbeitſamkeit nicht Kräfte genug laſſen, um ihre Unternehmung fortſetzen zu können, oder auch nur nicht Ermunterung genug, ſie „fortſetzen zu wollen.“ Der V. hält beyde Grundſätze für berge-

dergestalt mit einander verflochten, daß man sie für einen einzigen ansehen könne, und die Außerachtlaßung des einen immer auf den andern wirke, weil alles das, was die Bevölkerung beschränkt, auch die Beschäfftigung verändert. Allerdings sind Bevölkerung und Beschäfftigung zwar nicht Quellen, aber große Hülfsmittel der Finanzen, denn wo keine Quellen sind, kein fruchtbar Land, keine Erze, da sind auch Bevölkerung und Beschäfftigung Widersprüche.

Man muß bey Lesung dieser Schrift immer das Lokal des V. vor Augen haben, welches nicht auf jeden andern deutschen und kleinern, oder mit der Handlung und den Commerzien nicht beschäfftigten Staat, sondern allein auf solche Reiche passet, worinn eine große Mannichfaltigkeit der ein- und ausfliessenden Artikel und baarer Gelder sich findet. Freylich z. B. kann auch die Bereitung des Stärkmehls, welchen Artikel der H. V. nur unter die Gegenstände der kameralischen Mikromegas rechnet, ein eben so wichtiger Artikel seyn, als in einem großen Staate die Bereitung des Wiener und Presburger Schlleders, und als die Brabanter Spitzen- und Tapetenfabriken.

Zum Beweise, wie freymüthig der Verfasser schreibt, wollen wir dessen Gesinnung vom Adel und der Klerisey hieher setzen. § 70. „Es sind Stände im gemeinen „Wesen, die auf eine Ausnahme von der Beytragspflicht, als „einen ihnen gebührenden Vorzug ansprechen, der Adel, die „Klerisey, die Gelehrten. Ich untersuche hier nur, ob „es Ansprüche des Standes sind, die also als geltend angesehen werden müßten, auch ohne daß man besondere Vergleichungen oder Verträge anzuführen hat. — Die Dienste, „welche das gemeine Wesen von diesen Ständen erhält, sind „von einer solchen Beschaffenheit, daß sie demselben seinen „Schutz vorhinein vergelten. Diese vorzügliche Dienste von „Seiten des Adels wären die Vertheidigung, welche einst seine „besondere Sache war, von der Seite der Klerisey der Religionsdienst, von Seiten der Gelehrten der Nutzen, den sie „dem gemeinen Wesen schaffen. Wenn der besondere Vortheil, „den der Staat von einem Stande empfängt, ein Grund zur „Ausnahme werden müßte: so hätte jeder Stand den seinigen „anzuführen in Bereitschaft, und vielleicht daß die gemeinsten „Klassen in Ansehen des wesentlichen Vortheils, den sie dem „gemeinen Wesen schafften, vor andern Ständen den Vorzug „zu fordern berechtigt wären. Ich wenigstens lege gern meine

„Hand auf mein Gewiſſen, um zu geſtehen, das gemeine Weſen könne lieber aller meiner Schriften, als der nützlichen Arbeit eines Landmanns, der uns Brod durch ſeinen Schweiß hervorbringt, entbehren. Aber ich behandle wohl eine Sache zu ernſthaft, die es ſo wenig verdient. Jeder Stand trägt nach einem gewiſſen Verhältniſſe das Seinige zum gemeinen Wohl bey; alſo hebt ſich dieſes gegen einander auf, und die Pflicht beyzutragen beſteht (bleibt) in Anſehen aller wieder vollkommen gleich. §. 71. Ungeachtet die Vertheidigung des Staats nicht mehr von dem Adel allein übernommen wird, ſo bezieht man ſich dennoch auf das Herkommen — §. 72. Die Kleriſey entrichtet unter allen Regierungen ihre Abgaben mit derjenigen Bereitwilligkeit, mit welcher ſie ihren Mitbürgern in allen übrigen Pflichten gegen den Staat und ſein Oberhaupt das Beyſpiel giebt. — §. 73. Aus dem alten Geſetze wird als ein Grund der geiſtlichen Steuerbefreyung das Beyſpiel der Levilen angezogen. — Zu dieſen Gründen kämen endlich eine Menge — Verträge — Die Antwort auf alle dieſe Gründe iſt ſchon oft gegeben worden.“ (Hier wird ſie mit Schriftforſchung und viel patriſtiſcher Kenntniß wiederholt.) „Die Verjährung kann gegen Majeſtätsrechte keinen Platz greifen; und wenn noch itzt Regenten die Höflichkeit gegen den römiſchen Hof beobachten, ſeine Genehmhaltung zur außerordentlichen Belegung des Klerus zu verlangen; ſo hat man dieſes für mehr nicht, als ein Gepräng ohne Bedeutung anzuſehen, zu deſſen Beybehaltung politiſche Gründe vorhanden ſind; das Vatikan aber wagt es heute wohl nicht, ſein Anſehen auf das Spiel zu ſetzen, und einem Fürſten in ſeinem Geſuche nicht zu willfahren. Die Meinung von der Steuerbefreyung der Geiſtlichkeit iſt ſogar eine Ketzerey — §. 75. Wenn alſo die Kleriſey weder von dem göttlichen Rechte, noch durch die Anſprüche einer auswärtigen Macht, dergleichen der römiſche Hof iſt, eine Ausnahme von der allgemeinen Bürgerpflicht abzuleiten fähig iſt: ſo bleibt ihr die Verleihung der Fürſten allein übrig, wo ſie dieſer Ausnahme noch genießt, oder die freygebige Stiftungen der mittlern Zeit, wo z. E. ein gewiſſer Chatillon den Bernhardinern ſein Gut Signy durch folgenden Contract abgetreten: er überläßt ihnen auf ewig die Herrſchaft und groſſen Ländereyen von Signy, (10000 Acker) wogegen der Abt ſich verpflichtet, ihm Chatillon den Genuß von 10000 Acker im Paradies nach eigner Wahl zu verſchaffen — Der Schluß

„aus

„aus allem ist, daß es von Seiten des Klerus eine Ungerechtigkeit gegen den Staat und seine Mitbürger seyn würde, die „Steuerfreyheit zu fodern, von Seiten des Staats aber eine „Verletzung des allen Bürgern gleichschuldigen Schutzes, seinen Foderungen Gehör zu geben.“

Die Freymüthigkeit, mit der der Verf. diese und andere Gegenstände behandelt, ist sehr zu rühmen. Hingegen wünschten wir, daß der V. sich eine Kleinigkeit abgewöhnen möchte, die seinem wahren Ruhme schädlich ist. Er läßt es bey aller Gelegenheit gar zu sehr merken, daß er von seinem eigenen Werthe aufs innigste durchdrungen ist. Der Leser muß oft über diese kleine Eitelkeit lächeln, aber er muß auch oft unwillig werden, wenn er sieht, daß der V. sich dadurch verleiten läßt, sich über andere Schriftsteller, die über gleiche Gegenstände geschrieben haben, hinauf zu setzen, und stolz auf sie herabzuschauen. Herr v. S. ist nicht der einzige Schriftsteller, der mehr gelobt werden würde, wenn er weniger gelobt werden wollte.

Gm.

Vorschlag zu einer Kunst- Handwerks- Manufactur- Fabrik- Landwirthschafts- Kriegs- und Staatsschule. Tübingen, in der Cottaischen Buchhandl. 1777. 52 Seiten. 8.

Die Idee des Verf. ist diese: Staaten, die in der höchsten Blüthe seyn wollen, müssen dahin sorgen, alle nothwendige Producte und nöthige Lebensmittel auf ihrem eigenen Boden zu gewinnen. Um dies auszuführen, ist die Errichtung einer Landwirthschafts- Manufactur- Fabrik- und Handwerksschule nothwendig, die an einem Orte, wo viele Handwerker, Manufacturisten und Künstler befindlich sind, und der mit einem tauglichen Felde zu einer vollständigen Meyerey und ökonomischen Garten versehen ist, angelegt werden soll. Hier sollen diese Wissenschaften systematisch, und zwar im Winter die Theorie, im Sommer aber in der Ausübung gelehrt werden. Auch erfordert diese Einrichtung, daß im Zeichnen, Malen und Medailliren Unterricht gegeben wird. Ferner soll diese Schule an einem Orte seyn, wo eine Universität ist, damit junge Gelehrte, die ihre Studien absolvirt haben, sich auch mit diesen

Wissenschaften, so viel ihnen zu der Lebensart, die sie erwählen wollen, nöthig ist, bekannt machen können. — So weit ist die Idee des V. ganz gut; aber nun geräth er ins Weitläuftige. Mit diesem Institut soll eine Staats- und Kriegsschule verbunden werden, in welcher die alte und neue Kriegskunst, Staats- und Völkerrecht, Statistik, Staatsklugheit, Kommerzwesen und Staatswirthschaft gelehrt werden soll. Wir wünschen dem Verfasser zu seinem patriotischen Vorschlage viel Glück; ob er aber ausgeführt werden wird und ausgeführt werden kann, daran zweifeln wir!

Ir.

14. Münzwissenschaft.

P. P. Guden, über den Vortheil und Schaden der Landesherren und Unterthanen vom schweren und leichten Münzfuß. Hannover, bey Helwig. 12 B. in 4. 1777.

Der Verf. hatte verschiedenes von diesen Gedanken schon in den Hamburger Adreß-Kontorinachrichten vom Jahr 1775. einrücken lassen, welches in gegenwärtigen Blättern umständlicher auseinander gesetzt ist. Die ganze Abhandlung ist in drey Kapitel getheilet worden. Das erste enthält allgemeine Grundsätze und Erfahrungen. Hier wird erklärt, was innerer, äußerer und numerairer Werth der Münzen ist. — Die Frage: Ob man goldne oder silberne Münzen zum allgemeinen Maaßstab der übrigen annehmen soll, entscheidet Herr Guden mit Newton und Locke für die silbernen. — Vergleichung des Leipziger Conventions- und leichten Reichsfußes, sowohl unter sich, als mit Louisd'or, Karolinen und Dukaten. Nun kommt der V. auf den Hauptsatz, welchen er eigentlich in oben angeführten Adreßblättern aus einandergesetzt: **Wenn ein schlechter Münzfuß eingeführt, und das Geld verschlimmert wird: so werden die einheimischen Waaren wohlfeiler und die auswärtigen theurer:** denn da nun nach verringerter Silbermünze mehr Thaler auf einen Louisd'or oder Dukaten gehen; so bekommt

man

man für diesen Laib vor mehr Waaren, als vorhin, weil man alle Kleinigkeiten als Viktualien, Arbeitslohn, u. s. f. nach immer um denselben Preiß haben kann; nur muß die Münzverringerung nicht gar zu groß und merklich seyn. Die Ausländer aber nehmen das Geld nur nach dessen innern Werth, mithin werden auch auswärtige Waaren in Silbergelde theurer. Nun wäre also die Frage zu entscheiden: Ob der leichte Münzfuß etwas darzu beyträgt, daß die gröſsere Summe von Münzen, die jetzt dadurch ins Land kommt, durch ihre Menge dasjenige ersetzt, was der Nation jetzt an einzelnem Golde und Silber abgeht? und dies entscheidet Hr. Guden in den folgenden beyden Kapiteln. — II. Kapitel. Vom Zustande der landesherrlichen und gemeinen Kassen beym leichten und schweren Gelde. Durch die Einführung eines leichtern Münzfuſses wird die Einnahme der landesherrlichen Kassen vermindert; die Ausgabe vermehrt. — Denn obgleich die Münzkasse anfangs gewinnt: so verschwindet dieser Vortheil gleich nach der ersten Umprägung, weil alle landesherrlichen Kassen nichts als leichtes Gold einnehmen, und der Landesherr den Ausländern sein Gold und Silber zum fernern Ausprägen um so viel theurer abkaufen muß. Die Mittel, welche man vorgeschlagen hat, die landesherrlichen Einkünfte durch Erhöhung der Abgaben aus den Domainen zu vermehren, würden zum Ruin der Unterthanen und des Landes dienen. — Ferner: Der Landesherr vergröſsert nach eingeführten leichterem Münzfuſse, die auf seine Kasse bleibende alte und hinzu kommende neue Schulden um so viel, als er die Münze jetzt in seinem Lande geringhaltiger ausprägen läſst, weil die Schuld nicht in der leichtern Münzsorte abgetragen werden kann, sondern so viel pro Cente, als sie schlechter ist, zugelegt werden müssen, und die Einnahme bey den Kassen nach dem leichten Gelde unvergröſsert bleibt. — Und eben so viel verliert auch der Landesherr, wenn er ein Kapital in schweren Gelde ausleihet, und in leichterem ummünzen läſst. Statt eines solchen Anlehes wäre es besser, Papiergeld rulliren zu lassen. Nur in folgenden Fällen kann der Landesherr von leichten Münzen Vortheil haben: 1) wenn er schwere Ausgaben hat, und einen beträchtlichen Schatz in besserem Gelde gesammlet hat, so daß er einige Jahre hinter einander davon münzen lassen kann. 2) Wenn er auswärts Subsidien oder anschaff-

che Erbschaften in schwerem Gelde erhält, die er in leichterem kuranten Gelde umschlagen läßt. Doch erfodert auch selbst die Anwendung dieser Fälle viele Behutsamkeit. — III. Kapitel. Vom Einflusse des leichten und schweren Geldes auf die Gewerbe der Einwohner. — Bediente, die in Besoldung stehen, gewinnen beym Leipziger Fuß; beym Konventionsgelde, wenns mit dem Golde pari ist, bekommen sie nicht mehr, nicht weniger, als beym Leipziger Fuß; beym leichten Reichsfuß verlieren sie, und zwar die höheren Bediente ungleich mehr als die niedrigen, weil die erstern auswärtige Waaren gebrauchen, die sie in besserer Münze bezahlen müssen. — Kapitalisten, Gläubiger und Schuldner verlieren immer beym leichten Gelde. — Der Landmann verliert ebenfals beym leichten Münzfuß, weil ihm seine mehresten Produkte in leichtem Gelde bezahlet werden, und er seine Waaren nicht nach dem Verhältnisse der Münzsorten erhöhen kann; überdies wird er mehrentheils die Bezahlung seiner Schuldenausgaben an Auswärtige u. s. f. im besserem Münzfuße leisten müssen. — Auch Künstler, Handwerker und geringe Arbeiter verlieren beym leichten Münzfuß. — Kaufleute, welche einheimische Waaren auswärts verkaufen, finden Gelegenheit, beym leichten Münzfuß zu gewinnen, weil sie die Handwerker und Arbeitsleute im schlechten Silbergelde bezahlen, und ihre Waaren für schwer Geld verkaufen; allein dies ist kein Vortheil fürs Ganze. —

Aller übriger Handel leidet beym schlechten Gelde. — Indeß folgt hieraus noch nicht, daß die Einführung eines schlechten Münzfußes allemal Schaden bringt; in gewissen Fällen, die hier aus einander gesetzt werden, kann der leichte Münzfuß vortheilhaft seyn. So würde z. B. Hamburg beym leichten, und Frankfurt beym schweren Münzfuß zu Grunde gehen. — Endlich schließt Herr Guden mit dem Vorschlag, daß die Republik Holland neben ihrem jetzigen schweren Gelde zugleich eine leichtere Kurantmünze einführen sollte, wodurch ihre Handlung und Manufakturen weit mehr in Aufnahme kommen würden, weil die mehrsten ihrer Nachbaten ihre Manufakturwaaren wegen des schlechten Geldes, das bey ihnen rullirt, wohlfeiler geben können, als Holland. — Wir sagen zur Empfehlung dieser wenigen Bogen nichts, da der Leser schon aus diesem kurzen vorgelegten Plan abnehmen kann, daß der Verfasser mit vieler Beurtheilung geschrieben.

Ir.

Rariff-

Rariſſima Romanorum a Iulio Caeſare ad Heraclium vsque numismata, quae ex omni genere metallorum difficilia repertu et maximo in pretio ſunt. Donum curioſis numorum aeſtimatoribus gratiſſimum. Norimbergae, ſumtu Haufii. 1777. in 8. 5 Bogen.

Eine elende Compilation aus den bekannteſten ältern Münzbüchern, die keinem Menſchen das geringſte nutzen kann, ohngeachtet der Sammler ſo ſehr von dem Gegentheile überzeugt zu ſeyn ſcheint, daß er nach alter Weiſe den pralerhaften Titel voranſetzte. In der Vorrede, denn auch dieſer Art von Schriften geht es daran nicht ab, erklärt er ſich deutlicher und lächerlicher über ſein Vorhaben: Hoc tamen ſupereſſe putaui, vt praeſtantiae plane ſingularis, elegantiae ac raritatis eximiae compendium iuſta ſerie ordineque concinno deſcriberem. Das geſchieht bey dem Kayſer mit einem einfachen, zweyfachen, dreyfachen und vierfachen R, einem C, und endlich einem O, und durch die künſtliche und mühſame Zuſammenſetzung dieſer drey Buchſtaben entſteht das ganze Werkchen. — In eben dem Verlage, und vermuthlich von dem nemlichen Verfaſſer, iſt eine andre Schrift, welche Anfängern vielleicht nützlicher ſeyn möchte. Sie führt einen beſcheidenern Titel:

Lexicon abruptionum, quae in Numiſmatibus Romanorum occurrunt, ſtudioſae iuuentuti ad explicandos numos adornatum, variisque obſeruationibus illuſtratum. Norimb. 1777. 8½ Bogen in 8.

Sie begreift die vorzüglichſten Abkürzungen der lateiniſchen und griechiſchen Aufſchriften von römiſchen Münzen, deren Erklärung hier ganz kurz aus den bekannteſten Büchern auf Treu und Glauben angegeben werden.

Numophylacium Sulzerianum, numos antiquos graecos et romanos aureos, argenteos, aereos ſiſtens, olim Iacobi Sulzeri Vitodurani Helue-

Heluetii cura, ſtudio, ſumtu adornatum, iam aeris vetuſti elegantibus ſpectatoribus venum expoſitum. Gothae, 1777. 8. 1 Alph. 4 B.

Die Anzahl der eigentlich griechiſchen Münzen iſt ſo geringe, daß ſie gegen die ziemlich vollſtändige Folge der Münzen von römiſchen Kayſern, worunter auch, wie gewöhnlich, viele falſche und offenbar untergeſchobene ſich befinden, gar nicht zu rechnen iſt. Erklärungen oder Anmerkungen darf man hier nicht ſuchen; wir können uns alſo auch auf keine umſtändlichere Anzeige einlaſſen.

Beyträge zur Kenntniß ſeltener und merkwürdiger Bücher, mit beſonderer Rückſicht auf die Numiſmatik, von C. B. Lengnich. Erſter und zweyter Theil. Danzig und Leipzig, 1776. 8. mit Regiſtern über beyde Theile.

Der Hr. Verf. eifert gleich im zweyten Theil anfangs bey dem Hartſökerſchen Catalogus gegen den herrſchenden Modegeſchmack an Journalen, Romanen, Comödien, Liedern, Satyren und Spottſchriften über die Religion; den Journalen giebt er Schuld, daß ſie mehr Schaden als Nutzen ſtiften, ein paar recht gute Werke nimmt er aus, die übrigen alle werden unter das Heer von Bibliotheken, Maaazinen, Merkuren, theologiſchen, philoſophiſchen, hiſtoriſchen, encyklopädiſchen und andern Journalen, geworfen, voll ſeichter Raiſonnements und ſichtbarer Partheylichkeit, welche alle den Untergang der wahren Gelehrſamkeit beſchleunigen, und den Rückfall in die Barbarey der Mönchsjahrhunderte, wenigſtens von ferne vorbereiten. Nebſt dem Hartſökerſchen Büchervorrathe werden auch angezeigt: Die Bücherverzeichniſſe von Giraud in Paris, worinn die Kirchenhiſtorie das ſtärkſte Fach iſt; von Faultrier, auch in Paris, worunter die Bibliotheca Patrum in 27 Bänden, und die Collectio conciliorum in 18 Bänden das beſte ſeyn mögen; von Nicolai in Amſterdam, ſo aber eigentlich Muſeum heiſſen ſollte, wegen der vielen Münzen und Antiken; vom Cardinal Dü Bois im Haag, reich an Handſchriften und andern litterariſchen Seltenheiten, überhaupt 7250 Folianten, 7413. Quartanten, 17060 Octave, vom

vom Marquis de St. Philippe im Haag; Hulsische Bibliothek auch im Haag. Stolle gab sie auf 100000 Bände an, welches nicht ganz richtig ist. Diese drey Haagischen Bibliotheken werden für eine angesehen, wenn es auf die Seltenheiten ankommt. Dahin gehören vornemlich die Complutensische Polyglotte in 6 Bänden, die Byzantiner, ein sehr prächtig Exemplar, en veau fauve aux armes du Roi. Biblia S. latina cum Comm. de Lyra. Romae. 1480. V. Vol. Flauii Iosephi Opera omnia 1468. Die Canzleyregeln Sixti IV. Romae 1480. Die rarste Edition. Plinii Sec. historia nat. Venet. per Ioa. Spiram 1469. Prächtig. Rei rusticae Scriptores. Venet. 1472. die Gesner unrichtig für die älteste Ausgabe gehalten. Die Maynzische Ausgabe von Cicer. officiis. 1466. Zweymal, beyde auf Pergament von Ioannes Fust (Faust.) Quinct. Instit. orat. cum praef. Campani. 1470. Prächtig. Homerus, die erste und rarste Florentinische Ausgabe. 1488. Aristophanes Flor. 1496, auf Pergament. Kostbar. Greg. Turonensis Ep., Historia Francorum, ein Codex aus dem VIII. Jahrh. von Leidner auch Utrechter Ausgaben des Juvenals und Persius von 1578. 1685. und 1695. Ovids Metamorph. Parisiis 1637. Fol. Biblische Kupferstiche auf Royalfolio. Haag 1728. Hirschii Bibliotheca Numismatica. Norim. 1760. Hr. L. hatte von dem Hrn. V. die Erlaubniß, diese Bibliothek vermehrt herauszugeben, wobey Klotzens Asche beunruhigt wird, daß er diesem Hirschischen Werk eine Vollständigkeit zugeschrieben. Weil aber Hr. Hofrath Schläger in Gotha, der jetzt vielleicht der größte Numismatiker in Deutschland sey, und sich sonst schon um die Hirschische Bibliothek durch wichtige Beyträge verdient gemacht habe, diese Ausgabe auf sich genommen, die in 3 Octavbänden schon zum Drucke fertig liegen soll: so nimmt Hr. Lengnich auch sein Vorhaben mit einer, wie uns deucht, fast zweydeutigen Bescheidenheit wieder zurück. Der Anhang enthält eine Suite Danziger Dukaten, zur Ergänzung des Köhlerschen Dukatenkabinets. Ein Dukat von Joh. Casimir, König in Pohlen, vom J. 1656. wird deswegen für merkwürdig gehalten, weil der Preußische Titel fehlt, welches aber als ein Versehen auf die Rechnung des Stempelschneiders geschrieben wird.

---

15. Kriegswiſſenſchaft.

Magazin für Ingenieurs und Artilleriſten, herausgegeben von Andreas Böhm. Erſter und zweyter Band, mit Kupf. Gießen, 1777. bey Kriegern. 8.

In der Vorrede erkläret der Herr Herausgeber die Abſicht, welche bey dieſem Magazine zum Grunde liegt. Er will nämlich einzeln gedruckte, kleine und ſelten gewordene lehrreiche Abhandlungen ganz und unabgekürzt in demſelben liefern, gröſſere und ſeltene Werke umſtändlich recenſiren, und ausführliche Auszüge daraus liefern, und beſonders noch nie gedruckte Aufſätze, die Männer von bewährten Einſichten hinterlaſſen, der Welt mittheilen.

Nach dieſem Plane ſind alſo dieſe beyden Theile eingerichtet. Der erſte Theil enthält neun kleine Abhandlungen.

1) Bilfingers Zuſätze zu den gewöhnlichen Maximen der Befeſtigungskunſt. Es iſt bekannt, daß Bilfinger auch ſeine Manieren hat, und wenn ſie gleich ſchwerlich bey wirklichen Feſtungen angebracht werden dürften; ſo zeigen ſie doch von den großen Einſichten des Erfinders in der Befeſtigungskunſt. Gegenwärtige Zuſätze enthalten die Grundlage von ſeinem Syſtem, und können allerdings auch in andern Fällen angewandt werden.

2) Ypey, Lehrer der Meßkunſt zu Franecker, über die Gründe ein gegebenes Vieleck mit den meiſten Vortheilen zu befeſtigen.

3) Eben derſelbe über die Profile.

Herr Ypey betrachtet die Befeſtigungskunſt aus einem andern Geſichtspuncte als es gewöhnlich geſchieht, und ſucht darinnen eine mathematiſche Gewißheit, ſo weit es ſich will thun laſſen, einzuführen. Dieſe beyden Aufſätze verdienen daher alle Aufmerkſamkeit. Beſonders ſind ſeine Gedanken von den Profilen neu und erheblich.

In der 4ten Abhandlung beantwortet Herr Ypey drey Fragen in Rückſicht auf den Bau des Walles einer Feſtung. Es wird nämlich die Figur der ganzen Feſtung und der Flächen-Inhalt des Profils, ausgenommen die Höhe des Wallgangs,

gangs, gegeben; ferner ſollen die Oberfläche des Glacis und der Bruſtwehr des Walles in einer Fläche liegen; man ſoll die Breite des Grabens und die Höhe des Walles, ſowohl wenn die Bollwerke hohl als voll ſind, dergeſtalt beſtimmen, daß der Wall aus der Erde des Grabens aufgeführt werden kann. Die dritte Frage iſt aus der Statik genommen.

Die Auflöſungen aller dieſer Aufgaben giebt Herr Ppey algebraiſch, und dieſes möchte vielen nicht angenehm ſeyn. Indeſſen können ſie vielleicht dienen, verſchiedenen begreiflich zu machen, daß ein angehender Ingenieur ſehr wohl thut, wenn er ſeine Wiſſenſchaft nicht als ein bloßes Handwerk betrachtet, und mehr Geometrie lernt als er braucht, um einen Riß zu kopiren, oder eine Vauban- oder Coehornſche Manier nach zu zirkeln.

5te Abhandlung. **Verſtärkte Contreſcarpen.** Dieſe iſt von dem ehemaligen ſchwediſchen Ingenieurkapitain von Zader. Sie iſt zwar gedruckt geweſen; aber ſo ſelten geworden, daß ſie der Herausgeber nicht gedruckt, ſondern von einem gedruckten Exemplare abgeſchrieben, aus Schweden erhalten. Herr Zader legt um ſeine ganze Feſtung einen Vorgraben (Avant foſſé) und in dieſen in den eingehenden Winkeln kleine Ravelins, die er Retraite-Ravelins nennt, und in den ausgehenden Winkeln auf dem bedeckten Wege Tenaillons. Es finden ſich gute Einfälle in dieſer Abhandlung; doch möchte ſie ſchwerlich Beyfall finden.

6) Megrigny **Bericht von ſeinen bey Tournay 1686 über die Minenladungen angeſtellten Verſuche, nebſt Belidors Anmerkungen darüber.** Dieſe Verſuche geſchahen, um die Theorie der Mine feſtzuſetzen. Man bildete ſich ein, der Minentrichter wäre eine Paraboloide, und nach dieſer vorgefaßten Meinung ſtolperte man geradesweges in die armſeligſten Schlüſſe hinein, da doch die Erfahrung gerade das Gegentheil zeigt. Herr Belidor macht dieſes in den Anmerkungen ungemein ſichtbar, und zieht aus dieſen Verſuchen Gründe für ſeine Theorie der Minen.

7) Belidor **über die zur Hervorbringung der gröſten Schußweite erforderliche Ladung.** Dieſe Abhandlung iſt von dem Hrn. Profeſſor Geus in Coppenhagen, aus einer Abſchrift des franzöſiſchen Originals, das noch nie gedruckt geweſen, überſetzt. Sie iſt ſehr intereſſant und ſo gründlich, als man ſie von einem Belidor erwarten konnte. In der That ſind in der Artillerie die wichtigſten Aufgaben 1).

Gegen die Außenwerke wird mit vielen Gründen gestritten, die alle dahinaus laufen: sie nutzen wenig und schaden viel. Ueberhaupt hat der Verfasser die Gabe, sich wohl und interessant auszudrücken. Zum Beyspiel: „Möchten doch die „Ingenieurs bey der Angabe der Festungen zugleich auf das „menschliche Herz Rücksicht nehmen! Die Besatzung denkt nicht „so mit kaltem Blute an die Vertheidigung, als der Ingenieur „bey dem Entwurfe der Festung daran gedacht hat. — Wollte „man eine nachdrückliche Vertheidigung aller Außenwerke und „des Hauptwalles verlangen; so würde man etwas fordern, „das die Menschlichkeit übersteigt. — Sie setzt eine wütende „Verzweiflung voraus. — Die Macht der Besatzung nimmt „immer mehr und mehr ab; — Hierzu kommen die Schreck„bilder der Eroberung — die Drohungen des Feindes — Tod, „Verwundung, Ruinen und Flammen; — kann auch das ent„schlossenste Herz dabey gleichgültig bleiben? wird es nicht der „Gedanke einer schreckvollen Zukunft besiegen und auf ganz an„dere Entschlüsse, als auf die Vertheidigung einer ganz ver„lohrnen Sache lenken? u. s. f.“ Machen Sie unsern Kriegern nicht Angst! sonst laufen sie wahrhaftig hinter Ihren Werken eben so gut weg, als hinter andern. So lange wir uns noch um den bedeckten Weg zanken, sind doch die Schreckbilder gewiß nicht so lebhaft, als wenn wir die Bresche des Hauptwalles vertheidigen. Der V. mag das selbst gefühlt haben, und kömmt deswegen auf den komischen Einfall, die Außenwerke einwärts zu legen. Also: hinter das Bollwerk mit dem Ravelin! Nutzt es hier nichts, so schadet es doch wenigstens auch nicht. Weniger paradox zu reden: er macht einen Abschnitt in die Kehlen der Bollwerke. Und endlich noch einen Generalabschnitt; hinter seinen Ravelinen einwärts gekrümmet, hinter den Courtinen einwärts gebrochen. Aber ist nicht jetzt der Hauptwall eben so durch einen Graben vom Platze getrennet, und den Bedenklichkeiten wegen schwerer Communication abgeschnittener Retraite, eben so unterworfen, wie eine zusammenhängende Contergarde, bedeckter Weg, oder andere Außenwerke? Wenn man sich also nicht bloß über Wörter chikaniren will; so kömmt alles darauf an, ob es rathsamer ist, die höhern und durch ihre Gestalt und Profile stärkern Werke voraus zu legen, dem Feinde vom ersten Augenblick an ganz bloß zu geben; die niedrigern, schwächern, und überhaupt die zur Vertheidigung weniger geschickten Werke aber hinter jene? oder ob es umgekehrt seyn soll? Die nämliche

liche Frage wirft man auch bey den Schlachtordnungen auf, ob die besten Truppen ins erste oder ins zweyte Treffen gehören? Beyde Fragen lassen sich schwerlich auf eine allgemeine Art entscheiden; sondern es kömmt auf die besondern Umstände an. Manche von diesen Umständen ereignen sich freylich bey der Festung zu spät; da vertheidigt man denn die Außenwerke so gut man kann, sie mögen außen oder innen liegen.

Der Verf. zeigt auch, wie man sein Project zu einer innern Vertheidigung einrichten könne. Nicht als ob er glaubte, es werde diese Vertheidigung zur Wirklichkeit kommen; sondern nur dem Feinde die Möglichkeit dieser desperaten Vertheidigung beyzubringen. Seyd versichert, sagt er, daß die Möglichkeit eben das thun wird, als die Wirklichkeit, (ein seiner brauchbarer Gedanke!) zudem giebt es auch Fälle, wo die Vertheidigung wirklich aufs äußerste getrieben werden muß.

Als ein Anhang kommen noch einige Anmerkungen über allerley Gegenstände; z. B. über die schräge Vertheidigung. Die Betrachtung eines gemeinen Parallellineals hat dem Verf. zu einer Erfindung Anlaß gegeben, mit Hülfe eines über die Brustwehre gespannten Seiles den sämmtlichen Musketen bey dem Abfeuern eine beliebige Richtung zu geben, ohne daß der Soldat etwas weiter zu thun braucht, als loß zu drücken. (Da der Verf. einmal so weit war, so hätte er ihm auch das Loßdrücken ersparen sollen.) Man sagt, eine schiefwinklicht gesetzte Flanke ist zwar länger; giebt aber kein größeres Feuer. Dies ist wahr, wenn der Soldat die Brust gegen die Brustwehre hat; kehrt er ihr aber die Schulter zu, welches bey der schiefen Vertheidigung am bequemsten ist, so rücken die Schußlinien näher zusammen. Ueberhaupt könnte man die wichtigsten Verbesserungen ganzer Systeme vornehmen, wenn man kein ängstlicher Sclave dieses Satzes ist.

Man hat in Frankreich Flinten gemacht, die von hinten geladen werden, und man hat sie sehr gut gefunden. Diese könnte man vortrefflich auf Wällen gebrauchen. Die Brustwehre müßte innen sieben bis acht Fuß hoch seyn, in der Höhe von 4½ Fuß durchbohret, von 3 zu 3 Füßen, und zwar nach der Richtung, daß die Schüsse, welche dadurch geschehen, das zu vertheidigende Werk aufs netteste und mit mathematischer Richtigkeit bestreichen. So weit das Rohr hinein geht, kann man sie mit einer hölzernen Röhre füttern. Unten lege man, hart an den Fuß der Brustwehre, einen starken Balken; in diesem verzapfe man elastische Stöcke von jungen Eichen, und

dieſe verbinde man oben mit dem Rohre, damit ſie dem Zurückſtoße des Pulvers nachgeben, und das Rohr ſofort wieder in ſeine vorige Lage ſchieben. Man kann zwo oder wohl gar drey Reihen Schußlöcher über einander machen. An die inwendige Bruſtwehrwand kann man, gegen Bomben und Grenaden halbe Caponieren ſetzen, deren Dach mit der Krone der Bruſtwehre in einer Fläche iſt, damit die Bomben nicht auf den Wallgang herunter rollen, ſondern oben ſpringen. (Aber wie leicht werden dieſe langen und engen Schießlöcher verſtopft, verſchüttet oder ſonſt derangirt werden? oder der Feind wird eine andere Richtung nöthig machen, und da wird die ganze Bruſtwehre unnütz ſeyn.)

Pi.

16. Vermiſchte Nachrichten.

Allerley geſammlet aus Reden und Handſchriften großer und kleiner Männer. Herausgegeben von Einem Reiſenden E. U. K. Erſtes Bändchen. Frankfurt und Leipzig. 1776. 8.

Wenn wir ſagen, daß dieſes Büchelchen aus wenigen erträglichen, vielen unverſtändlichen, unwichtigen, gemeinen, aber mit Anmaaßung aufgeblaſenen, und nicht wenigen abgeſchmackten Gedänkchen beſtehe: ſo wird niemand begreifen können, wie ſein Verfaſſer von demſelben ſo große Erwartungen haben könne. „Hab' doch einen ſüßen Augenblick „beym Gedanken, bey der feſten unwegrecenſirbaren Ueber„zeugung, daß dies Büchelchen weit und tief wirken wird.“ Das glaubt der ſchlechteſte Autor von ſeinem Buche, ob es wahr wird, muß man abwarten. Was ſoll es denn nun aber wirken? Ein Bändchen unzuſammenhängender, unverdauter Sentenzen ſoll eine große Reformation hervorbringen? Wie das zugehen ſollte, iſt wohl ſchwer zu begreifen. Denn aus dem ganzen Schriftchen läßt ſich eigentlich nichts Rechtes lernen: es hat alſo nichts, wodurch es ſich nur von einer Büchermeſſe zur andern erhalten könnte. Deſto abgeſchmackter iſt es, daß der unbekannte Verf. ſich des Ruhms ſolcher Schriftſteller anzunehmen anmaaßt, die ſeiner Anpreiſungen gar

nicht

nicht bedürfen, und ihm die Mühe, wenn sie sich anders nicht verkennen wollen, schwerlich verdanken werden; andere hingegen herabzusetzen, die er gar nicht einmal recht zu beurtheilen im Stande ist. Was hat er nöthig uns zu sagen, daß Klopstock und Wieland große Dichter, Göthe, Herder, Schlosser u. s. w. Männer von Talenten sind? Wer weis das nicht? oder wer mag es erst von ihm lernen? Daß ihm Hr. Klopstock für die Unbescheidenheit „den Dank „Deutschlandes gegen ihn“ aufzufodern (S. 35) sehr viel Dank wissen werde, können wir der Delikatesse dieses großen Dichters nicht zutrauen. Nie hat er sich über Undankbarkeit beklagt, er genießt in weiser Stille des Beyfalls und der Bewunderung der Edlen seines Vaterlandes. Und wer ist der, der in seinem Namen diesem Vaterlande Undank vorwirft? Ein Unbekannter, den noch kein Verdienst berechtigt, die Sache großer Männer zu führen! Ist die Bescheidenheit keine Tugend mehr? Darf man desto unbescheidener seyn, je weniger Verdienst man hat?

In dem ganzen Büchelchen ist aller Orten Unwissenheit neben Eigendünkel. Der V. wird noch lange lernen müssen, ehe er würdig ist, die Männer zu beurtheilen, von denen er bewundernd oder verächtlich spricht. Er giebt uns S. 112. 113. das Verzeichniß seiner Bücher; worunter außer einigen vortrefflichen auch einige mittelmäßige sind. Ich könnte ihm auch ein Fragment aus meiner Bibliothek geben, worin noch einige ganz gute Bücher vorkommen würden, die ihm insonderheit sehr nützlich seyn könnten. Ich glaube aber, daß das Publikum nach unsern beyderseitigen Lerngehelmnissen eben nicht neugierig ist, und daß man so etwas ohne Unbescheidenheit nicht aufdringen kann.

S. 39. „Das war wieder ein Streich, den Lavaters Imagination und Herz seinem Verstande spielte — daß er Gaßnern zu früh glaubte —“ Das ist es gerade, was D. Semler und andere rechtschaffene Männer, und zwar noch mit zuviel Schonung, gesagt haben. „(Wiewohl Semler so indiskret nicht hätte seyn sollen, und den Brief, den er gestern von ihm erhielt, heute — gewiß nicht ganz redlich — in einer öffentlichen Zeitung zu recensiren; — Ein Schritt, den man Lavatern ewig nie vergeben haben würde.)“ — Ueber diese Sache ist nun bereits alles gesagt worden. Solche ferne Winke eines Unbekannten kommen zu spät. Semlern macht seine Treuherzigkeit Ehre, alles vor den Augen

der Welt zu treiben. Sein Glaube war groß; denn es kam auf seine Beschämung an, und darüber wollte und mußte er die Welt zum Zuschauer und Richter haben. So handelt man, wenn man nichts zu verbergen nöthig hat. Was das gewiß nicht redlich anbetrifft: so ist es schaamlos, daß ein Unbekannter einem so verdienten Manne sich das vor den Augen der Welt ins Gesicht zu sagen unterfteht. Hat er die Urschrift von H. Lavaters Briefe gesehen? — Warum bleibt man so bey der allgemeinen Beschuldigung stehen? warum beweist man nicht, warum sagt man nicht: dies hat Hr. Semler zugesetzt, dies hat er verändert! — Lehrt das der Geist Christus, sich mit unbewiesenen, allgemeinen Lästerungen aus dem Staube zu machen? Und um es deutsch heraus zu sagen, warum schrieb denn Lavater diesen Brief? Dachte er nicht etwa, seine schwache Hypothese von der Gebetskraft wäre nun durch Gaßnern gestürzt, und Semler hätte nichts zu thun, als sich auf den Mund zu schlagen? Wer heißt den Hrn. Lavatern, gegen Leute, die er kaum kennet, so zudringlich seyn; gegen Moses, um ihn zu bekehren, gegen Semler, um ihn zu beschämen! Ferner: „Ich sage, es war wieder so ein Streich ... Aber! ... Vorlegen möcht ich doch unter hundert Fragen — zwo, drey oder vier; Aber! Wem?“ Wer möchte sich wohl gern von diesem unbekannten Bürschen Fragen vorlegen lassen? Ehe er sich das herausnehmen darf, einem Manne, wie D. Semler, Fragen vorzulegen, muß er erst wissen, was in ganz bekannten Büchern steht. Und er frägt: wem? — Seine Fragen sind nun: „Himmel — Warum man Gaßnern nicht bestraft, wenn er ein Betrüger ist?“ Eine wahre Kinderfrage. — „Zweytens: Warum keine Theologen, Physiker und Mediciner, von allen drey Confessionen zur Untersuchung der Sache niedergesetzt worden?“ — Weil es unnöthig und schädlich seyn würde. Denn man kann darüber in seinem Kabinet seiner Sache gewiß seyn. Das ist von Hr. D. Semler und in unserer Bibl. B. XXVIII. St. I. S. 289. u ff. gewiesen. Das muß man erst widerlegen, ehe man neue Fragen von dieser Art aufwerfen will. Schädlich! weil ein solches Concilium ein gefährliches Aufsehen machen würde, und für gewisse Leute, wenn sie aufrichtig wären, einen beschämenden Ausgang haben könnte. Man darf nur an die Aufklärung der Provinzen denken, wo Gaßner seine betrügerische Rolle gespielt, und nun ausgespielt hat; um zu sehen, daß man von da

her

her keine öffentliche unpartheyiſche und einſichtsvolle Unterſuchung erwarten konnte. Dergleichen Betrügereyen ſind übrigens mehrmals entdeckt worden; die Entdeckungen ſind aber nur für aufgeklärte Menſchen nützlich geweſen; und Leichtgläubige glauben immer noch an Betrüger. Wer es nöthig hat, kann die ganze ähnliche Betrügerey eines Markus d'Aviedo im B. Becker leſen.

S. 60. „Welch ein Hund von Menſchen bin ich!“ ſagte neulich ein herrlicher Mann mit einer Thrän im Aug — als er einen liebenswürdigen Jüngling ſahe, und ſeinen Namen hörte. — „Und dieſes Engelsgeſicht hab ich Unmenſch durch eine Recenſion braun und blau gepeitſcht; u. ſ. w. wie kindiſch! Welcher Vernünftige wird ſich von einer Recenſion braun und blau peitſchen laſſen? Eine Recenſion iſt ein Urtheil, und das iſt alles — geſchrieben — das verändert die Sache wenig. Wenn man nichts Gutes gemacht hat, ſo ſchweigt man, geht hin und macht es beſſer, wenn man kann. Dieſes Engelsgeſicht muß nicht zu der Klaſſe der Kraftvollen gehören, oder die Kraftvollen müſſen ſehr ſchwach ſeyn. Und dann — was thut das hübſche Geſicht beym Bücherſchreiben? Das wird man ohne phyſiognomiſche Alfanzerey ſchwerlich zuſammenbringen. Die Niedlichkeit des Geſichts verträgt ſich recht gut mit der Schwachheit des Geiſtes.

S. 162. Das Klavier, (auch wohl die Flöte, Geige, Harfe ꝛc.) können unſer Gemüth zur Freude ſtimmen. Bekannt genug! Das wird ſo zur ſtolzen Sentenz aufgeſtutzt. „Welches iſt das leichteſte, angenehmſte Mittel, ſich aus allen möglichen Gemüthsverfaſſungen in jede andere umzuſtimmen? Ich kenn es; Es kennens viele, ſchätzens, brauchen's viele! — Aber tauſende kennen's noch nicht, vernachläßigen's, ſchätzen's gering, die's auch gebrauchen könnten — Eine der ſchätzbarſten Gaben Gottes — wie ſelten recht gewürdigt! — das Klavier.“ Welcher feyerlicher Bombaſt um eine ſolche Armſeligkeit zu ſagen!

S. 117. „Der Verfaſſer von Menſchen, Thier und Göthe, ſey er, wer er wolle, iſt ein ſchamloſer Gotteslä-ſterer, und ein elender Skribent oben drein. Geßner kann das Ding nicht gemacht haben, denn Geßner iſt kein Tropf. Gewiſſe Lotterbuben ſchöben gern ihre Eſeleyen auf berühmte Namen.“ Gotteslä-ſterungen! Lotterbuben! Eſeleyen! Man muß geſtehen, ein Styl, mit ſolchen Kraftwörtern durchwirkt, iſt kräftig. Aber wenn doch der V. dieſer ſchö n

tenz seinen Namen darunter setzen wollte! So lange der V. noch immer nur solche Insolenzen im Verborgenen treibt, hat man Ursach, ihn für ein schwaches Schaaf zu halten.

Menschen, Thiere und Göthe ist eine Gotteslästerung! — Und also Prometheus wohl ein Leb Gottes! — Und was war Götter, Helden und Wieland? Ist Hr. Wieland nicht ein Mann, der Achtung verdient? — Man darf es wohl geradezu sagen: Er ist ein grosserer Mann als Göthe; obgleich die Kabale, die so lange mit Wohlgefallen zugesehen hatte, daß Knaben, wie Lenz und seines Gleichen ihn auf eine schändliche Weise hohnneckten, ihn erst seit der Zeit wieder gelten zu lassen affektirt, nachdem er H. Göthens Freund geworden ist. Daß der Verf. von Menschen, Thiere und Göthe ein Gotteslästerer sey, ist kindischer Unsinn. Daß er ein elender Schriftsteller sey, ist plumpe Unwahrheit. Man darf in diese kleine Schnurre nur hineinblicken um zu sehen, daß sie niemand als ein Mann von Talenten kann gemacht haben.

S. 154. „Drang nach Erlösung ist jetzt das Ziel meiner Bestrebung, aller meiner Gefühle — Freund! Du wirsts erfahren — Tod oder Leben! — Allenthalben, wo ich hinkomme, finde ich Schelmerey — oder Schwachheit, — N. ist ein schwacher, seichter, lausichter Kerl — Solche Schleicher machen doch Eindruck beym Publikum, bey den schwachen Bornirten? — A. M. an T. hab' ich Teufel für mich erzogen.... In D. werde ich mit meinem Gefühle unterdrückt, wegräsonnirt, verhunzt; werde für die ewigen Schwätzer nicht genug Widerstand haben. —" Lauter Schelmerey und Schwachheit. — O! des elenden Tropfes! Nämlich Schwachheit, wenn man anders fühlt als er, und Schelmerey, wenn man seinem wilden Gefühle Vernunftgründe entgegensetzt! — Dieser Art Leute, die sich stark dünken, sind sehr schwach und elend. Immer unzufrieden, wenns nicht nach ihrem Kopfe, wenns auch einmal nach anderer Leute Kopfe geht — wollen sterben, wenn jemand anders räsonnirt, als sie fühlen, — leben nur noch von dem Weyhrauche, den sie sich unter einander auf die unverschämteste Art selbst streuen; sind bey dem geringsten dreisten Widerspruche, stumm und betreten, kriechen zusammen, die starken Keils, welche die Welt umkehren wollten, und schlagen Schnippchen in der Tasche. Lassen ihr Gefühl. (das heist ihr alles, denn Vernunft wollen sie nicht haben) wegraisonniren!

Kann

Kann man etwas schwächeres und kümmerlicheres denken? O der armseligen Tropfe!

S. 118. „Habe noch lange Zeit kein faderes so ganz mit dünnem Leim von blöden Witz, passabelm Geschmack und Laune zusammengepapptes Alltagsbuch gelesen, wie das 10,000 mal gedruckte und schnellverkaufte deist'sche Romänchen ohne Genie und Herz, — Leben und Meynungen des Seb. Nothanker — Langsame Zusammensetzung zusammengerafter Ingredienzien, wie auffallend! — Aber der V. mit seinem Phalanx von kritischer Bibliothek kann sicher seyn, daß seine Höflinge (ihr Namen ist Legion) ihm seine Blöße nicht aufdecken werden. Braucht's auch nicht; sie liegt am Tage — und ihr fehlt nur der erste Lacher — Nikolai. Wielands Agathon, Göthe's Werther — und der liebe Sebaldus — O alle drey Produkte des 18ten Jahrhunderts — welches von euch erreicht das 20te? Lieber armer Sebald — Keine Quatern auf 666. calculirt — hilft dir Reichthum erreichen, den du nicht in dir hast...“

Dieses Urtheil setzen wir ganz her, um zu zeigen, wie der Verf. Schriftsteller, die ihm mißfallen, behandelt. Wenn er etwa glaubt, dem V. des Seb. Nothanker eine unangenehme Stunde zu machen, wird er gewiß seinen Zweck nicht erreichen, und wenn er glaubt, mit diesem starken Ausbruche seines Gefühls in dem Leser gleiches Gefühl zu erregen, so dürfte es ihm auch wohl schwerlich gelingen. Wir wetten, dem armen Menschen wird wieder sein Gefühl wegrässonnirt.

S. 127. „Die Erkenntniß ächter biblischer Religion sollte von Philologie, Kritik, Antiquitäten u. s. f. abhängen?“ Wovon denn, wenn die ächte biblische Religion der seligmachende Inhalt der biblischen Bücher ist? Diese Unwissenheit verdient das Mitleiden und die Verachtung aller fleißigen und gelehrten Schriftforscher. Aber was verdient das folgende thrasonische Hohnsprechen des Unwissenden? „Ha! Götze des Jahrhunderts! angebetet von seichten Köpfen, geschoben und geflohen von tausend guten! Ha! wir stürzen dich noch von deinem Throne!“ Wer sind die Wir, die so groß sprechen? Wir denken Semler, Ernesti, Teller, Griesbach, Bahrdt, Leß, Karpzov ꝛc. werden sich in ihren Bemühungen um die Erklärung der Bibel von ihnen nicht irre machen lassen.

S. 153.

S. 153. „'S ſey ungeſund, ſogleich nach dem Mittagseſſen zu ſchreiben — armſeliges Jammern der Tiſſots und Comp.“ — Selten muß man mehr Albernheit und kindiſche Aufgeblaſenheit zuſammen gefunden haben, als in dieſen paar Worten. Tiſſot, der ſo nützliche, wohlthätige Tiſſot, dem vielleicht tauſende ihr Leben und Geſundheit zu danken haben, wird von einem Menſchen, der noch nichts weis und (ſoviel bekannt iſt) nichts gethan hat, mit Verachtung begegnet! „Mit der Diät, wie mit der Erziehung! Die Erziehung iſt elend, die die Verſuchung immer wegkünſtelt — die ſie doch nicht immer wegkünſteln kann. — Elend die Diätetik, die immer warnet, erſchreckt, jammert —! Der iſt geſund, der alles eſſen — und thun darf, was thubar und eßbar iſt, und tugendhaft, der allen Verſuchungen unbefleckt entgegen gehen darf.“ Ja wohl! würde der geſund und gut ſeyn. Aber wer nicht ganz ſo geſund, nicht ganz ſo gut iſt, der muß die Diät beobachten, die ſich für ihn ſchickt, um es nach und nach zu werden. Da muß er nun ſelbſt am beſten wiſſen, was ihm dient; denn dieſe Selbſtkenntniß ſetzt der Arzt und Moraliſt voraus. Eine einzige Uebertretung der phyſiſchen und moraliſchen Geſundheitsregeln kann ihn ſonſt auf einmal um Geſundheit und Unſchuld bringen. Wenn er erſtarket, dann bedarf er mancher Vorſichtigkeit nicht mehr. Bis dahin iſt die Diät ein nothwendiges Stück der phyſiſchen und moraliſchen Athletik, und war es auch bey den Alten, die ſich auf Leibes- und Geiſtesſtärke ſehr wohl verſtanden; abſtinuit vino et venere, ſudauit et alſit, hieß es von der Leibesſtärke, und von der Geiſtesſtärke: πρῶτον δὲ, καθαιρεῖς οἱ ἀρχαῖοι, συλλαβόμενοι τι κινησαι τῶν καθεσμένων, περι πυξὸν λαβεῖν. Das macht uns von den pädagogiſchen und mediciniſchen Einſichten des Verf. gleich ſchlechte Begriffe.

Wir merken, daß wir uns bey einem unbeträchtlichen Büchelchen länger aufgehalten haben, als es daſſelbe verdient. Wir haben nur einige Abgeſchmacktheiten ausgezeichnet, die noch nicht die albernſten ſind. Um dem Leſer eine Idee von den Prätenſionen des Verf. und dem was er leiſten kann, zu machen, konnten wir nicht anders. Wäre es ein Werk, worin Fiction iſt, ſo hätten wir den Plan anzeigen müſſen; wäre es Raiſonnement, ſo hätten wir von dem Zuſammenhange reden müſſen; aber es ſind einzelne unzuſammenhängende Gedanken — und unſere Leſer haben einige davon geſehen;

gesehen; woraus sehr leicht von der Beschaffenheit der übrigen zu urtheilen ist.

So weit hatte der Rec. geschrieben als er erhielt:

Vermischte Betrachtungen auf alle Tage im Jahre. Frankf. und Leipzig, 1777. 8.

Und als er das Blatt umschlug, da fand er die Aufschrift:

Allerley, gesammlet aus Reden und Handschriften großer und kleiner Männer. Herausgegeben von einem Reisenden K. U. E. Zweytes Bändchen.

Und wenn er auch aus dieser innern Aufschrift nicht ersehen hätte, daß das Büchelchen das fortgesetzte Allerley sey: so hätte es ihm der Inhalt sagen können. Eben die Arroganz, womit Armseligkeiten gesagt, und Menschen und Dinge beurtheilt werden. Und bey allem dem immer die Demuth im Munde! „Du redest von Menschengenuß, Stolzer: entweihe dies Wort nicht. Menschen drücken kannst du wohl; „aber Genuß hattest du noch nie. Genuß ist nur bey Ruhe, „und Ruhe nur bey Demuth. S. 18. Ich will sterben, wenn „der Stolze nicht früh oder spät den Stolzern antrifft, der „ihn mit Hochsinne, oder den Stärkern, der ihn mit Demuth tödtet.“ O! gewiß! gewiß! — Aber um solch einem Unfall nicht ausgesetzt zu seyn, giebt man seine hohnsprechenden wegwerfenden Machtsprüche in kleinen namenlosen Büchlein, um es, ohne sich zu compromittiren, zu versuchen, ob jemand sich davon will schrecken lassen, und wenn man einen Stärkern findet: so bleibt man hinter der Tapete. — Da kann man denn sein hoch daher prahlen, und ausrufen: „Einem Götzen, dem die ganze flache, theolo„gische Welt unter Anführung einiger seichten, schwachen, „matten, auch wenn sie Wahrheit reden, immer lügenden, „scheinheiligen Priester, unter Trompeten- und Zymbelschall „den Fuß küßt, wird nächstens ein Kuchen gegeben „werden, der ihn zersprengen soll, wonach sich also männiglich zu richten erinnert wird.“ Aus S. 127. Th. I. sieht man, wer dieser Götze ist — nemlich die Schriftauslegung mit Philologie und Kritik. Der soll also gesprengt werden. Noch ist dergleichen große Execution nicht erfolgt. Es würde auch kein Wunder seyn, wenn nichts davon erfolgte. Man ist dergleichen Gasconnaden an den Herren

von

von des Verf. Gelichter gewohnt. Sie erwarten immer von ihrem Thun große Wirkung, und posaunen von großen Thaten, die erst noch geschehen sollen, und nie geschehen. Von den vielen Albernheiten dieses Bändchens nur noch eine! (S. 172.) „Die Löse- und Bindegewalt der Apostel beruhete ganz „(worauf? — man kann es unter tausenden zu rathen geben) auf Physiognomik — aber nicht auf einer Physiognomik des Fleisches und Blutes, wie auch Lavaters seine noch hin und wieder ist, sondern — offenbaret „vom Vater im Himmel.“ So weit ist man also mit dem wenigen, was man jetzt von der Physiognomik sammelt, bereits über die Gränzen des gesunden Menschenverstandes hinausgeflogen. Jeden vernünftigen Menschen muß ekeln, solch Zeug zu lesen. — Der Verf. gehört gerade ins Narrenhospital.

Ephemeriden der Menschheit, oder Bibliothek der Sittenlehre und der Politik. Homo sum, nihil humani a me alienum puto. Ter. Erstes — zwölftes St. 1776. Erstes — zwölftes St. 1777. Basel, bey Schweighäuser. 1776. 1777. in 8.

Unsere Bibliothek hat fast immer das Schicksal, daß die periodischen Schriften, bey allem guten Willen, wenigstens mit den besten unter ihnen Schritt zu halten, unvermerkt einen zu großen Vorsprung vor derselben erhalten. Und so ist es uns auch mit den vortrefflichen Ephemeriden der Menschheit ergangen. Wir hatten mit der Anzeige derselben erst warten wollen, bis wir einen ganzen Jahrgang vor uns hätten, um diese Anzeige desto genauer und gründlicher zu machen; und über diesem Warten finden wir uns nun schon zu unserer Beschämung, am Ende des zweyten Jahrganges. Dieser Anwachs an Materialien setzt uns nun zwar in den Stand, von der fortdauernden Güte dieser Schrift desto zuversichtlicher zu sprechen; er nöthigt uns aber auch, unsere Anzeige mehr, als wir es der Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit der Materien und der Güte der Bearbeitung wegen wünschen, ins Kurze zu ziehen. Zum Glück können wir voraussetzen, daß ein jeder, dem seine Lage, sich durch Bücher zu belehren verstattet, eine Schrift, die ihn von den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, in einer verständlichen angenehmen Sprache, und das in dem Umfange so kleiner Bändchen,

chen, mit so vieler Abwechselung der Materien und der Vortragsart unterhält, nicht werde ungelesen lassen. Der Gelehrte als Gelehrte findet darinn Abhandlungen, Bücherauszüge; der wahre Staatsmann Nachricht von den neuesten Gesetzen, Anstalten zum Besten der Staaten; der Neubegierige, der bloß Unterhaltung sucht, unterrichtende, rührende, warnende Anekdoten. Schon das war ein sehr glücklicher und nützlicher Gedanke, für das Bedürfniß so vieler zu sorgen; er wird aber dadurch noch wohlthätiger, daß nicht allein diese gemeinnützige Materien verbreitet werden, sondern daß auch viele davon, die, da sie einzelne Züge, oder kleine Aufsätze sind, die einzeln sich verlieren würden, in diesem philantropischen Magazine aufbehalten, und von dem Untergange gerettet werden. Noch wichtiger wird uns die Veranstaltung einer solchen periodischen Schrift, wenn man bedenkt, daß diese oder jene von den darinn aufbewahrten Wahrheiten vielleicht über kurz oder lang, hier oder da, in der Nähe oder in der Ferne, durch eine glückliche Anwendung zum Besten des Menschen kann fruchtbar werden. Der Herausgeber hat diesen Nutzen nicht übersehen, und er kann auch in der That vielfältig erwartet werden. Denn es wird in dem Entwurfe zu den Ephemeriden der Menschheit sehr richtig angemerkt, „daß obwohl die vornehmsten Grundsätze, auf welchen die Glückseligkeit einzelner Menschen und ganzer Völker beruhet, in sehr vielen Werken sehr wohl und sehr leuchtend ausgeführt sind: sie doch nicht allgemein genug bekannt sind, daß es nicht noch eine der ersten Bedürfnisse des menschlichen Geschlechts wäre, sie in veränderten Einkleidungen für alle Stände, und für alle Arten von Menschen, deren Fähigkeiten so verschieden sind, faßlich und gemeinnützig zu machen; doch fast allgemein und in allen Arten noch so verderbliche Vorurtheile herrschen, daß es unmöglich ist, die Masse des menschlichen Elendes beträchtlich zu vermindern, wenn nicht durch die Ausbreitung des bessern Lichts derjenige Theil davon befreyet wird, welcher des Nachdenkens fähig ist, und doch die wissenschaftlichen Bücher nicht liefet. Die uneigennützigsten und die menschenfreundlichsten Absichten der besten Fürsten sind schon oft durch die Unwissenheit ihrer Bürger vereitelt worden. Die Erleuchtung der Menschen über ihre Anliegenheiten, wird Tyrannen und schlimmen Ministern die Unterdrückung ihrer Mitmenschen immer schwerer machen; und sie wird guten Fürsten die Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit in eben demselben Maaße erleichtern. Die Mittheilung von kleinen

Schriften,

Schriften, welche dieser Absicht gewidmet seyn werden, soll also auch eine den Freunden der Wahrheit und Tugend nicht mißfällige Bemühung seyn.“ Die erste Idee einer solchen nützlichen Sammlung mag bey dem Herausgeber nun immer durch die bekannten Ephemerides du Citoïen entstanden seyn; seine Ausführung aber ist von jenem französischen Journale sehr unterschieden — und wir können es sagen, ohne uns einer Nationalpartheylichkeit schuldig zu machen, die bey einem Werke, das dem Besten der ganzen Menschheit gewidmet ist, wohl am wenigsten gut angebracht seyn würde. — wir können es sagen, daß die deutsche Sammlung vor der französischen in vielen Stücken den Vorzug verdient. Jene enthält weit mehr Abwechselung und Mannichfaltigkeit, sowohl in der Materie als in der Einkleidung; sie ist weit unpartheyischer in der Aufnahme aller Arten von Einsichten; sie sucht kein einseitiges System durchzusetzen, ob ihr Herausgeber gleich einem gewissen ökonomischen Systeme vorzüglich günstig ist; ihre Einkleidung ist größtentheils simpel und bescheiden, und weit von der hohen und oft räthselhaften Deklamation der sonst vortrefflichen Ephem. du Citoïen entfernt. Für diejenigen von unsern Lesern, die bis anjetzt noch nicht, auch Leser der Ephemeriden seyn sollten, wollen wir ganz kürzlich die allgemeine durchgehende Einrichtung derselben hieher setzen. Da uns die Schranken unseres Raums verbieten, jeden Aufsatz besonders durchzugehen: so dürfen wir uns nur an einige halten, die sich vor den übrigen durch irgend etwas auszeichnen. Jedes Stück enthält drey Theile. 1) Abhandlungen. 2) Kritische Nachrichten von Büchern. Diese Nachrichten betreffen nicht allemal die neuesten Bücher, sondern auch öfters alte und vergessene; die aber verdienen wieder hervorgezogen zu werden. So kommen gleich im ersten Jahrgange im 1sten Stücke Bodins sechs Bücher von dem Staate vor. 3) Historische Nachrichten.

Unter den Abhandlungen ist insonderheit der menschenfreundliche Katechismus merkwürdig, der im 1sten Jahrg. 1776. vom 1—8 Stücke durchgeht. Ein Vater entwickelt darin aus den einfachsten Begriffen, und den natürlichsten Empfindungen, die Pflichten der erleuchteten Selbstliebe und die geselligen Pflichten. Der Uebergang aus der Situation, wobey sich das Gespräch anhebt, ist ausnehmend leicht und natürlich, die Gründe einleuchtend und faßlich, und dem unverdorbenen unbefangenen Gefühle nahelliegend. Sollte man gegen den Gang dieses Gespräches einwenden, daß der Verf.

dem

dem Unterrichter das Geschäft der Ueberzeugung zu leicht gemacht habe, indem der Unterrichtete zur geschwind nachgiebig; so würde man es aus einem Gesichtspunkte ansehen, aus dem es vielleicht der Verf. nicht will angesehen wissen. Wenn es ein Beyspiel der Entwickelungskunst seyn sollte, so hätte freylich der Verf. allen Ausbiegungen des jugendlichen Verstandes nachgehen müssen; das würde ihn in viele Digressionen verleitet haben, die zwar für die Hebammenkunst der Seele sehr lehrreich würden gewesen seyn; aber auch bey einem Stoffe von so weitem Umfange, das Naturrecht nicht in einen so kleinen Bezirk würde haben einzwingen können. So aber, wie es da ist, kann es einem Lehrer immer zum Leitfaden dienen, wie er in dem Verstande seines Schülers die Entwickelung der moralischen Begriffe anzustellen hat, so daß es seiner eigenen Beurtheilung überlassen wird, bey welchem Ende er sein Subjekt anzufassen, und auf welchem Pfade er es zu führen habe; da dieses allemal in jedem Subjekte, nach Verschiedenheit der Fähigkeiten, der Situationen, und der bereits erhaltenen Geistesbildung verschieden seyn muß.

Des Hrn. Schlossers Schreiben über die Philanthropinen an den Hrn. Rathsschreiber Iselin, enthält in einer kräftigen Schreibart über die verbesserte Erziehung viel Wahres, aber auch viel bloß Glänzendes. Wir wollen es mit des Hrn. Iselins Antwort im 3ten Stück gleich zusammennehmen. Hier kommen Betrachtungen vor, die gegen die Erziehung der so genannten Philanthropine freylich von größerm Gewichte sind, als die gelehrten Seufzer der Vannus critica über das Küchenlatein in dem Commandir- und Judicirspiele. Hr. Schl. meynt, daß ein Jüngling, der nach philanthropinischer Methode erzogen wäre, nothwendig in einer Welt, wie diese, unglücklich seyn müßte; — „daß einem solchen Jünglinge nichts übrig bleibe, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, sich rädern „zu lassen, oder sich in seine Familie zu verschließen.“ Als Satyre auf die Welt mag das nun alles sehr schön seyn. Es ist aber nicht genug, dem Kranken zu sagen, daß er krank ist, man muß ihm helfen. Sollte die wirklich verbesserte Erziehung an einigen schwachen Seelen die unglückliche Wirkung haben, ihnen eine vermeinte Stärkung zu geben, die ihre Constitution überspannt, und sollte das denn so ausschlagen, wie Hr. Sch. weissagt: so müßte man die Achseln zucken, aber nichts weniger seinen Weg gehen, und hoffen, daß der Kampf so widerstreitender Elemente sich endlich mit einer ruhigen Präcipitation zum allgemeinen Besten endigen werde. Das ist die Geschichte aller

mit dem jedesmaligen Weltzustande zu sehr abstechenden Veränderungen gewesen; sie haben unendlich viel unsichtbares Gutes; aber hie und da einiges Unheil gestiftet, und gemeiniglich erst die folgende Generation hat die süßen Früchte derselben in Ruhe genossen. Auch spiegelt uns unsere Einbildungskraft die Revolution größer vor, als sie zu erfolgen pflegt. Dieser optische Betrug ist vielleicht nöthig, damit die Lebensgeister der Anführer nützlicher Verbesserungen nicht tiefer fallen, als es für ihre Ruhe und Thätigkeit gut wäre. Indeß wenn auch der Erfolg der Erziehungsverbesserungen nur wäre, daß der spekulirende Gelehrte in der Folge mit dem thätigen Leben etwas vertrauter würde, daß seine Einsichten mehr Anschauen, Leben und Gemeinnützigkeit erhielten; wenn auf der andern Seite der thätige Mann aufgeklärter würde, wäre dadurch nicht schon mehr gewonnen, als wir sagen können? — Doch wir wollen lieber Hrn. Iselin reden lassen. Er sagt sehr richtig: (S. 193 St.) „Ich würde freylich einen Jüngling, der auf diese Weise erzogen wäre, nicht ohne Weiters den glücklichsten Erfolg in der Welt versprechen. Ich würde ihm nicht verheelen, was für Widersprüche, was für Unannehmlichkeiten er darinn zu erwarten hätte. Aber ich würde ihm auch nicht mit dem stolzen Gedanken darin stoßen, daß er besser wäre, als alle Menschen, und nicht mit der niederschlagenden Beredung, daß alles Gute darinn unnützlich wäre. Ich würde ihm die Sachen vorstellen, wie ich glaube, daß sie sind, u. s. w.“ Wenn dieses, und noch mehreres, was noch folgt, in den so genannten philantropinischen Erziehungsanstalten versäumt würde, so wäre es ein großer Fehler, den man nicht bald genug verbessern könnte; ich weiß aber nicht, wie dieser Fehler den Anstalten wesentlich wäre.

2. St. **Hrn. Hofr. Schlossers Zweifel über das neue französische System der Polizeyfreyheit, insbesondere in Aufhebung der Zünfte.**

3. St. **Hrn. Regierungsraths Möllers Anmerkungen über Hrn. Hofr. Schlossers Widerlegung des Systems von der Polizeyfreiheit.**

Wir können uns nicht weitläuftig in die Beurtheilung dieses Streites einlassen, wobey vielleicht die Sache auf beyden Seiten zu weit getrieben wird. So viel ist wenigstens gewiß, daß die Hauptsätze, wovon beyde Gegner ausgehen, noch einer Einschränkung bedürfen, um wahr zu seyn. Der Mensch, der sich in die bürgerliche Gesellschaft begeben hat, kann allerdings Anspruch auf seine natürlichen Rechte machen, ohne daß man mit dem

dem Hrn. Müller folgern dürfe, daß sie nicht dürfen eingeschränkt werden. Sie können es, nemlich zum Wohl des Ganzen, und nun kömmt es zu der verwickelten Frage, ob es für das Ganze besser sey, daß man gewisse Arbeiten auf Zünfte einschränkte? wobey man denn Erfahrung gegen Erfahrung stellt. In der Praxis stehen der Polizeyfreyheit noch stärkere Hindernisse entgegen, als diese Zweifel über das Besserseyn, nemlich die Finanz, womit die Zünfte das Monopolium erworben haben, und die Bequemlichkeit der Polizeydirektion über Korporationen.

4. St. Schlossers Schreiben über den Hiero des Xenophon, nebst der Uebersetzung desselben. Schön! Bis auf eine gewisse Einseitigkeit im Urtheil, die der Herausgeber der Eph. zu rügen nicht versäumt hat.

5. St. Hrn. M. E. T. zweyter Brief über die Armenanstalten auf dem Lande.

Ueber die Verwandlung der Todesstrafe in eine Sklaverey.

6. St. Die allgemeine Religion auf dem ganzen Erdboden. Enthält schöne Betrachtungen.

Hrn. Hofr. Schlossers zweyter Brief über die Philanthropinen. Enthält ebensals viele wahre und schon gesagte Sachen. Indeß müssen wir immer darauf zurückkommen, daß es zur Beförderung der anschaulichen Sacherkenntniß und zur praktischen Anleitung in dem geselligen Leben, welche eigentlich in den Philanthropinen soll erhalten werden, die Zwanglosigkeit nicht nöthig ist. Sollte diese in ihrem andern Umfange abgezielt werden: so hat Hr. Schlosser Recht, daß man den Knaben, den man in den Philanthropinen erzieht, würde unglücklich machen. Dieses wäre in der gegenwärtigen Crisis der Litteratur in Deutschland gerade am meisten zu befürchten. Denn wenn er ohne Gewohnheit seine Neigungen zu zwingen, in die Welt geschickt würde, und er dann die Schriften der Genies in die Hände bekäme, worinn sie die Unabhängigkeit von allen politischen, ja auch bereits von einigen moralischen Einschränkungen predigen, dann — ja dann könnte es leicht kommen, daß der betrogene Jüngling nach so vielen mißrathenen Versuchen mit dem Kopfe durch die Wand zu rennen, endlich aus der Haut führe.

H. M. E. T. dritter — siebender Brief über die Armenanstalten auf dem Lande.

7. St. Räthe und Dankfagung dafür. Diese Räthe waren von dem Hrn. von St. Maurice von St. Lau-

ſeiner franzöſiſchen Ueberſetzung des Entwurfs der Ephem. der Menſchheit beygefügt.

8. St. Sittliche Vollkommenheit, ſittliche Schönheit und Erhabenheit, Menſchenwürde, Seelenadel, Menſchenbeſtimmung, Tugend, alles nur in dieſer Dreyheit: Gerechtigkeit, Güte und Weisheit. Dieſe etwas gezierte Aufſchrift ſteht vor einem kurzen Zuruf der allgemeinen Religion an alle Menſchen, gerecht, gütig und weiſe zu ſeyn.

Betrachtungen über die Lotterieen. Vortrefflich! Leſenswürdig. Auch unter den hiſtoriſchen Nachrichten ſtehen hie und da merkwürdige Beyſpiele von der Verderblichkeit der Lotterieſucht.

Bruchſtücke aus dem Teſtamente eines Staatsmannes. Stellt einige elende Maximen der empiriſchen Afterpolitiker in ihrer Blöße vor. Z. B. „Wenn ein Projekt auf „die Bahn gebracht wird, das dir nicht anſteht, oder wenn dir „ein Entwurf gemacht wird, den du nicht auflöſen kannſt: ſo „ſage mit der Miene eines ausgemachten Staatsmannes: „Dieſes iſt vortrefflich in der Theorie; aber in der „Praxi iſt es unmöglich.“

9. St. Hrn. Hofr. Schloſſers Schreiben über die Träume eines Menſchenfreundes.

Hrn. Rathsſchreibers Iſelins Antwort darauf.

Zweyter Brief Hrn. Iſelins an Hrn. Schloſſer. Dieſe vortreffliche Briefe können wir nicht genug zum eigenen Leſen empfehlen.

Hrn. Hofr. Schlettweins Anmerkungen über die Ephemeriden der Menſchheit, nebſt Antwort darauf. Betrifft erſt eine Bemerkung von der Wiedererſtattung einer 44 Jahr zurückbehaltenen Geldſumme, wovon in den Ephem. war die Rede geweſen. Auch die Intereſſen mußten mit erſtattet werden, bemerkt Hr. Schl. und Hr. J. giebt ihm recht. Wegen der andern Anmerkung aber, worinn er den Satz: „Daß eine vor 100 Jahren gerechte Todesſtrafe jetzt „eine Mordthat ſeyn könne,“ einen gräßlichen Satz nennt, widerſprichr er ihm mit Recht.

Fragen an Hrn. Hofr. Schloſſer. Faßt den ganzen Streit über die Philanthropinen in ganz kurze Sätze, worüber ſich Hr. Schloſſer mit Ja! oder Nein! zu erklären hat.

Anmerk über die Belohnungen. Ueberführt den Hrn. D'Alembert einer Schmeicheley gegen die franz. Finanzpächter.

10. St. Junker an Cosmopoliten. Kräftig freymüthig.

Ueber die Träume eines Menſchenfreundes.

Dritter

Drittes Brief an Hrn. Schlosser. Vortreffliche Lehren für die, welche aus wahrem oder vorgegebenem Unwillen über die unheilbare Verdorbenheit der Welt, alles seinen Gang wollen gehen lassen.

Bitte an die Großen wegen der Juden, zu Verhütung trauriger Folgen in den Staaten. Berechnet den Schaden, der daraus entsteht, daß man den Juden nicht erlaubt durch Handarbeit nützlich zu seyn, und sie zwingt, bloß vom Zwischenhandel zu leben. Dies ist in der That ein so großer Schaden für die Menschheit, daß er wohl die Erwägung eines menschenliebenden Fürsten verdiente.

11 St. Ueber die Träume eines Menschenfreundes, 4ter Brief an Herrn Hofrath Schlosser.

Hrn. Hofr. Schlossers Antwort auf alle Fragen eines Ungenannten im 9ten Stücke der Ephemeriden der Menschheit. — Die ganze Antwort ist: Ja!

Fortsetzung der Briefe über die Armenanstalten auf dem Lande.

12 St. Hrn. Hofr. Schlossers drittes Schreiben über die Philanthropinen. Betrifft insonderheit die sokratische Methode. Da hat nun Hr. Schl. was die bisherigen Proben von sokratischer Methode betrifft, vollkommen Recht, sie sind von dem wahren Ideal derselben noch weit entfernt. Es ist aber doch immer etwas, sich diesem Ideal, sey es auch noch so fern, zu nähern. Freylich hat man ihren ganzen Geist verkannt; denn sie lehrt denken, nicht wie man glaubt, wissen. Dieses Verfehlen des sokratischen Geistes hat sogar viele wunderliche Urtheile über die platonischen Gespräche, das Zweifeln, das Nichtwissen, das Unentschiedenlassen des Sokrates zur Welt gebracht.

H. Rathschr. Iselin 5ter Brief an H. Hofrath Schlosser über die Träume eines Menschenfreundes. Freyheit. Gegen einige gewöhnliche Vorurtheile, sonderlich der Großen.

Anmerkungen über die Träume eines Menschenfreundes.

1777. Wir werden unsern Auszug bey diesem Jahrgange noch mehr ins Kurze ziehen müssen, um in den Schranken eines Tagebuchs zu bleiben.

1. Stück. Ueber einiger Künste Einfluß aufs Menschengefühl von Junker. H. Iselin berichtiget die zu enthusiastischen Erwartungen des V. von der Bildung zur Tugend durch die schönen Künste, durch sehr treffende Anmerkungen

kungen in einem Zusatze. Der Kern dieser Anmerkungen ist: „daß jede Vollkommenheit der Sinne und der Einbildungskraft den Menschen in demselbigen Grade des Lasters fähig „mache, wie sie ihn der Tugend fähig macht, und daß erst „die intellektuelle Vollkommenheit die Menschen zu einer wahren und festen Tugend erhebe, indem sie ihm die deutliche „und vollommene Einsicht der Grundsätze erleichtert, nach „welchen der Mensch wahrhaftig gut, ein wahres Werkzeug „zu einer dauerhaften Glückseligkeit für andere Menschen wird.“

Weltbürgerschaft von Ebendemselben.

Schlettweins Wunsch für die Eph. der M. Nämlich: nichts darin aufzunehmen, was evidenten Wahrheiten widerspricht.

2. St. Sechster Brief H. Iselins an H. Hofr. Schlosser. Noch immer über die Träume eines Menschenfreundes. Voll gründlicher Betrachtungen.

Betrachtungen über die Geistlichkeit, die Bischofthümer und die Klöster.

Schreiben und Gedanken über H. Hofr. Schlettweins Bitte an die Großen wegen der Juden ꝛc. Einige leicht zu hebende Schwierigkeiten. Ein Theil derselben wird bereits von dem Her. in einer beygefügten Anmerkung gründlich gehoben.

Aufforderung über die Lehre von der Erziehung. Betrift eine Stelle unserer Bibl. (B. XXVI. St. I. wo die verhütende Erziehung (educatio cauens) die wichtigste genannt wird, und fodert die erleuchteten Menschenfreunde auf, zu einer Abhandlung über diese Erziehung. So viel wir wissen, ist der Wunsch des B. noch nicht erfüllt. Denjenigen, der ihn etwa zu erfüllen Lust und Talent hätte, wollen wir hier auf ein Kapitel im Montaigne aufmerksam machen, worin vortreffliche Saamenkörner für die weitere Bearbeitung dieser Materie liegen. Ein sehr fruchtbarer Gedanke ist der, daß Montaigne das Verfahren bey dem Unterricht in den körperlichen Uebungen, zum Muster bey der intellektuellen und moralischen Bildung anpreiset. Wer einen will reiten lehren, sagt er, der stellt sich nicht bey ihm hin, und hält ihm eine Predigt über das Reiten; sondern er setzt ihn auf das Pferd, giebt ihm den Zaum in die Hand, und läßt ihn fortreiten. So lange er bemerkt, daß es gut geht, ermuntert er ihn blos, so fortzufahren, um sich in diesem Anfange die Fertigkeit zu erwerben, und nur, wo er einen Fehler bemerkt, ruft er ihm zu, und weiset ihn zurechte. — Also den Zöglin-

in die Umstände des Denkens und Handelns zu versetzen, und zu verhüten, daß er dabey keinen Fehltritt thue, wäre das nicht die Educatio cauens, und wäre das nicht der beste Theil der Erziehung überhaupt? —

3. St. M. L. T. 13—17. Br. über die Armenanstalten auf dem Lande.

Auszug aus einem Schreiben eines weisen Mannes.

Der geborne Herr, Anmerkungen über die Erziehung. Enthält die zwar nicht neue, aber noch immer wenig genutzte Wahrheit, daß die Großen und Reichen alles Ernstliche thun sollten, ihren Kindern zu verbergen, daß sie geborne Herrn sind.

4. Pestalotz Briefe über die Erziehung der armen Landjugend. Enthält schöne Vorschläge, die auch wohl auszuüben wären, wenn die Ueppigkeit sich zu Veranstaltungen herablassen könnte, die Verstand, Mühe und Anhalten kosten.

Vom Umlaufe des Geldes. Im folgenden fortgesetzt.

5. St. Geschichte der Erziehung Gustavs des Dritten, Königs in Schweden; aus dem Franz. des H. von St. Maurice von St. Leu übersetzt. Ein wichtiger Aufsatz, der in dem eilften Stücke fortgesetzt ist. In diesem eilften Stücke kömmt eine sehr beredte Stelle vor, über das künftige Glück der Völker, das von der gewiß zu erwartenden Ausbreitung des ökonomischen Systems eine sichere Folge seyn wird. „Aber, (sagt der V. S. 17.) es wird eine Zeit „kommen, wo diese großen Grundsätze (über die wahre Auf„lage und die übrigen Verwaltungsgrundsätze der Oekonomi„sten) durch den Unterricht aller Orten ausgebreitet, die „Glückseligkeit der Völker auf immer sicher stellen werden.“ — Ist in der That die Wahrheit dieses Systems so einleuchtend, und — wenn sie es ist — wird sie so gewiß ihre einleuchtende Kraft an so vielen schwer zu erleuchtenden Köpfen äußern — wird sie so gewiß so unendlich viele Vorurtheile, Leidenschaften ꝛc. durch ihre Evidenz besiegen? — Für Frankreich ist leider! der kurze Anschein so guter Hoffnungen bereits wieder verschwunden.

6. St. Wunsch eines redlichen Mannes für Frankreich und seinen König. — Den impôt unique auf den reinen Ertrag einzuführen, der 502, 854, 178. L. seine Einkünfte geben würde.

H. Reg. A. Springers Bei

kungen in einem Zusatze. Der Kern dieser Anmerkungen ist: „daß jede Vollkommenheit der Sinne und der Einbildungskraft den Menschen in demselbigen Grade des Lasters fähig „mache, wie sie ihn der Tugend fähig macht, und daß erst „die intellektuelle Vollkommenheit die Menschen zu einer wahren und festen Tugend erhebe, indem sie ihm die deutliche „und vollommene Einsicht der Grundsätze erleichtert, nach „welchen der Mensch wahrhaftig gut, ein wahres Werkzeug „zu einer dauerhaften Glückseligkeit für andere Menschen wird.“

Weltbürgerschaft von Ebendemselben.

Schlettweins Wunsch für die Eph. der M. Nämlich: nichts darin aufzunehmen, was evidenten Wahrheiten widerspricht.

2. St. Sechster Brief H. Iselins an H. Hofr. Schlosser. Noch immer über die Träume eines Menschenfreundes. Voll gründlicher Betrachtungen.

Betrachtungen über die Geistlichkeit, die Bischofthümer und die Klöster.

Schreiben und Gedanken über H. Hofr. Schlettweins Bitte an die Großen wegen der Juden ꝛc. Einige leicht zu hebende Schwierigkeiten. Ein Theil derselben wird bereits von dem Her. in einer beygefügten Anmerkung gründlich gehoben.

Aufforderung über die Lehre von der Erziehung. Betrift eine Stelle unserer Bibl. (B. XXVI. St. I. wo die verhütende Erziehung (educatio cauens) die wichtigste genannt wird, und fodert die erleuchteten Menschenfreunde auf, zu einer Abhandlung über diese Erziehung. Soviel wir wissen, ist der Wunsch des V. noch nicht erfüllt. Denjenigen, der ihn etwa zu erfüllen Lust und Talent hätte, wollen wir hier auf ein Kapitel im Montaigne aufmerksam machen, worin vortreffliche Saamenkörner für die weitere Bearbeitung dieser Materie liegen. Ein sehr fruchtbarer Gedanke ist der, daß Montaigne das Verfahren bey dem Unterricht in den körperlichen Uebungen, zum Muster bey der intellektuellen und moralischen Bildung anpreiset. Wer einen will reiten lehren, sagt er, der stellt sich nicht bey ihm hin, und hält ihm eine Predigt über das Reiten; sondern er setzt ihn auf das Pferd, giebt ihm den Zaum in die Hand, und läßt ihn fortreiten. So lange er bemerkt, daß es gut geht, ermuntert er ihn blos, so fortzufahren, um sich in diesem Anfange die Fertigkeit zu erwerben, und nur, wo er einen Fehler bemerkt, ruft er ihm zu, und weiset ihn zurechte. — Also den Lehrling

in

in die Umstände des Denkens und Handelns zu versetzen, und zu verhüten, daß er dabey keinen Fehltritt thue, wäre das nicht die Educatio cauens, und wäre das nicht der beste Theil der Erziehung überhaupt? —

3. St. M. L. T. 13—17. Br. über die Armenanstalten auf dem Lande.

Auszug aus einem Schreiben eines weisen Mannes.

Der geborne Herr, Anmerkungen über die Erziehung. Enthält die zwar nicht neue, aber noch immer wenig genutzte Wahrheit, daß die Großen und Reichen alles Erstmliche thun sollten, ihren Kindern zu verbergen, daß sie geborne Herrn sind.

H. Pestalotz Briefe über die Erziehung der armen Landjugend. Enthält schöne Vorschläge, die auch wohl auszuüben wären, wenn die Ueppigkeit sich zu Veranstaltungen herablassen könnte, die Verstand, Mühe und Anhalten kosten.

Vom Umlaufe des Geldes. Im folgenden fortgesetzt.

5. St. Geschichte der Erziehung Gustavs des Dritten, Königs in Schweden; aus dem Franz. des H. von St. Maurice von St. Leu übersetzt. Ein wichtiger Aufsatz, der in dem eilften Stücke fortgesetzt ist. In diesem eilften Stücke kömmt eine sehr beredte Stelle vor, über das künftige Glück der Völker, das von der gewiß zu erwartenden Ausbreitung des ökonomischen Systems eine sichere Folge seyn wird. „Aber, (sagt der V. S. 17.) es wird eine Zeit „kommen, wo diese großen Grundsätze (über die wahre Auf„lage und die übrigen Verwaltungsgrundsätze der Oekonomi„sten) durch den Unterricht aller Orten ausgebreitet, die „Glückseligkeit der Völker auf immer sicher stellen werden.“ — Ist in der That die Wahrheit dieses Systems so einleuchtend, und — wenn sie es ist — wird sie so gewiß ihre einleuchtende Kraft an so vielen schwer zu erleuchtenden Köpfen äußern — wird sie so gewiß so unendlich viele Vorurtheile, Leidenschaften ꝛc. durch ihre Evidenz besiegen? — Für Frankreich ist leider der kurze Anschein so guter Hoffnungen bereits wieder verschwunden.

6. St. Wunsch eines redlichen Mannes für Frankreich und seinen König. — Den impôt unique auf den reinen Ertrag einzuführen, der 302, 854, 178. L. reine Einkünfte geben würde.

H. Reg. R. Springers Gedanken über die Evidenz.

denz. Gegen H. Schlettwein. Allein H. Schl. und H. Springer widersprechen sich nicht. Der erste hat gesagt: man solle keine Sätze vortragen, die evidenten (nothwendigen) Wahrheiten widersprechen — der letztere sagt: man soll nicht lauter selbstevidente Wahrheiten (z. B. 2mal 2 ist 4.) vortragen: nirgend sagt er, man soll auch Sätze vortragen, die evidenten Wahrheiten widersprechen. Denn der Satz, den er unter andern Beyspielen anführet: Der Schnee schmilzt auf dem Kohlenfeuer, ist keine allgemeine Wahrheit, und der andere: wenn er mit Salz vermischt ist, schmilzt er nicht, widerspricht ihm nicht. Denn eine zufällige Wahrheit kann nicht allgemein vorgetragen werden; und darum ist ein anderer auch nicht allgemeiner Satz in keinem Widerspruche mit ihr.

Abhandlung über die Pflanzung und den Gebrauch der Nesseln.

7. St. Menschlichkeit und Freygebigkeit von den Städten Bern und Solothurn an den Unglücklichen bewiesen.

Betrachtungen über den Luxus.

Der Stadt Philadelphia Verordnung wegen der Armen. Im folgenden fortgesetzt. Wir können es dem H. Herausgeber nicht genug verdanken, daß er uns dieses kostbare Denkmal der Weisheit und Menschlichkeit eines tugendlichen Staates in Ansehung der Armen mitgetheilt hat.

8. St. Ueber einige Ungerechtigkeiten der menschlichen Stiftungen und Gesetze. Mißbräuche bey den Adelichen Aristokratien. Der edle Schweizer spricht hier ohne Vorurtheil von dem Erbadel, den Lehngütern, Erstgeburten, Majoraten, Fidricommissen. ꝛc.

Ueber die beste Art Allmosen zu geben. Eine jede wohlhabende Familie soll eine Anzahl Dürftiger versorgen, und die Gassenbettler ausschließen.

9. St. Von der Nothwendigkeit die Lehrart der Wissenschaft der Gesetze zu verbessern. Es muß ein systematisches Werk ausgearbeitet werden, welches eine vollständige und von allen unnützen Untersuchungen gesäuberte und wohl zusammenhängende Anleitung zu dem ganzen Umfange der Wissenschaft der Gesetze in sich enthalte.

H. Pestalozz dritter Brief über die Armenanstalten auf dem Lande.

10. St. Abschilderung eines guten Fürsten durch einen Kayser. Ein Auszug aus einer Rede des Kaysers Julians.

Gedan-

Gedanken über die symbolischen Bücher. Die Freyheit zu denken soll durch sie nicht entzogen, sondern die Freyheit die Religion zu lehren bestimmt werden; damit man nicht, wenn man einmal anfienge zu ändern und wegzuthun, des Wegthuns und Aenderns kein Ende fände. Der H. Her. bemerkt in einer Anmerkung sehr richtig, daß dieser Grundsatz die Reformation würde unmöglich gemacht haben.

Auszug aus einem Schreiben. Betreffend die menschlichen Ungereimtheiten. Antwort darauf. Hoffnung besserer Zeiten.

11. St. Hymnus des Cleanthes. Am Ende steht folgende Anmerkung des Her. „Sollte die Religion des Menschen, der so denket, gar nicht Religion, sollte sein Gott nur „eine Abstraktion, und also höchstens etwas mehr als ein Unding seyn?“

Aufmunterung zu einem reinen und richtigen Gesange, als einem Theile der guten Erziehung unserer Zeiten.

12. St. Anmerkungen über das System der Polizeyfreyheit in Absicht auf die freyen Städte.

Oz.

Nachrichten.

Das ehemals von Buder herausgegebene Repertorium Iuris publici, dessen Herausgabe Beutrem besorgen wollte, ist nach dessen Tode von dem Verleger einem andern Gelehrten übergeben worden, welcher die vielen Fehler dieses Werks verbessern, und dasselbe ganz umgearbeitet und vermehrt wenigstens im Jahre 1780. herausgeben wird.

* * *

Hr. Hofr. und Archivar Löbel zu Speyer wird ehestens eine Geschichte des Bisthums Speyer herausgeben.

Beförderungen.

Herr D. Just Chr. Loder, ein Zögling der Göttingischen hohen Schule, von Riga gebürtig, ist nach Ostern als ordentlicher Professor der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunst bey der Universität zu Jena, an des sel. Walthers Stelle angestellt worden.

Oz.

Seit dem Anfange dieses Jahres lehret Hr. M. Georg Chr. Knapp als außerordentl. Prof. der Theologie auf der Universität zu Halle.

Hr. Prof. Leske in Leipzig hat die durch Schrebers Tod erledigte Stelle als ordentlicher Professor der Oekonomie-Polizey- und Kameralwissenschaft auf dortiger Universität erhalten. Ebendaselbst ist Hr. D. und Prof. Schott ordentl. Prof. des sächsischen Rechts, und Hr. Mag. Karl Adolf Cäsar außerordentl. Prof. der Philosophie geworden.

An des verstorbenen geheimen Raths v. Segner Stelle ist Hr. Hofr. und Prof. Wenzeslaus Johann Gustav Karsten von Bützow, als ordentl. Prof. der Philosophie und Mathematik nach Halle berufen worden.

Eben dahin ist an Statt des verstorbenen Prof. Meier der bisherige Prediger zu Charlottenburg, Hr. Joh. Aug. Eberhard, zum ordentl. Prof. der Philosophie ernannt worden.

Ebendas. ist Hr. Goldhagen Prof. der Philosophie, auch Prof. der Medicin geworden.

Todesfälle.

1777.

Am 6ten December starb zu Berggießhübel unweit Dresden, der durch wichtige in die Metallurgie und Forstwissenschaft einschlagende Schriften berühmte Herzogl. Braunschw. Lüneburgische Kammerrath, Herr Joh. Andr. Cramer, im 67sten Jahre seines Alters.

1778.

Am 7ten Januar starb in Rinteln Hr. Joh. Nikol. Funk, ordentl. Prof. der Beredsamkeit, Geschichte und Politik, im 25sten Jahre seines Alters.

Am 12ten Jan. starb in Göttingen Hr. Mag. Rudolf Wedekind, außerordentl. Prof. der Philosophie bey der dortigen Universität, und Pastor an der Albanskirche, im 60sten Jahre seines Alters.

Am 19ten Jan. starb in München Hr. Peter v. Osterwald, Churfürstl. geheimer Rath, erster Direktor des geistl. Rathskollegiums, und wirkliches Mitglied der Churbaierischen Akademie der Wissenschaften, in seinem 60sten Jahre. Unter seinen Schriften sind diejenigen am merkwürdigsten, die er unter dem angenommenen Namen Veremund von Lochstein über die Immunitäten der Kleriſey herausgegeben hat.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des ſechs und dreyßigſten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayſerl. Königl. Preußiſchen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1778.

Verzeichniß

der in des sechs und dreyßigsten Bandes zweytem Stücke recensirten Bücher.

VI. Acta Acad. Elect. Mogunt. Scientiar. 317
VII. F. W. von Taube, histor. und geogr. Beschr. des Königr. Slavonien und des Herzogth. Syrmien 2 B. 326
VIII. D. A. F. Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie 11. Th. Ebend. sächs. Finanzstaat. 233
IX. Freymüthige Untersuchung der Vorzüge des Lehr- und Predigtamts — in Ansehung des Verfalls der Relig. und Wiederaufhelfung. 350

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Lehren der Tugend und Rechtschaffenheit für Studierende, 371
D. G. F. Seilers Wesentl. der christl. Relig. übers. von M. Heylern, 2te Aufl. 373
E. wahre Philosophie des Christenthums für jedermann, 374
E. I. Danouii theol. dogmat. instit. p. II. 376
F. P. M. Gazzanigae theol. dogmat. P. II. 379
Dictionarium theol. portatile, T. III. 380
I. Lindner instit. ad susceptionem ordinum, 381
P. D. Schram institut. theol. mysticae, T. II. 381
A. Godeau allgem. Kirchengesch. aus dem Ital. übers. von P. B. Hyper, 14 Th. 382
D. J. Dietenbergers Biblia Sacra. 383
R. P. Goffine christkatholisches Unterrichtungsbuch, 385
J. Haberkorn von Habersfeld Reden, von den Geheimnissen des leidenden Heylandes,

Der seine Relig. nach dem wahren Geiste ihrer Grundsätze betrachtende Christ, aus dem Franz. übers. von M. A. Wittola, 6 B. 387
C. Frey. von Neuville Predigten, 1ster Th. 388
D. Thiebaut Homilien über die Episteln auf alle Sonntage und Hauptfeste des Jahrs, aus dem Franz. übers. von P. J. B. Dilg 4 Th.
J. B. Imhofs geistl. Fruchtschnitt 2 Th.
P. M. Lindemayrs Pred. auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahrs 3 Th.
P. Burkharts vollst. Christenlehrpr. für alle Sonn- und Festtage 8 Th.
J. Hahns geistr. Sittenr. auf alle Marian. Festtage.
P. M. Pfalzers Predigten auf alle Feyertage des Jahrs. 389
Die geheiligte Charwoche.
Fr. von Sales dreytägige Einsamkeit, übers. von P. W. Hillinger.
Auserlesenes Gebetbüchlein.
P. A. Schäflers neutestamentisches Schau- und Denkbrod.
J. J. Rieders schöne wohlriechende Rosen 394
A. Merz Frag, ob jene Concilien, welche die ganze Kirche vorstellen, in ihren Entscheidungen über die Religionsgegenstände fehlbar seyn können? 399
P. D. Kaltners Rede auf das Fest des heiligsten Namen Jesus, 407
Warnung der — versamml. franz. Geistl. an die Gläubigen dieses Reichs, aus dem Franz. von Franz Rosalino, 411

2. Rechtsgelahrheit.

A. Zaupsers Gedanken über einige Punkte des Criminalrechts 415
D. I. C. Kochii successio ab intestato ciuilis, edit. IV. 416
61 Schriften über die Baierische Erbfolge, 416 — 469

3. Arzney-

3. Arzneygelahrheit.

C. G. Ludwigs Anweis. zur Erkenntniß der Theile des menschlichen Körpers 469
J. Stedmanns Physiol. Versuche aus dem Englischen 471
W. G. Ploucquet Abhandlung über die gewaltsame Todesarten 474
D. C. G. Ludwigs Einleitung in die Pathologie, aus dem Lateinischen übersetzt von D. J. Hedwig 477

4. Schöne Wissenschaften.

P. A. Clarus Trauerspiele 478
Gray's Gedichte, von W. Mason herausgegeben 480
Clodius Medon, 481
Früchte der ländlichen Muse 481
Poetisches Magazin, 1 B. 482
Dritte Sammlung kürzerer Gedichte 483
Der Parnaß, ein Schauspiel 483
Lucilie und Cleon, eine Operette 484
Adelstan und Röschen, ein Trauerspiel, von Schink
Rosalia, ein Nachspiel von Schink 485
Der Herzog von Danzig, ein Trauersp. aus dem Englischen 486
Sophonisbe, ein musikal. Drama, von A. G. Meißner 487
Der Vater der Gläubigen, ein religiöses Drama, von Bodmer 488
Launichte Erzählungen und Spiele 488
Neujahrsgeschenke für junge Leute 489
A. F. v. G. vermischte Aufsätze 2 Th. 489
Kleine Lektüren 490

5. Weltweisheit.

H. Home Unters. über die moral. Gesetze der Gesellschaft 499
Malebranche von der Wahrheit, 3 B. 503

6. Mathematik.

Mathematisches Lehrbuch, von Konyer, 2 St. 503
C. Redelykheid neuerfundene Vertiefungsmaschine, aus dem Holländ. 506
Ebend. neuerfundene Schleuse 507
N. Fuß eclairc. sur les etabl. publics en faveur tant des veuves, que des morts.
Ebend. Entwurf einer allgemeinen Leihebank 508
C. B. Funks Anweisung zur Kenntniß der Gestirne 510

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

Remarks on Forster's Account — by *W. Wales* 513
Reply to Mr. Wales's Remains by *G. Forster* 515
J. R. Forsters Reise um die Welt, 1 B. 517
A. A. Fortis Reise in Dalmatien, 2 Th. 518
Versuch einer Theorie der wichtigsten Beobachtungen aus der Naturlehre, die man zum Theil durch fixe Luft zu erklären bemüht war 520
C. E. Weigels Grundriß der reinen und angewandten Chemie 1 B. 522
D. A. M. Siefferts Versuche mit einheimischen Farbenmaterien 2 St. 525
Sammlung brauchbarer Abhandlungen aus des Hrn. Rozier Beobachtungen über Natur und Kunst, von Hr. Wunsch übers. 2 B. 526

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

J. Bernoulli Zusätze zu den neuesten Reisebeschreibungen von Italien, 1 B. 526
Dänische Reisebeschreibung übersetzt durch J. H. Schlegel 544
Die wirkliche Verfassung des Königreichs Portugall im J. 766. aus dem Franz. 545
B. G. Weinarts Topogr. Geschichte der Stadt Dresden, 2 Hefte 546
Verf. einer Geschichte Kayser Karls des Großen 548

9. Gelehr-

9. Gelehrte Geschichte.

J. M. Götzens Verzeichniß seiner Samml. seltener und merkw. Bibeln 549
Thomas Vers. über die Lobschriften aus dem Franz. herausgegeben von R. W. Zobel, 1 Th. 551
M. J. G. Geißlers Andenken Hrn. J. A. Löw 553

10. Erziehungsschriften.

H. M. Köstens Gedanken von den Schulen 557
Lesebuch für Kinder 565
D. Th. Percivals Unterricht für seine Kinder, 2 Th. 568
Sittenlehrende Erzählungen für die Landschulen 579
Kinderspiele und Gespräche 2 Th. 579
Der Jugendbeobachter, 2 B. 579
Kinderfreund, ein Wochenblatt, 4 bis 8 B. 574

11. Kriegswissenschaft.

Neuestes Reglement der russischkayserl. Truppen 578
Geschichte des Krieges in und außer Europa, 3, 4, 5 Th. 584
Ebend. 6, 7 Th. 588

12. Haushaltungswissenschaft.

H. A. Gr. von Borke Beschreibung der Etargordtschen Wirthschaft 589
Romanj landwirthschaftliche Reise, von J. F. Mayer übersetzt 595
Neueres Forstmagazin, 1 Abth. 1 B. 596
J. F. Mayers 7te Fortsetzung zur Aufnahme der Land- und Hauswirthschaft 598

13. Vermischte Nachrichten.

Wörterbuch der Mode
Lustige Plaudereyen von Maroe, 2 Th.
Raritäten 600

J. Hüb.

J. Hübners reales Staatslexicon 600
Unterhaltendes Allerley 601
Works of Ossian, Vol. IV. 602
A Collection of new plays by several Hands, V. II. 602
Letters from *Torik* to Eliza.
Letters from *Eliza* to Yorik.
Sterne's Letters 603
J. J. Biornståhls Briefe aus dem Schwedischen von J. E. Groskurd, 1 B. 603
Ertappter Briefwechsel von der Zauberey 605
Die Hoffnung baldiger — Menschen unter dem Monde 612
Memorial d'un Mondain T. II. 614
Menschenfreuden, 615
H. Stillings Jugend 616
G. Eisens Philanthrop. 1 St. 617
Vermischte Schriften 619
Vom Patriotismus der Deutschen 619
Frankfurtisches Wochenblatt 619
Nachrichten 620
Beförderungen 621
Todesfälle 621

VI.

Acta Acad. Elect. Mogunt. Scientiar. quae Erfurti est; ad ann. 1776. Erfurt bey Wittekin 1777. ohne die Vorrede 230 Quartf. 4 Kupfert.

Die Akademie erhielt nach einigem Stillstande, neues Leben, vornehmlich, durch den Schutz, Eifer, und selbst thätigen Beytritt ihres Protectors, des Churmaynz. Statthalters zu Erfurt, Freyherrn v. Dahlberg. Hr. Prof. Rumpel erzählt die Geschichte der Akademie seit 1765. da er Secretair geworden ist. Der jetzo gelieferten Abhandlungen sind 23. Die meisten lateinisch, bey denen, die in einer andern Sprache abgefaßt sind, soll es angezeigt werden.

1) Der Hr. Freyhr. v. Dahlberg. Wie der menschliche Verstand am meisten kann aufgeklärt, und wie seine Kenntnisse können vermehrt werden. Sehr gegründete und brauchbare Vorschriften, die sich aber hier, ohne die Erläuterung und Ausführung des Hrn. V. nicht wohl abgekürzt darstellen lassen. Man kennt unterschiedene dieser Gedanken schon auch aus andern Werken von ihm.

Chymische Aufsätze.

2) Hr. Wilh. Bernh. Tromsdorf, Prof. der Medic., von den sogenannten floribus cassiae; Zimmetblumen. Von ihrer Naturgeschichte weis er keine andere Nachricht als Cartheusers, in der Disp. de caly-

cibus aromaticis flor. caſſiae Zeglanicae. C
auch eben die chymiſchen Produkte bekommen, di
theuſer beſchreibt; nur redet er hier umſtändlich
dem Salze, das C. nicht unterſucht hat.
kömmt eine milchichte Feuchtigkeit zum Vor
die zimmtartigen Geruch und Geſchmack hat,
was weniges, gelblichtes, weſentliches Oel e
Hr. Tr. ſetzte acht Unzen dieſer Feuchtigkeit
Oeltheilchen bey Seite. Da es länger als ein
geruht hatte, zeigten ſich am Boden des Glaſes,
eckichte, priſmatiſche, zugeſpitzte Cryſtallen, ſi
gen wie Strahlen aus vier Punkten; ähnliche
hiengen an den Seiten des Glaſes. Hr. Tr. tr
ſie. Sie wurden weiß, durchſichtig, einige gel
rochen wie Zimmt, ſchmeckten auch ſo, etwas
auf keine Art ſalzig, löſten ſich im Waſſer nur
ſtärkſten Kochen auf, die Dämpfe rochen wie Z
Ehe das Waſſer noch erkaltet, wird es milchf
und das vorhin aufgelöſte Salz ſchwimmt dar
glänzende Federchen, und zeigt keine vorzüglich
Schwere. In höchſtrectificirtem Weingeiſte
ſich am leichteſten auf, die Auflöſung wird gel
durchſichtig. Gießt man ihr deſtillirtes Waſſ
ſo wird ſie milchicht, und mit der Zeit ſchwimm
Salz wie zarte Spießchen, ein wenig Oel ſi
Boden. Im deſtillirten Terpentinöle wird
durch Kochen aufgelöſt, beym Erkalten präcipi
ſich wie ein weißes Pulver. In einem ſilberne
fel über Lichtflamme, floß es ſogleich wie Oel
gab angezeigten Geruch; vom Feuer entfernt w
ſogleich wieder feſt, beym längern Schmelzen
die Dämpfe den Löffel gelb, und endlich verflo
mit Zurücklaſſung eines braunen Flecks. Mit
gem Salmiakſalze gerieben, wird es in deſtil

Wasser aufgelöst. Die Auflösung zeigt den Zimmtgeruch, des flüchtigen Salzes Geruch verschwindet. Endlich wird alles trüb und geruchlos. Diesem gemäß, erkennt es Hr. Tr. für ein wahres, essentiales, flüchtiges, ölichtes, solides Salz; will es nicht wie C. flüchtigen Zucker nennen, weil es so schwer im Wasser aufgelöst wird, aber so leicht im Weingeiste.

3) Hr. Lorenz Joh. Dan. Succow, von der Affinität der Körper. Zuerst bestreitet er einiges hieher gehörige von Marherrs Sätzen. Geschmolzner Salpeter geht mit jeder brennbaren Materie in Flamme, dabey verfliegt gewöhnlich seine Säure, und kaustisches Alkali bleibt zurück. Daraus schließt M. das Brennbare habe mehr Affinität mit der Säure des Salpeters als mit dem Alkali. Hr. S. schließt das Gegentheil: das Brennbare verbindet sich mit dem geschmolzenen Salpeter, macht mit seinem alkalischen Theil eine kaustische Masse, und ist Ursache, daß die Säure fortgetrieben; also hat es mit jenem mehr Affinität als mit diesem. Nun stellt Hr. S. Betrachtungen über die Anwendung der Affinität, besonders auf Solutionen und Präcipitationen an, wo sich ihm hier ohne zu große Weitläuftigkeit nicht folgen läßt. Ein allgemeiner Satz, den er erläutert zu haben glaubt, ist: Eine flüßige Materie enthält einen andern Körper in sich. Wird sie nun mit einem dritten, der sich in ihr auflößen läßt, verbunden, so wird, durch Wirkung und Gegenwirkung, der vorige Körper die Zwischenräume, in denen er sich befand, verlassen, daß er also präcipitirt wird, die neue Materie aber wird aufgelöst. Und so hat man nicht nöthig, eine stärkere oder geringere Affinität anzunehmen.

4) Hr. Johann Christian Wiegleb, deutsch, über den Ursprung des Salpeterfraßes, und wie dieses

Verderben des Mauerwerks verhütet werden könne. Der Salpeterfraß kömmt in feuchten dumpfichten Orten zum Vorschein, nicht leicht an erhabenen, luftigen. Feuchter Dunst ist doch nicht die einzige Ursache: denn Hr. W. hat nicht die geringste Spur davon wahrgenommen, als er bloße reine ungebrannte, doch aufs feinste zertheilte Kalkerde, mit Sand vermischt, an einen feuchten Ort eines Gewölbes gestrichen hatte, welchem Mengsel die verhärtende Eigenschaft fehlte. Ein Ort gleich darneben, den er auf die gewöhnliche Art bestrichen hatte, ward in eben der Zwischenzeit schon hart. Also setzet er des Salpeterfraßes erste Grundursache im gebrannten Kalche. Er stellt sich den g. K. nach der Veränderung, die er im Feuer erlitten hat, als einen luftleeren, dagegen mit Feuermaterie reichlich erfüllten Körper vor. Von dieser elementarischen Feuermaterie, sagt er, wisse man aus andern sichern Erfahrungen, daß sie der wahre Uranfang aller Salze in der Natur sey, und nach dem Unterschiede der übrigen damit verbundenen Elemente, auch unterschiedener Proportion von Verbindung derselben, die ganze Menge der Salzarten hervorbringe. Also erzeuge sie hier mit der dumpfigen Luft verbunden, die Salpetersäure. Das geschehe vornehmlich, wenn zum Mörtel, der Kalk nicht mit der erforderlichen Menge zum Sand vermischt worden, und deshalber nicht schnell genug die nöthige Härte erhalten könne, besonders wenn der Kalk nur kurz vor Bereitung des Mörtels gelöscht worden. Die eindringende feuchte Luft wirke alsdann die Erzeugung der Salpetersäure nicht als bloße Luft, sondern scheine ein gewisses dazu beförderliches Wesen zu enthalten, von dem er nichts weiter zu bestimmen weis, als daß es aus Mischung flüchtiger Theile vermoderter Körper bestehe.

Seiner

Seiner Theorie gemäß hoffte er den Salpeterfraß zu verhindern, wenn er die Feuermaterie austriebe, wozu ihm Säuren einfielen, besonders die sogenannte saure oder Schlippermilch, die den Rahm abgesetzt hat, und ohnedem mit Kalk vermischet, sehr schnell zu einem steinharten Mörtel wird. Versuche damit geriethen ihm nach Wunsche, und nun giebt er Vorschriften, den Salpeterfraß zu verhüten.

5) Hr. Friedr. Aug. Cartheuser, von der Art das Gummi Lac aufzulösen. Er löset eine Unze Borax in mäßig warmen Wasser auf, läßt die Auflösung kochen, und thut im Kochen auch eine Unze Lac hinein, die sich in wenig Minuten gänzlich auflößt. Er beschreibt fernere Erfahrungen damit.

6) Eben desselben chymische Untersuchung, von Burbaums Badiaga, Comm. Petrop. T. II. p. 343. Sie enthält ein flüchtiges Wesen, und ein fixes; resinösgummöses, bitterliches.

7) Hr. Sage hat von den Treibescherben, dawider für die Goldschmiede zu Paris die Silberstangen probirt werden, die Bruchstücken voll Glöche, untersucht. Sie enthalten noch eine beträchtliche Menge Silber.

8) Eben derselbe untersucht das thierische Salz, das unter dem Namen: phlogistisches Alkali, oder Geoffrois seifenartiges Alkali, bekannt ist. Er erklärt es für ein Mittelsalz, aus thierischer Säure und fixem Alkali. Die thierische Säure selbst ist nichts anders als die Phosphorsäure.

9) Eben derselbe giebt unterschiedener Substanzen eigne Schwere an, wie er sie durch Abwägung in einem Fläschchen, das eine Unze destillirt Wasser hielt, gefunden hat. Reaumürs Thermometer stund bey 8° Graden. Es sind die Säuren vom Phosphorus,

Vitriol, Salpeter, Meersalz, Essig, Weinste
Queckſilber, rectificirter Weingeiſt, Aether.
S. drey Aufſätze ſind franzöſiſch.

10) Hr. Dr. Wilh. Heinr. Bucholz zu
mars von den antiſeptiſchen Eigenſchaften der e
ckelten oder ſogenannten fixen Luft. Er hat nic
funden, daß damit geſchwängertes Waſſer, F
vor der Fäulniß vorzüglich verwahrt hätte. Die
ward aus Kreide durch Vitriolöl losgemacht.
ſerſt damit geſchwängert, auf Lacmus gegoſſen,
auf einem warmen Ofen geſtellt, zog nicht die g
ſte Röthe daraus, ſo wenig als deſtillirtes Se
waſſer. Felice Fontana muß alſo nicht reinlich
fahren haben, wenn er auf dieſe Art Röthe erh
hat. Dieſer Aufſatz iſt deutſch.

Zur Naturgeſchichte.

11) Hr. Joh. Friedr. Glaſer, Dr. der Arz
und Phyſikus zu Suhla, von Raupen, die den
bäumen ſehr ſchädlich ſind. Es ſind die, welch
Bergmann in den ſchwediſchen Abh. beſchrieben,
Gürtel mit Pech um die Stämme zu legen gerathe
weil die Weibchen der Nachtvögel an den Stän
hinaufkriechen. Hr. Gl. iſt auf dergleichen Wer
rungsmittel auch für ſich gekommen; hat aber de
hörigen Gebrauch erſt von Hr. B. gelernt. E
ihre Verwandlung in einem großen Zuckerglaſe
wartet: die Männchen flogen lebhaft herum
Weibchen aber krochen nur an der Wand. In
ſehr dünnen Weibchen fand er 174 Eyer, in
mittelmäßigen 222, in einem dicken 432.

12) Hr. Cartheuſer hat Querſchnitte von
zeln des Taraxaci, in einen Scherbel in Erde g
An beyden Enden, an dem cellulöſen Weſen, n
Milch ſonſt herausfließt, zeigten ſich Hübelchen

dem sich Blätter ausbreiteten; Wurzeln kamen nicht hervor, wie doch Bülfinger bey einem ähnlichen Verfahren mit den Wurzeln des Cichorii bemerkt hat, Comm. Petrop. T. V. Vielleicht könnte man so was, bey allen milchichten Wurzeln der Pflanzen, die flores semifloſculoſos haben, bemerken.

13. Hr. de Rome Deliſle, über Veränderungen, die unterſchiedenen Erzen wiederfahren, beſonders eiſenhaltige Kieße. Franzöſiſch. Aus Verſuchen die hier beyzubringen der Raum nicht verſtattet, zieht er nachſtehende Folgen: die Kieße werden in der Erde, nicht nur wie man bisher geglaubt hat, durch den naſſen Weg, ſondern auch durch den trocknen, decomponirt; aus dieſer Art der Zerlegung, entſteht das braune oder hepatiſche Eiſenerz, (mine de Fer brune ou hepatique) das beym Röſten und Deſtilliren eben die Erſcheinungen, wie ſpatiges Eiſenerz (ſpathique) darſtellt. Das letztere iſt allem Anſehen nach, nur ein Spath, durch das Eiſen durchdrungen und decomponirt, das aus der Decompoſition der Kieße im naſſen Wege entſteht. In beyden Erzen iſt das Eiſen nicht durch Schwefel oder Vitriolſäure, ſondern durch die Meerſalzſäure mineraliſirt; beyde Erze enthalten keinen Schwefel, und brauchen alſo auch nicht geröſtet zu werden, u. ſ. w.

14) Der heſſiſche Hr. Bergrath Dr. Baumer, vom heſſiſchen Baſalt. Er rechnet ſie unter die Flötzgebirge, und erzählt die Oerter im Heſſiſchen, wo ſich welche finden. Sie haben gewöhnlich Sandgebirge unter ſich, und ragen durch Thongebirge hervor. Da der Baſalt leicht ſchmelzt, könnte er vielleicht bey Eiſenerzen mit als ein Fluß gebraucht werden.

15) Eben deſſelben Bemerkungen, zur unterirdiſchen Geographie gehörig. Wie man auf die Richtun-

gen, Lage u. ſ. w. der Gebirge Acht zu geben habe, wie ſolche Unterſuchungen mit der Vorſtellung des Urſprungs aus einem Meere zuſammenhängen, das vordem die von uns bewohnte Erde bedeckt ha-.

16) Hr. Paſt. Joh. Sam. Schröter zu Weimar, von den Oolithen. Er glaubt, unter dieſen Roggenſteinen, ſeyen einige wirklich verſteinte Eyer, und beruft ſich, außer dem, was andere anführen, auf Beyſpiele, die er ſelbſt beſitzt.

17) Derſ. von verſteinerten Knochen und Zähnen der Seeigel.

Mathematiſche Aufſätze.

18) Hr. Prof. und Bergr. Böhm zu Gießen, von überwölbten Caſematten. Wie ſie anzulegen, daß ihnen die gewöhnlichen Einwendungen nicht entgegenſtehen. Zu dieſer Abhandlung fehlt das Kupfer, das beym nächſten Bande folgen ſoll.

19) Hr. Käſtner, Theorie der Centralprojection, nämlich eines Stücks Kugelfläche auf eine berührende Ebene, das Auge im Mittelpunkte der Kugel, wie es beſonders für Sterncharten brauchbar iſt. Hr. K. ſucht für die Projection eines gegebenen Sterns, Abriſſe und Ordinate, zeigt auch, wie der Abweichungskreiſe, und Parallelkreiſe Projectionen gezeichnet werden, und erläutert es mit Beyſpielen. Wie man zweyer auf der Charte verzeichneter Sterne Weite findet, lehret er nach Hr. Lamberts Vorſchrift, giebt auch eine eigne und meldet, daß ſich noch eine bey Pardies ſechs Himmelscharten finde.

Mediciniſche Aufſätze.

20) Hr. Carl Strack, vom St. Veits Tanze. Er beſchreibt dieſe Krankheit, der die Benennung eines Tanzes ſo wenig zukömmt, und wie er ſie durch abführende Mittel geheilt, bey denen Schleim und Würmer

Würmer fortgegangen. Er hält sie für eine Art von Wahnwitz, die aus Unrath im Unterleibe entstehe.

21) Hr. C. R. Hannes, erzählt zween Fälle, einen, wo eine Kranke, nach einem heftigen Zorne gestorben, einen andern, wo ein Krampf durch heftigen Schrecken geheilt worden.

Eine moralische Abhandlung.

22) Hr. Rumpel als Sekretair, hielt bey Erneuerung der Societät d. 19 März 1776, eine deutsche Vorlesung, von den wohlthätigen Wirkungen, die dem gemeinen Manne, von gelehrten Gesellschaften zufließen, wie natürlich, durch Ausbreitung nützlicher Kenntnisse, wobey er zeigt, wie viel wohleingerichtete Calender dazu beytragen können.

Eine philologische Abhandlung.

23) Des Hr. Statthalters von Dahlberg Bemerkungen über ein altes Gefäß, deutsch. Das Gefäß wird auf zwey Kupferplatten abgebildet. Es ward im August 1776. auf einer Anhöhe ohnweit Erfurt, in einer Thongrube gefunden, etwa vier Fuß tief, nicht mehr, in der zween Fuß mächtigen Dammerde, sondern in der wirklichen Thonlage. Inwendig lagen verbrannte Knochen, oben darauf ein Kalkstein zur Bedeckung. Die Knochen waren von Thieren; darunter ein Schweinszahn. Die Arbeiter hatten mehrmalen in der Gegend Töpfe mit Asche gefunden, aber als unbrauchbare Sachen zerschlagen. Dergleichen Scherben fanden sich in den Thongruben von gewöhnlicher grober röthlicher Hafnererde. Auch metallene Bruchstücken und ein kleiner metallener Schlüssel. Hr. v. D. schließt aus diesen Umständen, das Gefäß sey mit Vorbedacht eingegraben worden, ein Ueberbleibsel eines vollbrachten Opfers. Die Beschaffenheit des Gefäßes, und die übrigen Fragmente,

ſcheinen auf Römer zu zeigen. Wegen der Möglichkeit, daß Römer in dieſe Gegenden gekommen, erinnert Hr. v. D.: Unter dem Marc Aurel ſeyn die Catten von den Römern bekriegt worden. Der Catten Sitz war Heſſen, ihre Gränze im jetzigen Thüringen die Saale Der Römer Art Krieg zu führen war, in das innerſte des Feindes Landes zu bringen. So könnten ſie auch wohl in dieſe Gegenden gekommen ſeyn. Das Gefäß iſt durch und durch roth, ſeine Materie gebrannter Pfeifenerde am ähnlichſten, der ſie auch in eigner Schwere am nächſten kömmt, wie Abwägungen zeigen, die Herr Prof. Reinhard angeſtellt hat. Um die äußere Fläche ſind in halberhobener Arbeit theils Verzierungen von Stäben, Laubknöpfen, u. ſ. w., theils Figuren, ein Harpokrates, ein Genius, ein Kind, Kaninchen, Löwenkopf, Schweinskopf, u. ſ. w. Dieſe Figuren kommen in unterſchiedenen Bildern wiederholt vor, auch römiſche Buchſtaben. Der Kunſt nach, ſetzt Hr. v. D. das Gefäß ins zwote oder dritte Jahrhundert, weil ſpäter nichts ſo zartes in Rom gemacht worden. Er giebt Muthmaaßungen über die Bedeutung der Figuren, ſtellt Betrachtung über die Kunſt und dazu gehörige Gegenſtände an, u. ſ. w. Außerdem, daß ein ſolches Gefäß, an einem ſolchen Orte gefunden, ſchon merkwürdig iſt, wird dieſer Aufſatz durch die dabey angebrachten weitläuftigen und mannichfaltigen Kenntniſſe, und tiefe und ſcharfſinnige Bemerkungen, ſehr unterhaltend.

B.

VII.

Hiſtoriſche und geographiſche Beſchreibung des Königreichs Slavonien und des Herzogthums

thums Syrmien —— Mit untermischten Nachrichten von den angränzenden Ländern, und von den Illyriern, welche sich in denselben stark ausgebreitet haben. Aus eigener Beobachtung und im Lande selbst gemachten Wahrnehmungen entworfen, von Friedrich Wilhelm von Taube. — Leipzig, 1777. Erstes Buch 99 Seiten. Zweytes Buch 104 S. gr. 8.

Was Herr Hupel in Ansehung Liefflandes und Ehstlandes geleistet hat, das leistet Herr von Taube durch gegenwärtige Schrift in Ansehung Slavoniens und Syrmiens. Seinem rühmlichen Fleiße verdanken wir nun eine ziemlich vollständige und genaue Kenntniß dieser Länder, von welchen man bisher noch so wenig mit einiger Zuverlässigkeit und Bestimmtheit wußte. Das erste Buch enthält die allgemeine und natürliche Beschaffenheit Slavoniens und Syrmiens und seiner Einwohner. Man findet hier hinreichende, zum Theil umständliche Nachrichten von dem Clima, den Produkten, der Landwirthschaft, Bevölkerung u. s. w. in gedachten Ländern; von dem Charakter, der Lebensart und den Sitten der Einwohner, von dem Zustande der Religion und andern hiemit verwandten Materien. Das ganze Königreich Slavonien mit Inbegriff von Syrmien, ist in gerader Linie von Abend gegen Morgen 34 deutsche Meilen lang; im ganzen Lande weicht die Magnetnadel über 15 Grad gegen Abend ab. An warmen Bädern, Gesundbrunnen und heilsamen Wassern, vortrefflichen Waldungen, kräftigen und gewürzhaften Arzneykräutern, vielerley Thieren, die

zum Theil schönes Pelzwerk geben, wilden, sowohl eßbaren als andern Geflügel, verschiedenen nützlichen Insekten und Fischen, haben diese Länder Ueberfluß. Die Bienenzucht wird zwar nicht vernachlässiget; ist aber bey weitem so stark nicht, als sie seyn könnte; dagegen hat sich der seit 1761. eingeführte Seidenbau ungemein ausgebreitet. — Die Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der Illyrier in Slavonien, Servien, Bosnien und Kroatien. Die meisten slavonischen und hungarischen Ochsen, die für Deutschland bestimmt sind, gehen nach Wien, wo jährlich gegen 39,000 Stück geschlachtet werden; viele werden über Wien weiter getrieben. — Die Schaafzucht ist auch nicht sonderlich; doch in Syrmien weit besser und stärker als in Slavonien; auch fällt daselbst bessere Wolle, die bis 32 Fl. der Centner verkauft wird, und wovon die Hälfte roh aus dem Lande geht. — So wichtig das Thier- und Pflanzenreich ist, so arm ist das Mineralreich; nicht weil keine Mineralien vorhanden sind, sondern weil keine aufgesucht werden. — Der Boden im ganzen Lande ist vortrefflich, nur fehlt es an Betriebsamkeit und Fleiß. „Nirgends werden die „Gaben der Natur schlechter als hier benutzt.“ — Alle Arten des Getraides kommen gut fort; Flachs- und Hanfbau werden vernachlässigt, dagegen ist der Weinbau sehr ansehnlich, auch der Tabacksbau in gutem Stande. Verschiedenes, das in diesen Ländern vortrefflich gerathen würde, fehlt ganz. Z. B. Hopfen, Safran, Waid ꝛc. — Schöne Städte, Schlösser und Marktflecken darf man hier nicht suchen. Erst seit 30 Jahren sind Dörfer angelegt, die aber ebenfalls schlecht gebauet sind. Ueber die Hälfte des Königreichs besteht aus adelichen Herrschaften und Landgütern, welche meistens dem Adel zugehören; und

ge beſitzt der Landesherr und die Geiſtlichkeit. Es giebt in Deutſchland Reichsfürſtenthümer, die kleiner ſind, als manches ſlavoniſches Gut. Im Durchſchnitte bringt jedes Dorf dem Edelmann jährlich ungefehr 1000 Fl. ein. — In Slavonien kann man auf eine geographiſche Quadratmeile nicht mehr als 203., und in Syrmien gar nur 169 Menſchen rechnen. Im Jahr 1777. belief ſich die Zahl aller Einwohner, die deutſchen und hungariſchen Regimenter ausgenommen, auf 235,000 Seelen. Eine ſehr ſchwache Anzahl für ein Land, das wohl 2 Millionen füglich nähren könnte. — Die Hauptſprache des Landes iſt die illyriſche, welche noch in Albanien, Dalmatien, Kroatien, Bosnien, Servien, und einem Theile der Bulgarey geredet wird. Die heutige aus einer Vermiſchung der ſlaviſchen mit der alten illyriſchen entſtandene Sprache der Illyrier hat 45 Buchſtaben, die nichts als verderbte griechiſche ſind, und von den walachiſchen ſtark abweichen. Obgleich die ruſſiſche Sprache mit zu den Töchtern der illyriſchen gehört; ſo verſtehen doch ein Illyrier und ein Ruſſe einander mit großer Mühe. Die gottesdienſtliche Sprache der griechiſchen Illyrier iſt die glagolitiſche, in welche die heilige Schrift überſetzt iſt, und alle zum Gottesdienſte gehörigen Bücher gedruckt werden. Dieſe Sprache iſt bey allen ſlaviſchen zur morgenländiſchen Kirche ſich bekennenden Völkern im Reden, Schreiben und Drucken einerley geblieben. — Die Haupttugenden der Illyrier ſind Treue gegen den Landesherrn, Gaſtfreyheit und Muth; ihre Hauptlaſter Faulheit, Hang zum Rauben und Plündern, und ein unbändiger Trieb zu hitzigen Getränken, mit allen hieraus entſpringenden Laſtern. — Zweyerley Religionen theilen Slavonien und Syrmien, ingleichen das hungariſch

rische Kroatien und Dalmatien, nemlich die a
bige, morgenländische, oder griechische, und die
lische, abendländische oder lateinische Kirche.
haben gleiche Rechte in ihrer öffentlichen Aus
aber nicht in Ansehung der Befugniß ihrer Mi
als Bürger des Staats betrachtet. Denn hier
ben die Glaubensgenossen der katholischen Kird
ge Vorzüge, die der Verf. S. 72. anführt.

Im zweyten Buche wird von der besonde
politischen Beschaffenheit Slavoniens und Syr
der Staatsverfassung, dem Zustande der Wiss
ten und Künste, Manufakturen, Handlung u
stizwesens in diesen Ländern, ingleichen von de
Geschichte von ganz Illyrien, und der neuern vo
vonien und Syrmien gehandelt.

Daß die dickste Unwissenheit unter den J
herrsche, war schon beyläufig bemerkt, und wi
ausführlicher bestätigt. Ein Geistlicher zweif
J. 1776., ob Nordamerika in Ost- oder We
liege. — Doch leidet dies, wie sich von selb
steht, einige Ausnahmen. Kercselics, Boscovi
felin, und andere, sind Beweise davon. In
nien sind gar keine illyrische, wohl aber deutsche
druckereyen. (Aus dem 46sten Stück des 5ten
ganges von Hrn. O. C. R. Büschings wöche
Nachrichten weiß man, daß des Freyherrn v
henhausen im J. 1777. zu Esseck gedruckte Ge
der Illyrier das erste deutsche Buch ist, wel
mals in Slavonien gedruckt worden.) Alle
sind Barden; nur ist ihre Dichtkunst, wie ihre
che, nicht ausgebildet, obgleich ihre Gedicht
disch klingen, und gut ins Ohr fallen. Sie hab
Reim — Die Manufakturen sind noch sehr
wovon unter andern die Leibeigenschaft, in wel

wohl Bürger als Bauer und Soldat ſich befinden, eine Haupturſache iſt. — Die jährliche Einfuhr aller fremden Waaren beträgt nicht viel über ½ Million Fl., wenn man das türkiſche Schlachtvieh, welches nach Deutſchland geht, nicht mitrechnet. Die Artickel hingegen, welche fremden Ländern zugeführt werden, ziehen wenigſtens 1½ Million fremdes Geld nach Slavonien; folglich gewinnt dieſes Königreich durch ſeinen Aktivhandel 1 Million Fl. jährlich. Aber die landesherrlichen Abgiſten und die Einkünfte der adelichen Landgüter, welche meiſtens außerhalb Landes verzehrt werden, verurſachen, daß das Land um nichts reicher wird. — Die Slavonier als Bürger des Staats betrachtet, beſtehen aus Reichsſtänden, aus den Bewohnern der Städte und Marktflecken, und aus Bauern, die zum Theil zugleich Soldaten ſind. Die Reichsſtände, welche Sitz und Stimme auf den hungariſchen Reichstagen haben, ſind der Biſchof von Diakowa'r, der einzige katholiſche Biſchof von Slavonien, (die griechiſchen Biſchöfe ſind keine Reichsſtände, haben aber übrigens eben ſo viel Gewalt als der katholiſche,) die Magnaten oder Reichsbaronen, d. i. die Fürſten, Grafen und Freyherren, die gemeinen Edelleute, welche adeliche Güter beſitzen, (Nobiles poſſeſſionati) und die königliche Freyſtadt Poſega. Der Biſchof und jeder Magnat hat auf dem Reichstage eine beſondere Stimme; alle Edelleute einer jeglichen Geſpannſchaft haben zuſammen nur zwo Stimmen, und die Freyſtadt Poſega eine. Eine Freyſtadt im Ganzen genommen, hat alle Vorrechte eines Magnaten; aber nicht die einzelnen Bürger derſelben. — Die Reichsſtandſchaft des hohen und niedern Adels hängt nicht von der Geburt, ſondern allein von dem Beſitz adelicher Gü-

ter

ter ab. Die anſehnlichen Gerechtſame der Reichsſtände werden S. 81. 82. ſpecificirt. —— Die geſammten königlichen Einkünfte aus Slavonien und Syrmien betragen jährlich eine Million Fl., wovon kaum die Hälfte zur Beſoldung der Bedienten und Truppen, Erhaltung der Veſtungen u. ſ. w. wieder verwendet wird. — Das Polizeyweſen iſt in ganz Illyrien ſehr ſchlecht. — — Im Nothfalle kann Slavonien, ſeiner geringen Volksmenge ungeachtet, leicht 30,000 Mann ins Feld ſtellen. —

Wir müſſen es, um nicht zu weitläuftig zu werden, bey dem Angeführten bewenden laſſen. Es iſt hinlänglich, unſern Leſern einen Begriff von dem Nutzen und der Reichhaltigkeit dieſer Schrift zu machen. Ueberall herrſcht in derſelben, einige Wiederholungen und Provinzialismen ausgenommen, ein ſchicklicher Ausdruck, Ordnung, und die in ſolchen Materien ſo nöthige Genauigkeit. Hin und wieder giebt der Verf. zu beſſerer Benutzung der Landesprodukte, Aufhelfung der Bevölkerung, Induſtrie ꝛc. Vorſchläge, welche von ſeinen Einſichten und patriotiſchen Geſinnungen zeugen. Unter andern meynt er, das kürzeſte und leichteſte Mittel, den Geiſt der Arbeitſamkeit rege zu machen, wäre vielleicht, wenn Pracht und Ueppigkeit eingeführt, und die Bedürfniſſe des Lebens vervielfältiget würden. „Aber, ſetzt er hinzu, weg mit ſol„chen ſchädlichen und ſchnöden Mitteln, welche ärger „ſind, als das Uebel ſelbſt, das ſie heilen ſollen.“ Wir ſehen hiebey, wenn nur Maaße gehalten wird, ſo viel ſchädliches nicht. Eine gewiſſe Pracht und Ueppigkeit, (Luxus) dies Wort nicht eben im ſchlimſten Verſtande genommen, iſt, wie unſer Verf. gewiß nicht läugnen wird, zum Flor eines jeden Staats nothwendig, und iſt eine unvermeidliche Folge von den

bey-

beyfallswürdigen Mitteln, welche er angiebt, das Land in größere Aufnahme zu bringen. Sollte alles unterbleiben, deſſen Uebertreibung oder Mißbrauch zu fürchten iſt, ſo müßten die Menſchen faſt zu Neuſeeländern herabgeſetzt werden. Die Kunſt iſt, dem Mißbrauche vorzubeugen. — Mit der noch rückſtändigen geographiſchen Beſchreibung wird der Verfaſſer dieſe Arbeit beſchließen.

Lb.

VIII.

Magazin für die neue Hiſtorie und Geographie, angelegt von D Anton Fr. Büſching, Königl. Preuſſiſchen Oberconſiſtorialrath — Eilfter Theil. Mit einer Landcharte. Halle, bey Curt. 1777. 4. 2 Alph. 18 Bogen, und 3 Blätter Titel, Vorrede und Inhalt.

Der ſächſiſche Finanzſtaat von D. Ant. Fr. Büſching, in 4. aus dem 11ten Theile ſeines Magazins beſonders abgedruckt.

Die Polniſche Krone, welche zween Sächſiſche Churfürſten von 1697 bis 1763, einen Zeitraum von 66 Jahren getragen, hat einen größern Aufwand des Hofes, und dieſer eine Vermehrung der Auflagen zur nothwendigen Folge gehabt. Hiezu kommen noch verſchiedene unglückliche Kriege, erſtlich der ſchwediſche von 1700 bis 1706, und von 1709 bis 1716, hernach der wegen der öſterreichiſchen Erbfolge, und endlich der öſterreich-preuſſiſche, welche alle nicht nur eine Menge Geldes und Volkes

gekoſtet, ſondern auch das Land ſelbſt, weil es einige Jahre der Schauplatz der Waffen geweſen iſt, auf das äußerſte erſchöpft haben. Kein Wunder iſt es alſo, daß Sachſen mit einer ungeheuern Schuldenlaſt, wozu jedoch auch andere bekannte Urſachen mitgewirket haben, beſchweret worden iſt. Aber ein Wunder iſt es, daß, nach dieſen unglücklichen Zeiten, ſich alles ſo bald wieder erholet hat; welches, ohne die Güte des Landes und die emſigſte Betriebſamkeit der Einwohner in allen Arten des Erwerbs, nicht möglich geweſen zu ſeyn ſcheint. Ein Unterricht von dem gegenwärtigen Zuſtande der churſächſiſchen Finanzen konnte nicht anders als angenehm ſeyn. Und dieſen finden wir in dem 11ten Theile des Büſchingiſchen Magazins, der eine Sammlung von mancherley die Einkünfte, Ausgaben und Schulden dieſes Churfürſtenthums betreffenden Aufſätzen und Rechnungen enthält. Hieraus wollen wir, ohne die beſondern Titel dieſer kleinen Schriften, die zu vielen Raum wegnehmen würden, herzuſetzen, das weſentlichſte, mit möglicher Kürze auszeichnen.

S. 3 — 24. Die Hauptzweige der churſächſiſchen Einkünfte ſind:

1) Allerley Vermögen- und Perſonenſteuern. Dahin gehören 1) die Grundſteuer von Ländereyen; 2) die Schock- oder Pfennigſteuer, 3) die Quatemberſteuer, die eine willkürliche Perſonenſteuer iſt, und ihren Namen daher hat, daß ſie, bey ihrer erſten Anordnung jährlich viermal an den ſo genannten Quatembern bezahlet ward, itzo aber 49 mal im Jahre bezahlet wird. 4) Die Brauſteuer, 1½ Thaler von der ſächſiſchen Tonne. 5) Die Kopfſteuer, nach dem Range und Stande der Perſonen. 6) Die Fleiſchſteuer, ein Pfennig vom Pfunde Fleiſch, das verkauft wird.

7) Das

7) Das freywillige Geſchenk des Adels, welches auf jedem Landtage dem Churfürſten und der Churfürſtinn bewilligt, und nach den Ritterpferden vertheilet wird. Alle dieſe Steuern werden von den Landſtänden auf dem Landtage bewilligt oder abgeſchafft, vermehrt oder vermindert, ſo wie die Umſtände es erfodern.

II) Die Acciſe, die allein in den Stadtthoren gehoben wird. Nach ihrer erſten Einrichtung ſollte aus der Acciscaſſe der Betrag der Quatember- und Pfennigſteuern an die Steuercaſſe abgegeben werden. Aber als dieſelben in der Folge vermehrt und erhöhet wurden, that der Hof die Erklärung, daß er ſich nur der alten Auflagen begeben hätte; und die Städte mußten alſo, ungeachtet ſie mit der Acciſe beſchweret waren, dennoch die neuen Vermögen- und Perſonenſteuern, eben ſo, wie die Leute auf dem Lande, bezahlen. Und ſeitdem haben ſie ſehr, ſowohl an Einwohnern als Vermögen, abgenommen. Der neue Betrag der Acciſe iſt, nach Abzuge der Verwaltungskoſten, und der zurückgegebenen alten Auflagen der Städte an die Steuercaſſe, jährlich höchſtens 400000 Thaler.

III) Die Domainen und Regalien. Darunter ſind vornemlich begriffen: 1) Die Churfürſtlichen Domainengüter, die in viele Aemter und Pachten getheilt ſind; 2) die Domaineneinkünfte und verſchiedene andere Arten der Abgaben in der Ober- und Niederlauſitz; 3) das Waſſer- Wald- und Jagdregal; 4) die Landacciſe; 5) die Geleitsgelder; 6) die Poſten; 7) die Land- und Waſſerzölle; 8) die Münze; 9) die Bergwerke; 10) das Stempelpapier und Karten; 11) die Porzellanfabrik zu Meißen; 12) die Salzwerke und Salzſteuern. Dieſes alles belief ſich vor

dem letzten Kriege, auf 2,500000 Thaler, die aber ſeitdem auf 2,200000 gefallen ſind.

IV) Die Kriegscaſſe. In dieſe fließen 1) die Kriegsſteuer der Lauſitz; 2) die Steuer zum Unterhalt der Armee; 3) die Steuern der Schwarzburg-Rudelſtädt- und Sondershauſiſchen Länder; 4) die Einkünfte der Stifter Merſeburg und Zeitz. Alles zuſammen geht bis auf 800000 Thaler.

Wegen der zu Tilgung der Schulden gemachten Einrichtungen und der vielen Appanagegelder, bleiben zur freyen Verfügung des Churfürſten kaum zwey Drittel ſeiner Einkünfte. Und der in den letzten Jahren der vormundſchaftlichen Regierung des Prinzen Xaver ſehr hochgetriebene Kriegsſtatt nimmt noch über die Hälfte davon weg. Der Hof iſt alſo, in Anſehung ſeines Aufwands ſehr eingeſchränkt, und, wofern er nicht ſeine Einnahme und Ausgabe in eine Gleichheit ſetzte, muß er alle Jahre neue Schulden machen.

Die Churſächſiſchen Schulden ſind von dreyerley Art:

1) Die Steuerſchulden, wofür die Landſtände haften. Dieſe betrugen in der Neujahrsmeſſe 1764. 29,028424 Thaler. Die während dem Kriege unbezahlt gebliebenen Zinſen, zu 5 vom Hundert, wurden für erloſchen geachtet, und fürs künftige auf 3 vom Hundert heruntergeſetzt; welches doch für die Gläubiger noch vortheilhafter war, als wenn nach einem von dem Freyherrn von Gartenberg dem Grafen von Brühl gethanen Vorſchlage, ſowohl die Capitalien als die Zinſen auf die Hälfte heruntergeſetzt worden wären. Hiernächſt wieſen die Landſtände jährlich 1,100000 als einen Tilgungsfond an, woraus die jährlichen Zinſen abgetragen, und von dem überbleibenden

benden einige auf den Leipziger Messen durch eine Lotterie zu ziehende Capitalien bezahlt werden sollten. Von 1764 bis zur Michaelismesse 1775 sind an Capitalien 3,492281 Thaler bezahlt, und bis zur gänzlichen Tilgung dieser Schuld werden ungefähr 60 Jahre erfodert werden.

II) Die auf die Kammer- und die Acciscasse angewiesenen Schulden. Diese sind unter der Regierung des Churfürsten Friedrich Christians liquidirt; die Forderungen der Gläubiger aber, nach der Beschaffenheit ihrer Anlehne, und der Münze, worinn sie die Bezahlung verlangen konnten, beträchtlich verändert worden. Dennoch bleiben nach dieser Liquidation noch beynahe 6 Millionen Thaler zu bezahlen, welche durch 2 bis 3 vom Hundert Zinsen tragende Kammerverschreibungen berichtiget wurden. Zugleich aber wies der Churfürst eine jährliche Summe von 300000 Thalern auf die Einkünfte der Accise und der Domainen an, wovon die Zinsen, und von dem Ueberschusse nach und nach die mittelst einer Lotterie vertheilten Capitalien bezahlt werden sollten.

III. Die besondern Schulden des Hofes, welche theils vor, theils in, und theils nach dem Kriege gemacht worden sind, und zusammen 6 Millionen betragen. Aus diesem allem erhellet, daß die gesammten Schulden des Landes und des Herrn, zur Zeit des Hubertsburgischen Friedensschlusses, ungefähr 40 Millionen Thaler gewesen sind.

Im Jahr 1770. war die Einnahme

1. der Obersteuercasse	2,485222	Thaler
2. der Acciscasse	400000	
3. der Kriegscasse	800000	
4. der Domainencasse	2,230000	
zusammen	5,915222	Thaler.

dem letzten Kriege, auf 2,500000 Thaler, die aber seitdem auf 2,200000 gefallen sind.

IV) Die Kriegscasse. In diese fließen 1) die Kriegssteuer der Lausitz; 2) die Steuer zum Unterhalt der Armee; 3) die Steuern der Schwarzburg-Rudelstädt- und Sondershausischen Länder; 4) die Einkünfte der Stifter Merseburg und Zeitz. Alles zusammen geht bis auf 800000 Thaler.

Wegen der zu Tilgung der Schulden gemachten Einrichtungen und der vielen Appanagegelder, bleiben zur freyen Verfügung des Churfürsten kaum zwey Drittel seiner Einkünfte. Und der in den letzten Jahren der vormundschaftlichen Regierung des Prinzen Xaver sehr hochgetriebene Kriegsstatt nimmt noch über die Hälfte davon weg. Der Hof ist also, in Ansehung seines Aufwands sehr eingeschränkt, und, wofern er nicht seine Einnahme und Ausgabe in eine Gleichheit setzte, muß er alle Jahre neue Schulden machen.

Die Churſächsischen Schulden sind von dreyerley Art:

1) Die Steuerschulden, wofür die Landstände haften. Diese betrugen in der Neujahrsmesse 1764. 29,028424 Thaler. Die während dem Kriege unbezahlt gebliebenen Zinsen, zu 5 vom Hundert, wurden für erloschen geachtet, und fürs künftige auf 3 vom Hundert heruntergesetzt; welches doch für die Gläubiger noch vortheilhafter war, als wenn nach einem von dem Freyherrn von Gartenberg dem Grafen von Brühl gethanen Vorschlage, sowohl die Capitalien als die Zinsen auf die Hälfte heruntergesetzt worden wären. Hiernächst wiesen die Landstände jährlich 1,100000 als einen Tilgungsfond an, woraus die jährlichen Zinsen abgetragen, und von dem überbleibenden

benden einige auf den Leipziger Meſſen durch eine Lotterie zu ziehende Capitalien bezahlt werden ſollten. Von 1764 bis zur Michaelismeſſe 1775 ſind an Capitalien 3,492281 Thaler bezahlt, und bis zur gänzlichen Tilgung dieſer Schuld werden ungefähr 60 Jahre erfodert werden.

II) Die auf die Kammer- und die Acciſecaſſe angewieſenen Schulden. Dieſe ſind unter der Regierung des Churfürſten Friedrich Chriſtians liquidirt; die Forderungen der Gläubiger aber, nach der Beſchaffenheit ihrer Anlehne, und der Münze, worinn ſie die Bezahlung verlangen konnten, beträchtlich verändert worden. Dennoch bleiben nach dieſer Liquidation noch beynahe 6 Millionen Thaler zu bezahlen, welche durch 2 bis 3 vom Hundert Zinſen tragende Kammerverſchreibungen berichtiget wurden. Zugleich aber wies der Churfürſt eine jährliche Summe von 300000 Thalern auf die Einkünfte der Acciſe und der Domainen an, wovon die Zinſen, und von dem Ueberſchuſſe nach und nach die mittelſt einer Lotterie vertheilten Capitalien bezahlt werden ſollten.

III. Die beſondern Schulden des Hofes, welche theils vor, theils in, und theils nach dem Kriege gemacht worden ſind, und zuſammen 6 Millionen betragen. Aus dieſem allem erhellet, daß die geſammten Schulden des Landes und des Herrn, zur Zeit des Hubertsburgiſchen Friedensſchluſſes, ungefähr 40 Millionen Thaler geweſen ſind.

Im Jahr 1770. war die Einnahme

1. der Oberſteuercaſſe	2,485222	Thaler
2. der Acciscaſſe	400000	
3. der Kriegscaſſe	800000	
4. der Domainencaſſe	2,230000	
zuſammen	5,915222	Thaler.

Die Einkünfte des Churfürſtenthums Sachſen, ſind eben ſo groß als die des Königreichs Dänemark, und größer als die von Polen oder Schweden. *)

S. 25—211. Die folgenden Artikel, welche größtentheils Auszüge aus den Rechnungen über Einnahme und Ausgabe bey der Oberſteuercaſſe, von 1769. bis 1775. enthalten, übergehen wir als weniger wichtig, und bemerken nur noch aus der

S. 213—215. Tafel der Bevölkerung der geſammten Länder des Churhauſes Sachſen 1775. daß dieſelbe 1,695226 Perſonen männ- und weiblichen Geſchlechts, mit Einſchließung des Kriegsſtandes, betragen habe.

S. 217 — 232. Mémoire contenant un Précis militaire et hiſtorique de ce qui eſt arrivé en Saxe vers la fin de l'année 1745.

Dieſe kleine Schrift entdeckt den Plan der Höfe von Wien und Dresden, zufolge welchem, nach dem Feldzuge des 1745ſten Jahres, die Mark Brandenburg und das Herzogthum Magdeburg angegriffen werden ſollten. Wie es mit der Ausführung dieſes Plans abgelaufen ſey, iſt eine bekannte Sache, und es würde überflüßig ſeyn, es aus dieſem Mémoire, das aus einer Sächſiſchen Feder gefloſſen iſt, zu erzählen. Daſſelbe iſt auch nicht ſo unbekannt. Schon 1746. iſt es in einer deutſchen Ueberſetzung unter dem Titel erſchienen: Nachricht oder hiſtoriſche Erzählung der Kriegshandlungen, welche gegen das Ende des 1745ſten Jahres in Sachſen ſich zugetragen haben.

*) Im J. 1769. waren die däniſchen ordentlichen und außerordentlichen Einkünfte 6,072270 Thaler, die franzöſiſchen Hülfsgelder zu 300000 Thalern mit eingerechnet. Die Einkünfte von Polen ſind ungefähr 2½, und die von Schweden 4 Millionen Thaler.

ben. Aus dem Französischen übersetzt: nebst Anmerkungen eines Preußischen Grenadiers. Hamburg 1746. 8. Der Grenadier wirft in seiner Vorrede dem Verfasser vor, daß er, nachdem die Verwunderung über die schleunige Eroberung von Sachsen allmählich aufhörte, mit seiner Erzählung hervorgetreten sey, um diese beynahe schon verschwundene Verwunderung entweder aufs neue rege zu machen, oder sie gänzlich zu tilgen: weswegen der Grenadier diese Erzählung beständig mit seinen Anmerkungen begleitet, und überall das Fehlerhafte sowohl des Plans als der Ausführung zeigt.

Von allen diesen das Churfürstenthum Sachsen betreffenden Artikeln, ist auch ein besonderer Abdruck gemacht, unter dem Titel: Der Churſächsische Finanzstaat in der neuesten Zeit, mit einem historischen Anhange. Halle 1777. 4.

S. 235 — 280. Nun folgen ein paar Schriften, welche die Aufnahme fremder Familien unter die Holsteinische alte einheimische Ritterschaft betreffen.

Im 9ten Theile dieses Magazins sind schon einige hievon handelnde Briefe abgedruckt, worin die Frage von der Aufnahme der Fremden verneinend beantwortet wird *). Diese Beantwortung wird nun in diesen dem Hrn. Herausgeber zur Bekanntmachung zugesandten Aufsätzen widerlegt, und weitläuftig behauptet, daß die alte einheimische Ritterschaft unter ihren Privilegien keines habe, (und ohne ein solches könnte sie sich das Recht nicht anmaßen) ein besonderes Corps zu formiren, und die übrigen im Lande angesessenen Edelleute von ihren Conventen und andern

*) Man sehe die Anzeige dieses 9ten Theils im 30sten Bande der A. d. Biblioth. S. 129.

adelichen Freyheiten und Gerechtſamen auszuſchließen. Und obgleich, in neuern Zeiten, die Abkömmlinge des alten Schleswig-Holſteinſchen Adels fremde ins Land gekommene und darin mit adelichen Gütern anſeſſig gewordene Edelleute unter ſich aufgenommen hätten; ſo ſey dieſes doch blos mit Nachſicht der Landesherrſchaft geſchehen. Aus dieſen Vorgängen ein Privilegium, ohne ausdrückliche Vergünſtigung der höchſten Landesherrſchaft, welche hier fehlte, machen zu wollen, ſchien grundlos und übertrieben zu ſeyn. Eben ſo behauptet der Verfaſſer, daß die alten einheimiſchen adelichen Familien gar kein ausſchließliches Recht zu den Klöſtern hätten, weil, als, bey der Reformation im 16ten Jahrhundert, alle fremde Stiftungen ſeculariſiret worden, die Landesherrſchaft die vier Klöſter zu Itzehoe, Preetz, Uetersen und St. Johannis zu Schleswig, zum Beſten der Schleswig-Holſteinſchen wirklichen Landſaſſen, ohne Unterſcheid, und ohne an gewiſſe Familien gebunden zu ſeyn, erhalten habe.

S. 283 — 304. Jul. Friedr. von Keſſenbrink, ehemal. Präſidenten der Regierung und des Conſiſtorii zu Stettin, Beſchreibung des Uſedomſchen und Wollinſchen Kreiſes in Vorpommern Preußiſchen Antheils.

Dies ſollte eine Probe einer genauen Beſchreibung des Herzogthums Pommern königl. Preußiſchen Antheils ſeyn, welche der, 1775. verſtorbene Verfaſſer verfertigen wollte. Die beyden Kreiſe beſtehen in den Inſeln Uſedom und Wollin, welche, mit den darin liegenden Städten und Dörfern, ſehr genau beſchrieben und in einer beygefügten Landcharte vorgeſtellt werden. Uſedom iſt 7 geographiſche Quadratmeilen groß. Die Zahl der Einwohner ſchätzt der Ver-

Verfaſſer aus den Todtenliſten auf 6480, und würden alſo 926 Menſchen auf eine Quadratmeile kommen. Er berührt auch etwas von der alten berühmten Stadt Wineta. Einige Ueberbleibſel davon findet man noch in der Oſtſee, nicht weit von dem Dorfe Damerow, wo im J. 1771. zwey holländiſche Schiffe auf dreyen im Dreyeck ſtehenden runden Pfeilern von weißem Marmor oder Alabaſter geſcheitert ſind. Eben ſo genau iſt die Inſel Wollin beſchrieben, welche $4\frac{1}{2}$ geogr. Quadratmeilen hält. Darin leben 5760 Menſchen, und kommen alſo 1280 auf eine Quadratmeile.

S. 305 — 312. Einige bisher noch nicht gedruckte Aufſätze, welche die Geſchichte des hochfürſtl. Hauſes Holſtein-Gottorf betreffen.

Der erſte iſt ein von Holſtein-Gottorf 1713, in den damaligen nordiſchen Kriegsunruhen dem Hauſe Meklenburg gethaner Vorſchlag zu einem Bündniſſe, Kraft deſſen jeder Theil 6000 Mann halten, und Meklenburg das Recht zu einer gemeinſchaftlichen Beſetzung der Stadt Wismar, entweder mit Preußen oder Holſtein, bekommen ſollte.

Der zweete iſt Lettre du Roy Stanislas à Mr. le Comte de Baſſewitz, datée à Chambor le 19 Fevr. 1726. Der König Stanislaus war, wie es ſcheint, gebeten worden, die Angelegenheiten des Herzogs von Holſtein Carl Friedrichs zu Wiedererlangung ſeines verlornen Theils von Schleswig an dem franzöſiſchen Hofe zu befördern. Er antwortete, daß er hierbey in den damaligen Umſtänden, wegen der Verbindung Frankreichs mit England, nichts zu thun vermögte, und erklärt ſich ausführlich über die Parthey, die der Herzog in der damaligen Lage der Sachen zu ergreifen habe.

Der dritte Aufsaß ist des Holsteinschen Geh. Raths Johann von Pechlin Gutachten, welches er, 1741. von Stockholm nach Kiel abgehen lassen. Der Tag ist darin nicht angezeichnet. Es scheint aber, daß es, schon vor dem Ausbruche des Schwedisch-Russischen Krieges, eingesandt worden sey. Es ist sehr dunkel. Den Hauptinhalt macht des damaligen jungen Herzogs von Holstein Carl Peter Ulrichs Thronfolge in Schweden aus. Zugleich aber blickt etwas von einem geheimen Anschlage, die Prinzessinn Elisabeth auf den russischen Thron zu bringen, und von den daraus für den jungen Herzog zu hoffenden Vortheilen hervor. Man muß also schon zeitig von dieser am russischen Hofe erst gegen das Ende des Jahres 1741. erfolgten Veränderung, sowohl zu Stockholm als zu Kiel, einige Kenntniß gehabt haben.

S. 313 — 332. Verzeichniß aller im Herzogthum Meklenburg Schwerinschen Antheils belegenen landesfürstlichen und ritterschaftlichen Güter. 1777.

In dem dritten Theile dieses Magazins S. 71 — 104. steht bereits ein solches Verzeichniß. Das itzo mitgetheilte ist aus dem Meklenburg-Schwerinschen Staatskalender, weil es neuer, und vermuthlich auch richtiger ist, abgedruckt worden.

S. 335 — 356. Etat présent des Forces Turques sur Terre 1774.

Die türkischen Kriegsvölker sind von viererley Art: 1. Die Capikûli, die nach Europäischer Art besoldet werden. Diese bestehen 1) aus den Fußvölkern, welche sie Jengitscheri, wir insgemein Janitscharen, nennen; 2) der Reuterey oder den Spahis, und 3) den Artilleristen. Die Zahl der Janitscharen geht heutiges Tages bey weitem nicht auf 40000;

und wegen eines groſsen Abganges an Dienſtfreyen, und den Beſatzungen in den Feſtungen, kommen nicht über 22000, und 2 bis 3000, als das Egyptiſche Contingent, in das Feld. Die Spahis machen 20000 Mann aus; wovon aber kaum 15000 in einem Treffen erſcheinen, weil die übrigen entweder zu andern Verrichtungen gebraucht werden, oder Dienſtfrey ſind. Der Artilleriſten, mit Einrechnung der Fuhrleute, Handlanger ꝛc. ſind ungefähr 6000 Mann. Die Türken haben eine zahlreiche Artillerie, und im erſten Feldzuge wohl 400 bis 500 Kanonen.

II. Die Toprakly, d. i. Landbeſitzer, welche alle zu Pferde dienen, und in dem vormaligen Flor des türkiſchen Reichs, 130000 Mann ausmachten. Sie werden in Zayms und Timariotten getheilt, und ſind eine Art von Lohnleuten. Weil die erſtern gröſsere Einkünfte als die letztern haben; ſo müſſen jene vier, dieſe zween Reuter mit ſich ins Feld bringen, und ſie, ſo wie ſich ſelbſt, unterhalten. Anitzo iſt ihre Zahl ſehr vermindert, weil die Hälfte der Lehngüter, welche die Zayms und Timariotten ehemals beſaſsen, verloren ſind.

III. Diejenigen Völker, die Kriegsdienſte, als eine Art von Tribut leiſten müſſen. Hieher gehören vornehmlich die Tataren. Aber nachdem ſie durch den Friedensſchluſs zwiſchen den Ruſſen und Türken von 1774. ein freyes Volk geworden ſind; ſo müſſen auch ihre Kriegsdienſte aufhören. —

IV. Die Serraatkülу, d. i. Gränzſoldaten, die zu Vertheidigung der Gränzen und der Gränzfeſtungen beſtimmt, und theils Fuſsvolk, theils Reuter, theils Artilleriſten aus den Gränzprovinzen ſind. Wenn es an einer hinlänglichen Zahl Eingebohrner fehlt, werden Bosniaken und Arnauten in Sold genommen.

Verzeich-

Verzeichniß der ganzen türkischen Kriegsmacht, wie es scheint, von 1774.

Fußvölker

Janitscharen	24000
Egyptische	3000
Gränzsoldaten	10000
Artillerie	6000
Gränzartilleristen, Minirer ꝛc.	4000
	47000

Reuterey

Spahis	15000
Zayms und Timariotten	75000
Gränztruppen	10000
Tataren	50000
	150000
In allem	197000.

— Ein von diesem abweichendes anderes Verzeichniß geben des ehemaligen venetianischen Gesandschaftssekretärs Peter Businello Nachrichten von der Ottomannischen Porte in des Herrn le Bret Magazin zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeschichte Th. II. S. 158. Er rechnet die türkische Kriegsmacht auf 447454 Mann, bemerkt aber dabey, daß höchstens nur 277454 zu Felde gehen können. —

S. 359, 360. Verzeichniß aller Seelen und aller Landgüter, welche 1772. in den königlichen Sardinischen Staaten auf dem festen Lande, nach den bischöflichen Kirchensprengeln, Abteyen und Viariaten gezählet worden.

Die Zahl der Landgüter war 2692, der Menschen 2,695727, und darunter 15665 Waldenser, und

und 5667 Juden. Diese Länder, die ungefähr nur 800 geogr. Quadratmeilen groß sind, haben dennoch mehr Einwohner als Schweden oder Dänemark. —

S. 361 — 368. Bevölkerungsliste vom Herzogthum Mailand, Oesterreichischen Antheils, von Ostern 1773. bis mit 1774.

Sie ist aus einer Tafel genommen, die der Fürst von Kaunitz in Kupfer hat stechen, aber davon nur wenige Exemplare abdrucken lassen.

Der Familien waren 209149, und darunter 781 Fremde; der Gebohrnen 42656, der Gestorbenen 38100. Die Summe aller Lebenden war 1,110152. darunter befanden sich

Weltgeistliche . .	9967
Mönche . . .	4815
Nonnen . . .	6555
zusammen	21337 geistliche Personen,

von denen also eine auf 52 Seelen kommt; welches viel ist. —

Die letzten Artikel in diesem Theile des Magazins betreffen Rußland, und sind folgende:

S. 371 — 436. Tarif, nach welchem der Zoll in den Hafen des schwarzen Meeres von aus- und eingehenden Waaren entrichtet werden soll. Gedruckt bey dem Senat im Jahr 1775.

Der Russische Handel auf dem schwarzen Meere ist eine Folge des 1774. mit den Türken geschlossenen Friedens. Um denselben der Krone vortheilhaft zu machen, sind drey neue Oberzollämter errichtet worden, nämlich I. das Seezollamt bey der Festung Taganrock am Aßowischen Meer; II. das Nikitinskische Gränzzollamt am Dniepr; III. das Mirgradische Gränzzollamt. Diesen dreyen sind neun andere

Zoll-

Zollämter untergeordnet; und zur Aufmunterung des Handels, die Zölle von den eingehenden türkiſchen, levantiſchen und griechiſchen Waaren um ein beträchtliches niedriger, als in dem Petersburgiſchen Zolltarif geſetzt worden.

S. 437 — 464. Mémoire ſur le Commerce de Ruſſie, de 26 Iuin 1761.

Zuerſt kommen einige allgemeine Handelsgrundſätze, z. B. I. Eine Handlung kann Privatleuten nützlich und dem Staat ſchädlich ſeyn. II. Ein Handel, der unter viele kann vertheilt werden, ſoll nicht auf eine einzelne Perſon eingeſchränkt werden. III. Der unmittelbare Handel iſt vortheilhafter, als der mittelbare. IV. Die Ausfuhr der eignen Landeswaaren und Manufacturen iſt höchſt vortheilhaft. Je größer ſie iſt, deſto größer iſt der Vortheil, u. ſ. w. Dieſe Grundſätze erläutert der Verfaſſer durch Exempel, und macht davon die Anwendung auf Rußland; hernach handelt er noch insbeſondere von der Ueppigkeit (Luxus) von Monopolien und Verpachtungen der Einkünfte; von dem unmittelbaren Handel; von dem Feldbau, von Manufacturen und Fabriken; von Rußlands vielen eigenen Waaren, und von den ruſſiſchen Zöllen. Er zeigt hiebey in ſeinen Anmerkungen, wie der Handel in dem ruſſiſchen Reiche verbeſſert und vergrößert werden könne.

S. 465—470. Mémoire ſur la Situation actuelle du Commerce de France en Ruſſie. 1758.

Von dem franzöſiſchen Handel mit Rußland ſteht ſchon ein Aufſatz im 9ten Theile dieſes Magazins. *) Dies Memoire gründet ſich darauf, und wiederholet ihn zum Theil. Der Vorſchlag iſt, bey der damali-

gen

*) S. 181. u. ff. Man ſehe den 20ſten Band der allg. d. Bibl. S. 115.

gen Verbindung zwiſchen Frankreich und Rußland, die Gelegenheit zu Errichtung eines unmittelbaren Handels zwiſchen beyden zu ergreifen, zumal da ſchon zween franzöſiſche Kaufleute in Petersburg einen Handel über die Ausfuhre von 100000 Centnern Ukrainiſchen Taback geſchloſſen hätten, wodurch man in Frankreich des Virginiſchen Tabacks, den man von den Engländern kaufen müßte, würde entbehren können. Der Verf. verlangt aber, daß den gedachten Kaufleuten zu dieſem Handel 1,200000 livres von der Regierung auf ſechs Jahre Zinſenfrey vorgeſchoſſen werden möchten.

S. 471—478. Joſt Heinrich Brockhauſens Anerbietungen, Manufakturen und Fabriken im ruſſiſchen Reiche anlegen zu wollen. 1702. 1703.

Sie wurden angenommen, und Brockhauſen, der wie es ſcheint, in Berlin, und königl. Preußiſcher Rath geweſen iſt, ſoll 30 Perſonen an Handwerkern und Künſtlern nach Rußland gebracht haben.

S. 479—522. Abgeſtatteter Bericht an den römiſch-kaiſerlichen Hof von der ruſſiſchen Kaiſerinn Katharina I. Herkunft und Gelangung zum Thron. Wien, am 28 Sept. 1725.

Von der Herkunft und den erſten Begebenheiten oder Abentheuern dieſer Kaiſerinn hat man nunmehr ſo viele widerſprechende Erzählungen, daß dadurch die Geſchichte ihrer Jugend immer zweifelhafter und ungewiſſer wird. Nach den erſten und lange als wahr angenommenen Nachrichten, war ſie ein uneheliches Kind einer liefländiſchen Erbmagd, und von dem Probſte Glück in Marienburg erzogen, hernach aber mit einem ſchwediſchen Dragoner verheirathet worden. *)

den. *) Dieſes hat auch Voltaire in Carls XII. Leben erzählet **) Aber in ſeiner Geſchichte Peters des Großen läßt er ſie aus einer Litauiſchen adelichen Familie, namens Scavronski, herſtammen. ***) In einer von dem Hrn. O. C. R. Büſching bekanntgemachten Anecdote †) wird ihr auch eine Litauiſche Abkunft, aber nicht aus einem adelichen, ſondern geringen leibeigenen Geſchlechte, gegeben. Allein die Nachricht von ihrer liefländiſchen Herkunft, womit auch in der Hauptſache der vor uns liegende Bericht an den römiſch-kaiſerl. Hof übereinſtimmt, bleibt noch immer die wahrſcheinlichſte, und wird erſtlich dadurch beſtärkt, daß, wie ſowohl dieſer Bericht, als Webers Erzählung bezeuget, Catharina für des Probſtes Glück Wittwe und Kinder geſorgt habe. Hiernächſt hat ſie ſich ſelbſt, nach dem Zeugniſſe des Holſtein-Gottorfiſchen geheimen Raths, Grafen von Baſſewitz, ††) für eine gebohrne Liefländerinn erklärt. Sonſt aber beſchuldigt der Verfaſſer des Berichts die Kaiſerinn Catharina, daß ſie ihren Gemahl wider ſeinen Sohn erſter Ehe, den Prinzen Alexei, aufgebracht, und ſeine unglücklichen Schickſale, ja ſelbſt ſeinen

*) Man ſehe in des Hrn. Prof. Schmidts Materialien zu der ruſſ. Geſch. Th. I. S. 203. u. ff. den Bericht des Churbraunſchw. Reſidenten **Webers**, der auch in ſeinem **veränderten Rußland**, Th. III. S. 7. aber weniger vollſtändig ſteht.

**) Liv. V. p. 172. ingleichen in den Anecdotes ſur Pierre le Grand Tom. II. des Oeuvr. de Mr. de *Voltaire* p. 250. Edit. de Dresde en. gr. 8.

***) Tom. II. Ch. 3. p. 56.

†) Magaz. Th. III. S. 190.

††) Man ſehe Eclairciſſimens ſur pluſieurs Faits relatifs au regne de Pierre le Grand, in **Büſchings Magaz. Th. IX. S. 338. 349. und Allg. d. Biblioth. B. XXX. S. 124.**

seinen Tod befördert habe. Er bekräftigt auch ihre Liebeshändel mit dem Kammerherrn Mons, welchem sie den Kopf kosteten. †) Weil diese Begebenheit, setzt der Verf. hinzu, bekannt war, und der Kaiser bald darauf starb; so wollte der gemeine Mann, der von der Krankheit desselben nicht eher, als zween Tage vor seinem Tode, etwas erfahren hatte, nicht glauben, daß es mit diesem so plötzlichen Tode natürlich zugegangen wäre, sondern ihn einer Vergiftung zuschreiben. Endlich dient auch dieser Bericht zum Beweise, daß Peter I. seine Gemahlinn nicht zu seiner Nachfolgerinn ernannt habe; sondern daß sie, mit dem Beystande einiger Großen und der Garderegimenter auf den Thron und zur Regierung gekommen sey.

S. 523 — 532. Briefe an den Zaren Alexei Michailowitsch, und an (oder vielmehr von) dessel-ben Prinzen und Nachfolgern auf dem Thron, Iwan Alexejewitsch und Peter Alexejewitsch.

Es sind drey lateinische Briefe, zween von dem Churfürsten zu Sachsen Johann George II., und einer von seinem Bruder, dem Administrator des Stifts Merseburg, Christian; und zween deutsche: der erste von dem Zar Alexei Michailowitsch an den Herzog von Sachsen-Gotha, Ernst den Frommen, und der andere von den beyden Zaren Iwan und Peter, an dessen Sohn, den Herzog Friedrich I. Beyde sind Uebersetzungen aus dem vorigen Jahrhunderte. Der Inhalt aller dieser Briefe ist zwar von keiner Wichtigkeit; aber man sieht doch daraus das ehemalige Kanzleyceremoniel, welches deutsche Fürsten gegen die Zaren, und diese gegen jene gebraucht haben.

Anm.

†) S. die Vorrede zum 9ten Th. des Mag.

IX.

Freymüthige Unterſuchung der Vorzüge, Macht, u. Anſehen (der M. u. des Anſehens) des Lehr- und Predigtamts, wie auch des Nutzens oder Schadens der Geiſtlichen, in Anſehung des Verfalls der Religion und ihrer Wiederaufhelfung. Roſtock, 1777. 92 S. 8. bey Koppe.

Drey Abſchnitte: 1) Die vielen (viele) Klagen, welche man in unſern Tagen über die Geiſtlichen oder Prediger, und ihrer ſchlechten Aufführung (die ſchlechte Aufführung derſelben) hören muß, ſind oft nur gar zu ſehr übertrieben, und fallen größtentheils auf diejenigen zurück, die ſie führen. 2) Es iſt indeß nicht zu läugnen, daß viele Geiſtlichen ſchuld an dem Verfalle der Religion und an der Verachtung ihres Amts und Standes ſind, indem ſie entweder durch ihre Schriften das Lehramt ſelbſt verkleinern, oder durch deſſen ſchlechte Verwaltung und unchriſtliches Leben ſich verächtlich machen, und eben dadurch Anlaß zur Verachtung und zum Verfalle der Religion geben. 3) Eine recht große Reformation bey den Lehrern der Kirche iſt nur allzu nöthig, wenn anders der in Verfall gerathenen Religion wieder aufgeholfen, und dieſelbe zu einem Glanze und Anſehen gebracht werden ſoll.

Wir ſetzen über verſchiedene Behauptungen des Verf. unſere Gedanken in möglichſter Kürze her. „Die „Lehrer ſind thätige Austheiler der Vergebung der „Sünden. S. 30. ihnen iſt die Macht und Befugniß, „die Sünde wirklich zu vergeben, ertheilt worden. „S. 22. Der geiſtliche Stand beſitzt die Macht, „Sünde

„Sünde zu vergeben, — weil sie zur Erreichung des „Zwecks, warum Hirten und Lehrer in der Kirche „bestellt worden, unumgänglich nothwendig war.“ S. 18. Wenn ihnen Gott diese wirklich ertheilt hat: so muß sie freylich zur Erreichung des Zwecks, warum H. und L. in der Kirche bestellt worden sind, unumgänglich nothwendig seyn. Es fragt sich aber: Hat er die Lehrer mit dieser Macht wirklich ausgerüstet? Sind sie thätige Austheiler der Vergebung der Sünden? Der Verf. sagt Ja! Wir wollen seine Gründe beleuchten. „Eine solche Macht „Sünde zu vergeben, war schon im A. T. eines der „vornehmsten Vorrechte der Propheten und Priester „gewesen.“ 2 Sam. 12, 13. Aller derjenigen, welche Propheten heißen? Auch der Priester? Beydes läßt sich sehr bezweifeln; — ja das, ob selbst die Propheten im höheren Verstande (deren Zahl gering war,) eigentliche Vergeber der Sünden, thätige Austheiler der Vergebung derselben, gewesen sind. Und wie paßt das angeführte Beyspiel? Nathan erklärte dem David im Namen Gottes, (von dem er an ihn abgeschickt war,) auf die Bezeugung seiner Reue: So hat auch der Herr deine Sünde weggenommen, du wirst nicht sterben. Wenn man aber auch dem V. zugiebt, daß „die Macht Sünde zu vergeben, schon „im A. T. eines der vornehmsten Vorrechte der Pro„pheten und Priester gewesen sey: folgt daraus, daß „solche auch eins der Lehrer der Kirche N. T. sey?“ Keine Sylbe steht unsers Wissens in den Schriften der Apostel und Evangelisten davon, daß die Lehrer der christlichen Kirche — Priester der jüdischen, oder gar Propheten im höheren Sinne, sind. — „Es war „schon zum voraus geweissagt worden, daß diese „Macht Sünden zu vergeben, eines der vornehmsten

„Vorrechte der Lehrer der Kirche des N. T. ſeyn „würde. Eſ. 40, 1. 2. vergl. Röm. 3, 25.“ Die fünf erſten Verſe des 40ſten Kap. Eſ. ſind zum Evangelio am Tage Johannis des Täufers ausgewählt worden, u. dgl. m. Es iſt aber noch ſehr unbewieſen, daß dieſe Worte, wie mehrere ähnliche, eine Weiſſagung auf die Zeiten des N. T. ſind. Und wenn! ſo folgt hieraus noch gar nicht, daß die Lehrer der chriſtlichen Kirche thätige Austheiler der Sündenvergebung ſeyn ſollten. — „Jeſus theilte dieſe Macht ſeinen Apoſteln „Joh. 20, 22. 23. ausdrücklich mit.“ Dem Verf. iſt nicht beygefallen, daß dieſe Worte, (wie die Matth. 16, 19. 18, 18.) einen ganz andern Sinn haben können, und wirklich haben. Sehr einſichtvolle, und mit unter orthodoxe Theologen, als Clericus, Olearius, Heilmann, Zachariä, Leß u. a. haben ſich von der geweihten Erklärung derſelben entfernt, eine ganz verſchiedene angenommen, und mit den ſtärkſten Gründen dieſe unterbauet, — ἀφιεναι τας ἁμαρτ. nemlich und λυειν von der wunderthätigen Macht, Krankheiten den Menſchen abzunehmen, ſelbſt von dem Tode ſie zu befreyen, — κρατειν τ. ἁμαρτ. und δειν von der, Krankheiten, ja den Tod, aufzulegen, oder zu verhängen, ausgelegt. Bekanntlich haben Seldenus, Lightfoot, Morinus, J. B. Carpzov, Joach. Lange, Zach. Pearce, u. a. m. eine Auslegung der vorhin angeführten zwo Stellen im Matthäus vorgetragen, die ebenfals nichts weniger, als ohne Schein iſt, — von der den Apoſteln ertheilten Freyheit zu beſtimmen, welche moſaiſchen Geſetze für die Chriſten verbindlich ſeyen, oder nicht, *) ſie

*) Hr. D. Roſenmüller in Erlangen, ein — wir bemerken dieſes um des V. u. a. willen — ſo viel wir wiſſen, nicht

sie erklärt. Freylich sind diese Erklärungen von Manchem, noch neuerlich von dem H. Prokanzler Sartorius in Tübingen, als et *coactae* valde, et *nimis affectatae eruditae* verurtheilt worden. Kein Wunder! Wir saugen die gewöhnliche mit der Muttermilch, so zu sagen, lernen sie in unsern jüngern Jahren aus dem 6ten Hauptstück des kleinen Katechismus Lutheri auswendig, *) hören in der Folge so oft sie wiederholen; ꝛc. — und so können jene, besonders wenn wir sie zum erstenmale hören oder lesen, uns nicht anders als gezwungen vorkommen. — Zugegeben aber, die gangbare Auslegung sey die richtige: so kann immer gesagt werden, und ist schon mehrere male gesagt worden: Unter den Aposteln, und den übrigen Lehrern der christlichen Kirche, ist ein großer Unterschied. Eph. 4, 11. u. a. O.; diese können also die Vorrechte und

nicht in dem Geruche der Heterodoxie lebender Theologe hat sich (in seiner Anl. für angehende Geistliche zur weisen Verwaltung ihres Amts, Ulm, 1777.) zwar nicht ausdrücklich für Eine von beyden Auslegungen erklärt; schreibt aber S. 84. f. „Absolution „des Predigtamts ist allemal nur hypothetisch oder „bedingt, sofern der Beichtende wahrhaft bußfertig ist, welches Niemand wissen kann, als Gott. „Gute Schriftausleger wissen, daß die Stellen, „woraus man die gewöhnliche Art des Absolvirens herleiten will, ganz und gar nicht hieher können gezogen werden."

*) Der weltberühmte Hr. G. K. R. Seiler in Erlangen hat noch vor Kurzem das Seinige dazu beygetragen, sie im Umlaufe zu erhalten. Man sehe sein Büchlein: Der Katechismus Lutheri, nebst — einer Erklärung der evangel. Glaubens- und Sittenlehre, auf höchsten Befehl im Obergeb. Fürstenthum des Burggrafthums Nürnberg — zum Gebrauch in Kirchen und Schulen eingeführt (Bayreuth, 1777.) S. 230.

Kräfte jener nicht auf sich ziehen, auf solche keinen Anspruch machen; werden jene Stellen auf alle Lehrer ausgedehnt: so muß auch die Mark. 16, 17. 18. von Jesu seinen Aposteln ertheilte Verheissung für eine allgemeine erklärt; dasjenige, was wir 1 Kor. 7, 38. 40. Kor. 11, 6. 10. lehren, allgemein befolgt werden, u. s. f. Der Verf. schreibt zwar, nachdem er die Worte Jesu Joh. 20, 22. 23. hergesetzt hatte: „Auf gleiche Weise konnten also auch die Apostel zu denen sagen, die von ihnen zum Lehramte waren eingeweihet worden: Gleichwie uns unser Herr und „Meister gesandt hat; so senden wir euch. Welchen „ihr die Sünden vergebet, denen sollen sie vergeben „seyn. ꝛc.“ Ob die Apostel dieses konnten, (eingestanden nämlich, daß sie selbst diese Macht besessen haben:) — ließe sich vielleicht noch fragen. Angenommen aber! Haben sie es wirklich gethan? Haben sie die Macht, Sünden zu vergeben, denjenigen, welche von ihnen zum Lehramte waren eingeweiht, wirklich übertragen? Wo steht im neuen Testamente auch nur ein Wort zum Beweise der geschehenen Uebergebung? Und die, von den Meisten zur Bestätigung gewisser Dogmen so schnell aufgebotene Kirchengeschichte, — was lehrt uns diese? Daß in mehr als der Hälfte der christlichen Jahrhunderte, auch in der abendländischen Kirche, die Geistlichen nicht für thätige Austheiter der Vergebung der Sünden sind gehalten worden. Der deutlichen Zeugnisse eines Ambrosius, Hieronymus u. a. nicht zu gedenken, sind die formulae absoluendi bis in das dreyzehnte Jahrhundert *deprecatoriae* gewesen, remittat tibi *Deus*, absoluat te *Deus*, absolutionem et remissionem tribuat tibi *omnipotens Deus*. *Deus* te dignetur absoluere, u. dgl. wie unter

ter andern Dallaus *) in ſeinem bekannten Buche de confeſſione bewieſen, auch der Dominikaner Goarus (not. in Eucholog. p. 676.) bezeugt hat. Wie jene aus den Meynungen und Gebräuchen der catholicorum Folgerungen ziehen: ſo ließe ſich auch hier ſchließen: Wenn die Apoſtel die von ihnen beſtellten Lehrer mit der Macht, Sünden zu vergeben, wirklich ausgerüſtet hätten, dieſe wieder andere u. ſ. f: ſo würde man nicht ſo lange der angeführten Formeln, abſoluat te Deus etc. ſich bedient, ſondern die (in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts ungefehr, aus bekannten Gründen, eingeführte, und bis jetzt gewöhnliche) ſo genannte verba iudicatiua, *ego te* abſoluo, *remitto* tibi, u. dgl. ſo fort gebraucht haben u. ſ. w. — „Wenn es bey der Vergebung der Sünden auf „die Einſicht in die innere Beſchaffenheit des Herzens und Würdigkeit der Perſonen, die ſie empfahen ſollten, angekommen wäre: ſo würde dieſelbe „keine Gnade geweſen ſeyn, oder hätte mehr der Einſicht der Apoſtel, als der göttlichen Gnade, zuge-

*) Wir wollen bey dieſer Gelegenheit den Wunſch nicht bergen, daß einer unſerer gelehrten Theologen den vom ſel. Engelſchall in Dresden gefaßten, in einer beſondern Epiſtel bekannt gemachten, aber nicht vollzogenen Vorſatz, die Werke des Dallaus von Neuem herauszugeben, ausführen möchte. Zum Verdienſt muß es der Univerſität Halle angerechnet werden, daß ſie ältere gute theologiſche und andere Werke, durch neue Ausgaben in größern Umlauf zu bringen geſucht hat. Um ſo mehr iſt zu hoffen, daß einer der daſigen Lehrer eine neue, mit den nöthigen Zuſätzen und Berichtigungen verſehene, Edition von D. Werken zu beſorgen, ſich werde bewegen laſſen. Gewiß würde ſolche auch außer Deutſchland, und vielleicht mehr als in unſerm Vaterlande, Käufer und Liebhaber finden. Wie, wenn Hr. D. Nöſſelt ſich dieſer Bemühung unterziehen wollte?

„schrieben werden müssen. So vergiebt z. B. ein Kö„nig dem Uebelthäter und Ueberläufer sein Verbre„chen, wenn er dessen auch nicht würdig seyn sollte, „und aus seinem äußern Betragen nicht viel gutes „auf seine innere Gesinnung geschlossen werden könnte. „Eben deshalb ist es Gnade; geschähe es aus Ver„dienst oder Würdigkeit; so würde Gnade nicht „Gnade seyn.“ Also vergiebt wohl auch Gott dem Unbußfertigen seine Sünden? Nicht undeutlich läßt der Verf. dieses bey dem eben angeführten, von einem menschlichen Regenten hergenommenen Gleichnisse, und an andern Orten merken. An der Machtvollkommenheit Gottes, oder daß er dieses thun könne, ist nicht zu zweifeln; aber daran, ob dieses den ewigen Regeln der Ordnung und des Rechts gemäß wäre. Dem sey, wie ihm wolle, — denn dem Geschöpfe kömmt es nicht zu, zu entscheiden, was seines Schöpfers würdig oder unwürdig ist. — Wo steht es in der Bibel zu lesen, daß Gott solches thue? Nirgends! so viel uns bekannt ist; wohl aber überall, im Alt. und N. T. das Gegentheil. — „Daß es aber bey „der Vergebung der Sünden sowohl bey den Apo„steln, als Propheten, nicht allemal auf die genaue „Einsicht von der innern Beschaffenheit und Wür„digkeit der Sünder angekommen sey, erhellet nicht „nur aus 1 Tim. 5, 24. sondern auch aus der eige„nen Erklärung Gottes über das Betragen Ahabs, „1 Kön. 21, 27—29.“ Wozu, möchte man den Verf. fragen, sind die Apostel und die Propheten (seine, d. i. die gewöhnliche Idee von ihren Kräften, Vorrechten, ꝛc. zugestanden,) in den Stand gesetzt worden, in die Herzen ihrer Nebenmenschen zu sehen, wenn nicht hauptsächlich dazu, denjenigen die Sündenvergebung zu versagen, die wegen ihrer Denk-

und

und Sinnesart derſelben unfähig, alſo unwürdig wären, — ſie nach der im A. und N. T. ſo oft und ſo deutlich gelehrten, höchſten Ordnungs- und Rechtsliebe Gottes nicht empfangen konnten? Sey dieſem ſo, oder nicht ſo: ſehr unglücklich ſind beyde Stellen zur Unterſtützung jener Angabe gewählt. Aber die Idee von der Macht der Prediger, „die Sünden „wirklich zu vergeben,“ ſcheint bey dem V. ſo feſt und tief zu ſitzen, daß ſie ſich überall ihm darbeut, wo ſie ſonſt keines Menſchen Auge zu erblicken vermag. Sie den Worten 1 Tim. 5, 24. unterzuſchieben: dazu hat ihn vermuthlich das, bey den Abſolutionen an ſo vielen (wo nicht allen) Orten noch übliche Handauflegen verleitet, — welches ihn vielmehr auf die Beſtellungen zu Kirchenämtern hätte führen ſollen, als bey denen ſolches damals; nach jüdiſcher Sitte, gewöhnlich war, und noch iſt. Und hiervon iſt a. a. O. die Rede. Paulus will im 22 V. des 5 Kap. dieſes Schreibens an den Evangeliſten Timotheus, dem ganzen Zuſammenhange nach, (er hatte im 19 V. angefangen, demſelben Vorſchriften wegen der Aelteſten zu ertheilen) ſo wie dem Sprachgebrauche gemäß, ſagen: beſtelle Niemand (ſo geradehin, keinen) zu voreilig, (oder unbedachtſamer Weiſe) zum Lehrer oder Aelteſten χειρας ταχεως μηδενι ἐπιτιθει. Warum? Damit du dich, wofern ein ſolcher hernach untauglich, ja für die Gemeine ſchädlich, befunden würde, durch ſolche Unbedachtſamkeit nicht fremder Sünden theilhaftig macheſt; halte dich vielmehr von dergleichen Tadel rein. Wenn ich dich aber ermahne, nicht ohne vorhergegangene ſorgſame Prüfung bey jenem Geſchäfte zu Werke zu gehen: ſo thue ich es deswegen, weil der wahre Gehalt mancher Menſchen nicht ſo leicht zu erforſchen iſt; denn (ſo fährt

der Apoſtel V. 24. fort) die Vergehungen Mancher ſind zwar ſo fort ganz offenbar, bereits vorher, ehe von ihrer Beſtellung zu einem Kirchenamte die Frage iſt, bekannt, ſo daß es keiner Unterſuchung bedarf, ob ſie dazu untüchtig ſind, oder nicht; aber die Sünden Andrer bleiben eine Zeitlang verborgen, verrathen ſich erſt nach einiger Zeit. Eben ſo (V. 25.) ſind auch mancher Menſchen gute Werke vorher bekannt, fallen ſo in die Augen, daß du ohne Bedenken ſie zu einer Kirchenſtelle wählen und einſetzen kannſt; und da, wo jenes nicht ſogleich offenbar iſt, kann und wird es doch nicht lange verborgen bleiben. Verſchiebe du alſo dieſe Verrichtung ſo lange, bis du durch ſorgfältige Erforſchungen zureichende Gewißheit von dem Werthe ſelbiger erhalten haſt. So erklären dieſe Stelle, — wir wollen nicht den Caſtalio, Benſon, Vernet, Polier ꝛc. nennen, — Glaſſius, Schöttgen, Graf Lynar u. a. Kein Wort von der Macht, die Sünden wirklich zu vergeben, als einem bey der Beſtellung zum Lehramte, zugleich ertheilten Vorrechte. Angenommen aber mit dem V., Paulus verſtehe unter μηδενι ταχυ χειρας επιτιθει das „Vergeben der Sünde:“ ſo hilft ihm dieſes gleichwohl nichts; es iſt vielmehr die ganze Stelle (V. 22. 24.) jener Aeußerung gerade entgegen. Offenbar iſt, nach dieſer Auslegung, der Sinn des Apoſtels, kein andrer, als folgender: eile nicht, von deiner Macht, die Sünden wirklich zu vergeben, Gebrauch zu machen, jedem, auf ſein bloßes Mundbekenntniß hin, die Thore des Himmels ſofort aufzuſchließen: ſondern warte, bis du überzeugende Proben von der Aufrichtigkeit ihrer Buße haſt, damit du, durch Losſprechung Unwürdiger, nicht Laſterhaftigkeit beförderſt, und ſo fremder Sünden dich theilhaftig

haftig macheſt (V. 22.) denn u. ſ. f. (V. 24.) 1 B. Kön. 21. beweiſet für jenen Gedanken des V. ebenfalls Nichts; gehört aber überhaupt, wie Alles, was aus der jüdiſchen Oekonomie zu Hülfe gezogen wird, gar nicht hierher. — „Es war unter dem jüdiſchen „Volke eine ganz bekannte Sache, daß Gott das „Herz prüfe, und Sünden vergeben könne und wolle, „Jeſ. 1, 18. 40, 1. 2. 44, 22.“ Richtig. Sollten aber im N. T. blos vorher unbekannte Dinge gelehret werden? War jene Wahrheit, ihrer Wichtigkeit wegen, nicht auch in demſelben zu wiederholen? — „Wozu wäre es denn nöthig geweſen, noch erſt ein „beſonderes Amt zu ſtiften und anzuordnen, wenn „demſelben nicht die Macht und Befugniß, die Sün„de wirklich zu vergeben, ertheilt werden ſollte?“ Als ob nicht der Predigerſtand, wegen des bloßen Religions- und Tugendunterrichts, von großer Nutzbarkeit, ja Nothwendigkeit, in der menſchlichen Geſellſchaft wäre! — „Das bloße Bekanntmachen, daß „Gott bereit ſey, um Chriſti Willen Sünde zu verge„ben, konnte ja ſonſt auch wohl von einem andern ge„meinen Chriſten, oder durch fleißiges Bibelleſen, er„langt werden.“ Dieſes möchte zuviel beweiſen; eben ſo könnte man ſagen: wozu ſind überhaupt die Prediger, wozu das gemeinſame Beten und Singen in der Kirche? Man kann ja den Willen Gottes durch fleißiges Bibelleſen lernen; kann zu Hauſe auch beten und ſingen. — „Der Geiſt alſo“ — dieſes iſt das Reſultat des bisherigen Raiſonnements (oder Deraiſonnements?) des V. — „welchen der Heyland ſeinen „Apoſteln Joh. 20, 22. 23. ertheilet, war nichts „Andres, als dieſe Macht und Befugniß, auf Er„den Sünde zu vergeben, welche ſich auch nicht auf „ſie blos allein, ſondern auch auf alle diejenigen erſtrecken

„ſtrecken ſollte, die nach ihnen das Lehramt in der „Kirche verwalten würden. Daß dies aber wohl „der wahre Verſtand der Worte Chriſti ſey, erhellet „(quod bene notandum) auch aus jenem ähnlichen „Ausſpruche deſſelben, wenn er Joh. 6, 6. (muß „heißen 6, 63.) ſagt: die Worte, die ich rede, ſind „Geiſt und Leben. Wo der Ausdruck Geiſt gewiß „nicht den heiligen Geiſt, ſondern eine gewiſſe göttliche „Macht und Nachdruck bedeutet. Luk. 1, 17.“ Iſt es möglich, im J. 1777. noch ſo zu beweiſen? Es wird fürwahr eine große Doſis von Geduld dazu erfodert, ſolche Schriften, ſeyen ſie auch nur 46 Seiten, ſtatt 92. (wie gegenwärtige) ſtark, durchzuleſen, und noch mehr zu recenſiren. Mehr hierüber zu erinnern, iſt unnöthig. — „Das Lehramt, fährt der V. „fort, wird 2 Kor. 5, 19. 20. ausdrücklich genennt „ein Amt, das die Verſöhnung predigt, und vermöge „deſſen die Lehrer der Kirche die Menſchen bitten ſol„len: laſſet euch verſöhnen mit Gott. Dieſes Wort „aber predigten nicht nur ehemals die Apoſtel, ſondern „es ſollen ſolches auch alle Lehrer der Kirche vortra„gen, und iſt ſolches ja der rechte Mittelpunkt und „Hauptzweck ihrer ganzen Amtsführung.“ Aber hierdurch hat der Gegenpart des V. Nichts gewonnen. Man höre! „Dieſes Predigen des Worts, von „der Verſöhnung, ſetzt er hinzu, kann indeß nicht et„wa nur ſoviel heißen, als den Menſchen verkündi„gen, daß Gott Sünde vergeben wolle. Dies war „ſchon im alten Teſtamente bekannt, und die Apoſtel „hätten alſo damit nichts Neues geſagt.“ Als ob nicht Mehreres von dieſen geſagt worden wäre, was bereits im A. T. bekannt war! als ob ſie lauter nova indictaque prius vorzutragen den Auftrag gehabt hätten! — „Es war auch durch die Opfer und

„Brand-

„Brandopfer vorgebildet. Daher ist denn solches von „einer gewissen Macht und Befugniß die Sünde zu „erlassen, wie der Heyland ausdrücklich sagt, zu ver„stehen.“ Wenn die Macht der Prediger, die Sünden wirklich zu vergeben, keine dauerhaftere Unterlagen erhält, als solche: so sieht es wirklich mißlich um dieselbe aus. Doch weiter, die Leser müssen mit uns aushalten. „Die sich einmal zur christl. Kirche „bekannt haben, sind auch schuldig, sich der Verfas„sung derselben zu unterwerfen, und sich als bußfer„tige und gläubige Sünder in der vorgeschriebenen „Ordnung zu zeigen, wenn sie des von ihren Lehrern „verkündigten Pardons, ihres Aufruhrs wegen ge„gen Gott, theilhaftig werden wollen. Woran „sollte man denn sonst auch wohl erkennen, daß Je„manden seine Sünden von Herzen leid sind, und daß „er durch Jesum Gnade suchte, wenn er sich nicht „auch bey den Bothschaftern an seiner Statt einstellet, „und sich ihres Amts nach seinem Befehle bedient? „Befahl der Heyland nicht dort selbst dem Aussätzi„gen: sich den Priestern zu zeigen, Matth. 8, 4. „Luc. 17, 24? Denn ob dieselbe gleich den Aussatz „selbst nicht heilen konnten, so hatten sie doch Macht „und Gewalt, diejenigen, welche damit behaftet ge„wesen waren, für rein zu erklären, und wieder in „die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen. Was ist „aber der Aussatz anders, als ein Bild der Sünde? „Und das, was bey jenem geschahe, muß auch bey „diesen geschehen. Die Sünder müssen sich den „Priestern zeigen, um die Aufrichtigkeit ihrer Reue „und Buße dadurch an den Tag zu legen, u. s. w.“ Es könnte erinnert werden, daß dieses dem System der römischen Kirche ziemlich sich nähere, als welche unter die zur Buße nothwendigen Stücke auch confesso-

fessionem oris (aus guten Ursachen) zählt. Doch dieses bey Seite. Jesus befahl dem Aussätzigen, sich den Priestern zu zeigen, weil diese nach Moses Gesetz untersuchen und urtheilen mußten, ob ihre Krankheit wirklich geheilet sey, und man ihnen, wieder unter die Menschen zu gehen, verstatten könne; — und er dieser Anordnung, wie mehreren, gemäß handeln wollte. Die Prediger können eben so einen Sünder, welcher vor ihnen bekennet, daß ihm seine Sünden leid seyen, der „Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft" fähig erklären. Dieses heißt aber nicht, und kann nie heißen, eine wirkliche Vergebung der Sünden. Diese war, und ist, und bleibt ein Vorrecht Gottes, des Herzenkündigers, der, nach seiner höchsten Ordnungs- und Rechtsliebe, blos dem wahrhaft Bußfertigen solche ertheilt. Ob nun jemand dieses wirklich, oder nur zum Scheine, ist: dieses kann der Prediger nie genau wissen, also auch kein „thätiger Austheiler der Sündenvergebung" seyn, — war dieses zu keiner Zeit, und — wird es niemals seyn. Bereuet Jemand seine Sünden aufrichtig: so folgt unmittelbar auf diese Veränderung in seiner Seele — die Vergebung derselben „im göttlichen Gerichte." Davon kann und wird jeder nachdenkende und bibelkundige Christ, ohne die Versicherung seines Predigers, gewiß seyn. Nirgends steht im N. T. eine ausdrückliche Vorschrift, „daß die Sünder sich den „Lehrern der Kirche zeigen müssen, um die Aufrichtigkeit ihrer Reue und Buße dadurch an den Tag zu „legen." Das Erscheinen vor denselben ist der, von Menschen allmählich eingeführten Ordnung gemäß, und allerdings sehr nutzbar, in so ferne — wenn auch keine ihnen vorher unbekannte Warnungs- Ermahnungs- Trostgründe von selbigen angebracht werden,

doch

doch die gehörte, als von dieſen Männern vorgetragen, ſoviel tiefern Eindruck bey ihnen hervorbringen können u. dgl. m. Aber gewiß wird kein helldenkender und gut geſinnter Prediger denjenigen, welcher „rechtſchaffne Früchte der Buße thut,“ übrigens ihm ſich nicht zeiget, blos deswegen für unbußfertig ꝛc. erklären. Wir könnten, und würden, noch verſchiedenes hinzufügen; allein wir ſind ſchon zu weitläuftig geweſen, haben auch gegen eine ähnliche Behauptung des V. noch Allerley zu erinnern. — „Daher (weil das Handauflegen gleichſam das Siegel, „oder ſichtbare Zeichen, des Amtes und der Vorrechte der Lehrer, S. w. z. v. iſt, die ihnen von ihrem „großen Herrn und Meiſter anvertrauet worden, „ermahnt auch Paulus den Timotheus ſo ernſtlich „1 Tim. 4, 14. daß er nicht aus der Acht laſſen ſolle „die Gabe, die ihm vertrauet wäre durch Auflegen „der Hände. Timotheus aber war kein Apoſtel, „und das Auflegen der Hände kann alſo nicht von „der Mittheilung der Wundergaben verſtanden werden, ſondern vielmehr von der Gabe, die Lehrer „der Kirche einzuweihen, und ſelbigen Macht und „Befugniß zu ertheilen, die Sünde zu vergeben. „Deshalb ſagt er auch 1 Tim. 5, 24. die Hände lege Niemanden bald auf; und will ihm alſo damit „zu verſtehen geben, daß er in Ertheilung ſo wichtiger Vorzüge behutſam ſeyn — ſolle.“ Wie mißverſtanden! Der Sinn der Worte Pauli 1 Tim. 4, 14. iſt offenbar kein andrer, als folgender: vernachläßige nicht deine Gabe, die h. Schrift zu erklären, überhaupt über Religionsſachen zu reden, (προφητ.) zu deren Gebrauche in und außer den öffentlichen Religionsverſammlungen du bey deiner, (mittelſt des Handauflegens der Aelteſten geſchehenen,) Beſtel-

lung

lung zum Lehramte, angeordnet worden bist. Angenommen aber, die Erklärung des V., — daß Timotheus seine Gabe, die Lehrer der Kirche durch Handauflegung einzuweihen, nicht aus der Acht lassen solle ꝛc. — sey die wahre: so macht er sich gleichwohl wieder einer eigenmächtigen Supposition schuldig. Keine Sylbe steht ja hier von einer denselben, bey der Einweihung, zugleich zu ertheilenden Macht und Befugniß die Sünde zu vergeben. Das ist immer noch zu erweisen, daß die Apostel, wenn sie auch selbst diese gehabt haben,) sie den, von ihnen angeordneten Lehrern bey ihrer Bestellung verliehen haben. Daß die Stelle, 1 Tim. 5, 24. (welche der V., wie wir im Vorbeygehen bemerken wollen, hier anders erklärt, als er S. 21. 22. sie genommen hat) ihm nicht nur nicht günstig sey, sondern im Gegentheil seine Angabe umstoße: haben wir oben schon erinnert. — „Ist nun „aber dieses Vorrecht der Lehrer der Kirche in der „h. Schrift so wohl gegründet, und gehöret mit zu „der Ordnung, in welcher Gott Sünde zu vergeben, wie ehemals den Aussatz zu heilen, versprochen hat: so setzt man ja alle diejenige, welche „man durch so verkleinerliche Reden von den wichtigen Vorrechten des Lehramtes dahin bringt, „dasselbe gering zu schätzen, und die göttliche Ordnung „zu verachten, in die allergrößeste Gefahr, die Vergebung ihrer Sünden zu verscherzen, hält sie von „der öffentlichen Bezeugung ihrer Buße ab, und „wird also schuldig an ihrem Blute, wenn sie darüber verloren gehen müssen.“ Zur Beurtheilung dieser Deklamation ist schon in dem bisherigen verschiedenes angemerkt worden; auch wird über die „Verkleinerung des Lehramts“ unten noch ein Wort zu sagen seyn. Jetzt nur dieses. Wenn der verehrungs-

renswürdige Verfaſſer des Buchs: von der Nutzbarkeit des Predigtamtes (denn dieſen bezielt der V., wie aus einigen Stellen ſeiner Schrift erhellet, offenbar) ſich dadurch, daß er behauptet, die Lehrer ſeyen keine thätigen Austheiler der Vergebung der Sünden, einer Verkleinerung derſelben und ihres Amtes, ſammt Allem dem, was nach unſerm V., daraus folgen ſoll, ſchuldig gemacht hat: ſo haben — Carpov's (in ſ. Oeconomia ſal. T. IV.) Rautenberg's u. a. nicht zu gedenken, — von noch lebenden Gottesgelehrten Miller, Leß, Roſenmüller, drey Männer, die in dem Rufe der reinſten und unbemakelteſten Orthodoxie ſtehen, — eben dieſelbe Sünde auf ihrem Gewiſſen. —

Aber die Lehrer der Kirche „ſind nicht nur bloß „thätige Austheiler der Vergebung der Sünden; „ſie ſind noch mehr: ſie ſind auch Fürbitter und „Fürſprecher der Menſchen, Vertreter und Ver„mittler derſelben bey Gott, die ſie mit ihrem Ge„bete unterſtützen ſollen.“ Seite 30. 32. 34. Wir können des Raums wegen unmöglich Alles dasjenige, was der V. zum Beweiſe dieſer Angabe S. 20 — 35. ſchreibt, hierherſetzen; wollen aber unſre Erinnerungen demſelben möglichſt anpaſſen. Fragen wollen wir nicht, was bey derſelben für Ideen von Gottes Vollkommenheiten und Eigenſchaften, der Allgenugſamkeit, Allwiſſenheit, Allweisheit und Allgüte deſſelben, zum Grunde liegen müſſen; nicht fragen: wenn, nach der, im N. T. ſo häufig angekündigten, Freyheit, jeder Chriſt Gotte ſich nahen, zu ihm beten, Vater ihn nennen darf: wozu die Fürſprecherey, Vertreterey, Vermittlerey der Lehrer bey Gotte? — ſondern nur den V. um die erfoderlichen Belege ſeines Satzes, aus dem N. T. namentlich, bitten; denn die von ihm beygebrachte, gehören theils

nicht hierher, theils beweiſen ſie für denſelben gar Nichts. Wenn die jüdiſche Prieſter, eigentlich der hohe Prieſter, ſo vorgeſtellt werden: ſo iſt die chriſtliche Haushaltung keine jüdiſche. Was von Abraham und Moſe S. 34. angeführt wird: gehört, wie das Gebet des Elia, ebenfalls nicht hierher. Selbſt die hoheprieſterliche Fürbitte Jeſu, iſt, wie noch neuerlich der ſel. Zachariä bemerkt hat, „nicht als „ein beſtändig fortgehendes Gebet zu denken, (dieſes „erregte eine Vorſtellung von Gott, welche ſich mit „ſeinen übrigen Begriffen gar nicht vereinigen läßt;) „ſie drückt vielmehr nichts anders aus: als das be„ſtändig fortgehende Verhältniß Chriſti gegen die „Menſchen, daß er die Urſache der Vergebung der „Sünden iſt.“ — Allerdings ermahnte Jeſus ſeine Apoſtel Matth. 10, 37. 38. Die Ernte iſt groß, aber wenig ſind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in ſeine Ernte ſende. Ein (natürlich nicht gedankenlos) wiederholtes Gebet zu Gott, daß es ihm gefallen möchte, Arbeiter in ſeine Ernte zu ſenden, mußte, der Natur der Seele gemäß, die Apoſtel immer mehr für Jeſu Sache intereſſiren, immer bereitwilliger zur Unterſtützung derſelben ſie machen, u. ſ. f. — Bey den Worten Jeſu, in ſeiner letzten Unterredung mit ſeinen Apoſteln: Warlich — ſo ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, ſo wird ers euch geben ꝛc. iſt die Auslegungsregel Tertullian's: die Reden Chriſti liegen zwar für alle da; das Meiſte aber geht eigentlich auf die Perſonen, die er vor ſich hatte, — vor andern zu befolgen. Auf die Apoſtel ſind ſie auch vor Auguſtin's Zeiten, wo nicht von Allen, doch von Einigen, eingeſchränkt worden. Und zwar müſſen ſie offenbar ſo erklärt werden: wenn ihr den Vater um

Etwas,

Etwas, zum Beſten meiner Religion dienſames, anrufen werdet ꝛc. Dieſe Auslegung hat die Autorität eines Michaelis, Miller's, Leß für ſich, — wenn die eines Sam. Clarke, Semler's, Teller's u. a. dem V. verwerflich ſcheinen ſollte. Und wenn man, unter andern, den Umſtand erwäget, daß Paulus, dieſer zur Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Heyden ſo nothwendige Apoſtel, um die Entledigung von einem, in dieſem Geſchäfte ihm ſehr hinderlichen Uebel, dreymal vergebens den Herrn angeflehet hat, 2 Kor. 12, 7 — 9.: ſo ſcheint noch eine und die andre Reſtriction bey derſelben anzubringen, nöthig zu ſeyn. — Paulus verſichert die Philipper K. 1, 7. 9. daß er ſie in ſeinem Herzen habe, darum bäte, daß ihre Liebe jemehr und mehr reich werde in allerley Erkenntniß ꝛc. Er betete für die übrige Gemeinen, die andern Apoſtel thaten es; und ſo ſollen alle Lehrer für die, ihrer Unterweiſung und Führung übergebene Chriſten beten, (dieſe auch ihrem Gebete ſelbſt ſich empfehlen.) Warum? deswegen, weil dieſe Fürbitte, (verſteht ſich, daß ſie kein bloßes Zungenſpiel ſeyn müſſe) ein kräftiges Mittel war, iſt, und bleibt, die Herzen derſelben für das Wohl ihrer Brüder immer mehr zu beleben, alle Gleichgültigkeit in Abſicht auf ihr ſo wichtiges Amt ſtets mehr daraus zu vertreiben, die Liebe gegen ihre Gemeinen immer ſtärker darin anzufachen, ſtets rege zu erhalten, u. dgl. m. Wir bleiben dabey: die Lehrer ſind nicht mehr und nicht weniger Fürſprecher der Menſchen, Vertreter und Vermittler derſelben bey Gott, als alle übrige Menſchen für andre ſolches ſeyn ſollen, ſeyn können, und ſind.*)

*) Mancher wird ſich, wenn er das Geſchreibe des V. S. 18 — 35. lieſet, kaum enthalten können, zu ſagen: Schade

Man pflegt ſonſt zu ſagen, die irrige Dogmen des Pabſtthums ſeyen zweyerley, culinaria und curialia. Die Behauptung einer (wie wir glauben, immer mehr abnehmenden) Zahl lutheriſcher Lehrer, die Geiſtliche ſeyen thätige Austheiler der Vergebung der Sünden, und Fürſprecher, Vertreter und Vermittler der Menſchen bey Gott, möchte unter eins von beyden, wo nicht zu beyden, gehören, — ungeachtet ſie dem „Eifer in guten Werken, in welchen „zu wandeln, wir von Gott bereitet ſind“ bereits äußerſt nachtheilig geweſen iſt, und ſtets ſeyn muß. Gewiß wird jeder Vernünftige, — denn um die Uebrige, deren Name Legion iſt, hat man ſich nicht zu bekümmern Urſache, — dem Orden der Prediger, als Religions- und Tugendlehrer, alle Achtung ſchenken; — wird „ſeine Buße vor ihnen bezeugen,“ und

Schade, daß er kein katholiſcher Prieſter iſt! Wie ſtreng würde er nicht gegen männiglich behaupten, daß er bey jeder Meßhaltung, alſo tagtäglich, Schöpfer des Schöpfers wäre? wie in Mal. 1, 11. mit Bellarmin, Seedorf u. a. eine Weiſſagung des Meſſopfers finden; wie mit dem Minoriten Pet. Galatin in Pſ. 72, 16. mit dem Jeſuiten de Rhodes in Pſ. 22, 30. Beweiſe der Anbetung der Hoſtien erblicken; wie mit Becan die Transſubſtantiation durch die Verwandlung des Stabs Moſe in eine Schlange erläutern; wie die Nothwendigkeit der veſtimentorum ſacerdotalium bey der Meßhaltung aus 1 B. M. 27, 15. herleiten; — — wie die geiſtliche und weltliche Herrſchaft des Pabſtes aus Luc. 22, 38; die Obermacht deſſelben über alle Regenten der Erde aus 1 B. M. 1, 16; die Rechtmäßigkeit der Religionsverfolgungen aus Luc. 14, 23, darthun; wie aus 1 B. M. 3, 9. f. Gott zum erſten Inquiſitor demonſtriren, u. dgl. m.; Sätze, die aus jenen, und ähnlichen Stellen wohl eben ſo gut bewieſen werden könnten, als der von der Macht und Befugniß der Prediger, die Sünde wirklich zu vergeben, u. ſ. f.

und die Versicherung der gnädigen Gesinnungen Gottes gegen alle wahrhaft reuige Sünder aus ihrem Munde anhören, wenn er gleich weiß, daß die wirkliche Vergebung der Sünden ein Vorrecht Gottes ist und bleibt; wird ihrer Fürbitte sich empfehlen, wenn es ihm gleich bekannt ist, daß solche nichts mehr und nichts weniger wirkt, in dem Plane der Vorsehung gerade so vieles ändert, als die eines jeden Nebenbürgers u. s. f.

An einzelnen guten Gedanken fehlt es in dieser Schrift nicht. Wir wollen, um den Geruch der Unpartheylichkeit zu behaupten, einige auszeichnen: „Der „Mensch heißt es S. 50. ff., wenn er es in der Gott„seligkeit noch so weit gebracht hat, bleibt immer ein „sinnliches Geschöpf. — Diejenigen, die das Sinn„liche verabsäumen, und sich mit Nichts als lauter „abstrakten und geistlichen Dingen beschäftigen wol„len, werden endlich hypochondrisch, und eben dadurch „zu ihrem Amte und aller Menschen Umgange un„tüchtig. — Diejenigen also, welche den Geistlichen „lauter geistliche Beschäftigungen anrathen, sind aus „der Schule der Mystiker. ꝛc. — Die Geistlichen sol„len nicht bloß das Buch der heil. Schrift studiren, „sondern auch das große Buch der Natur, worauf „uns Gott so vielfältig verweiset. Sie sollen nicht „immer von Jesu Kreuz und Wunden, von der „Erleuchtung und Wiedergeburt reden, sondern „auch von den Werken der Schöpfung und Vorse„hung, wodurch Gott ebenfals verherrlichet seyn will, „und wodurch sonderlich Landleute auf eine besondere „Weise zum Preise des himmlischen Hausvaters an„geführt werden können. — Eine beständige geistli„che Beschäftigung bringt gemeiniglich nur eine bloß „geformte Gottseligkeit oder Frömmigkeit zuwege, die

„in gewiſſen methodiſchen Worten, Mienen, Seufzern und Geberden beſteht. Nun aber laſſen ſich „nicht alle Menſchen — in eine Form drücken. Gott „hat ſeine Gaben wunderlich ausgetheilt, und die Verſchiedenheit und Mannichfaltigkeit derſelben iſt auch „zum Beſten der Welt oder menſchlichen Geſellſchaft „unumgänglich nothwendig. Dieſe von Gott ertheilte Gaben und Fähigkeiten aber ſoll das Chriſtenthum keinesweges unterdrücken, ſondern nur heiligen „und immer vollkommner zu machen ſuchen. Ein „rechtſchaffner Lehrer muß alſo nicht etwa unter dem „Vorwande, ſeine Zuhörer einerley geſinnt zu machen, eine gewiſſe Art von äußerer Scheinheiligkeit „unter denſelben einführen, u. ſ. w.“ Denn wir müſſen ſchließen, ſo gern wir auch noch verſchiedenes aus S. 53. 54. ff. abſchreiben wollten. Möchte das ganze Büchlein ſo geſunde Nahrung darbieten!

Se.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Lehren der Tugend und Rechtschaffenheit für Studirende. Berlin, bey Decker. 1776. 17½ Bogen in 8.

Man würde sich irren, wenn man aus dem Titel schliessen wollte, daß in dieser Schrift eigentliche moralische Anweisungen für Studirende enthalten wären. Wenn man ein Paar einzelne Stellen ausnimmt, die dahin zunächst abzuzielen scheinen: so trifft man in den übrigen Theilen des ganzen Buchs lauter Betrachtungen an, die Studirte und Unstudirte gleich stark interessiren. Auch die Art der Ausführung und Einleitung ist der erstern nicht besonders angepaßt; sondern jeder denkende Leser, der nur seine Seelenkräfte einigermaaßen geübt hat, kann, wenn er will, dies Buch lesen und fassen. Wir sind diese Anzeige dem Publicum schuldig, damit niemand durch diesen auffallenden Titel getäuscht werde.

Was den nähern Inhalt dieser Schrift anlangt, so betrachtet der Verf. darinn zuerst die Tugend überhaupt, und hernach redet er besonders von dem rechtmäßigen Verhalten des Tugendhaften, sowohl gegen die Güter des Leibes als der Seelen. Das letztere Stück, welches wieder in viele kleine Betrachtungen über die Leidenschaften und einzelne Tugenden zerfällt, ist ihm am besten gerathen, und enthält manche lesenswürdige Stellen und gute praktische Bemerkungen; ob wir wohl nichts Neues, nichts, was nicht schon von andern eben so gut, und, im Ganzen betrachtet, noch besser gesagt wäre. Manche alltägliche, oder unrichtige und nicht genug durchstudirte Reflexionen, und mehrere übereilte und schiefe Urtheile kommen hin und wieder vor. Die Gedanken, wenn sie gleich an sich richtig und gut wären, sind häufig ohne merkliche Ordnung hingeworfen, nicht unter einander verknüpft, nicht sattsam ausgebildet und bestimmt. Dies verursacht nicht selten Misverständniß, und hindert den

Nutzen. Vorzüglich trifft man diese Mängel im ersten Theile an, worinn allgemeine Betrachtungen über die Tugend, über das daraus fließende Glück, und über die Mittel zur Erlangung und Beförderung derselben, enthalten sind. Gleich die erste Periode der ganzen Schrift ist unverständlich, oder höchst zweydeutig. Der Verf. sagt darinn: „Nur durch Natur „kann man moralisch gut, aber auch böse seyn.“ Wie unbestimmt ist das gesprochen! Was soll hier der Beysatz, durch Natur, eigentlich anzeigen? Zielt der Verf. damit auf die natürlichen Anlagen des Menschen, nach welchen derselbe gut oder böse werden kann, je nachdem selbige ausgebildet werden, oder sieht er vielleicht bey diesem Ausdrucke auf ein gewisses natürliches (moralisches) Gefühl hin, durch dessen sorgfältige Beobachtung der Mensch gut, durch Vernachlässigung desselben aber böse wird? — Er erklärt sich hierüber in der Folge so wenig, daß wir noch diesen Augenblick nicht errathen können, was er von beyden meynt, ob uns gleich das letztere wahrscheinlicher dünkt. Eben so unvollständig und unbestimmt ist die Erklärung von dem, was Tugend ist, die man S. 3. findet. „Wenn die wahre Würde des „Menschen in guten Neigungen besteht: so ist es gewiß, daß „dies die Tugend ist, und wir eine innere Verbindung haben, „tugendhaft zu seyn. Die Tugend muß in guten Neigungen, „in Bändigung unsrer Leidenschaften, im Gehorsam desjenigen, was uns die Vernunft und das moralische Gefühl lehrt, „bestehen. — Die Tugend bleibt allezeit ein Werk des Willens, das der Verstand billigt, daß wir nichts vornehmen „dürfen, was wider den Plan der Natur, das ist, Gottes „ist.“ — Wie viel ließe sich hiebey erinnern, wenn wir Lust und Raum hätten, Anmerkungen zu machen!

Ein anderes Exempel, daß des Verf. Gedanken und Grundsätze nicht immer ganz richtig und genugsam geläutert sind, findet sich, mehrerer nicht zu gedenken, S. 9. und 10. „Gutes thun, wegen seines Temperaments, heißt nicht „gutes thun. Cleant ist gutthätig aus Menschenliebe, weil „er Elende nicht sehen kann. Das ist keine Tugend, weil sie „ihm so natürlich ist, als der Schlaf. Kann ihn die Gottheit „belohnen, da er seinen Begierden folgt?“ — Welch ein seichtes Geschwätz, was für finstre Mönchsmoral enthält diese ganze Stelle! Wollte Gott, daß alle Menschen ein so gutes Temperament hätten, daß ihnen die Werke der Menschenliebe eben so natürlich wären, als der Schlaf! Was für ein Pa-

radies

radies hätten wir dann auf Erden! Und wie ähnlich würden wir dadurch dem Heilande, dem die Ausrichtung des göttlichen Willens eben so was nothwendiges, angenehmes und natürliches war, als der Genuß der Speise und des Tranks für seinen Körper! Sollen wir hier in der Tugend einige erhebliche Progressen machen: so muß unser Temperament so veredelt werden, daß uns die Ausübung des Guten gleichsam mechanisch wird. Und sollten nun diejenigen nicht vorzüglich glücklich seyn, die sich wegen natürlicher Güte ihres Temperaments leichter zu diesem himmlischen Mechanismus erheben können, als andere, die mit geringern Gaben von der Hand Gottes begnadigt worden sind? Oder sollte der Vater der Menschen, der die natürlichen Vorzüge nach seiner weisen Güte austheilt, den Knecht, dem er viel gab, um deswillen nicht belohnen, weil dieser die empfangene vorzügliche Gabe wirklich gebrauchte? — Wie leicht sind doch alle diese Fragen zu beantworten, wenn man sich nicht durch eine transscendentale Philosophie im voraus schon den rechten Gesichtspunkt verrückt hat! —

Bey den Hülfsmitteln, welche der Verf. S 84. u. ff. zum Anbau des Verstandes anpreiset, ließe sich manches hinzusetzen und mehr berichtigen. Merkwürdig war dem Recensenten das S. 85. befindliche Urtheil über den Hrn. D. Ernesti zu Leipzig, welches daselbst also lautet: „Unter allen „Gelehrten, ist dieser (Hr. Ernesti) der einzige, der es nicht „thut, und der es am meisten könnte. Wenn alle eine Ehrensäule verdienten, so verdiente dieser hundert.“ — Viel gesagt! Obs aber nicht zu viel sey, mag Hr. Klopstock künftig einmal auf einem gelehrten Landtage entscheiden lassen.

Q.

Das Wesentliche der christlichen Religion, zum Gebrauche der niedern Schulen, von D. G. F. Seiler. Zweyte verbesserte Auflage. Gießen, bey Krieger. 1777. 8. 262. und 40 Seiten.

Die erste Ausgabe dieser Uebersetzung ist in unserer Bibliothek B. XXVII. S. 456. so wie die Urkunde B. XXV. S. 464. beurtheilt worden. Worin diese zwote von jener abgeht; dieses genau zu bestimmen, sind wir außer

Stande, weil wir ihrer Vorgängerinn nicht habhaft werden können. Dadurch aber unterscheidet sich gegenwärtige Auflage, daß die Bibelsprüche größtentheils nach unserer eingeführten Kirchenübersetzung angezogen sind. Die Meisten sind, so wie schon in der ersten, (wenigstens erinnern wir uns, es so gefunden zu haben,) in aller Kürze, und oft glücklich erläutert. Einige Stellen aber, die einer Aufhellung empfänglich und bedürftig seyn möchten, haben solche nicht erhalten, z. E. S. 19. Ps. 16, 11.; S. 193. 1 Thess. 5, 23. S. 164. wären die letztern Worte Röm. 14, 17. (so muß es heißen, nicht 14, 7.) kurz zu erklären gewesen, so wie S. 218. das Wort Geheimniß, 1 Kor. 4, 1. Der dritten Ausgabe dieser Uebersetzung, welche bey dem allberühmten Namen des Hrn. G. K. R. Seilers nicht ausbleiben dürfte, würde es zu größerer Empfehlung gereichen, wenn der Verdeutscher, Hr. M. Heyler in Gießen, wie wir seitdem erfahren haben, — diesem Mangel abhelfen wollte.

Se.

Wahre Philosophie des Christenthums für jedermann von E. Kiel, gedruckt mit Michael Friedrich Bartschen Schriften, 1775. 8. 21 Bogen.

Was wir hier vor uns haben, ist noch nicht das angezeigte Werk, die wahre Philosophie des Christenthums für Jedermann selbst; sondern nur eine vorläufige und nähere Einleitung zu derselben, auf welche vermuthlich, wenn der Verf. sein Vorhaben ausführt, ein Werk von großem Umfange folgen wird.

Der Verf. hebt mit der Bemerkung an, daß von den Zeiten Jesu und seiner Apostel die Philosophie dem Christenthume nie das gewesen, was sie demselben noch werden könnte und sollte, und er läßt uns hoffen, daß sie es durch seine Bemühung werden solle. Versteht man unter Philosophie für Jedermann, was der Verf. dafür ausgiebt, nämlich jede Anwendung der Kraft zu denken und zu empfinden; so hat Jesus selbst und seine Apostel schon wahre Philosophie des Christenthums für jedermann vorgetragen, und es ist unleugbar, daß man von jeher über die christliche Lehre philosophirt und wenig über dieselbe geschrieben hat, was nicht in diesem Sinne genommen Philosophie des Christenthums genannt werden müßte.

müßte. Ob es allemal nach der Ableitung des Worts Philoſophie, worauf der Verf. ſoviel Gewicht legt, aus Liebe zur Weisheit geſchehen, läßt ſich eben ſo wenig behaupten, als daß man immer richtig und gründlich philoſophiret hat. Ob der V. mit glücklicherm Erfolg als ſeine Vorgänger über das Chriſtenthum philoſophiren werde, daran zweifle ich faſt, wenn ich aus dem, was er uns hier geliefert hat, urtheilen darf. Denn ob er gleich nur eine Philoſophie für Jedermann vortragen will, ſo müßte er doch, um dieſe ſoviel möglich richtig, wahr und brauchbar zu liefern, in der höhern Philoſophie für die wenigen Denker, eine tiefere und gründlichere Kenntniß beſitzen, als er hier zeigt. Man urtheile aus folgenden Proben. — Er frägt, wie können wir die Vernunft, die natürliche Philoſophie des Menſchen, berichtigen, erhöhen und mit dem Chriſtenthum verbinden? „Ich ſage, (antwortet er „darauf) die wahre Philoſophie und ihre rechte Verbindung „mit dem Chriſtenthum iſt was hier erfodert wird; die wahre „Philoſophie iſt allgemeiner Menſchenverſtand, geſunde Ver„nunft, richtige Beurtheilung — allgemeines Menſchenge„fühl — Erkenntniß und Empfindung natürlicher Wahrheiten, „nicht nur von dem Daſeyn, und von der äußern Geſtalt der „Dinge, ſondern von ihrer innern Beſchaffenheit, von den „Gründen, Urſachen und Wirkungen — Sie enthält Grund„ſätze, die in der Natur und Beſchaffenheit der Dinge liegen „— und deren Anwendung zur Erfindung und Erkenntniß an„derer nützlichen und wichtigen Wahrheiten führet. — Sie ent„hält Regeln, die aus jenen Grundſätzen fließen, zur Aus„übung der gefundenen, erkannten, nützlichen und wichtigen „Wahrheiten. Dieſes zuſammengenommen iſt wahre Philoſo„phie, Liebe der Weisheit u. ſ. w.“

Eben ſo unbedeutend, tavtologiſch und verworren, iſt die Theorie von Vergnügen und Glückſeligkeit, die in der zweyten Einleitung vorgetragen wird. So wird das Vergnügen beſchrieben: „Wenn dir recht wohl iſt — wenn du keinen „Schmerz und keine Traurigkeit fühleſt. Wenn deine Seele „— heiter — ruhig — und munter iſt — dann biſt du ver„gnügt. Und iſt deine Seele nicht ruhig, heiter und munter, „wenn du angenehme — ſanfte und — mächtige Empfindun„gen haſt.‘ Dreyerley gehört überhaupt zum Vergnügen. „Erſtlich genug haben, zweytens, ein lebhaftes Gefühl: ich „habe genug; drittens, ein ruhiger und heitrer Genuß deſſen, „was einem genug iſt.“ Wenn man auch den Verf. darüber

nicht

nicht ſchickanren wollte, daß das zweyte und dritte Stück, woraus er die Glückſeligkeit zuſammenſetzt, auf eins hinauslaufen, (denn wie kann ein lebhaftes Gefühl davon, daß man genug habe, ohne einen heitern und ruhigen Genuß deſſelben ſtatt finden? und iſt der Genuß des Guten etwas anders als das lebhafte Gefühl deſſelben?) iſt ihm doch dies weniger zu vergeben, daß er nicht bemerkt hat, daß das Genughaben den Begriff der geiſtigen Glückſeligkeit, die wachſender Natur iſt, nicht erſchöpft, und ſich gar nicht wohl mit derſelben vereinigen läßt, da ſie nicht im Genughaben, ſondern im beſtändigen Fortſchreiten zu größerer Vollkommenheit beſteht, und folglich einen immer regen Trieb der Seele zum weitern Fortkommen vorausſetzt. Doch, wie geſagt, ſolche Betrachtungen ſcheinen dem Verf. ganz fremd zu ſeyn, der ſeine Bemerkungen ſo eben von der Oberfläche abſchöpft, und ſie in weitſchweifigen Wiederholungen mit allem Anſchein von ſchwerer, gründlicher Tiefſinnigkeit vorträgt. Und wozu denn dieſe ganze Theorie von Wahrheit, Philoſophie und Glückſeeligkeit? Wenn er wirklich die Kunſt verſteht, die chriſtlichen Religionswahrheiten faßlicher und einleuchtender vorzuſtellen, als ſie je vorgeſtellt ſind, und ſie uns lebhafter empfinden zu laſſen: ſo konnte er ja gleich zum Werke ſchreiten, ohne ſoviel Aufhebens von ſeiner Arbeit zu machen, und ohne ſolche Theorieen voranzuſchicken, die weder für die Denker noch für die Nichtdenker ſind, und nach deren Durchleſung gewiß niemand geſchickter wird, das Vernünftige, Wahre und Liebenswürdige der chriſtlichen Religion beſſer einzuſehen und lebhafter zu empfinden.

Theologiae Dogmaticae Inſtitutio. Scholis ſuis ſcripſit *E. I. Danovius*. Liber alter. Ienae ſumtibus viduae Croeker 1776. 8. pag. 358 — 644.

Es wird die nach der Compendienſprache ſogenannte Anthropologie in dieſer Fortſetzung abgehandelt, und zwar, wie es bey Büchern dieſer Art das Unterſcheidenſte zu ſeyn pfleget, in einer etwas veränderten Ordnung und Stellung der vielen zum Syſtem gehörigen Sätze. Die Wiederherſtellung der Menſchen zur Seligkeit, die durch Chriſtum geſchehen iſt, wird in zwey Abſchnitte abgetheilet. Der erſte beweiſt unter ſich die Lehren von der Perſon, dem zweyfachen Stande und eigentli-

gentlichen Mittlergeſchäfte Chriſti; der andere die Lehren von der heilſamen Veränderung der Menſchen, nach den einzelnen Stücken der Buße, des Glaubens und der Beſſerung des Lebens, nach den ſie bewirkenden Hülfsmitteln des göttlichen Worts und der Sacramente, und endlich nach dem Zuthun Gottes durch die Berufung und eigentliche Gnadenwirkungen, wobey als ein Anhang der Artikel von der chriſtlichen Kirche vorkömmt. Der zweyte Abſchnitt erklärt die Art und Weiſe, wie Gott die Seligkeit den Menſchen mittheilet, in Abſicht des gegenwärtigen Lebens, da die Vorherbeſtimmung und Rechtfertigung vorkommt; ferner in Beziehung auf das zukünftige Leben, wo vom Tode, von der Auferſtehung, dem letzten Gericht, ewigen Belohnungen und Strafen gehandelt wird.

Ob nun mehr Licht, Faßlichkeit und Zuſammenhang dadurch dem Ganzen mitgetheilt ſey; ob die eigentliche Religionserkenntniß bey angehenden und zum geiſtlichen Lehramt zu bildenden Geiſtlichen gewinnen werde, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Uns ſcheint der Verf. bey dieſem Lehrbuch weit weniger geleiſtet zu haben, als wir von ſeiner Gelehrſamkeit und dem Zeitalter, worin er als Gottesgelehrter ſchrieb, erwarten konnten. Er verſichert zwar, daß weder Neuerungsſucht, noch vorgefaßte Meynung und Anhänglichkeit an die Behauptungen der Alten, auf ſeinen dogmatiſchen Vortrag einen Einfluß gehabt habe, ſondern ſein Wille lediglich geweſen ſey, die Wahrheit ſo vorzulegen, wie er ſie in der heil. Schrift anzutreffen glaube. Allein es möchte demohngeachtet dem V. das begegnet ſeyn, was zu leicht bey Ausarbeitung einer Dogmatik durch unvermerkte ſymboliſche Zauberkraft einem Profeſſor Theologiä begegnen kann; daß er faſt alles in der Bibel findet, was das Syſtem ſaget, und über die ſichtbare Harmonie zwiſchen beyden recht erſtaunen muß. Was läßt ſich da leichter beweiſen z. B. als daß die Communicatio idiomatum, communio naturarum, und ſämmtliche propoſitiones perſonales ihre völlige Richtigkeit haben, und dies um ſoviel mehr, weil Luthers Lehre vom heil. Abendmahl, die man gleichfalls als ganz wahr in der Bibel antrifft, die Behauptung jener Sätze nothwendig macht. Der V. geſteht, daß er bey der Auseinanderſetzung jener Begriffe vorzüglich auf die von Luthern gelehrte Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im Abendmahl ſeine Rückſicht gehabt habe. Nun freylich da dieſe

ſtehen

ſtehen bleiben ſoll, ſo mußte auch die Mittheilung der ἀνταμοιβῶν aus der Bibel erwieſen werden können.

Die ganze Anmerkung in der 2ten Note zu dem 213 §. wider Heilmanns und Zachariä unbehutſame Methoden, die Vereinigung beyder Naturen in Chriſto, aus der perſönlichen Vereinigung herzuleiten, beweiſet, wie man ſich überreden kann, recht helle zu ſehen, wo für unſre Augen überhaupt nichts zu ſehen iſt. Ob in dieſen und vielen andern Sätzen nach des V. Ausſpruch, nur apparens repugnantia ſey, quae curatiore doctrinae determinatione euaneſcit, und ob ſich ein denkender Kopf, der in alle dieſe abſtruſen Begriffe eingeleitet wäre, mit dem Troſt begnügen laſſe: non permanere niſi abſtruſiorem dogmatum vim, et myſterii naturam humani ingenii virtute ad viuum non reſecandam, wollen wir allen Wahrheitsfreunden zur Prüfung überlaſſen.

Nicht gründlicher ſcheint uns der Verf. in andern für Dogmatiker höchſt wichtigen Beweiſen zu ſeyn z. B. in der Lehre von der durch Chriſtum geſchehenen und vollbrachten Genugthuung. Iſt der Zweck Gottes, bey Jeſu Sendung geweſen, die Menſchen ſeelig zu machen, ſchließt der Verf. ſo muß das von Chriſto zu unſrer Erlöſung angewandte Mittel dem Vater der Menſchen anſtändig, und ſeinen Vollkommenheiten nicht widerſprechend ſeyn. Es iſt aber kein anderes Mittel, das dieſe Eigenſchaft hat, außer die wirkliche Genugthuung für unſre Sünde, daher an keine aggratiation oder acceptilation zu denken iſt. Und die Gründe hierzu! — da braucht es ja weiter keinen Grund anzugeben, als dieſen: daß Gott in der Schrift keines andern Mittels, als der Genugthuung gedacht hat. Wie, wenn man dies umkehrte und ſo ſchlöſſe: was dem Vater der Menſchen nicht anſtändig, ſeinen göttlichen Eigenſchaften zuwider iſt, das kann nicht das in Chriſto veranſtaltete Mittel unſrer Erlöſung ſeyn — die Schrift kann alſo auch Eſai. 53. Matth. 26. 18. Hebr. 1. 3. u. ſ. w. nicht von einer ſo widerſprechenden Sache reden, als die eigentliche Genugthuung ſeyn würde. Wenn man dieſe philoſophiſche Auslegung verwirft, ſie in andern Stellen, (wie der V. ſich ihrer oft mit vieler Geſchicklichkeit bedient,) zuläßt, und dann doch damit: quod haec cauſa myſterii ſit plena, zur Zeit abweiſet — heißt dies ohne alle vorgefaßte Meynung die Wahrheit aus der Bibel in ſein Syſtem aufnehmen?

Wir können übrigens dem Verf. das Verdienſt mancher guten und natürlichen Schrifterklärung, und einer guten

(hin

(hin und wieder oft für ein Lehrbuch zu gekünstelten) Schreibart nicht absprechen, wiewohl wir bey den Sachen selbst oft an diese seine Worte gedacht haben: quae, qualia etsi maioribus ob temporum illorum rationes durius exprobranda non sunt, quis tamen contineat liberalem aliquam indignationem, cum videat, nostros hodie eadem sanctius seruare, datoque tempore et occasione impensius propugnare? —

Bs.

Theologiae dogmaticae in Systema redactae Pars prior a *Fr. Petro Mar. Gazzaniga* — in vsum suorum auditorum edita. Viennae, Typ. de Trattnern. 1776. 8. 717 Seiten.

Durch einen Druckfehler steht 1786. auf dem Titelblatte. Der Plan des Werks ist sehr groß angelegt. Dieser erste Theil enthält fünf Abschnitte. Der **erste** macht die Einleitung zur Theologie aus, und handelt in XXI Kap. von der Religion überhaupt, von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und den Kennzeichen einer göttlichen Offenbarung, welche auf die Bücher des Alt. und N. Test. angewendet werden, deren Aechtheit und Inspiration, von den Traditionen, von der Toleranz der Unkatholischen, von der Kirche und deren oberrichterlichen Untrüglichkeit, und was dahin gehört. Der **zweyte** in XXVI. Kap. von der Existenz und den Eigenschaften Gottes. Der **dritte** in XXIII. Kap. von dem Geheimniß der göttlichen Dreyeinigkeit, wo der Verf. Kap. III. auch zu zeigen sucht, daß die Stelle 1 Joh. V, 7. gar genuin sey, und Kap. XII. den Vätern des Nicänischen Concilium stark das Wort redet. Seine Gründe für 1 Joh. V, 7. sind seichter, als man sie hätte erwarten sollen. Z. B. daß diese Stelle in den Handschriften, wo sie fehlt, gar wohl durch die Nachlässigkeit des Abschreibers hätte können ausgelassen worden seyn. Auf die neuesten Schriften protestantischer Gottesgelehrten, gedachte Stelle betreffend, hat der Verf. gar nicht Rücksicht genommen. Vermuthlich sind sie ihm nicht einmal bekannt gewesen. Wenigstens muß er sie nicht gelesen haben, sonst hätte er wohl stärkere Argumente dawider vorgebracht. Die **pestilenzialische Secte der Arianer, Socinianer und Arminianer** bekömmt bey dieser Gelegenheit ihr nothdürftiges Theil ab;

ab; und am Richard Simon wird herzlich beklagt, daß er es nebst einigen andern Katholiken, in Verwerfung obiger Stelle mit den Socinianern gehalten habe. Der vierte Abschnitt handelt in XVIII. Kap. von der Schöpfung, von Engeln, Teufeln und Menschen, ingleichen von der göttlichen Fürsehung. Der fünfte vom Falle des Menschen, von der Erbsünde, deren Folgen und Strafen, der Nothwendigkeit des Erlösers, dessen ersten Verheissung an Adam, und dem Glauben an den Messias im A. Test. — Der Wust von Scholastik, von welchem protestantische Theologen zum Theil ihre Dogmatik gereiniget haben, ist hier noch in seiner ganzen vollen Masse beysammen. Doch dürfte das Werk unsern so genannten rechtgläubig dogmatisirenden Lutheranern und Calvinisten trefflich gut gefallen, weil es bis itzt, die darinn verhandelten Glaubenspunkte nach dem gangbaren alten System der Kirche vorträgt.

Dictionarium theologicum portatile, primum gallice editum, dein italice versum, ac plurimis adnotationibus nouisque articulis locupletatum A. P. Abbate D. *Prospero*, ab Aquila, publ. Prof. in reg. vniuers. Neapolitana, in quo omnia fidei dogmata, et doctr. moralis placita, controuersiae de rebus fidei, haereses celebriores, variae Theologorum et Scholarum opiniones exponuntur; vna cum Summario omnium librorum S. Script. et conciliorum generalium. Adiectis etiam praecipuis disciplinae ecclesiasticae capitibus circa Sacramenta etc. principiis iuris canonici, aliisque ad rem beneficiariam spectantibus etc. nunc plurimis in locis emendatum, auctum et latine donatum. *Tomus primus.* A—C. *Augustae Vindelicorum*, sumtibus Fratrum Veith, Bibliop. 1775. Superiorum Permissu in 8. 163 Seiten. *Tomus Secundus.* D—O. 330 S. *Tomus Tertius.* P—Z. 279 S.

Der vollständige Titel überhebt uns einer nähern Anzeige.

Insti-

Inſtitutiones ad ſusceptionem ordinum, eorum actus ac myſticum S. S. Miſſae Sacrificii ceremoniarum ſignificatum, ex ſacris litteris, canonibus, conciliis, patribus, hiſtoriis eccleſiaſticis, et ſelectioribus autoribus in vſum ordinandorum et ſacerdotum collectae opera *Ioannis Lindner*. Vratislauiae, ſumtibus Korn. 1777. 8. 626 S.

Auch der Inhalt dieſes Buches bedarf keiner näheren Anzeige, da er auf dem Titel hinlänglich angegeben iſt. Die wohl verſtandenen Schriften der Propheten und Apoſtel wiſſen nun freylich von allen den ſacramentirlichen Geheimniſſen, Conſecrirungen, myſtiſchen bedeutungsvollen Ceremonien, Tonſuren, dem Cälibat der Prieſter u. ſ. w. worüber Hr. L. hier den Ordinanden Unterricht ertheilt, nichts; aber die Repräſentanten der Kirche haben es ſo angeordnet, und nun ſind heilige Gottesſachen daraus geworden, deren genaue Kenntniß für Prieſter und Religioſen ein eigenes Studium erfodert.

P. *Dominici Schram*, Benedictini Banthenſis, Inſtitutiones theologiae myſticae, ad vſum directorum animarum, curatorum, omniumque perfectioni chriſtianae ſtudentium. Ex ſ. ſcriptura, conciliis, S. S. Patribus, myſticis primariis et theologicis ratiociniis adornatae, ac in duos Tomos diſtributae. *Tomus I.* de vita ſpirituali. Sup. permiſſu et approbat. Auguſtae Vindelicorum, ſumtibus Rieger. 1777. 8. 668 Seiten. *Tomus II.* de magiſterio ſpirituali. 605 Seiten.

Es iſt keine Ungereimtheit zu erdenken, die nicht in dieſem Werke als ausgemachte Wahrheit, auf die grillenhafte Einbildungen und Träume irgend eines Kirchenvaters oder berühmten Myſtikers aus den vorigen Jahrhunderten gebauet würde. Wenn man einige Bogen geleſen hat, ſo weiß man nicht mehr, ob man auch ſicherlich Menſchen oder vielleicht Geiſter- und

Teufelsgeſtalten um ſich herſieht. Die ganze patriarchaliſche Welt war eine **Feenwelt**, und wir ſchweben noch in ihrem Zauber, wenn es mit den Sätzen des Verf. in dem 4 Kap. des 2ten Th. von **Viſionen**, wie Gott ſelbſt, Engel und Teufel erſcheinen können, ſeine Richtigkeit hat. Der Magiſter ſpiritualis ſoll aus dieſem Kap. lernen, quomodo viſiones, locutiones, reuelationes, prophetias, raptus, extaſes ſuorum diſcipulorum diſcernere valeat. „*Angeli mali*, ſagt er „§. 488. in der Anmerk. ſeu *daemones* ſiue terrifici horrorem incutientes appareant, ſiue glorioſi, ſimulando ſe „angelos lucis, *corpora aliquo modo vera* aſſumunt, non „tamen vera humana organizata. Et licet eorum *virtus* „*ad figuram humanam*, vel alterius cuiusdam viuentis imperfecti, vel non viuentis, *formandam ſufficiat*, ſicuti „virtus bonorum angelorum; *minus* tamen *perfecte* hi „mali, quam boni angeli id praeſtare poſſunt, quia nihil poſſunt ſupernaturaliter, et vel in poenam peccati, „vel ob denegandam a Deo facultatem minus etiam naturaliter. Vnde Suarez *de Ang.* Cap. 34. n. 7. veriſimile putat, ab angelis ſanctis materiam aſſumpti corporis „ex puriori quadam ſuperioris aeris ſubſtantia ſumi; a *daemonibus* vero, ex *coenoſis*, et C. 35. n. 5. non recedit „ab illis, qui putant, daemones *nunquam aſſumere* ſimulacrum corporis humani *quoad omnes partes* illi ſimile, „ſed vel in *pedibus* v. g. *caprinis*, vel alia parte ab eo „diſcrepare.“ Unter uns Proteſtanten würde doch itzt ſchon das gemeinſte Volk über denjenigen lachen, der es zu dem Glauben bockfüßiger Teufel bereden wollte. Und katholiſche Geiſtlichen können noch in gelehrten Schriften ſolch dummes Zeug im ganzen Ernſte methodo mathematica zu demonſtriren ſuchen. Wiewohl ſo muß es auch ſeyn, wenn eine gewiſſe Theologie bey Ehr und Würden erhalten werden ſoll, daß man fortfährt, allen über die Religion ſonſt zu vielraiſonnirenden geſunden Menſchenverſtand zu tödten, denn anders wär es nicht zu bewerkſtelligen.

Antons Godeau — allgemeine Kirchengeſchichte, aus dem franzöſiſchen ins Italieniſche übertragen ꝛc, anitzo aus dem Italiäniſchen ins Deutſche überſetzt, von P. Bernard Hyper. — Vierzehnter Theil.

Theil. Enthält die Kirchengeſchichte des ſechſten Jahrhunderts, vom Jahr Chriſti 530 bis 560. Augsburg, bey Riegers ſel. Söhnen. 1777. 8. 461 Seiten, nebſt 14 Bogen chronol. Tafeln u. Regiſter.

Außer der Partheilichkeit, unnöthigen Weitläuftigkeit und gänzlichen Unbrauchbarkeit dieſer Godeauiſchen Kirchengeſchichte für Proteſtanten, deren ſchon anderswo gedacht iſt, wollen wir itzt nur bemerken, daß Hr. H. an vielen Stellen auch nicht in das beſte richtigſte Deutſch überſetzt, und ſich beſonders mancher platten Ausdrücke bedient, ſtatt deren er edlere brauchen ſollte. Z. B §. 58. S. 112. „Der Kaiſerinn Theodora, welcher es nicht geglückt hatte, den Athimus in ſeiner Würde zu handhaben, ward über den Agapetus über alle Maaß entrüſtet, und faſſete den Entſchluß, ihm in allen ſeinen Abſichten ein Bein zu unterſchlagen. Es befanden ſich gewiſſe Biſchöfe an dem Hofe, welche ſich dem hitzigen Verlangen derſelben allzu geſchäftig erwieſen. Theodora ſuchte theils durch Verſprechungen und Liebkoſungen, theils durch Geſchenke, welche ſie mit vollen Händen austheilte, dieſe Prälaten auf ihre Seite zu ziehen. Sie ſpielte auch die Triebfedern bey ihnen (ließ ſie ſpielen,) mit ſo glücklicher Wirkung, daß ſie ſich dem Pabſte widerſetzten. Dieſes thaten ſie blindlings, ohne weder an die Sünde, welche ſie durch ihren vorſetzlichen Widerſtand gegen den Statthalter Jeſu Chriſti begiengen, (Godeau wäre nicht Godeau, wenn er anders urtheilte,) noch an die Schande zu denken, mit welcher ſie ſich vor den Augen der Menſchen befleckten, da ſie den ſtürmiſchen Bemühungen eines Weibes folgten, das eine abgeſagte Feind in des apoſtoliſchen Stuhles war.“

Biblia Sacra. Das iſt die ganze heilige Schrift alten und neuen Teſtaments, nach alter in chriſtlicher Kirche gehabter Translation, getreu verdeutſchet durch D. Joh. Dietenberger. Anitzo aufs neue in gewiſſe Verſikeln eingetheilet, an vielen Orten verbeſſert, mit einer Vorrede und Regiſter

verſehen. Mit Gutheißung der Obern. Augsburg, bey Rieger. 1776. gr. 8.

Der Bequemlichkeit wegen hat man dieſe in dem katholiſchen Deutſchlande gangbare Bibelüberſetzung, welche ſchon im ſechzehnten Jahrhunderte zum achtenmale aufgelegt worden, nicht nur in Folio, ſondern auch in Octav abdrucken laſſen. Die damit vorgenommene Verbeſſerung beſteht darin, daß die altfränkiſchen Wörter mit gegenwärtig üblichen vertauſcht, Druckfehler und Citationen berichtiget, auch ein Verzeichniß aller Sonn- und Feſttäglichen ſo genannten Evangelien und Epiſteln hinzugefügt worden. Mit Luthers Ueberſetzung ſtimmt ſie zu ganzen Verſikeln wörtlich überein; hat aber, beſonders wo es auf Geſchichterzählung ankömmt, weit mehr Härte und Ungeſchmeidigkeit, als jene. Wenn Luther in der jüngſt vergangenen Zeit den heiligen Schriftſteller z. B. erzählen läßt: Gott ſprach! Es werde Licht, und es ward Licht: ſo thut es Dietenberger in der völlig vergangenen Zeit: Gott hat geſprochen: Es werde das Licht, und es iſt geworden. Selbſt was die Verſtändlichkeit des Textes für den gemeinen Mann betrifft, ziehen wir Luthern in vielen Stellen vor. Z. E. Hebr. 4, 15. Luther: Wir haben nicht einen Hohenprieſter, der nicht könnte Mitleiden haben mit unſerer Schwachheit; ſondern der verſucht iſt allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde. Dietenberger: — ſondern der allenthalben nach der Gleichniß ohne Sünde, verſuchet worden. Was ſoll das heißen: Nach der Gleichniß ohne Sünde? Luthern verſteht gleich ein jeder.

Damit ſich ein gemeiner Chriſt an dieſer Ueberſetzung nicht den ſittlichen Tod leſe, nicht der Gefahr einer Irrlehre ausſetze, oder dem Verbot der Kirche, Kraft deſſen den Laien das uneingeſchrenkte Bibelleſen auf gewiſſe Art verboten worden, zu nahe trete: ſo werden ihm in der Vorrede die Regeln gegeben, er ſolle allemal vorher beten, alsdenn mit unterwürfigen Herzen, ohne Vorwitz, und mit Gefangennehmung ſeines blöden Verſtandes in Glaubensſachen, leſen, „ſich nicht unterfangen, die Stellen der „Schrift nach eigener Willkühr auszulegen, und nach den ge„ringen Begriffen ſeiner Vernunft, von den Geheimniſſen der „Religion Streithändel anzuzetteln, oder weit ausſehende Zwei„fel

„sel zu erregen; noch weniger von jenem Verstande und Sin„ne abzuweichen, in welchem von der Kirche die Schrift alle„zeit ausgelegt worden, und die heiligen Väter solche erklärt „haben.“ Auf solche Weise wird dem, der selbst in der Schrift forschen und darüber nachdenken will, ein eigenes Lesen der Bibel nicht viel helfen. Die Väter der Kirche haben ihm vorgedacht, wie es ihm sein katholischer Katechismus sagt. An den dürfte er sich nur halten, zumal da die Verleger (laut Vorrede) auch bekannt machen lassen, daß der biblische Katechismus des hochw. P. Wieste, eines Prämonstratenser Chorherrn in dem freyen Reichsstifte Marktbal, um einen billigen Preis in ihrer Handlung zu haben sey.

R. P. Goffine christkatholisches vermehrtes, und nach der Ordnung des römischen Missals neueingerichtetes Unterrichtungsbuch, oder kurze Auslegung aller Sonn- und Festtäglichen Evangelien, sammt daraus gezogenen Glaubens- und Sittenlehren, worin alles dasjenige erklärt wird, was einem rechtschaffenen Christen zur Seligkeit zu wissen und zu thun nothwendig ist. Sammt einer klaren Auslegung aller Ceremonien, deren sich die christkatholische Kirche das Jahr hindurch, absonderlich in Ausspendung der heil. Sacramenten gebrauchet. Dazu kommen unterschiedliche Litaneyen, Meß- Beicht- und Communiongebeter, sammt beygefügter Uebung für die Kranken. Wien, bey Trattnern. 1776. gr. 8. 1032 Seiten.

Um wie vieles hätte doch selbst ein katholischer Christ zu seiner Glückseligkeit weniger zu wissen nöthig, als in diesem Buche steht, gesetzt, daß auch nicht ein einziger falscher unerweislicher Lehrsatz darunter wäre, deren sich doch hier genug finden. Denn nicht alles, was wahr ist, ist brauchbar und zur Beförderung des thätigen Christenthums nützlich. Doch das wird noch lange in der Christenheit währen, ehe man die Religion des Evangeliums auf ihre ganz einfachen Grundsätze,

wie sie Jesus und seine Apostel gelehrt haben, zurückleitet. Am spätesten möchte es wohl in der katholischen Kirche, wenn sich nicht außerordentliche Revolutionen darinn ereignen, bis dahin kommen. Auf dem ordentlichen Wege der Verbesserung menschlicher Erkenntniß werden Jahrhunderte dazu gehören, ehe das Licht der Vernunft und gesunden Bibelauslegung sich so weit ausbreitet, daß man in dieser Kirche nur die gröbsten auffallendsten Zusätze, welche man zu der Lehre Christi gemacht hat, einsehen und davon wegthun wird. Der einfältige Christ wäre sehr zu beklagen, wenn er weder rechtschaffen seyn, noch selig werden könnte, ohne dies Unterweisungsbuch im Kopfe zu haben. Es ist übrigens katechetisch in Frag und Antwort abgefaßt. Wären nicht manche Fragen unnöthiger Weise wiederholt worden, so würde das Werk in ein kleineres zusammengeschmolzen seyn. Protestanten, welche die Neugier haben, von den Bedeutungen aller gottesdienstlicher Gebräuche und Ceremonien der Katholiken unterrichtet zu seyn, kann es zur Belehrung darüber dienen.

Reden von den Geheimnissen des leidenden Heilandes, zusammengetragen von Joseph Haberkorn von Habersfeld — In zwey Jahrgängen. Mit Erlaubniß einer hochwürdigen Obrigkeit. Breßlau, bey Korn, 1777. 8. 496 Seiten.

Der Herausgeber dieser Reden, welche er aus andern guten Predigtbüchern gesammelt hat, zeigt sich in der getroffenen Wahl als ein Mann von Einsicht und Geschmack. Jeder Jahrgang enthält sechzehn Reden über gewisse Tugenden und Laster und andere practische Materien, wozu die Leidensgeschichte Jesu unmittelbare Veranlaßung giebt. Von manchem Geheimnißvollen, so sich in den Leiden unsers Erlösers finden soll, weiß nun freylich das N. Test. nichts. Die h. Geschichtschreiber geben in ihren simpeln Erzählungen auch keine Spur davon an. Aber alte und neue Kirchenlehrer haben es darinn entdecken wollen. Und als man erst ein, zwey, drey Geheimnisse in dem und dem Umstande aufgefunden hatte, fand man auch das vierte, fünfte u. s. w. Nun nahm man endlich die darinn liegen sollenden Geheimnisse in den kirchlichen Lehrbegriff auf, und so wurden sie bis auf uns fortgepflanzt, daß

man

man wenig Passionsbetrachtungen höret und lieset, in denen nicht ein großer Werth darauf gelegt würde. Uns dünkt, man kann den Deisten immer zugeben, und muß es zugeben, daß es mit der Verfolgung und Hinrichtung des unschuldigen Jesu von Seiten des jüdischen Volks ganz natürlich zugegangen sey, ohne daß sie damit das allergeringste wider seine göttliche Sendung und Lehre gewönnen. Es ist hier nur nicht der Ort solches zu beweisen. Die Menschen bleiben sich immer gleich. Welt ist Welt. Viele Christen denken gerade so, wie die Juden dachten. Der sittliche Zustand des Volks, unter welchem der Christus Gottes mit seiner Lehre auftrat, war von der Beschaffenheit, daß es ein Wunder hätte seyn müssen, wenn er mit dem Leben davon gekommen wäre. Man setze den Fall, Jesus erschiene itzt in der Welt, griffe christliche Priester und Layen in ihren Irrthümern, Vorurtheilen und Lastern so freymüthig an, wie er die Oberpriester seiner Nation angriff, sagte denen dies und das, so sie nicht leiden können, widersprüche über diesen und jenen Punct ihrer Orthodoxie, wie er der jüdischen widersprach — was meynen wir? würde er wohl unverketzert und unverfolgt durchkommen? Sicherlich dürfte es an allen Orten, wo Christen sind, nicht an Leuten fehlen, die ihn für den schrecklichsten Irrlehrer und Verführer des Volks erklärten, welcher die Menschen von der wahren Religion, von dem Gesetze Mosis und der Propheten, und der heiligen Kirchenväter abführte, und im blinden Eifer das Kreuzige über ihn ausriefen. Die göttliche Vorsehung ließ die vorhergesehene und mit höchster Weisheit beschlossene Hinrichtung Jesu Christi zu, wie sie viel Böses zuläßt, und beförderte dadurch die Glückseligkeit aller derjenigen, welche sich durch den Glauben an sein göttliches Evangelium von Irrthum und Sünde frey machen lassen. Weiter ist in den einzelnen Leidensumständen und Mißhandlungen, die der Erlöser von seinen Feinden hat erdulden müssen, nach der evangelischen Geschichte an sich nichts Geheimnißvolles.

Der seine Religion nach dem wahren Geiste ihrer Grundsätze betrachtende Christ, oder ein ordentliches und vollständiges Betrachtungsbuch auf alle Tage des Jahres, nach den Sonn- und Feyertäglichen Episteln und Evangelien. Ein allen Stän-

den angemeſſenes Werk; daraus Prieſter, Ordensleute und gemeine weltliche Chriſten die ſichern Regeln für die Heiligung eines jeden nach ſeinem Berufe gleichviel erlernen mögen. Erſter Band. Auf allerhöchſten Befehl aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Marx Anton Wittola, der heil. Schrift Doctor — Wien, bey von Trattnern. 1776. gr. 8. 550 Seiten. Zweyter Band. 513 Seiten. Dritter Band. 514 Seiten. Vierter Band. 480 Seiten. Fünfter Band. 570 S. Sechſter Band. 486 S.

Eine ſo anſehnliche Vorrathskammer von kurzen Betrachtungen und Gebeten für catholiſche Chriſten, als wir je geſehen haben; und unpartheyiſch geurtheilt, herrſchet darinn ein viel aufgeklärterer und vernünftigerer Geiſt der Andacht, als in vielen andern Büchern dieſer Art, welches ſchon nicht wenig werth iſt.

Carl Frey von Neuville Predigten. Erſter Theil. Aus dem Franz. überſ. Oder Adventspredigten. Wien, bey Krauſe. 1777. 8. 428 S.

Neuville beſitzt eine blühende Beredſamkeit. Man höret in ihm den Mann von Talenten, von Kenntniß der groſſen Welt, und des menſchlichen Herzens reden. Sein Geſchmack im Predigen iſt übrigens der Geſchmack ſeiner Nation. Wir haben die Ueberſetzung mit der Urſchrift verglichen. An manchen Stellen hätte ſie beſſer ſeyn können. Sie ſcheint zu flüchtig gemacht. Die Vorrede enthält eine kurze Lebensgeſchichte des B., dem das Schickſal der Jeſuiten, von deren Orden er war, in ſeinen letzten Tagen viel ſtillen Kummer verurſachte. Die Predigten ſind unter Aufſicht des Hrn. Abbé Max aus ſeinen Papieren ausgeleſen und herausgegeben worden. Wie ſehr ſie vor denen, die wir bey dieſer Gelegenheit anzeigen wollen, hervorſtechen, fällt einem jeden in die Augen, der ſie mit einander vergleicht.

Das

Des hochwürdigen Herrn Thiebaut, der Gottesgelahrheit Doctor — Homilien über die Episteln auf alle Sonntage und Hauptfeste des Jahres. Vier Theile. Aus dem französischen übersetzt von P. Joh. Baptist Dilg. Erster Theil. Von dem ersten Sonntage des Advents bis auf den Sonntag Quinquagesima 682 Seiten. Zweyter Theil. Von dem Aschermittwoch bis auf den sechsten Sonntag nach Ostern. 756 Seiten. Dritter Theil. Von dem heiligen Pfingsttage bis auf den eilften Sonntag nach Pfingsten. 720 Seiten. Vierter Theil. Von dem bis auf das Fest aller Heiligen. 703 Seiten. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Rieger. 1776. in 8. nebst Registern zu jedem Theile.

Des hochwürdigen Hrn. Johann Baptist Imhof, Pfarrers zu Mettenberg, geistlicher Fruchtschnitt, das ist, die heiligen Evangelien für alle Sonn- und Feyertage des Jahres, sammt lehrreicher Auslegung, heilsamen Lehrstücken, und gewöhnlichen Kirchenceremonien: Nebst einem Anhange von der nothwendigen Kinderzucht. Fünfte und verbesserte Auflage. Erster Theil. Sonntägliche Evangelien. 668 Seiten. Zweyter Theil. Feyertägliche Evangelien. 761 Seiten. Augsburg, bey Rieger. 1776. in 8.

P. Maurus Lindemayrs, vormaligen Priors des Benedictinerstiftes Lambach, und d. Z. Seelsorgers zu Neukirchen, Predigten auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, drey Theile. Erster

Theil. Sonntagspredigten vom Advente bis Pfingsten. 739 Seiten. Zweyter Theil. Sonntagspredigten, von h. Dreyfaltigkeit bis auf den letzten Sonntag nach Pfingsten, 684 Seiten. Dritter Theil. Festtagspredigten, nebst einem Register über alle drey Theile, 516 Seiten. Augsburg im Verlage bey Wolff. 1777. in 8.

Vollständige Christenlehrpredigten für alle Sonn- und Festtage, in welchen, was ein Christ wissen, glauben, hoffen, lieben, gebrauchen, meiden, üben und gewärtigen soll: nach den Grundsätzen der göttlichen Schrift, den untrüglichen Aussprüchen der ächten Kirche, wie auch der richtigen Auslegung der heiligen Väter, deutlich erkläret von Procop Burkhart, I. Theil des ersten Jahrgangs der sonntäglichen Reden ꝛc. 624 Seiten. II. Theil, 756 S. III. Theil, erster Jahrgang der festtäglichen Reden. 532 S. IV. Theil, zweyter Jahrgang der sonntägl. Reden. 768 S. V. Theil, desgl. 750 S. VI. Theil, zweyter Jahrgang der festtägl. Reden. 583 S. VII. Theil, welcher drey sonn- und festtägl. Jahrgänge, mit einem Verzeichniß der in allen Theilen enthaltenen Unterweisungen enthält, und den eigenen Titel hat: Nützliche Einleitung, wie die in den sechs Predigttheilen abgehandelte Lehrsätze und Sittenregeln nach der laufenden Ordnung der Hauptstücke des Katechismi zu gebrauchen sind. 542 S. VIII. und letzter Theil unter dem Titel: Kurze Auszüge der Hauptsätze einer jeglichen Predigt, zur leichtern Ver-

Verfaſſung jener Anreden, die man bey der Chriſtenlehre zur Auslegung des vorfallenden Unterrichtes, zu halten pflegt, ꝛc. 216 S. Augsburg, bey Wolff. 1776. in 8.

Des hochwürdigen Herrn Joſeph Hahn, geiſtreiche Sittenreden auf alle Marianiſche Feſttage. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Rieger. 1777. 332 Seiten, in 8.

P. Marcellin Pfalzers, Predigten auf alle Feyertage des Jahres; ſammt einem Anhange verſchiedener Lob- und Ehrenreden. Augsburg, bey ebendemſelben. 1777. 968 S. in 4.

Dieſe zum Theil ungeheuer ſtarke katholiſche Predigtſammlungen hat uns die Oſtermeſſe von 1777. wieder geliefert. Wer weis, wieviel ähnliche Werke uns nicht einmal zu Geſicht gekommen ſind! Da die katholiſchen Herren Prediger noch immer ihre Kanzelvorträge mit einer unendlichen Menge Citationen aus den Kirchenvätern vollpfropfen, ſo müſſen ſie natürlicher Weiſe dadurch langweilig und weitſchweifig werden. Durch ihre Legenden und Heiligengeſchichte fallen ſie nicht ſelten ins lächerliche.

Pfalzer verſteht ſich auch gut aufs citiren, und iſt in den Wundermährchen der Heiligen ſo beleſen, als einer. Der heilige Märtyrer Georgius, 18 Pred. S. 288. geht einmal mit dem Diocletian in den Tempel des Apollo. Der Kayſer freut ſich, in Meynung Georgius wolle den chriſtlichen Glauben fahren laſſen. Aber die Sache kam weit anders heraus. Das Götzenhaus war voller Menſchen. Da geht Georgius mit ernſthaften Ausſehen hinein, nimmt ſeinen Weg ſchnurſtraks zum Bildniß des Abgotts, bleibt ſtehen und redet ihn dann mit dem Finger auf ihn zeigend an: biſt du derjenige, der von mir ein Opfer verlangt, das Gott dem Herrn allein gebührt? macht darauf das heilige Kreutz wider das Bild, und ſehet Wunder! Der hierdurch in dem Götzenbild beſchworne hölliſche Inwohner rufte mit überlautem Zetergeſchrey: Nein, nein, ich bin kein Gott! und es iſt keiner als

allein

allein derjenige, den du anbetest, nämlich der Christen Gott. Und du darfst so vermessen seyn, versetzt Georgius, da vor meinen Augen stehen zu bleiben. Auf diese Worte fiengen alle Bilder in dem ganzen Tempel an zu heulen, zu jammern und zu wehklagen, wurden wie durch einen Donner von den Altären heruntergestürzt, daß die Trümmer und Splitter davon flogen. — Dergleichen Histörchen kann man bey Pfalzern, und den übrigen Herren in hübscher Anzahl lesen. Seine Predigt auf das Fest der heil. Anna schließt sich so: „Laßt uns „die h. Anna lieben und ehren — O! wie getröstet werden „wir sterben, wenn wir im Leben mit beständiger Andacht die „heil. Anna verehrt haben; denn wir können uns die erfreu„liche Hoffnung machen, Maria, die heiligste Tochter Annä, „werde alsdenn eben das zu uns sagen, was sie einem Pfle„gekind der heil. Anna zugesprochen hat: Sey nicht klein„müthig, und fürchte dich nicht zu sterben, denn ich und „meine Mutter Anna werden die Hölle zusperren, daß sie „dich nicht verschlingen kann, weil du meine Mutter Anna „allezeit geehret hast. Amen!“ Arme verlassene Heerde von Christenvolk! deren Hirte ihr zur Ueberwindung der natürlichen Todesfurcht nichts klügeres zu sagen weis.

In Hahns Sittenreden kann Recens. wenigstens das Geistreiche nicht finden, das ihnen auf dem Titel beygelegt wird. Schematismus und langweiliges tautologisches Geschwätz ist genug darin — Burkhart ist voller Patristik. Wie hätte er auch so dicke Bände zusammenschreiben können, wenn die Finger nicht das beste dabey gethan hätten? — Lindemayr, so manches widersinniges er auch mit unter vorbringt, wovon die Schuld an dem Lehrbegriff seiner Kirche liegt, wider den er nicht verstoßen darf, suchet doch, wenn es auf christliche Pflichten und Tugenden ankömmt, den Leuten richtige Begriffe davon zu machen — Aber Imhofs geistlicher Fruchtschnitt? Nun, da kann sichs unser einer ganz lieb seyn lassen, daß man nicht aus Mangel an unverdorbenen bessern Früchten Hungers halber davon zu essen genöthiget ist. Die grobe Phantasie des sinnlichen gemeinen Volks muß sich aber wohl trefflich daran gesättiget haben, weil er so guten Kaufs abgegangen ist, daß er schon zum fünftenmal hat zu Markte gebracht werden müssen. Imhof mag sprechen, was er will, entweder ist es possierlich; oder abgeschmackt, und mehrentheils fällt sein Ausdruck ins niedrige und pöbelhafte. Z. B. Leute zum Stillschweigen bringen, wenn sie eines ehr-

lichen

lichen Mannes spotten und von ihm afterreden, das nennet er in seiner Sprache: **Den Leuten das Maul stopfen, wenn sie einen ehrlichen Mann durch die Hechel ziehen, und ihm den Balg ausklopfen.** S. 298. An dem heil. Pfingstfeste, wo er eigentlich über die Evangelien Joh. 14, 23. und Kap. 3, 16. predigen will, führen ihn die **zertheilten Zungen der Jünger, als wären sie feurig,** aus Act. 2. auf die Untersuchung, was etliche Menschen für wunderbarliche Zungen in dem Munde haben; ob der heilige oder hölliſche Geist auf sie Feuer gelegt habe. Nachdem er also am Pfingstsonntage drey häßliche Thierzungen, nämlich die **Bocks-, Schlangen** und **Fuchszungen,** als vom hölliſchen Geist angefeuert, erscheinen lassen: so bringt er am Pfingstmontage einige andere vor Augen, nämlich 1) die **allergrausamste, die lästerliche Zung.** „O! diese verfluchte Zung, sagt er, sticht wie ein Igel an allen Orten; „sie sticht Gott; sie sticht die heiligen Sacramenten; sie sticht „die Zuhörer; sie sticht die Heilige im Himmel; eine solche „Zung sollte man aus dem Nacken herausreißen.“ Wenn er doch auch gesagt hätte, was man mit der Zung eines Predigers machen sollte, die von Gott und göttlichen Dingen so abgeschmackt, wie er spricht. 2) die **verlogene Cainszungen,** welche eher eine Lüge finden, als eine Henne ein Würmlein, als eine Schwalbe ein Mücklein, als eine Maus ein Loch. „Als die hochgebenedeyete Jungfrau Maria, bringt er zur Erläuterung bey, kurz vor ihrem Ableiben auf den Oelberg gegangen, daselbst ihr heiliges Gebet zu verrichten, **haben „sich alle Bäume des Orts bis auf die Erde gebogen,** und ihre tiefe Ehrerbietigkeit bezeiget, da doch mancher Mensch kaum ein halbes Knie in der Kirche beuget, in „Menaeis graecis, 15 Aug. Sieh! die vernunftlosen Bäume haben sich durch ein Wunderwerk gebogen; aber itziger „Zeit lügen die vernünftigen Menschen vielmals dergestalt, „daß sich ein Baum biegen sollte. Unverschämte Lügner haben sich vor dem in der Insel Creta aufgehalten, welche allerhand grundlose Dinge von dem Gott Jupiter auf die Bahn „gebracht, und selbige dem Volk eingeschwätzt haben, als: es „habe derselbe mehrmalen lauter Geld regnen lassen; er sey „so reich, daß er die Deamarte so groß als wie die Mühlsteine austheile u. s. w.“ (Wie mag sich doch der V. über die Lügen in Creta wundern? Schwätzt er doch selbst dem Volk zu Mettenberg ein, daß sich die Bäume auf dem Oelberg vor

der

der Jungfrau Maria gebückt haben; könnte es denn nicht so leicht Gold regnen, als sich Bäume aus Ehrerbietung gegen die Maria neigen?) „Wenige werden gefunden, die wie der „heilige Thomas von Aquin geartet sind. Als er einstens spa„zieren gegangen, rückte sein Gespan geschwind mit seiner „Lüge heraus: Sieh! da fliegt ein Ochs; worauf der heilige „Mann in die Höhe geschauet, fragend, wo? wo? der Ge„span lachte, und sagte! ich habe euch für einen so großen Leh„rer gehalten, jetzt glaubt ihr, daß ein Ochs fliegen kann. O! „mein Bruder, gab der Hr. Thomas zur Antwort, ich habe „eher geglaubt, es könne ein Ochs fliegen, als ein Ordens„geistlicher lügen." Und Rec. glaubt noch, es könne eben sowohl ein Ochs fliegen, als Bäume sich vor einem frommen Weibe bücken. 3) Die Ganszunge. Die Gans ist ein versoffener Vogel, sie hält sich lieber im nassen, als trockenem auf — so die Saufbrüder. Solch eine versoffene Ganszunge hatte Holofernes der Kriegsfürst, die sich rauschig und voll angesoffen hatte, als er durch die Judith den Kopf verlor. — Solche Predigten werden noch von katholischen Priestern und Laien für des Drucks und Lesens würdig gehalten. Was muß man von ihrem Geschmack urtheilen? — So ein Franzose, wie Thiebeaut und seines gleichen, deklamirt doch wenigstens an vielen Stellen seiner Homilien cum grano salis und weis mitunter eine gute Tirade anzubringen, welches denn freylich gegen einen Imhof absticht. Daher kömmt es ohnfehlbar, daß der Drang, französische Predigten zu übersetzen, bey den katholischen Geistlichen gegenwärtig so groß ist.

Die übrigen Andachts- und Gebetbücher, welche in der teutschen katholischen Christenheit zum Vorschein kommen, sind nun nicht um ein Haar besser, als die meisten Sammlungen geistlicher Reden. Wir können hier ein kleines Verzeichniß, theils von neu herausgekommenen, theils wieder aufgelegten Schriften dieser Art liefern.

Die geheiligte Charwoche, oder christliche Einleitung, wie man diese heilige Zeit samt den darauf folgenden Festtagen mit Beten, Betrachten, Kirchenbesuchen, Meßhören, Erwägung der Kirchenceremonien, und andern guten Werken, nützlich zubringen

bringen könne, auf inſtändiges Verlangen frommer Seelen aus der heiligen Schrift, Kirchenvätern, römiſchen Meßbuch und Brevier zuſammengetragen, und mit Kupfern geziert. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Rieger. 1776. 8. 508 Seiten.

Des heiligen Franciſcus von Sales, Biſchofs und Fürſtens zu Genf, dreytägige Einſamkeit zur Erneuerung des Geiſtes für alle eifrige Chriſten. Aus den Schriften deſſelben überſetzt, von P. Walafried Hillinger. Mit Genehmhaltung der Obern. Augsburg, bey ebendemſelben. 1777. 8. 183 Seiten.

Auserleſenes Gebetbüchlein, worin tägliche Morgen-, Abend-, Beicht-, Communion- und Meßgebeter, Tagzeiten, Litaneyen und andere Andachten enthalten ſind. Anfänglich zum Gebrauch der Durchlauchtigen jungen Herrſchaft von Oeſterreich, nunmehr zum allgemeinen Nutzen herausgegeben und vermehret. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey ebendemſelben. 1776. 238 S. in 12.

Neuteſtamentiſches Schau- und Dankbrod, zur Fortpflanzung und Vermehrung der ewigen Anbetung des allerheiligſten Altarsſacraments, in einem eifer- und liebvollen Rauchopfer auserleſener täglicher Gebeter, beſonderer Andachten für verſchiedene Feſt- und Zeiten, ſamt kurzen Betrachtungen von dem bittern Leiden Chriſti, und dem heiligen Leben Mariä, zum allgemeinen Gebrauch vorgelegt von Pater

Alexan-

Alexander Schäfler, Benedictiner ꝛc. Neue und verbesserte Auflage. — Augsburg, bey Rieger. 1776. 408 S. in 12.

Schöne wohlriechende Rosen, das ist kurze, auserlesene Andachten und Gebeter zu Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht-, und Communion-, dann auf alle Täg der Woche, Fest des Jahres, und Heiligen Gottes oder Patronen, wie auch zu allen Nöthen, in Zeit der Krankheit und des Todes; samt heiligen Kreutzweg, und nützlicher Lebensordnung für alle Stände eingerichtet, von Johann Joseph Rieder, der Gottesgelahrheit Licentiat. — Fünfte verbesserte Auflage — Augsburg bey ebendemselben. 1775. 324 S. in 12.

Das Widersinnige und Ungereimte, welches in diesen Büchern zusammengedrängt ist, übertrifft alle Vorstellung. Man muß sie selbst lesen, sonst läßt sichs gar nicht glauben, daß es möglich sey, soviel auffallenden Unsinn ins Gebet zu bringen, welches Gott gefallen soll. Hätte Rec. Lust zu spotten, so würde sich ihm hier Stoff genug dazu darbiethen. Aber die Sache ist einem vernünftigen Anbeter Gottes zu ernsthaft und wichtig, als daß er darüber lachen könnte. Betrüben muß man sich vielmehr, daß Menschen, denen Gott Verstand gab, daß Christen, die von dem erhabenen Stifter ihres Glaubens zu der aufgeklärtesten Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit hingeführt wurden, und von denen die Katholiken einen so ansehnlichen Theil ausmachen, daß die von ihren Priestern noch immerfort angewiesen werden, dem weisen Gott ganz unerfindlichen Unsinn vorzusagen, und ihm, dem alleinigen Geber alles Guten, unzählbare Heiligen, deren keinen sie doch je gesehen oder gekannt haben, mit Anrufung ihrer Namen an die Seite zu setzen. Nicht die Mutter der Barmherzigkeit allein „soll ihre barmherzigen Augen zu dem „feurigen Kerker des Fegefeuers wenden und mitleidig sehen, „wie die Seelen ihrer lieben Kinder so grausam gepeiniget werden,

„werden, damit sie solche alle Augenblick ihrem lieben Sohne „empfehle.“ Auch zu den heiligen Bischöfen und Beichtigern ruft man: „Opfert Gott eure vielfältige Bußwerk und reiche „Verdiensten, zu Bezahlung der Schulden, wegen welcher die „arme Seelen in dem feurigen Kerker gefangen liegen! O! ihr „heilige Jungfrauen und Wittwen, opfert Christo eure Keusch„heit und Heiligkeit zu Auslöschung der Mackeln, womit die „arme Seelen befleckt sind.“ (Schau- und Denkbrod, S. 398. und 400.) Zu dem heiligen Antonio von Padua, als Patron aller zeitlichen Güter und der verlornen Sachen, soll das Christenvolk flehen! „Heiliger Antoni, du „wahrer Sohn des h. Francisci, du Zierde des Ordens der „Mindern, du Saul der Kirche, du Arch des Testaments, „du Schatzkammer der h. Schrift, du apostolischer Predi„ger, du Liebhaber der Armuth, du Form der Demuth, du „Exemplar der Geduld, du Spiegel der Mäßigkeit, du Lilie „der Jungfrauschaft, du Feuer der göttlichen Liebe, du „Lustgarten aller Tugenden, du Zierde aller guten Sitten, „du glänzender Stern der Heiligkeit, du Gefäß der göttlichen „Gnaden, du Posaune des heil. Evangelii, du Verkündi„ger des Glaubens, du Ueberwinder der Ketzer, du „Geißel der Teufel, du Tröster der Betrübten, du „Zuflucht der Sünder, du Helfer aller Nothleiden„den, du sonderlicher Patron aller zeitlichen Güter, „du Wiederbringer verlorner Sachen, bitt für uns!“ (Wohlriechende Rosen S. 236.) Und in der Litaney zu Ehren derjenigen Heiligen, welche das hochwürdigste Sacrament sonderbar verehrt, und von selbem wiederum wunderbarlich sind geehrt worden, singt man sogar zu diesem und mehrern vergötterten Männern und Weibern, noch die gröbsten, dümmsten Fabeleyen, welche je ein verbranntes menschliches Gehirn ausgeheckt hat. Z. B. „H. Bischof und Martyrer Dionysius, der du in dem fin„stern Kerker von Christo selbst mit diesem Himmelbrod „bist versehen worden; heilige Martyrer Faustinus und Jo„vita, denen bey der Bekehrung Secundi, eines heidnischen „Soldaten, eine Taub dies h. Sacrament vom Him„mel gebracht; großer h. Paöst Gregorius, der du eine „ungläubige Weibsperson durch Vorzeigung einer in das „sichtbare Fleisch Christi verwandelten Hostia zum „wahren Glauben bekehret; — heiliger und seraphischer Car„dinal Bonaventura, dessen Seite sich in dem Todbett

„gleich einer vor Liebe brennenden Rosen eröffnet, und die „heil. Hostia aus dem Speiskelch, ganz wunderbarlich „zu sich in das Herz genommen — H. Philippus Neu„rius, dessen Herz in Gegenwart dieses h. Sacraments der„maaßen erhitzt und aufgesprungen, daß es zwey Rip„pen im Leib zersprengt, und vielmals mit nassen „Tüchern hat müssen abgekühlt werden — H. Anto„nius von Padua, auf dessen Wort sogar die unvernünf„tigen Thier das hochwürdige Gut angebetet, und „die ungläubige Ketzer zu Schanden gemacht haben, — H. „Einsiedler Onuphrius, der du all Sonntag von den „Engeln die h. Communion empfangen; H. Einsiedler Ni„colaus, der du 19 ganzes Jahr und 6 Monat, ohne „alle menschliche Speis pur von dem Tisch des Herrn „gelebt — H. Barbara, auf dessen Vorbitt und Gegenwart „dem h. Stanislao Kostka in seiner tödtlichen Krankheit „zwey Engel die sacramentallische Reiszehrung (Reisezeh„rung) der Sterbenden überbracht — H. Macheildis, „die du bey der h. Communion, zur Versicherung deiner ewi„gen Gnadenwahl, das Herz Jesu sichtbarlich empfun„gen — H. Catharina von Senis, welcher Christus in „der heiligen Hostie seine dreyeinige Gottheit unter ver„schiedenen Gestalten gezeigt, auch einstmals sein Herz „geschenkt hat (die dreyeinige Gottheit Christi ist doch „warlich überorthodox) — H. Juliana von Florenz, in „dessen letzten Krankheit die heil. Hostie sich wunderbar„lich durch die Brust in das Herz hineingedrungen, „und seine sichtbare Gestalt in dem Fleisch hinter„lassen hat, — ehre und bitte für uns das heil. Sacra„ment“ (Schäflers Schau- und Denkbrod.)

Rec. läßt einen jeden urtheilen, ob es zu hart sey, was er von Büchern, die solchen Legenden und darauf gebauten Andachtsübungen Vorschub thun, gesagt hat. Es ist wahrhaftig Pflicht, daß man solche Ungereimtheiten nicht mit Stillschweigen übergehe; sondern sie der Welt vor Augen lege, damit ein jeder, der es sonst nicht glaubt, sehe und höre, was für Dinge noch an vielen Orten in der katholischen Kirche gebetet werden, und wenn er Protestant ist, Gott dafür danke, daß er besser hat beten lernen. In den fabelhaften dunkeln Zeiten des mittlern Zeitalters war es kein Wunder, daß man allen Erzählungen von den Heiligen, sie mochten beschaffen seyn, wie sie wollten, Glauben beymaß. Aber daß man eben

eben diese Legenden noch itzt zum Inhalte gottesdienstlicher Gesänge und Gebete macht, das ist nicht blos Verunehrung der vernunftvollen Religion des Evangeliums; sondern auch Beleidigung des gesunden Menschenverstandes, der dadurch beschimpft wird. Ob denn die Obern, mit deren Erlaubniß alle dergleichen Bücher gedruckt oder neu aufgelegt werden, nicht bedenken mögen, daß sie aufgeklärte und denkende Katholiken dadurch mit Gewalt in den Unglauben und die Verachtung des Christenthums hineinstoßen? Denn wenn sich die höchste Absurdität von demjenigen, so ihnen für christliche Lehre ausgegeben wird, ihrem Verstande unwiderstehlich aufdringt, kann etwas anders die natürliche Folge davon seyn, als daß sie von der wohlriechenden Rose und dem liebvollen Rauchopfer sagen: Uns bist du kein lieblicher Geruch? Oder wenn sie, um dem Bann zu entgehen, oder Brod und Ehre nicht zu verlieren, das Gebetbuch in die Hand nehmen, und die Litaney mitsingen, im Herzen laut darüber lachen? Schämen sollten sich die Oberhäupter und Vorsteher der Kirche, daß sie dem gemeinen Volke nicht bessere Andachtsbücher in die Hände zu bringen suchen: denn wenn sie nicht darauf denken wollen, wer soll es denn thun? Und wie muß dem ehrlichen einsichtsvollen Geistlichen zu Muthe seyn, der aus Nothzwang solche Bücher brauchen, loben, empfehlen muß, die sein Verstand und sein Herz unmöglich billigen kann?

Frag, ob jene Concilien, welche die ganze Kirche vorstellen, in ihren Entscheidungen über die Religionsgegenstände fehlbar seyn können? Wider den evangelischen Rechtsgelehrten, den Herrn Staatsrath von Moser, in den heiligen Christfeyertagen, beantwortet von Aloysius Merz ꝛc. Im Jahr 1776. Cum Facultate Ordinatus Augustani. Augsburg, bey Wolff. 4 B. in 8.

Hr. v. Moser hatte ganz richtig geschlossen: „Weil die „sichtbare Kirche irren kann, und geirret hat, so ergiebt „sich von selbst, daß auch die allgemeinen Concilien irren können.“ Hr. P. Merz aber kehret den Schluß so um: „die „allezeit sichtbare, und mit dem Nachfolger Petri vereinigte

„lehrende Kirche ist überhaupt in den Religionsstreitigkeiten „eine unfehlbare Schiedsrichterinn; also wird sie es auch seyn, „wenn dieselbe in einem Kirchenrath versammelt ist, und mit „Bestätigung ihres obersten Hirten eine gerichtliche Entschei„dung macht.“ Die Richtigkeit des Vordersatzes glaubt der V. anderswo unwidersprechlich dargethan zu haben. Weil er indessen doch nicht in Abrede seyn kann, daß mehrmal das Decret des einen Concilliums durch das Decret des andern aufgehoben worden: so sucht er in dieser Predigt über Matth. XVIII. 20. zu beweisen, 1) daß solche Kirchenversammlungen, welche die ganze Kirche vorstellten, nie in der Glaubenslehre geirret. 2) diejenigen aber, welche geirret, nicht die ganze Kirche vorgestellt haben. Provinzialconcilien, auch Nationalconcilien können allenfalls irren; allein Generalconcilien, das sind solche, zu denen alle rechtmäßige Bischöfe in der Welt eingeladen und berufen werden, wenn sie gleich nicht alle in Person erscheinen, sondern nur von verschiedenen Nationen der Welt so viele sich einfinden, als erklecklich sind, die ganze Kirche sittlicher Weise vorstellen zu können, und wohl zu merken, deren Ausspruche, von dem obersten Beyhalter Christi gut geheißen und bestätiget werden, die können zwar in Thatsachen, aber nicht in Glaubenslehren irren, deren Entscheidung ist untrüglich. Und den Beweisgrund davon findet Hr. Merz theils in den Stellen, worin Christus seinen ersten Schülern verheißt, daß wenn ihrer auch nur zween oder dreye beysammen wären, und Gott zur Ausbreitung und Bestätigung seiner Lehre, um etwas bitten würden, es eben so gut seyn würde, als wenn er selbst bey seiner persönlichen Gegenwart ihr Gebet unterstützte; ferner in den Stellen, worin er ihnen verspricht, daß der heil. Geist sie in alle Wahrheit leiten, daß er selbst durch die Kraft der erkannten Wahrheit immer bey ihnen seyn würde, auch sagt, daß es einerley sey, ob man sene oder ihre Predigt mit Beyfall annähme, oder verachte, und daß seine Kirche nie aussterben würde, denn diese Bedeutung hat doch eigentlich der Ausdruck: die Pforten der Hölle sollen nichts wider sie vermögen; theils in der Apostelgeschichte und den Briefen Pauli, da, wo von der apostolischen Würde, dem ersten Kirchenregimente, der Ehrerbietung, welche man den Vorstehern der Gemeine beweisen sollte, und der Achtung, so ihre Er-

mahnungen, Einrichtungen und Anordnungen verdienten, die Rede ist.

Diese Stellen, meint der M., wären so klar, daß die Fehlbarkeit der Kirche auch nicht einmal wahrscheinlich gemacht werden könnte. Die in Vorurtheilen steckende Protestanten machten zwar Einwürfe dagegen; sie wären aber so schwach und ungereimt, daß sie über einen unbefangenen Verstand nichts vermöchten. Die Widersprüche, welche der frevelhafte Luther, Brentius, und Hermannus Hammelmann (von welchen die heutigen protestantischen Polemikrr schier alles abzuborgen pflegten) in den Schlüssen der Concilien zu Antiochien, Nicäa, Sirmien und Rimini zu finden glaubten, wären bloße Scheinwidersprüche. Das Concilium zu Antiochien im Jahr 272. sey nur eine Partikularversammlung, ein Nationalconcilium gewesen, indessen habe doch der h. Athanasius die Schlüsse dieses und des Nicäulschen so gründlich als sinnreich zu vereinigen gewußt. (L. de Synod. Arimin. et Seleuciensi.) Das Antiochische habe den Ausdruck consubstantialis nicht schlechthin, sondern nur in dem Sinn, worin es Paulus v. Samosat nahm, verworfen, und stimme sehr wohl mit dem Nicänischen — Man müsse nur wissen, wie es mit dem zu Rimini den versammelten Vätern übergebenen, und von ihnen unterschriebenen Symbolum, worin das Wort consubstantialis vorsätzlich ausgelassen worden, zugegangen sey, so würde man nicht behaupten, daß dies Concilium gefehlt habe. Die arianischen Bischöfe, Valens und Ursacius hätten dabey ehrlose hinterlistige Streiche gespielt. Da sie von der Versammlung abgesetzt worden, hätten sie durch lauter Betrug und Lügen den Kayser wider die orthodoxen Bischöfe der lateinischen Kirche eingenommen, und diese darauf zur Unterschrift der sirmischen Formul durch die Versicherung beredet, daß sie mit dem Worte similis eben das sagen wollten, was die orthodoxe Kirche darunter verstände. Da ihre verschmitzte und unerhörte arianische Bosheit aber hernach kund geworden wäre, und sie die erschlichene Unterschrift des versammelten Kirchenraths wider dessen Sinn und Meynung zu ihrem Vortheil ausgelegt hätten, hätten die Bischöfe zu Rimini dieselbe gleich widerrufen, und die arianische Lehre mit allem Eifer verdammt. „Was für einen Vortheil, fragt Hr. M. ziehen nun die protestantischen Theologen aus diesem Zufall? Ich sehe keinen, antwortet er. Vielmehr hat man die außerordentliche Fürsehung Gottes zu bewundern,

welche bey so verwirrten Umständen jederzeit für die Erhaltung der reinen Lehre gewacht, und zugleich den verabscheuungswürdigen und recht teuflischen Geist der Ketzerey handgreiflich entdeckt hat.“ — Bey dieser Gelegenheit wird denn auch wieder auf Luthers Frevel und unreinen Lästergeist losgezogen, daß er an dem Nicänischen, Carthaginensischen, und Chalcedonischen Concilium das Verbot der Priesterehe, und die Verpflichtung der heiligen Jungfrauen zur Erfüllung des Keuschheitsgelübdes getadelt habe. „Wem „als verblendeten Leuten, heißt es, kam es denn in den Sinn, daß dies ein Fehler wider den Glauben seyn soll?“ — Im zweyten Theil der Rede kömmt unser Controverspredіger darauf zurück, daß er und alle katholische Gottesgelehrten der ganzen Kirche, aber nicht einem Theil derselben die Unfehlbarkeit zueigneten. Diejenigen Concilien, welche Irrthümer gelehrt hätten, wären keine Generalconcilien gewesen, und daher oft von den Päbsten und allgemeinen Kirchenvätern verworfen worden. Die Kirchenversammlung zu Ephesus im Jahr 449. möge immerhin die Ketzerey des Eutyches gebilliget, die Concilien zu Constantinopel im Jahr 730. und wiederum 754. mögen die Verehrung der Bilder verworfen haben. Was schadets? Sind es doch keine allgemeine Concilien gewesen, haben sie doch die Päbste nicht bestätiget. Jenes ist im Jahr 451 zu Chalcedon, und diese sind im Jahr 787. von dem zweyten Concilium zu Nicäa als unächte Partikularversammlungen verworfen worden. Auf dem Concilium zu Frankfurt unter Carl dem Großen, welches dies letztere wieder umgestoßen hat, fehlten ja die päbstlichen Gesandten, und die versammelten Bischöfe wurden durch falsche Berichterstattungen hintergangen. Man sagte ihnen, das zweyte Concilium zu Nicäa hätte erklärt: den Bildern müsse die nämliche Anbetung erwiesen werden, die der göttlichen Dreyfaltigkeit gebühre, und dieser Synodus sey niemals vom Pabste gut geheißen worden. Dadurch wurden die guten Väter, welche die Verehrung der Bilder wegen dem (dessen) was sie uns vorstellten, billigten, getäuschet. Pabst Adrianus aber brachte durch Widerlegung der sogenannten Carolinischen Bücher alles wieder ins gleiche.

Auch das ist ungereimt, sagt Hr. Merz, wenn die Protestanten von widersprechenden Decreten verschiedener, (verschiedener) Kirchenversammlungen sprechen. Dies mag immerhin Statt haben in Kirchengesetzen, in dem was zur Kir-

Kirchendisciplin gehört: denn Gebräuche lassen sich das einemal so, das andremal so anordnen, „wobey dann dem Unterthan ein demüthiger Gehorsam weit besser, als die Beurtheilung seiner Hirten anstünde“ — aber nimmermehr in Glaubenslehren. Von solchen Concilien, die nur Kirchenzucht, nicht aber den Glauben beträfen, und denen die Eigenschaften wahrer ökumenischen mangelten, redete auch der heil. Augustin nur, wenn er schriebe: daß die vorhergehenden von den nachfolgenden können reformirt werden, maaßen in spätern Zeiten erst etwas entdeckt werden kann, was ehemals noch verborgen war. Denn eben dieser heilige Kirchenvater nennt an [illegible] wo das Urtheil einer Generalversammlung über Gegenstände des Glaubens das Höchste, Letzte und Endliche. — „Sollte der Hr. Staatsrath v. Moser,“ schließt der V. zuletzt, „tausend Jahr erleben, sollte er alle Archive, alle Acten aller Generalversammlungen durchaehen, so wird er doch eher zu leben aufhören, als daß er Fehler oder Widersprüche entdecke. Das Wort des Herrn bleibt unveränderlich. Weil er der von ihm gestifteten sichtbaren Kirche seinen Beystand bis an das Ende der Welt verheißen hat, so kann er denselben auch jenen Concilien unmöglich versagen, welche die ganze Kirche vorstellen — Die Worte: Wer die Kirche nicht höret, ist als ein Heyd und öffentlicher Sünder anzusehen, sind eben sowohl zu den protestantischen Christen, als zu den Gliedern der Katholischen, das ist allgemeinen Kirche geredet. Ihren Vorurtheilen zu Lieb wird sich der Allmächtige ni [illegible] rrufen.“

Dies ist im Ku [illegible] n treuer Auszug der Merzischen Streitrede, worin der [illegible] Dr. bald im Anfange auch den Recensenten als einen [illegible] haften C [illegible] yriker, einen niederträchtigen Geist [illegible] bwillig Pasquillanten, dessen Kritik große Jugeno [illegible] d 2 [illegible] b verrieth, vor öffentlicher Gemeine wieder dero a [illegible] weil er ihm über etliche seiner Controverspredigt [illegible] m [illegible] nny [illegible] XIII. — XXIV. B. der Bibl. das Lob eines [illegible] e [illegible] n tüstigen Helden gegeben hatte. [illegible] [illegible] vem sonderbaren Manne recht [illegible] [illegible] jen [illegible] rabeu [illegible] n [illegible], chilt er; lobet man ihn, so [illegible] s [illegible] er [illegible] [illegible] A [illegible] [illegible] Lob noch Tadel, so sehr er [illegible] [illegible] [illegible] pi [illegible] wobachteten, qui bene dutinguit, de [illegible] qu [illegible] [illegible] [illegible]

Jahre neuen Stoff zu recht gründlichen Controverspredigten geben werden.

Gehen die Verheißungen Christi, die er seinen ersten von ihm selbst zu Lehrern seines Evangeliums bestellten frommen Schülern gegeben hat, alle in den nächstfolgenden Zeiten, auch manchmal durch die unwürdigste Kabale zur bischöflichen und päbstlichen Würde erhobenen Kirchenlehrer an? Oder waren sie nur auf jene eingeschränkt? — Hat der göttliche Stifter unsers Glaubens, dessen Reich nicht von dieser Welt war, der alle von den jüdischen Oberpriestern sich angemaaßte Herrschaft über die Gewissen der Menschen hassete, und sie bey dieser ihrer herrschsüchtigen Gesinnung für unfähig zu seinem Reich erklärte, hat der jemals die Absicht haben können, aus dem Apostel Petrus und seinen Mitgehülfen am Evangelio solche vornehme Herren zu machen, als nach und nach aus dem Bischofe zu Rom und dem obersten Clerus in der christlichen Kirche geworden sind? Wo wäre in irgend einer von seinen Reden auch nur die mindeste Spur anzutreffen, daß er diese Absicht gehabt hätte? — Ruhete der Geist Gottes und Jesu Christi, der ein Geist der Liebe, der Verträglichkeit, der Sanftmuth und Demuth ist, der die Apostel wirklich in alle Wahrheit und Erkenntniß, in alle Weisheit und Tugend hineinleitete, ruhete der durch alle folgenden Jahrhunderte beständig und unverrückt auf den angesehensten Lehrern und Vorstehern der Kirche? Oder wich er von denen weit ab, deren Sache es gar nicht war, nach Erkenntniß, Weisheit und Tugend zu streben? Ruhete der heilige Geist immerfort auf ihnen, wie kam es denn, daß die vornehmsten Lehrer zum Theil nicht eben sehr erleuchtet, aber wohl ziemlich herrschsüchtige und zänkische Seelen waren? Wie kam es, daß mitunter höchst unwissende, unsittliche, lasterhafte, recht brutale Menschen den Bischoffshut und die päbstliche Krone trugen? Kann denn der heilige Geist auch in unerleuchteten Menschen, deren ganze Seele an der niedrigen Sinnlichkeit und eiteln Weltliebe klebt, wohnen? Kann Christus auch einem unweisen Lasterknechte die Statthalterschaft in seiner sichtbaren Kirche auftragen, um sie durch ihn in Glaubens- und Gewissenssachen zu regieren? Wich aber der heilige Geist von vielen der vornehmsten Lehrer, weil ihnen der Weltgeist, der sich mit jenem nicht verträgt, lieber war, wie konnte ihnen die Gabe der Unträglichkeit in Bestimmung der Religionslehren bleiben? Wie kamen sie, deren ganzes unsittliches Leben eine zusammengeket-

tete

tete Reihe praktischer Irrthümer war, wie kamen sie dazu, daß es für ihren Verstand unmöglich wurde, in Glaubensangelegenheiten je zu irren? — Kann die Kirche, allgemeine oder nicht allgemeine, wenn sie in Haupt und Gliedern total verdorben wird, welches sie doch werden kann, und nach der Geschichte wirklich oft gewesen ist, alsdenn noch Grundfeste und Säule der Wahrheit seyn? Muß der als ein Heyde und Sünder angesehen werden, der sie alsdann nicht höret? Christum verachten, der sie verachtet? Oder bleibt ihm dann noch immer das sicherste übrig, nämlich sich an Christi eigene Aussprüche in der Glaubens- und Sittenlehre zu halten? — Und damit wir der Sache, worüber Hr. Merz mit dem Hrn. v. Moser streitet, näher treten, so frage ich weiter:

Haben alle rechtmäßigen Bischöfe in der Welt (damit meint der Verf. doch solche, die mit Einstimmung des Pabstes von der höchsten Landesobrigkeit dazu gesetzt worden?) wenn sie auf einem Concilium zusammenkamen den heiligen Geist mitgebracht? Die unwürdigen, unweisen und übelgesinnten sowohl, als die würdigen und frommen Männer unter ihnen? Ich sollte glauben, mit jenen hätte der heilige Geist nicht seyn können, sondern nur mit diesen. Wenn er aber nur mit diesen war: fiel denn das Decret der Kirchenversammlung auch jederzeit ohne Ausnahme nach dem Urtheil der weisesten und frömmsten Bischöfe aus? — Wie viel Bischöfe von verschiedenen Nationen der Welt müssen sich auf einem Concilium einfinden, wenn ihre Anzahl erklecklich genug seyn soll, die ganze Kirche sittlicher Weise vorstellen zu können, und das Concilium zu einem allgemeinen zu machen? Kömmt es dabey auf ihre Anzahl, oder auf ihre Geistes- und Herzensgaben an? Wozu dienet es, daß alle rechtmäßigen Bischöfe in der Welt dazu eingeladen werden, wenn nichts daran liegt, ob sie auch alle in Person erscheinen? Ist ihnen der heil. Geist bey diesem Geschäffte nöthig, oder unnöthig? Weiß es ein jeder, ob er ihn habe, oder nicht habe? Und woran weiß er es? Oder bekömmt er ihn, so bald er sich zu einer Kirchenversammlung hin auf den Weg macht? Wissen es auch die übrigen in der Versammlung, wer unter ihnen den heil. Geist vorzüglich besitze? Wissen sie es alle, oder nur etliche? Und welches sind die Kennzeichen, woran sie es wissen? Giebt es deren auch unsichere und betrügliche? welche sind diese? und welche sind die wahren untrüglichen? — Wenn etwa

Bischöfe da wären, die den Geist Christi nicht hätten, wenn deren, wie es sich doch zutragen könnte, wohl gar die meisten wären, würde dennoch der Schluß des Conciliums nach den Stimmen der wenigen mit dem heil. Geist erfüllten Väter, oder nach den meisten Stimmen der nicht mit ihm erfüllten abgefasset? — Gelten die Vota der letztern, wie kann alsdenn das Decret untrüglich seyn? Der Geist Gottes hat ja keinen Antheil daran. Gelten aber nur die Stimmen der erstern, obgleich nach der Anzahl wenigsten, wie kann denn je der Fall eintreten, daß das Oberhaupt der Kirche den Schluß des Conciliums nicht bestätigte, sondern ihn verwürfe? Da müste ja in solchem Falle der heil. Geist durch den Pabst anders sentiren, als durch die von ihm geleiteten Bischöfe. Und das wäre ja ein offenbarer Widerspruch. — Oder hat keiner der Bischöfe, es mögen ihrer 300 oder 3000 in der Versammlung seyn, den heil. Geist, sondern hat ihn nur der Pabst allein? Auch dann dennoch allein, wenn er ein Pabst von schwachem Kopf und schlimmen Herzen ist? wie wir doch auch dergleichen Päbste gehabt haben.

Endlich wünschte ich auch belehrt zu seyn, worinn der Grund von dem großen Unterschiede zwischen einer Generalund Partikularversammlung von Bischöfen läge, daß jene nothwendiger Weise, diese aber nicht nothwendiger Weise untrüglich seyn müsse. Vorhanden muß doch ein Grund seyn, und welcher ist es? Wollte man etwa gewisse physische Aus- und Einflüsse des Geistes Christi annehmen, welche gleichsam unter die Seelen aller rechtmäßigen Bischöfe in der Welt vertheilt worden; auf einer Generalversammlung aber der ganzen Summe nach zusammengebracht würden, so daß dadurch die Untrüglichkeit derselben bewirket werden könnte: so wäre dabey die unauflösliche Schwierigkeit, daß durch Abwesenheit einiger zwar eingeladener, aber zu Hause gebliebener Bischöfe, ein Defect an der Summe entstünde. Dieser Mangel müßte dann doch in effectu wohl der Untrüglichkeit des gefaßten Schlusses Eintrag thun. Das soll er aber nicht. Der Schluß des Generalconciliums soll vielmehr der fehlenden Bischöfe ohnerachtet in seiner Untrüglichkeit bestehen. Hingegen der Schluß des Partikularconciliums soll nicht untrüglich seyn. Und warum nicht? Etwa weil da eine Menge rechtmäßiger Bischöfe fehlen, die auch ihr Antheil am Geiste Christi besitzen, und von dem ihrigen zur Entstehung eines untrüglichen Conciliendecrets etwas beytragen müssen? Wenn! der

Grund

Grund kann nicht ſtatt finden: denn auf der Generalverſammlung fehlten die berufenen, aber zurückgebliebenen auch. Alſo muß ein anderer vorhanden ſeyn, warum der Werth eines Partikularconciliums gegen den Werth eines allgemeinen ſo ſehr herunterſinkt. Und den möchte ich wiſſen. Ohnfehlbar iſt es dieſer, daß zu dem einen alle rechtmäßigen Biſchöfe in der Welt doch berufen; zu dem andern aber nicht alle berufen ſind? Wohl! Aber dann zeige mir Hr. Merz, wie und was die Einladung gewiſſer Biſchöfe zur Untrüglichkeit des zu faſſenden Concilienſchluſſes helfen kann, wenn die geiſtlichen Herren nicht kommen?

Die Abweſenheit des päbſtlichen Geſandten hindert beſonderheit, daß ein Concilium nicht ökumeniſch wird. Haben dieſe vielleicht vorzüglich den heil. Geiſt? Iſt dieſer da gar nicht, wo jene nicht ſind? Oder wenn es ſich zutrüge, daß auf einer partikular Kirchenverſammlung mehr erleuchtetere fromme Biſchöfe wären, als auf einer allgemeinen. Die Schlüſſe von beyden aber einander entgegen wären, woher käme es, daß dennoch der Schluß des letzteren mit päbſtlicher Einſtimmung für gültig und recht zu erkennen wäre?

Ich denke, Hr. M. wird es mir nicht übel nehmen, daß ich ſo viel frage. Vielmehr hoffe ich mir ein Verdienſt um ihn zu erwerben, daß ich ihn auf viele Jahre mit Vorrath zu ſeinen Controverspredigten verſehe. Ueberdies möchte ich gern auf den Grund der Sache gehen, und mich von allem wohl belehren, weil ich willens bin, mit ſeiner Kirche feſt an die Untrüglichkeit des Pabſtes und der Concilien zu glauben, ſobald er mir meine Zweifel hinlänglich auflöſet, und alle die Schwierigkeiten hebet, die meiner Ueberzeugung noch bis jetzt im Wege ſtehen. Sollte es dazu aber auch nicht kommen, ſo mögen meine Fragen andern achtungswürdigen Leſern von der katholiſchen Kirche zur nähern Prüfung vorliegen.

Von einem ganz andern Geiſt, als des Hrn. Merz Streitreden, zeuget die

Rede auf das Feſt des heiligſten Namen
halten in der Kirche der heiligen Sch
der Wieden, den 19ten Jenner 1777.
nys Kaltner. — Wien, bey Gerold.

Herr K. zeigt sich darin als ein einsichtsvoller, unpartheyischer und freymüthiger Mann, der über die Mißbräuche, die Heucheley und den Aberglauben, welcher sich in die christliche Kirche eingeschlichen hat, offenherzig mit der Sprache herausgeht. Er nimmt aus Luc. 2, 21. von dem Namen Jesus Gelegenheit zu zeigen, daß unser Heiland ein wahrer Seligmacher gewesen, 1) weil er sich mit der Seligmachung der Menschen allein beschäftiget, sein von den Sünden zu erlösendes Volk aber in zeitlichen Dingen, ohne Auflösung der mindesten Pflicht, der weltlichen Macht überlassen habe. 2) Weil die uns von ihm dargelegte Religion an nöthigen Mitteln zur Seligkeit vollkommen, und von dem allen, was einer ächten Religion im Wege steht, ganz rein sey. — Ausnehmend gut und bündig wird dies durch die ganze Rede ausgeführt. Wir haben nicht gefunden, daß er uns Protestanten für keine Theilhaber an der Religion Jesu Christi gelten lasse. – Vielmehr gehet er mit ihnen von ebendemselben Grundsatze aus, daß nemlich die Religion des Evangeliums so zu predigen sey, damit die Leute ihre eigene Glückseligkeit, als deren höchsten Endzweck, und die Mittel, wodurch sie dazu kommen, einsehen und schätzen lernen. Man kann es dem Volke nicht oft genug sagen, in welcher genauen Verbindung die Sorge für unsre geistliche Wohlfarth mit den Societätspflichten und Tugenden eines guten Bürgers stehe. Es verdienet Beyfall, daß Hr. K. hier das eine unzertrennlich mit dem andern verknüpft. Folgende Stellen mögen den Leser mit der Denkungsart des hochachtungswürdigen Verf. bekannt machen. S. 7. 8. „Nicht einmal einen Schiedsrichter wollte Jesus den zween Brüdern, welche sich wegen Theilung einer Erbschaft zankten, abgeben, um sich auch nur in die mindeste zeitliche Streitigkeit nicht zu mengen. Er warbe daher auch zur Verbreitung seiner Lehre keine streitbare Soldaten, sondern nur Apostel und Prediger; und den Petrus hieß er sogleich das Schwerdt einstecken, als derselbe vermeynte: Glaube und Eifer für seinen Heiland gebe ihm das Recht, dem Diener des Hohenpriesters an (zu) Leibe zu gehen. So wenig nemlich der Heiland seine Kirche auf eine zeitliche Absicht einrichten, so wenig er sie mit zeitlichen Mitteln festsetzen und verbreiten wollte: so wenig wollte er zeitliche Mittel anwenden, und dieselben seinen Aposteln gestatten, da sich auch Verfolgungen häuften, da es auch um die Vertheidigung der Religion zu thun wäre. S. 9. Die Lehren, die Beyspiele Jesu Christi beweisen sattsam, daß man der Kirche keine zeitliche

che Absichten, Mittel und Gewaltthätigkeiten unter dem Vorwande der Religion zueignen könne, und daß jene also gerade wider diese Lehren und Beyspiele handelten, welche mit Christus allen zeitlichen Absichten sollten abgestorben seyn, und dennoch sich mit zeitlichen Absichten und Mitteln unter dem Vorbande der Religion herumbalgen wollten. S. 10. Wie kann wohl ein vernünftiger Landesfürst ein Bedenken tragen, eine solche Religion aufzunehmen und verbreiten zu lassen, die nur auf die Seligkeit abzielet, nur eine geistliche Gerichtsbarkeit über die bloße Sünden einführet, und ohne den Rechten der zeitlichen Oberherrschaft den mindesten Abbruch zu thun, dieselbe vielmehr bestätiget und einschärfet? Wie kann er Bedenken tragen, Christen aufzunehmen, mit denen, wenn sie wahre Christen sind, er so gute Bürger bekömmt, als ein guter Bürger Christus selbst war? S. 14. Sollte sich aber ein Landesfürst bey der christlichen Religion fürchten, daß, weil sie für den (vor den oder für die) zeitlichen und vergänglichen Weltvergnügungen warnet, derowegen die zeitlichen Vortheile des Staats, die Familien, die Handelsschaften und Gewerbe, und mehrere Zweige der menschlichen Beschäftigung und Nahrung leiden würden? Nein, denn die Religion unsers Heilandes versteht durch den Haß unserer selbsten, nur den Haß der übeln Leidenschaften, und verbietet nur den Mißbrauch des Zeitlichen, nicht den richtigen Gebrauch desselben, worauf die Pflichten uns, unsern Nächsten und ganzen Staat zu erhalten und vollkommen zu machen, sich nach der gesunden Vernunft gründen, welche Pflichten, wie ich schon gemeldet habe, in jedem Falle der Nothwendigkeit von unserm Heilande über allen Sabbath, über alles Opfer, über alle Verherrlichung des Tempels erhoben werden. Sie gebietet freylich, Vater, Mutter, Kinder und alles Zeitliche eher zu verlassen, als Gott zu beleidigen; aber sie fodert keine gottesdienstlichen Handlungen zu einer Zeit, wo dabey unsere Eltern schmachten müssen, wo die Kinderzucht vernachlässiget würde, wo unser Nächster, oder so viele Nächsten in der bürgerlichen Gemeinde nothleideten, (nothlitten) oder wo es um unsere eigene Erhaltung zu thun ist. Sorget auch nicht, Landesfürsten, daß ein wahrer Christ, ob er schon gelehrt worden, die Welt und ihre Gefahren zu fliehen, unter diesem Vorwande sich den bürgerlichen Gesellschaften und Pflichten entziehen dürfe. — Der Kriegsmann wird den Gefahren mit Vertrauen auf Gott, mit Standhaftigkeit im Guten, mit treuer Verrichtung seines Amtes

tes und ſtäter Beſchäftigung ſo gut widerſtehen, als jeder in der Einöde, der doch auch dahin den ſinnlichen Menſchen und die demſelben anklebenden Gefahren immer mitnehmen würde. S. 25. Wißt ihr nicht, wie Jeſus das Gebet der Phariſäer tadelt, weil ſie es nur nach der Länge der Zeit, nicht nach einer reinen Abſicht, einrichteten? Wißt ihr nicht, wie er ſeine Jünger auch mit wenigen gut zu beten gelehret, und was für ein kräftiges, was für ein reines Gebet, welches nicht den mindeſten anſtößigen Ausdruck in ſich hat, er denſelben vorgeleget hat? (Wenn doch die Herausgeber jener elenden, oben angezeigten katholiſchen Gebetbücher auch über das Gebet, wie dieſer weiſe Mann gedacht hätten!) Wißt ihr nicht, wie er den Phariſäern verweiſe, daß ſie in dem äußerlichen ihrer Religion nichts als Scheinheiligkeit, nichts als Stolz und Pracht, nichts als Gewinn und Ehrſucht zeigen, daß ſie mit Erwerbung eines Proſelyten und dergleichen Bekehrungen ſich groß machen, daß ſie irrige Begriffe von dem Tempel und Altar den Leuten beybringen, daß ſie Nebenſachen den Hauptſtücken des Geſetzes und den nöthigen Heilsmitteln vorziehen. Wißt ihr nicht, wie euer Seligmacher alles Abergläubiſche weit von der äußerlichen Andacht verbannet wiſſen will? Ja! ihr wißt es, andächtige Chriſten, und weil ihr dieſes wißt, ſo danket alſo eurem Seligmacher, daß er euch in einer ſo reinen Religion zur Seligkeit berufen, und richtet ſodann eure Religionsübungen alſo ein, daß ihr nicht ſelbſten eure Handlungen durch falſche Andacht verunreiniget, und hiermit euch ſelbſt den Weg zur Seligkeit verſperret. Betet, aber mit reinem Herzen, ohne Heucheley, ohne dabey eure übrigen Pflichten zu verſäumen. — Betet hauptſächlich zu Gott — Ehret die Bilder der Heiligen — Glaubt nur nicht, meine Chriſten, ſo gut und löblich auch an ſich Kirchfahrten zu heiligen Bildern ſind, daß dennoch Gott ſolche Kirchfahrten gefallen, wenn ihr hierdurch euer Amt, eure Kinderzucht, euer Hausweſen und Aufſicht auf eure Dienſtleute, euer Gewerbe und eure übrigen Pflichten vernachläſſigen würdet. — Ehret die heiligen Gebräuche — Aber Mißbrauch, Sünde und Hinderniß der ewigen Seligkeit würde nicht minder ſeyn, wenn ihr die heiligen Gebräuche oder Sachen, die euch die Kirche zum ächten Gebrauch ſegnet, auf abergläubiſche Dinge, oder zu erlaubten Sachen auf eine abergläubiſche Art, oder auch auf ſolche Art anwenden würdet, welche den Geſetzen der geſunden Vernunft, die euch natürliche Erhaltungsmittel hindan zu

ſetzen,

ſetzen, nicht erlaubt, den Geſetzen der Kirche, den Geſetzen der Landesfürſten, entgegen wäre."

Es iſt dem Rec. ein ausnehmendes Vergnügen geweſen, dieſe Rede zu leſen. Der deutſche Styl des Hrn. K. iſt noch nicht völlig correct, aber doch gut. Seine Provinz muß den Dialekt entſchuldigen. Deſto trefflicher ſind die Sachen. Man hat uns von weitem ſagen wollen, der Verf. hätte dieſer Predigt wegen Verdruß gehabt. Aber wir glauben es kaum, weil es für die Urhebr deſſelben eine zu große Schande wäre.

Warnung der im Jahre 1775. mit Genehmhaltung des Königs verſammelten franzöſiſchen Geiſtlichkeit an die Gläubigen dieſes Reichs, die Vortheile der chriſtlichen Religion und die ſchädlichen Wirkungen des Unglaubens betreffend. Aus dem franzöſiſchen überſetzt, von Franz Roſalino. — Wien, bey Trattnern. 1776. 8. 167 Seiten.

Eine kürnichte, wohl abgefaßte kurze Schutzſchrift für das Chriſtenthum, wider das namenloſe Heer franzöſiſcher ſo genannter Philoſophen, welche ſeit vielen Jahren in ihren häufig ausgeſtreuten, und auch zu uns nach Deutſchland herüber gekommenen Schriften, den Unglauben, den Materialismus, und man darf wohl ſagen, Atheismus öffentlich predigen, als da ſind: Le chriſtianisme devoilé; l'antiquité devoilée par ſes uſages; le ſermon de cinquente; l'examen important; la contagion ſacrée; l'examen critique des anciens et nouveaux Apologiſtes du Chriſtianisme; la lettre de Thraſybule à Leucippe; le ſyſteme de la nature; le ſyſteme ſocial; les Queſtions ſur l'Encyclopedie; de l'homme; l'hiſtoire critique de la vie de Jeſus Chriſt; le bons ſens; l'hiſtoire philoſophique et politique du commerce et des etabliſſemens des Europeens dans les deux Indes, u. ſ. w. Die oberſte franzöſiſche Geiſtlichkeit ſahe die zügelloſe Irreligion und Sittenverderbniß, welche durch die falſche Weisheit dieſer Afterphiloſophen in die Kirche und den Staat eingeführt wurde, und ergriff die dagegen nöthige und dienſame Maasregel, auf einer unter dem Vorſitz

des

des Hrn. Cardinals de la Roche-Aymon, Erzbischofs, Herzogs zu Rheims, mit königlicher Autorität durch Deputirte gehaltenen Versammlung zu Paris gedachte Bücher im ganzen Lande, wie es schon im Jahre 1765. mit andern ähnlichen geschehen war, bey Strafe zu verbieten, und vorliegende Warnung als ein Denkmal ihres warmen Eifers für die christlichen Glaubens- und Sittenlehren, und auf deren Grundsätze gebaute bürgerliche Tugend, Ordnung und Glückseligkeit der Völker, abfassen, und sie dann mit einem Circularschreiben in alle Diöcesen des Reichs absenden zu lassen. Die Art, wie sich die ehrwürdige Versammlung gegen jene Schriftsteller und ihre Anmaaßungen von hoher Philosophie, Geistesstärke und Politik erklären, hat uns sehr gefallen. Sie deklamiren nicht mit heftigen Verdammungen wider sie; sondern zeigen als gründliche Philosophen aus klaren Ueberzeugungsgründen, daß das menschliche Geschlecht sich doch bey dem Glauben an das Christenthum besser als bey dem Unglauben stehe. Sie legen ihnen die Frage vor, was ihnen denn die christliche Lehre von Gott, Fürsehung, Unsterblichkeit der Seele, Tugend, und Unterthänigkeit der Völker unter ihre Fürsten und deren Gesetze, gethan hätte, daß sie so gewaltig darüber herführen, und den Menschen die stärksten Stützen ihrer Beruhigung und Glückseligkeit wegreissen wollten, da sie sich doch für Freunde derselben ausgäben, welche die Absicht hätten sie zu erleuchten, und ihre Wohlfarth zu befördern? Und was aus der Welt werden solle, wenn ihre dem Christenthum entgegenstehende Grundsätze, allgemein angenommen und befolgt würden? Wenige Punkte ausgenommen, die eigentlich nicht zur Lehre Christi, sondern in die katholische Dogmatik gehören, und den Antichristen immer Preis gegeben werden sollten, weil sie sich nicht vertheidigen lassen, und die Religion des Evangeliums gar nicht angehen; sonst wird jeder ächte Freund des Christenthums diese Schrift mit Beyfall und Vergnügen lesen. Die Uebersetzung läßt sich lesen; ist aber doch an einigen Stellen nicht lichtvoll genug. Der Hr. Erzbischof von Wien, Graf von Migazzi, hat sie dem Hrn. R. aufgetragen, dem sie auch zugeeignet ist.

Die Vortheile, welche die christliche Religion den Menschen verschaft, und der Unglaube ihnen raubt, sind: 1) Die Ruhe des menschlichen Geistes in Erkenntniß der Wahrheit. 2) Das innere Gefühl der Tugend. 3) Der Zaum des Lasters und die Gewissensbisse des Verbre-

Verbrechens. „Die meiſten von den Ungläubigen herausgegebenen Schriften ſchränken ſich, um dem Laſter zuvorzukommen, und das Verbrechen zu unterdrücken, auf bloß menſchliche Bewegungsgründe ein, nemlich auf die Furcht und auf die Ehre. Die Religion iſt weit entfernet, dieſe Bewegungsgründe zu verkennen, oder zu verwerfen. Wenn ſie der Unglaube anrühmt, ſo bringt er nichts neues in die Stelle desjenigen, was er in der Religion abſchaffen will. Man kann dem Menſchen nicht Bewegungsgründe genug darbieten, das Laſter zu fliehen und das Verbrechen zu verabſcheuen; und wenn auch ſonſt nichts daran wäre: ſo würde es jederzeit ein der Menſchheit ſchädliches Unternehmen ſeyn, ſo verehrungswürdige Bewegungsgründe, als die Bewegungsgründe der Religion ſind, wegzulaſſen.“ Sehr wahr! 4) Die Nachlaſſung der Sünden. Man muß es bedauern, daß unter dieſer Rubrik den wahren Sätzen einige falſche Kirchenlehren beygemiſcht ſind, welche der guten Sache des Chriſtenthums wieder ſo ſichtliche Blößen geben, daß ſie niemand dagegen decken kann. Z. B. „Unter den Sacramenten, welche Jeſus Chriſtus eingeſetzet hat, ſind zwey, mit denen die Nachlaſſung der Sünden verbunden iſt. Das Taufwaſſer, welches durch die Anrufung der drey göttlichen Perſonen fruchtbar wird, iſt das thätige Zeichen der Reinigkeit, die ſich unſichtbarer Weiſe in der wiedergebohrnen Seele verbreitet, und die Worte des Prieſters, der das Bekenntniß der Sünden aufgenommen hat, ſprechen ſie los.“ Durch die unmittelbar darauf folgende Einſchränkung: „Daß die Taufe einen Erwachſenen nicht rechtfertige, der nicht chriſtlich leben wolle; daß die Buße ohne eine weſentliche Veränderung der Neigungen und Sitten nicht heilſam ſeyn könne; daß nur ſolche Sünden, die man haſſet und verläßt, nachgelaſſen würden,“ wird die eben angeführte Behauptung nicht wahr gemacht. Der Gegner beſtreitet ſie, und der unzweifelhafte Sieg fällt dasmal auf ſeine Seite. „Das Blut Chriſti wäſchet uns in der Taufe und in der Buße. Dieſe Sacramente haben nur derowegen die Kraft unſere Sünden auszulöſchen, weil ſie Canäle ſind, wodurch dieſes koſtbare Blut auf uns fließet.“ Iſt es möglich, dergleichen Sätze wider die Beſtreiter des Chriſtenthums zu vertheidigen? Oder wird man ihnen damit nicht vielmehr ein recht erwünſchtes Spiel in die Hände geben? Sie erſt lachen machen, wenn ſie noch nicht gelacht haben? 5) Der Troſt in Unglücksfällen. In dieſem Abſchnitte kommen ſtarke, vortreffliche Stellen vor. „Was

bedeutet das letzte Hülfsmittel im Unglück, die Erwartung des Nichts, und der Entschluß, es durch einen Selbstmord zu beschleunigen? Es will sagen, daß der Unglückliche durch die Gewißheit, niemals glücklich zu werden, getröstet werden soll; gleich als wenn man einen Schiffer, der von Wellen und Ungewitter herumgetrieben wird, durch die Versicherung trösten wollte, daß für ihn kein Hafen, noch Ufer mehr sey; daß es aber, da er doch unter den Trümmern seines Schiffs ersäuft werden soll, nur auf ihn ankäme, diesem Unglück zuvorzukommen, und sich in die See zu stürzen. — Der Unglaube verwirft die kostbaren Tröstungen (der christlichen Religion) aber was haben ihm die Menschen gethan, daß er sie darum beneidet? Höret auf, können wir diesen Schriftstellern zurufen, höret auf, eine allen Menschen, aber vorzüglich den Unglücklichen nothwendige Religion zu verschreien. Verehret die Maximen, die ihnen so werth sind. Verehret ihre Wunden; sie suchen ihre Heilung im Christenthum, ihr könnt sie nur vergiften. Eure vorgegebene Nothwendigkeit ist trostlos; eure Vernichtung verspricht nichts, und raubet alles; euer Selbstmord würde die Erde entvölkern, wenn er sich so weit, als das Unglück verbreiten könnte. Wir beklagen euch, daß ihr das Gift dieser Lehre eingesogen habt. Verschließt es wenigstens in eurem Herzen, und stecket das menschliche Geschlecht nicht damit an, weil ihr euch rühmet, es zu lieben und ihm zu dienen". 6) **Die Hoffnung der Unsterblichkeit.** Hier wird unter andern gut gezeiget, was unsterblicher Nachruhm ohne Unsterblichkeit der Seele für ein leeres Phantom sey. 7) **Die öffentliche Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft.** Alles überaus gut und stark gesagt. S. 110. „Bey den Grundsätzen (die Frankreichs so genannte Philosophen wollen geltend machen,) verschwindet die geheiligte Macht der Gesetze, und durch eine nothwendige Folge zugleich die Gerechtigkeit, das wechselseitige Vertrauen und die Sicherheit. Möchten sich doch die Vertheidiger dieser Grundsätze erklären! Wollen sie die Menschen in diese Wälder, Höhlen und auf diese Felsen zurückführen, wo sie, ihrer Meinung nach, nur dem Triebe der Natur gehorchten? Die Gesetze wären diesen zerstreuten Wilden unnütze. Aber welche Ungereimtheit, daß alle Menschen anfangs in dieser schüchternen Zerstreuung gelebt haben sollen, und wieder dahin zurückkehren könnten! Wollen sie aus einem jeden Volke eine Gesellschaft von Räubern machen, wo nur augenblickliche Gesetze und eine auf Furcht oder Eigen-

nutz

nutz gegründete Unterwürfigkeit herrschte! Was für ein abscheulicher Vorschlag! Wenn Menschen dazu fähig wären, so könnten sie ihn nicht besser ausführen, als wenn sie in der Welt die ofterwähnten Grundsätze ausstreuten.“ Den Schluß der Warnung macht 1) eine Ermahnung an diejenigen, welche zweifeln, wo nur die Sätze: „Wir lehren, daß der Glaube ihre Kräfte übersteige. Der Glaube ist eine übernatürliche Gabe; sie haben ihn in der Taufe empfangen, aber aus ihrer eigenen Schuld verloren. Und wiederum: Lieben und suchen sie die Wahrheit — man wird das Evangelium wahr finden, wenn man es so wird wollen.“ nicht so recht zusammenhängen. 2) Eine Ermahnung an diejenigen, welche sich für wahre Ungläubige ausgeben. 3) Eine an die wahren Gläubigen. Alsdenn folgt die Verurtheilung der oben bereits angeführten Bücher, und zuletzt das Circularschreiben an die Erzbischöfe und Bischöfe der französischen Geistlichkeit. Ob übrigens das Verbot solcher Bücher wirklich etwas fruchte, oder vielmehr das Uebel, dem man vorbeugen will, ärger mache, weil das Publicum eben durch das Verbot neugieriger darauf gemacht wird, als es vorher war, und die Leser sich eher vermehren, als vermindern; oder ob eine gründliche Widerlegung der darin vorgetragenen irrigen und schädlichen Lehren ein weit besseres und sichreres Correctiv dagegen sey, darüber wollen wir itzt weggehen. Uns dünkt das letztere.

F.

2. Rechtsgelahrheit.

Gedanken über einige Puncte des Criminalrechts, in drey Abhandlungen, von Andreas Zaupser — München, bey Vötter. 1777. 76 S. in 8.

Die Punkte des Criminalrechts, welche der Verf. abhandelt, sind: Folter, Proportion der Strafen mit den Verbrechen und Asylen. Wer ihm auch nicht in allen seinen Meynungen Beyfall giebt, z. E. wenn er die Folter und die Strafe des Prangerstellens ganz verwirft, — der wird doch den denkenden Kopf nicht verkennen. Die muthige Freyheit,

mit welcher er schreibt, z. E. gegen die Asylen, hat uns viel Freude gemacht. Auch die Schreibart ist, einige Flecken abgerechnet, gut. Die merkwürdige Ode eben dieses Verf. auf die Inquisition, hat man bereits in dieser Bibliothek gelesen.

Succeſſio ab inteſtato ciuilis in ſuas claſſes nouа methodo redacta et variis diſſertationibus illuſtrata a D. *Io. Chriſtoph Koch.* Editio IV. tertia duplo auctior. Giſſ. impenſ. Kriegerianis 1776.

Alle neue Zusätze und Verbesserungen in dieser neuen Edition von einem Buche, dessen Werth bekannt und entschieden ist, anzuführen, wäre zu weitläuftig. Genug, wenn wir dem Publicum versichern, daß es richtig ist, was der Titel von dieser Ausgabe sagt, und einige der wichtigsten ihrer Vorzüge anzeigen. Dahin gehört die Abhandlung vom successorischen Edicte S. 26. u. f. von den Personen, welche noch am Leben sind, und doch als todt angesehen werden, S. 50. u. f. wo zugleich die Frage: Ob ein zur protestantischen Religion tretender Mönch successionsfähig wird, und der Gerstlacher'sche Streit berührt werden, die Abh. S. 185. u. f. in wieweit man sagen kann, daß die querela inofficioſi den Testirer zu einem inteſtato macke? Und S. 217. die Abh. von den doppelten Verwandten, (cognatis duplicibus, triplicibus etc.) Man nennt nemlich einen Doppelverwandten den, dessen Vater und Mutter zugleich mit mir verwandt sind. Niemand hat die Lehre von dieser Gattung der Verwandten so gründlich und ausführlich auseinandergesetzt, als hier geschiehet.

Vg.

Schriften über die Erbfolge in die Baierische Lande.

Vermuthlich wird man es von der A. D. B. erwarten, daß sie die bey Gelegenheit der Baierischen Erbfolge streitig-

ſtreitigkeiten herausgekommene Schriften anzeige, da ſie wenigſtens eine Zeitlang, das ganze deutſche Publicum intereſſiren. Dieſe Anzeige iſt um ſo nöthiger, da manche dieſer Schriften nicht allgemein bekannt, oder auch bald vergeſſen werden, und viele davon nach einigen Jahren kaum dem Titel nach mehr bekannt ſeyn dürften. Da Recenſent gleich von Anfange an auf alle, auch die unbeträchtlichſten Blätter und Schriften über dieſem Gegenſtande aufmerkſam geweſen iſt, und ſich dieſelben zum Beſten der A. D. B. angeſchaffet hat: ſo hoffet er von Seiten der Vollſtändigkeit ſeinen Leſern Genüge leiſten zu können, geſetzt auch, daß ihm eine oder die andere Schrift entgangen ſeyn ſollte, als welche er, ſobald ſie ihm in die Hände kommt, nachzuholen verſpricht. Was die Anzeige der einzelnen Schriften ſelbſt anlangt; ſo hat es ſich Recenſent zur Pflicht gemacht, über die Rechtmäßigkeit der verſchiedenen Anſprüche, und der dagegen gemachten Widerſprüche, nicht zu urtheilen. Auch denken wir, wird ein ſolches Urtheil Niemand erwarten. Eine von aller Parteylichkeit entfernte getreue hiſtoriſche Erzählung des Inhalts iſt bey ſolchen Schriften, und unter ſolchen Umſtänden, worinnen ſie geſchrieben worden, alles, was man verlangen kann. Ob aber demungeachtet nicht dann und wann ein Urtheil blos über die Schriftſtelleriſchen Verdienſte einer Schrift oder einzelner Sätze derſelben beygefügt werden dürfte: dafür ſteht Recenſent nicht. Und warum ſollte man nicht von einer vortrefflich ausgearbeiteten, und auf der andern Seite von einer elenden Schrift, ohne an dem Inhalt ſelbſt Theil zu nehmen, ſagen können, daß jene vortrefflich und dieſe elend gearbeitet ſey. Solche Urtheile ſind von der Beurtheilung der Sache ſelbſt ſo auffallend unterſchieden, daß wir unſern Leſern ein ſchlecht Compliment machen würden, wenn wir für nöthig hielten, uns darüber weiter herauszulaſſen. Da viele dieſer Schriften eine Beziehung auf einander haben: ſo ſind theils manche in der Anzeige zuſammengeſtellt, theils auch alle mit Zahlen bezeichnet worden, um ſich, wenn es nöthig iſt, auf jede deſto bequemer beziehen zu können. Da wahrſcheinlicher Weiſe des Schreibens über die Baieriſche Erbfolge ſobald kein Ende ſeyn dürfte; ſo werden wir in den folgenden Stücken vermuthlich Stoff genug zu einer ſtarken Fortſetzung dieſer Anzeige haben.

Ur.

1) Tagebuch von der letzten Krankheit Maximilian des III. Herzogen und Kurfürsten in Baiern, nebst Beylagen von der rechtmäßigen Succession Sr. jetzt regierenden Durchlaucht, des Concilii medici und des Testaments Extract. Frankfurt. 1778. 3½ Bog. 8.

2) Berichtigung des Tagebuchs von der letzten Krankheit Sr. Höchstsel. Durchlaucht Maximilian des III. Herz. und Chf. in Baiern. Frankfurt. 1778. 3½ Bog. 8.

Dem wesentlichen Inhalte nach gehören zwar beyde Schriften nicht hieher, und wir würden sie lediglich den arzneykundigen Recensenten überlassen haben, wenn sie nicht um der Vollständigkeit willen, wenigstens genannt werden müßten; und wenn nicht überdies in der erstern rechtliche Untersuchungen über die Baierische Erbfolge angestellt wären. Von dem medicinischen Inhalt erinnern wir nur soviel, daß die Aerzte, deren sich der verstorbene Kurfürst bey seiner letzten Krankheit bedient, besonders Sänftel, wegen der Kurart sehr übel behandelt werden, worüber aber zu urtheilen Recensent andern überläßt. In der ersten Schrift befindet sich bey Gelegenheit des beygefügten, gleich nach dem Tode des Kurfürsten im Namen des Kf. von Pfalz bekannt gemachten Patents, eine Untersuchung über verschiedene Gegenstände der Erbfolge, welche aber nicht eben von sonderlichen Belange ist. Es wird angeführt, daß die Baierische Kur übrig bleibe; ferner die Ursache angegeben, warum im Westph. Frieden die Grafschaft Cham besonders genannt wird; hiernächst untersucht, was die Allodialerben zu fordern berechtigt sind; — sie könnten nur einen Theil der 13 Millionen fordern, weil der Herzog von Baiern damit auch einen Theil der Unterpfalz gekauft, welche aber im W. Fr. an Kurpfalz ohne Vorbehalt zurückgegeben worden; auch wären diese 13 Millionen von Landständen hergeschossen und noch nicht bezahlt — dann auch Etwas von Böhmischen Lehnen, in welche Churpfalz, so wie in ganz Baiern, succedire.

3) Sr. Kurfürstl. Durchlaucht von der Pfalz Karl Theodors Patent zu Besitzergreifung der Baierischen Lande vom 30sten Decembr. 1777.

4) Ebendesselben Patent, enthaltend die Protestation wider die Einrückung der Oestereichischen Truppen nach der Oberpfalz und Baiern, vom Januar 1778.

5) Sr. Kayserl. Majestät Josephs II. Patent wegen der in Baiern eröffneten Reichslehne vom 16 Januar 1778.

6) Sr. Kayserl. Königl. Majestät Patent wegen der Besitzergreifung von Niederbaiern, vom 15 Jenner 1778.

7) Ebenderselben Patent wegen der eröffneten Böhmischen Lehne in der Oberpfalz vom 15 Jenner 1778.

8) Ebenderselben Patent wegen der Herrschaft Mindelheim vom 12 Jenner 1778.

9) Pro Memoria, welches Ihro Herzogliche Durchlaucht von Pfalz-Zweybrücken, wegen Baiern bey der allgemeinen Reichsversammlung zu Regenspurg übergeben, ingleichen Sr. Maj. des Königs in Preußen und Ihro Churfl. Durchl. zu Sachsen am 16 März in curia mündlich geschehene Aeußerung. Berlin 1778. 1 Bog. in 4.

10) Churſächsisches Pro Memoria vom 31 März 1778. dem Reichstage übergeben. 1 Bog. in 4.

11) Kayserl. Königl. Gesandtschaftsäußerung abgelegt in curia den 15 April 1778. 2 Bog. in 4.

Da wir dieſe Patente, Pro Memorias und Aeußerungen der Vollſtändigkeit wegen anführen zu müſſen glaubten, deren Inhalt aber in offen öffentlichen Blättern bekannt gemacht worden, ſo laſſen wir es bey dieſer bloſen Anzeige der Rubriken bewenden.

12) Johann Jacob Moſers — Anmerkungen über das Abſterben des Churfürſtlichen Hauſes Baiern, in ſo ferne daſſelbige einen Einfluß in viele Stücke der deutſchen Staatsverfaſſung hat. Frankfurt am Mayn, bey Garbe. 1778. 4 Bog. in 4.

13) Johann Jacob Moſers — fortgeſetzte Anmerkungen über das Abſterben des Churfürſtlichen Hauſes Baiern, in ſo ferne es die hinterlaſſene Erbſchaftsſtücke betrifft. Ebend. 1778. 6 Bog. in 4.

14) Gedanken eines Baiern über einige Stellen deren (der) letzthin im Druck erſchienenen Anmerkungen über das Abſterben des Churfürſtl. Hauſes Baiern, 1778. 1 Bog. in 4.

15) Geſchicht- und rechtmäßige Prüfung der Gedanken eines Baiern über einige Stellen der letzthin im Druck erſchienenen Anmerkungen über das Abſterben des Churfürſtl. Hauſes Baiern. 1778. 1 B. in 4.

16) Antwort auf die Geſchicht- und rechtmäßige Prüfung der Gedanken eines Baiern ꝛc. 2½ Bog. und 3 Bogen Beylagen, in 4.

Moſers Abſicht iſt, für diejenigen, welche keine Staatsrechtsgelehrten ſind, die Folgen anzugeben, welche das Abſterben des Chrf. von Baiern nach ſich zieht. Nach dieſer Abſicht muß man auch den V. beurtheilen, und es loben, daß er Dinge ein- und ausführt, die denjenigen nicht unbekannt ſind,

sind, welche einige Kenntnis unsers Staatsrechts haben; obgleich auch diese, besonders im 2ten Stücke, manches finden werden, was ihnen angenehm, oder auch wohl neu seyn wird. In dem ersten Stück erzählt er, nach einigen vorläufigen Anmerkungen, die Veränderungen, welche in Beziehung auf den Kayser, dessen Wahl, Krönung und Einziehung der eröffneten Lehne, entstehen werden; sodann die, welche das ganze Reich, ferner die einzelnen Reichscollegia, die Kreise, die Reichsgerichte betreffen. Im zweyten Stücke geht der V. die zur Baierischen Erbschaft gehörigen Stücke durch, und zeigt die damit vorgefallene Veränderungen an; als: Baiern und die Oberpfalz; ferner die davon abzusondernden Herrschaften Leuchtenberg, Cham, Haag, Hals, Hohenschwangau, Hohenwalde, Mindelheim, Rotenberg, Schwabeck, Wiesensteig, Wolfstein, und andere einzelne Ortschaften, Güter und Gerechtsame; und endlich die bewegliche Güter. Der V. hat da, wo etwas streitig ist, nur selten entschieden, wenn es nicht in das allgemeine Staatsrecht einschlägt. Unter diesen Sätzen nun gehört vornehmlich der, daß dermalu die Baierische Chur erloschen, und folglich Salzburg den Rang über Baiern auf den Kreistagen behaupten werde. Darwider streitet hauptsächlich der V. der Gedanken (N. 14.) ꝛc. welcher behauptet, daß die Chur ursprünglich den Herzogen von Baiern zugestanden hätte; und daß die Pfalzgrafen diese Baierische Chur als Herzoge von Baiern ausgeübt hätten, auch dieselbe, Inhalts des Westphäl. Friedens, worinnen sie sie verloren, wieder erhalten sollten, sobald die Wilhelminische Linie ausstürbe. Moser hat nicht nur im Anhange zu den fortgesetzten Anmerkungen, darauf gehörig geantwortet; sondern auch einen Vertheidiger an dem V. der Geschicht- und rechtmäßigen Prüfung (N. 15.) erhalten, welcher die in den Gedanken ꝛc. vorkommende aus ältern Urkunden und aus Reichsgesetzen genommene Gründe widerlegt: womit denn der Baier in seiner Antwort (N. 16.) sehr übel zufrieden ist, und, um seinen Satz zu beweisen, die Wahlen der deutschen Kayser von der Zeit an, wo Deutschland ein eignes Reich ward, durchgeht, und wie Baiern dabey concurrirt habe, anführt. Auch hat er einige Urkunden, als a) eine von K. Rudolph I. b) einen Auszug des Vertrags zu Pavia, c) den Beytritt Herzog Stephans in Baiern zum Churverein, d) Siegismunds Lehnbrief über die Chur an H. Heinrich von Baiern,

ern, e, f, et g) K. Friedrichs Lehnbriefe an die Herzoge von Baiern über die Chur, h et i) K. Maximilians Lehnbriefe darüber, und k) einen Auszug aus der zwischen K. Karl V., Ferdinand und dem Herzog von Baiern, Wilhelm IV., geschlossenen Vertrag, beygefügt, woraus gefolgert wird, daß sowohl vor der G. B, die Herzoge von Baiern die Chur gehabt, als auch, daß ihnen nachher dieselbe bestätiget worden, die Pfalzgrafen aber ihre Chur eigentlich als Herzoge von Baiern gehabt hätten.

Zur Erläuterung dieses Streites gehört das von der Churpfälzischen Gesandtschaft in Regenspurg in der Ratheßession am 6ten April aus einem ostensibeln Rescripte seiner Principalschaft, gethanenen Erklärung und Reservation der churfürstlichen Rechte des Herzogs von Baiern.

17) *Godofredus Daniel Hoffmann*, Antec. Tubing. de expuncto nunc Electoratu octauo ad Instr. Pacis Osnabrug. Art. IV. §. 9. Verba finalia: *Octauo tunc Electoratu prorsus expungendo*, pauca haec commentatur Menſe Aprili 1778. Tubingae ſumt. Bornianis. 8 B. in 4.

Nachdem der V. von der Geschichte der Herzoge von Baiern etwas vorausgeschickt und mit Münzen erläutert hat, erzählt er die Entstehungsgeschichte der auf dem Titel angezeigten Verordnung des Westphäl. Friedens, erklärt den Verstand derselben, und zeigt deren Wirkung, wobey er denn ausführt, daß die noch jetzt bestehende Chur die Pfälzische sey, und Baiern, welches nie zu einem Churfürstenthum erhoben worden, blos ein Herzogthum bleibe. Die übrigen vom V. oft mit allzuviel Weitläuftigkeit vorgetragene Wirkungen, welche die Erlöschung dieser Chur, sowohl in dem Churfürstlichen Collegio, als in Ansehung des Reichskammergerichtes, und sonst nach sich zieht, übergehen wir, da es größtentheils bekannte Sachen sind.

18) Auszug aus einem, von einem berühmten Staatsrechtsgelehrten gestellten, rechtlichen Bedenken. 1774. 3 Bog. in Fol. (gedruckt 1778.)

Man

Man weis nunmehr, daß im Jahr 1771. die Häuſer Pfalz und Baiern einen abermaligen Vertrag geſchloſſen, und darinnen die wechſelſeitige Erbfolge und den Civilbeſitz auf ihre Länder feſtgeſetzt haben: und, da man hierüber verſchiedene Punkte, vornehmlich aber darüber: ob dieſer Vertrag auch auf die Länder ſich erſtrecken könne, welche nach dem Vertrag von Pavia erworben worden? zweifelhaft war, ſo wurde von einem berühmten Rechtsgelehrten ein Gutachten eingeholt, wovon hier der die eben erwähnte Frage betreffende Theil, nämlich die §§. 21. bis 33. abgedruckt erſcheinen. Es ſoll, wie ſicht Recenſent erinnert irgendwo geleſen zu haben, Jtztatt Verfaſſer davon ſeyn. Der hier ausgeführte Satz iſt: daß die Churfürſten, vermöge eines in der G. B. gegründeten Privilegiums, das Recht haben, Reichslehne ohne vorgängigen Kayſerlichen Conſens, an ſich zu bringen, folglich auch ſelbſt beſitzende Allodien, oder reichslehnbare Fürſtenthümer, Grafen und Herrſchaften, auf einen andern Mitchurfürſten zu übertragen: welcher theils aus der G. B. und deren ungezwungenen Auslegung; theils aus dem Herkommen; theils aus der einſtimmigen Meynung vieler Staatsrechtslehrer erwieſen wird.

19) Erklärung des Vierten Artikels des Weſtphäliſchen Friedenſchluſſes, ſoweit er die Erlöſchung des Churbaieriſchen Mannsſtammes angeht. 2 Bog. in 8.

20) Einige erhebliche Zweifel über jenes, was in der Druckſchrift: Erklärung des Vierten Artikels des W. Fr. ſoweit er die Erlöſchung des Churbaieriſchen Mannsſtammes angehet, über den 9 §. dieſes Artik. nach der Recenſion (welche) in den Hamburg. Addreß-Comtoirnachrichten enthalten iſt. 1778. 1 Bog. 8.

21) Iſt das Churhaus Pfalz ſchuldig die zu Folge des Weſtphäliſchen Friedensſchluſſes auf dem Churbaieriſchen Herzogthum der Oberpfalz haftende und

denen

denen Baierischen Allodialerben gebührende dreyzehn Millionen Gulden zu bezahlen. Frankfurt und Leipzig. 1778. 2½ Bog. in 8.

So klein die erste Schrift ist, so sehr erkennt man darinnen die Arbeit des Meisters. Es wird mit vieler Gründlichkeit gezeigt, wie die beyden Häuser, Pfalz und Baiern, nach ihrer Abtheilung sich ihre beyderseitige Erbfolge in verschiedenen Verträgen versichert; und wie zu Anfang des dreyßigjährigen Kriegs der Herzog von Baiern wegen seiner, durch die dem Hause Oesterreich gegen den Pfalzgrafen geleistete Hülfe, entstandene Forderung von 13 Millionen vom Kayser Ferdinand II. erstlich ein Unterpfandsrecht auf Oberöstereich, sodann aber die ganze Oberpfalz nebst der Grafschaft Cham käuflich erhalten; jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß, bey dem Abgange des Baierischen oder Wilhelminischen Mannesstammes, diejenigen, an welche die Oberpfalz fallen würde, die Besserungen und vorgedachte 13 Millionen an die Allodialerben erstatten sollten. Bey dem Westphälischen Friedenscongresse wären die vom Kayser und dem Herzoge von Baiern gethanene Vorschläge, daß dieser die Oberpfalz behalten möchte, und daß, nach Abgang der Wilhelminischen Linie, die Oberpfalz an die Rudolphische zurückfallen, jedoch den Allodialerben ihre Forderungen, Ansprüche und Befugnisse, welche, zu Folge des obgedachten Vertrags und der Friedenshandlungen, in den schon erwähnten Meliorationen und in den 13 Millionen bestanden, vorbehalten seyn sollten, endlich durchgegangen, und im 4ten Artikel des W. Fr. bestimmt, dabey aber von der wechselseitigen Erbfolge der Baier- und Pfälzischen Linien, welche als ausgemacht kein Gegenstand des Friedens gewesen, nichts bestimmtes festgesetzt worden. Am Ende wird noch mit wenigen angeführt, daß das Erbfolgrecht des Pfälzischen Hauses in alle Baierische Lande unstreitig sey.

Der V. der erheblichen Zweifel hält dafür, daß unter den im 4ten Art. des W. Fr. den Allodialerben der Baierischen Linie vorbehaltenen Ansprüchen die 13 Millionen nicht gemeynt seyn könnten, weil dem Herzoge Maximilian die Oberpfalz für die 13 Millionen nicht nach seinem Verlangen zugesprochen, sondern nur für ihn und seine Lehnserben das Eigenthum und der Genuß der O. Pf. gegen Entsagung aller

Anspri-

Ansprüche nicht nur an Oesterreich, sondern auch überhaupt gegeben worden sey; und weil, wenn man diese Forderung denen Allodialerben vorbehalten hätte, dieses wohl deutlich würde seyn ausgedrückt worden. Allenfalls hätte nur die von Friedrich V. abstammende Simmerische Linie der Pfalzgrafen, nicht aber die an dem dreyßigjährigen Krieg unschuldige Neuburg-, Sulzbach- und Zweybrückische Linien zur Erstattung dieser Summe angehalten werden können — Der V. bedenkt nicht, daß bey diesem Punkt auf die Schuld oder Unschuld der aus der Amnestie ohnedem schon in vorigen Stand gesetzten Pfalzgrafen nichts mehr ankam. — Endlich, fügt der V. hinzu, sind in dem W. Fr. denen Allodialerben nur die Ansprüche vorbehalten worden, die ihnen de iure zustehen; nach dem Lehnrecht aber wären die Allodialerben nur die Meliorationen des Lehns zu fordern berechtiget. In einem Nachtrag fügt der V. noch die Gründe hinzu, daß, da den Allodialerben die 13,000000 in dem Kaufbriefe mit dem Kayser ausdrücklich vorbehalten worden, im W. Fr. aber nicht, daraus seine Meynung bestätigt würde, so wie daraus, daß, da in dem W. Fr. der Kayser und Baiern darauf bestanden hätten, daß die Pfalzgrafen die 13 Millionen bezahlen, oder die O. Pf. abtreten sollten, dieselben durch diese Abtretung von der Bezahlung befreyet worden wären.

Der V. der Schrift: Ist das Churhauspfalz ꝛc. ist ein Nachbeter und Zerwässerer dessen, was in der Erklärung des 4ten Art. gesagt worden ist. Gerne hätte er das Ansehen, als sage er etwas wichtiges, und doch weis er nicht viel mehr, als etwan sein Compendium über die Reichsgeschichte, aus der er denn die Schrift mit einer Cathedermiene zerlegt. „Das schöne Beyspiel, welches der Verfasser der Erklärung „ihm giebt, soll ihm wirklich Muth einflößen, seine angetrete„ne Pfade zu verfolgen, und er macht es sich aus diesem „Grunde zu einem Geschäfte, seine Frage zwar nicht so gelehrt, „aber eben so unpartheyisch aufzulösen“ Sobald aber auch der V. die Pfade jenes V. verläßt, und aus seinem eigenen Vorrath etwas hervorbringt; fällt es oft sehr ärmlich aus, z. B. der Beweis, daß Pfalz in Baiern succedire: „Der ein„fältigste Baierische Bauer hat von jeher diesen Satz erkannt; „er ist auch den Natur-, Völker- und bürgerlichen Rechten, „als auch den Grundverfassungen des deutschen Reichs-Lehns„systems angemessen, so daß man ihn ganz ungezwungen als „entschieden und bewiesen annehmen kann.“ Das ganze Ding

ſieht aus wie ein nachgeſchriebenes Collegium über die Erklärung ꝛc. bey einem Lehrer, der gerne über die Baieriſche Erbfolge ein Collegium leſen wollte, ohne die gehörige Kenntniß zu haben. — Doch um dem V. nicht unrecht zu thun, müſſen wir auch anführen, daß er doch in einem Punkte von dem V. der Erklärung ꝛc. abgeht, indem er behauptet, daß, da die jetzige Pfälziſche Linie an dem Verluſt der Oberpfalz im dreyßigjährigen Krieg nicht Schuld gehabt, und alſo die 13 Millionen zu bezahlen nicht ſchuldig wäre, gleichwohl aber die Allodialerben die 13 Millionen fordern könnten; ſo revindicire die vom Kayſer Ferdinand dem Herzog von Baiern auf das Land ob der Ens eingeräumte Hypothek.

22) Unpartheiiſche Gedanken über verſchiedene Fragen bey Gelegenheit der Succeſſion in die von dem verſtorbenen Churfürſten Maximilian Joſeph zurückgelaſſenen Länder und Güter. 1778. 19 Bogen in 4.

Ebendieſelbe Schrift nachgedruckt, (Regenſpurg) in 8. $8\frac{1}{2}$ Bogen.

23) Zuſätze zu den unpartheiiſchen Gedanken über verſchiedene Fragen bey Gelegenheit der Succeſſion in die von dem verſtorbenen Churfürſten Maximilian Joſeph zurückgelaſſenen Länder und Güter. Erſtes Heft. 1778. $2\frac{1}{2}$ Bogen in 4. Ebend. im Nachdrucke 1 Bogen in 8.

Die unpartheiiſchen Gedanken enthalten eine weitläuftige Ausführung der von Oeſterreich gemachten Anſprüche auf Baiern, und die Unterſuchung einiger anderer hieher gehörigen Fragen. Der Verf. welcher, der Sage nach, der Hofrath Schrötter in Wien ſeyn ſoll, verſichert, daß er weder Beruf noch Auftrag zur Verfertigung derſelben habe, auch ſich der Archive nicht habe bedienen können. Die Gegenſtände, worüber er ſeine Betrachtungen anſtellt, werden in 9 Kapiteln unterſucht, deren Inhalt wir anzeigen wollen

len. Ueber die Frage: Welche Chur, die Baierische oder Pfälzische, dermaln den fünften Platz unter den Churfürsten einnehme? Diese Frage wird mit kurzen triftigen Gründen, wider den oben No. 14 angezeigten Schriftsteller, dahin entschieden, daß dermalen die Pfälzische Chur den fünften Platz einnehme, als welches aus den Reichsgesetzen und Urkunden so deutlich erhelle, daß man sich über die dagegen erregten Zweifel nicht genugsam verwundern könne. 2) Erläuterung des Oestereichischen Patents bey der Besitznehmung einiger Baierischen Lande. In diesem Patente wird sich auf die vom Kayser Sigismund an Herzog Albrecht von Oestereich 1426. geschehene Belehnung der Baierischen Lande berufen, welche die mit Herzog Johann erloschene Straubingische oder Niederbaierische Linie besessen hat. Zu Erklärung dieses Satzes nun führt der Verf. an, daß da die erste Theilung der baierischen Lande in Ober- und Niederbaiern 1255. zwischen Ludwig dem Strengen und Heinrichen geschehen sey; der von des Erstern Nachkommen, nemlich vom Kayser Ludewig und seines Bruders Söhnen 1329. geschlossene Vertrag zu Pavia sich bloß auf die bey jener Theilung auf Ludwig den Strengen gekommene Länder erstrecken könne; ob übrigens diese Länder im gedachten Vertrage mit einem beständigen Fideicommisse belegt worden wären, könne wegen der Verschiedenheit der Abschriften dieses Vertrags nicht mit Gewißheit behauptet werden; und wenn es wäre: so sey es längst stillschweigend aufgehoben, weil dieser Vertrag in diesen und andern Punkten nicht beobachtet worden; wenigstens gehörten alle von einer oder der andern Linie nachher erworbenen Länder nicht zu der wechselseitigen Erbfolge. Als daher 1340 die Niederbaierische Linie ausgestorben, habe der Kayser Ludewig diese Länder für sich, als Kayser, eingezogen; die pfälzische Linie aber mit ihren ex iure sanguinis gemachten Ansprüchen abgewiesen. Die nachher unter den Nachkommen Ludewigs gemachten Theilungen in den Jahren 1349. 1353. und 1392. wären nicht vom Kayser bestätigt worden, folglich fände unter den abgetheilten Linien kein Erbfolgerecht statt. Als nun diejenige Linie, welche in der Theilung 1353 Straubingen erhalten, 1424. ausgestorben; so habe Kayser Sigismund diese Lande für ein eröffnetes Reichslehn erklärt, und seinen Schwiegersohn, den Herzog Albrecht von Oesterreich, 1426. damit belehnt, mit welchem er auch einen Vertrag gemacht,

daß

daß dies Land nach Abgang seiner Gemahlin und deren Leibserben, auf Albrechts Erben fallen solle, unter welchen besser Collateralerben oder das Haus Oesterreich zu verstehen sey. Sigismund habe aber doch nachher in einem Spruchbriefe 1429. diese Lande den Herzögen in Baiern aus Gnaden verliehen; dadurch aber seine vorige Disposition nicht aufgehoben, welche auf den sich ereignenden Abgang der Baierischen Herzoge, die Gestalt einer Anwartschaft annähme; zumal da dieselbe in der den Herzogen von Baiern gegebenen Belehnung nicht aufgehoben, sondern vielmehr durch die allgemeinen Vorbehaltungsregeln ausdrücklich vorbehalten worden wäre.

3) Von den gegen die Oestereichischen Ansprüche und Besitznehmung ausgestreueten Einwürfen und deren Beantwortung. Erst führt der Verf. wider die No. 37. angezeigten freyen Betrachtungen ꝛc. an, die pfälzische Erbfolge erstreckte sich blos auf die zur Zeit des Pavischen Vertrags von Ludewig IV. besessenen Länder; der Westph. Friede gebe dem Hause Pfalz die Mitbelehnschaft blos auf die Churwürde und die obere Pfalz; die eingeführte Primogenitur und die derselben geschehene Inkorporation aller baierischen Länder, gehe nur auf den Baierischen Stamm, und könne einem Dritten kein Recht nehmen; die Beilehnung des Kayser Sigismunds habe der Einwilligung des Reichs nicht bedurft, da diese den Kayserrn erst in der Wahlcapitulation vorgeschrieben worden; durch die nachher geschehene Zurückgabe dieser Lande an die Herzoge von Baiern aber, habe Sigismund seine erste Disposition nicht widerrufen, und trete dieselbe jetzt, nachdem die Wirkung seiner damaligen Gnade ein Ende habe, wieder ein. Der Einwurf, daß Oesterreich schon 1340. aus einem Erbrechte Ansprüch auf Niederbaiern gemacht, gehöre nicht hieher, da Sigismund es als ein eröffnetes Reichslehn an Albrechten gegeben habe. Dann wider ein in einigen Zeitungen eingerückt gewesenes Memoire, welches voller Irrthümer sey. Der Einwurf, daß die Kayserin Königin als ein weiblicher Erbe succediren wolle, sey unerheblich, weil in der Uebergabsurkunde Albrechts Erben genannt worden, worunter die weiblichen um so mehr zu verstehen wären, jemehr dieselben in Oesterreich lehnsfähig wären; wollte man aber diese Länder schlechthin für Allod- oder Weiberlehn erklären: so schlösse doch die Kayserinn Königinn die Frau Churfürstin von

Sach-

Sachsen aus einem Regredientrechte aus. Ferner wider den No. 34. angezeigten Unbestand ꝛc. Baiern sey kein Churland geworden, sondern es sey denen Herzogen von Baiern nur die Churwürde verliehen worden; die Unzertrennlichkeit der Churlande finde also hier nicht statt. Daß Maximilian I. und Joseph I. ungeachtet der dazu sich ereignenden Gelegenheit, ihre Ansprüche nicht geltend gemacht, benähme deren Nachfolgern ihr Recht nicht. Die ermangelnde Einwilligung der Pfälzischen Linie in Sigismunds Belehnung, schade nichts, da diese an Niederbaiern kein Recht gehabt habe.

4) Was es mit den königl. Böhmischen Lehen in der Oberpfalz für eine Beschaffenheit habe. Es habe Karl IV. einige hier genannte Bezirke der Oberpfalz, mit Einwilligung der Pfälzischen und Baierischen Agnaten und der Chur- und Fürsten, erkauft; der Pfalzgraf Ruprecht habe einige dieser Ortschaften wieder an sich gebracht, und George Podiebrad dieselben in einem Vertrag mit den Pfalzgrafen 1465. an diese lehnsweise überlassen. Als aber der Pfalzgraf Friedrich V. sie wegen seiner Felonie verloren; so habe Kayser Ferdinand II. in dem mit dem Herzog von Baiern wegen der Oberpfalz geschlossenen Kaufcontract, diesem nur dasjenige übertragen, was ihm als Kayser vermöge der Reichsacht, eröffnet worden; nicht aber die Böhmische Lehen, als worüber der Herzog von Baiern hinterher eine besondere Belehnung erhalten habe. Wenn dahero im Westph. Frieden verordnet wird, daß die Oberpfalz an das Pfälzische Haus zurückfallen solle; so gehe dieses die Böhmische Lehne nicht an, da ohnedem dieser Friedensschluß auf Böhmen keine allgemeine Verbindlichkeit habe *) Es habe daher auch Churpfalz, als es zu Anfange dieses Jahrhunderts nach der Baierischen Achtserklärung die Oberpfalz erhielt, die Böhmische Lehne besonders suchen müssen. Diese Lehne wären also auch jetzo der Krone Böhmen anheim gefallen.

5) Widerlegung der Einwürfe, welche gegen die in dem vorstehenden Hauptstücke enthaltenen Sätze

*) Fürwahr eine ganz neue Lehre in unserm Staatsrecht. Der Westphäl. Friede, der sich hauptsächlich auf die Böhmischen Unruhen bezog, den der König von Böhmen mit schloß, wo so oft desselben namentlich erwähnt wird, wo sich derselbe wegen des Königreichs Böhmen und deren Unterthanen verschiedene Ausnahmen ausbedung, u. s. w. soll doch für Böhmen nicht verbindlich seyn? —

Sätze gemacht werden wollen, nebſt einer Erläuterung des Art. IV. des Weſtph. Friedens, wegen der Schuld von 13 Millionen, und der Grafſchaft Cham. Der V. richtet ſeine Widerlegung vornemlich wider die No. 19. angezeigte Erklärung ꝛc. Die Böhmiſchen Lehne wären keine pars integrans der Oberpfalz, noch weniger der Pfalzgrafſchaft am Rhein geweſen, da ſie ſonſt zu Oberbaiern gehört, und erſt im Paviſchen Vertrage der Pfälziſchen Linie überlaſſen worden, dem Churlande aber nicht einverleibt worden wären. Die im Weſtphäl. Frieden in Abſicht Churpfalz feſtgeſetzte Amneſtie gehe Böhmen nichts an. — Die Forderung der Allodialerben auf die 13 Millionen, meynt der Verf. habe weder gegen Churpfalz, noch auch, wie in dem N. 34. angezeigten Unbeſtand ꝛc. behauptet wird, wider das Haus Oeſtereich ſtatt. Denn die Weſtphäliſchen Friedenshandlungen wären dahin gegangen, daß entweder die Oberpfalz an Baiern abgetreten, oder der Pfalzgraf die 13 Millionen bezahlen ſolle: da nun das erſtere erwählt worden; ſo wären die Pfalzgrafen von dieſer Schuldforderung ganz frey geworden; Baiern habe auch für ſich und ſeine Erben darauf renuncirt, und dem Kayſer alle Urkunden zu deren Caſſirung aushändigen müſſen. Unter den in dem Weſtph. Fr. den Allodialerben vorbehaltenen Vergütungen, wären blos die Meliorationen zu verſtehen. Die von Baiern gegen Oeſtereich im W. Fr. und in der nachher beſonders den 30 Auguſt 1653. ausgeſtellten Urkunde geſchehene Entſagung aller Anſprüche zeige auch, daß Oeſtereich zu Bezahlung der 13 Millionen nicht verbunden ſey. Auch in einer nach der Baieriſchen Achtserklärung 1708. von Churpfalz ausgeſtellten, hier zum Theil eingerückten Urkunde, verſpräche daſſelbe, den Kayſer gegen dieſe Anſprüche zu vertreten. Die Grafſchaft Cham ſey in der Theilung 1255. zu Niederbaiern geſchlagen worden, und alſo kein Gegenſtand des Paviſchen Vertrags geweſen; in der Theilung 1353. aber ſey ſie der Straubingiſchen Linie zu Theil geworden, und falle daher jetzt, aus den im 2ten und 3ten Kap. angeführten Gründen, an Oeſtereich. Sie ſey zwar 1353. oder bald darauf, an die Pfalzgrafen verpfändet worden, allein auf die Bedingung der Wiedereinlöſung. In dem zwiſchen Baiern und Oeſtereich über die Oberpfalz 1628. geſchloſſenen Kauf ſey der Pfandſchilling aufgehoben, und Cham nachher nicht zur Oberpfalz, ſondern zu Niederbaiern geſchlagen worden; daher derſelben auch im

W. Fr.

W. Fr., wo von dem Rückfall der Oberpfalz an das Pfälzische Haus die Rede sey, nicht Erwähnung geschehe; daß Churpfalz 1708. diese Grafschaft mit erhalten habe, sey eine bloße Gnade des Kayſers gewesen.

6) **Erläuterung des östereichischen Anspruchs auf die Reichsherrschaft Mindelheim in Schwaben.** Derselbe beruhe a) auf einem Vorkaufsrechte, welches der letzte Besitzer von Mindelheim aus dem Freundenbergischen in seinem Testamente dem Hause Oestereich zugeeignet habe; b) auf eine vom Kayser Matthias 1614. ertheilte Anwartschaft, zu deren Gültigkeit damals des Reichs Einwilligung noch nicht erfoderlich gewesen sey, und welche Oestereich auch 1705. geltend gemacht, indem es diese Herrschaft dem Herzog Marlborough als ein östereichisches Lehn ertheilt habe.

7) **Wem die Allodialverlassenschaft zufalle, und ob hier ein Regredienterbrecht statt finde?** Erst die vorläufige Untersuchung: Ob die Vermuthung für das Lehn oder Erbe sey? Der Verf. behauptet jenes mit den Worten: „Die Vermuthung pro allodio könne nur in Ansehung „des Kayſers, als des allgemeinen Eigenthumsherrn, „nicht aber in Ansehung des von diesem den Reichsständen „eingestandenen lehnbaren Besitzes, Platz greifen.“ — Wenn Recensent den V. anders recht versteht, so will er so viel sagen: Wenn ein Gut noch in Händen des Kayſers (und Reichs) ist: so wird es im Zweifel für Allod gehalten; ist es aber schon einem zu Lehn gegeben, so wirds für Lehn gehalten: und daran zweifelt kein Mensch, eben weil es zu Lehn gegeben worden. Aber wenn das nun nicht erwiesen werden kann? Der Verf. hilft sich mit dem Satze: Alle Güter sind ursprünglich ein Eigenthum des Kayſers und Reichs, und sind zu Lehn gegeben worden. Er nimmt also an, was zu erweisen war, und wovon das Gegentheil einem jeden Geschichtskenner bekannt ist. Der Schluß also: Der Allodialerbe muß beweisen, möchte wohl auch wegfallen. — Nach einigen Nebenfragen von den Sachen, welche den Allodialerben zufallen, kommt er auf die Untersuchung: Wer in Baiern der Allodialerbe sey? und da meynt er denn, daß es nicht die verwittwete Frau Churfürstin von Sachsen, sondern die Kayſerin Königin sey, und zwar aus dem Regredienterbrechte der verzehenen Töchter. Da die Gründe für diese Meynung bekannt sind, so halten wir uns dabey nicht auf.

8) **Ob die Angabe der Baierischen Landstände gegründet sey, daß selbe niemals von einander getrennt werden können?** Ist wider den No. 36. angezeigten Aufsatz gerichtet. Baiern sey oftmals getheilt, und die in jedem Antheile befindlichen Landstände mit abgesondert worden, wobey ihnen nur jedesmal ihre alten Freyheiten und Privilegien gelassen worden; von diesem sey kein Schluß auf die Untheilbarkeit zu machen. Bey Einführung der Primogenitur sey die Untheilbarkeit ausgemacht worden; allein durch die Einführung einer neuen Successionsordnung könne einem Dritten sein Recht nicht genommen werden; auch sey der Stamm, welcher sie eingeführt, nun ausgestorben; Baiern sey auch nie ein Churland gewesen.

9) **Ob Churpfalz befugt gewesen sey, über diese Successionssache einen Vergleich mit dem durchlauchtigsten Erzhause einzugehen?** Wider die in der Schrift No. 34. vorkommenden Sätze führt der Verf. an, daß es denen Reichsständen freystehe, sich über ihre Güter, wenn es nicht zum Nachtheil des Lehnsherrn — warum nicht auch eines jeden andern? — geschehe, zu vergleichen. Der gegenwärtige Vergleich sey nicht durch Drohungen oder Gewalt erpreßt worden; die Vollmacht des Pfälzischen Gesandten sey den 29 Novembr. 1777. unterzeichnet; Churpfalz habe auch nachher wider die Convention sich nicht geregt; der Agnaten Consens sey bey einem über einen zweifelhaften Lehnsanfall gemachten Vergleich nicht nöthig; auch können sie nicht eher, als nach dem Tode des transigirenden Vasallen und dessen Leibeserben, mit ihrem Widerspruche auftreten; allenfals hätte der Herzog von Zweybrücken den Weg Rechtens wählen können, da sich die Kayserin Königin erklärt: Sie würde sich an den Vergleich unabweichlich halten, jedoch sich dem legalen Entscheidungsweg nicht entziehen. Die Einwilligung des Reichs sey auch nicht nöthig, da nicht von der Vergebung eines Reichslehns, sondern von der Beylegung einer über Ansprüche entstandenen Streitigkeit die Rede wäre; auch sey hier nicht von Unterdrückung eines Reichsstandes oder gewaltsamen Entziehung eines Reichslehns die Rede; das Reich könne ohnedem seine Einwilligung, wenn sie ja nöthig wäre, nicht versagen; denen Churfürsten stehe nach der G. B. ohnedem das Recht zu, ohne Vorwissen des Lehnsherrn Güter zu erwerben, und Oesterreich habe eine Chur, und auch als Oesterreich aus einem Privilegio dieses Recht; das Haus Oesterreich

eich habe ſich ſo gut, und noch mehr als das Baieriſch-Pfälziſche Haus um das deutſche Reich verdient gemacht, auch würde durch ieſen Vergleich das Pfälziſche Haus nicht unterdrückt; Oeſterreich habe hier nicht blos aus Uebermacht gehandelt, da es uf ganz Baiern Anſprüche machen könne, wenn es die unſtreitige Rechtsgründe überſchreiten wollte. Es habe auch ohnedem noch zwey Anwartſchaften auf reichsfällige Lehne von 0,000 Fl. an Werth, deren Erfüllung es jetzt, da verſchie-

Baieriſche Lehne dem Reiche anheim gefallen, billig erten könne; daß durch Oeſtereichs Erwerbung neuer Länoder Umtauſchung derſelben das Gleichgewicht in Deutſchgehoben werde, wären politiſche Träume. Man wird ns verzeihen, daß wir bey dieſer Schrift etwas weitläufa geweſen ſind. Da ſie alle Gründe enthält, welche Oeeich auf ſeine Seite vorbringt; ſo hielten wir es für nöthig, vorzulegen, damit wir bey andern deſto kürzer ſeyn können. — Der angezeigte Nachdruck in 8. iſt mit dem Original völlig leichlautend, nur auf elendes Löſchpapier gedruckt. —

In den Zuſätzen will der V. manche Stellen der Hauptſchrift in ein nen Heften näher erläutern. In dieſem erſten ird in Abſi im erſten Hauptſtücke der Hauptſchrift nen angeführt: der neuerliche Hergang von auf dem l geſchehenen Einführung des Pfälziſchen ten in churfürſtliche Collegium, beweiſe des V. nennung, daß es die Pfälziſche Chur ſey, welche den 9ten Platz einnehme. Weil aber dabey der Churpfälziſche Geſandte geäußert, daß man ſich dadurch ſeiner Churrechte wegen der Baieriſchen Lande nicht vergeben wolle: ſo führt der V. Gründe an, daß auf Baiern keine Churrechte haften, worunter beſonders die aus den Baieriſchen Lehnbriefen, ſowohl vor dem Weſtphäliſchen Frieden, als nach demſelben, denen einige Auszugsweiſe beygefügt ſind, anmerkenswerth ſind. Die Folgerungen alſo, ſchließt der V., die man aus der auf Baiern haftenden Chur zieht, und welche auch die Urſachen dieſer Behauptungen wären, nämlich, daß Baiern den Rang vor Salzburg, das Privilegium de non appellando habe, unzertrennlich ſey, fielen von ſelbſt weg.

4) Betrachtungen über das Recht der Baieriſchen Erbfolge. 1778. 2 Bogen in 4.

25) Beantwortung der zu Berlin erſchienenen Betrachtungen über das Recht der Baieriſchen Erbfolge. 1778. 6½ Bogen 4.

Die erſte Schrift, deren Titel nicht auf einem beſondern Blatt, ſondern als eine Ueberſchrift auf der erſten Seite des Textes gedruckt iſt, hat eigentlich die Widerlegung der eben N. 22. angezeigten zum Gunſten Oeſterreichs geſchriebenen unpartheyiſchen Gedanken ꝛc. zur Abſicht. Die Gründe ſind in einer überaus bündigen Kürze zuſammengepreßt, und alle auf einige Hauptſätze gebracht: 1) Wer hat das wahre und nächſte Recht zur Erbfolge der Baieriſchen Länder überhaupt, oder zu derſelben einzelnen Theilen? Die mit einander verwandten Häuſer Pfalz und Baiern haben, in dem von einem Kayſer geſchloſſenen, und von den Churfürſten beſtätigten Vertrag zu Pavia, ſich verſichert, daß bey dem Abgang der einen Linie, deren Länder, nebſt der Churwürde, der andern zufallen, und kein Theil von ſeinen Landen etwas veräußern ſolle: als wodurch beyder Häuſer Beſitzungen nicht nur mit einem Vertrag der wechſelſeitigen Erbfolge, ſondern auch mit einem beſtändigen Familienfideicommiß belegt worden ſind; Dieſer Vertrag erſtrecke ſich auch auf Niederbaiern, theils weil er auf alle Beſitzungen geſchloſſen worden; theils weil Pfalz ohnedem ſchon ein Erbrecht darauf hatte; theils aber auch, weil jener Vertrag nach der Wiedervereinigung von Nieder- und Oberbaiern, in den Hausverträgen von 1524. 1724. 1746. 1766. und 1771. erneuert worden. Durch die Nichtbeobachtung einiger Punkte ſey der Vertrag ſelbſt, beſonders in Anſehung der Erbfolge, nicht aufgehoben worden. Alle in den unpartheyiſchen Gedanken ꝛc. gemachte Einwürfe fielen alſo von ſelbſt weg, zumal da in allen Hausverträgen die gemeinſchaftliche Abſtammung beyder Häuſer zum Grund gelegt, auch im Weſtphäl. Frieden die Erbfolge des Hauſes Pfalz in ganz Baiern als unſtreitig vorausgeſetzt, und wenigſtens Art. IV. §. 10. im allgemeinen beſtätiget würde; die Erbfolge gebühre dem Hauſe Pfalz auch nach der deutſchen Lehnsverfaſſung, nach welcher ſich die einzelnen Linien getheilt und wieder ſuccedirt, welches aber die Unzertrennlichkeit in Beziehung auf fremde Häuſer nicht aufhebe; die Miſſelehnſchaft ſey in dieſen Häuſern nicht hergebracht und nicht nöthig, da die Erbfolge in de-

nen Hausverträgen bestimmt ist. Die Allodialerbschaft gebühre blos der verwittweten Frau Churfürstin von Sachsen, oder deren Herrn Sohn, zu deren Auseinandersetzung aber die ganze Baierische Erbschaft in ihrem gesetzmäßigen Stand gelassen werden müßte; das von der Kayserin Königin vorgewandte Regredientrecht streite theils mit dem allgemeinen und auch Baierischen Herkommen; theils mit den Grundsätzen, nach welchen sie selbst in Oestereich succedirt habe; theils würde ein solches Regredientrecht auch andern Häusern zustehen. — Meklenburg mache auf Leuchtenberg einen besondern Anspruch.

2) Ob die Kayserin Königin ein altes Erbrecht auf einen Theil der Baierischen Lande habe? Bey Voraussetzung des Erbfolgerechts der Häuser Pfalz und Sachsen hätte die Kayserin Königin ihre Ansprüche auf eine reichsverfassungsmäßige Art vorbringen sollen; die verschiedenen Ansprüche wären auch ungegründet. a) Bey dem auf Niederbaiern aus K. Sigismunds Belehnung — sey der zum Grund gelegte Lehnbrief unbekannt gewesen, auch dem Churfürsten von der Pfalz, auf sein Verlangen, nicht vorgelegt, sondern derselbe, nebst einem Auszug eines zwischen Sigismund und Albrecht geschlossenen Vertrags, nur in den unpartheyischen Gedanken publicirt worden, an deren Aechtheit aber zu zweifeln sey, und wenn sie auch beyde ächt wären; so erhelle aus deren Inhalt sowohl, als aus einem hier beygefügten Schreiben des K. Sigismunds an die Herzoge von Baiern und Oestereich, daß in dem Lehnbrief der Herzog Albrecht nicht mit dem Rechte des Kayſers an Niederbaiern, sondern mit Albrechts eignen Rechten, die derselbe vorgegeben, belehnt worden sey; Albrecht habe aber auch dergleichen Rechte nicht gehabt, da Niederbaiern kein Weiberlehn gewesen; K. Sigismund müsse dies auch selber eingesehen haben, weil er 11 Tage nach dem Lehnbriefe in einem Vertrage mit Albrechten, diesem Niederbaiern als ein anheim gefallenes Lehn verschrieben habe; dieses habe aber auch nicht geschehen können, weil die zur Ursache der Einziehung angegebene Theilungen von Baiern keine in den Gesetzen gegründete Ursache wären; daher habe auch der Kayser 4 Monathe darauf die Churfürsten dieser Sache halber zusammenrufen lassen, nachher aber in einem Fürstenrechte Niederbaiern den Herzogen von Baiern zugesprochen; die am Ende angehängte Vorbehaltung sey eine gewöhnliche Formel,

die Albrechten kein mehreres Recht geben könnte, als er ſchon hatte; überhaupt ſähe man, daß Sigismund blos widerrechtliche Verſuche gemacht, Niederbaiern auf ſein Haus zu bringen; daß er aber davon abgeſtanden, auch dem Hauſe Oeſtereich nicht einmal eine Anwartſchaft ertheilt habe. Oeſtereich habe ſich gegen den letzten Ausſpruch nicht geſetzt; ſey auch in ſeinem Mannſtamme zweymal ausgeſtorben; und könne alſo in ein Mannlehn nicht ſuccediren; wolle man Niederbaiern zu einem Weiberlehn machen; ſo habe Brandenburg einen Vorzug vor Oeſtereich, da jenes von Albrechts älteſten Tochter Anna, dieſes aber von deſſen zwoten Tochter Eliſabeth abſtamme; daß aber Sigismund unter Albrechts Erben deſſen Collateralerben verſtanden habe, ſey widerſinnig und unglaublich. b) In Abſicht der Anſprüche auf die von Böhmen zu Lehn gehenden Bezirke wird angeführt, daß dieſelben alte Erbgüter des Hauſes Wittelsbach, und in dem Vertrag von Pavia dem Churfürſtenthum Pfalz zugeeignet, und mit einem Familien-Fideicommiß noch vor der G. Bulle und vor dem Böhmiſchen Kaufe belegt wären; und folglich die in der G. B. dem Churfürſtenthum Pfalz beygelegte Unzertrennlichkeit hätten; die Rechte von Böhmen beſtänden blos in der Lehnsherrſchaft; und dieſe Krone ſey ſogar nach den Lehnbriefen ſchuldig, dieſe Lehn an die Erben der Häuſer Pfalz und Baiern zu verleihen; die 1631. und 1707. vorgefallenen beſonderen Handlungen wären durch die allemal darauf erfolgte Friedensſchlüſſe unwirkſam und unſchädlich geworden; den Weſtphäliſchen Frieden, nach welchem die ganze Oberpfalz an Pfalz fallen ſoll, habe Ferdinand III. als König von Böhmen mit geſchloſſen. c) Wegen Mindelheim habe Matthias dieſe Herrſchaft an den Herzog von Baiern 1618. als ein Erblehn verliehen, und alſo die 1614. vergeblich ertheilte Anwartſchaft aufgehoben.

3) Ob die Kayſerin Königin durch den am 3 Jenner 1778. mit Churpfalz geſchloſſenen Vertrag einige Rechte auf die Baieriſche Erbſchaft erhalten habe? Dieſer Vertrag ſcheine durch Zwang und Ueberraſchung entſtanden zu ſeyn; außerdem ſey er ungültig, weil die Baieriſchen und Pfälziſchen Lande mit einem Fideicommiß belegt, und die Oberpfalz als ein Churland unzertrennlich ſey; der jetzige Churfürſt von Pfalz habe ſelbſt in den neuern Verträgen mit Baiern für ſich und ſeine Agnaten die alten Verträge erneuert, und das Conſtitutum poſſeſſorium feſtgeſetzt; er habe

habe also ohne Beywirkung des Reichs, und ohne Einwilligung der Lehn- und Allodialerben, und sogar mit Widerspruch derselben, einen Vergleich nicht schließen können; der Vergleich sey also, da er, zumal auf falsche Ansprüche sich gründe, ungültig. Endlich wird damit geschlossen, daß jeder Reichsstand, besonders jeder Churfürst, als Mitcontrahent und Garant der G. B. und des W. Fr. sich gegen die Zerreißung der Baierischen Lande setzen könne; zumal der Kayser dieselbe als Oberhaupt nicht verhindert, sondern vielmehr stillschweigend gut geheißen hätte. Als Beylagen sind beygefügt 1) Stammtafel des Pfalz-Baierischen Hauses und der Successionsfälle von 1425. und 1778. 2) Auszug aus dem Vertrag von Pavia. 3) Vergl. aus dem Vertrag zwischen Baiern und Pfalz 1766. 4) Auszug aus den zu Wien herausgekommenen unpartheyischen Gedanken ꝛc. 5) Schreiben K. Sigismunds an die Herzoge von Baiern und Oesterreich 1426.

Der V. der unpartheyischen Gedanken (N. 22.) ist auch V. der Beantwortung (N. 25.) in welcher die Betrachtungen in der einen Columne ganz, (in dem Nachdrucke aber nur von Periode zu Periode abgekürzt am Rande) beygefügt sind, und darüber Anmerkungen gemacht werden; wovon wir aber, wenn wir nicht gar zu weitläuftig werden wollen, unmöglich einen Auszug liefern können. Nur einige der Hauptgründe wollen wir anführen, und besonders die bereits in den unpartheyischen Gedanken vorgetragene übergehen. Die Abstammung von einem gemeinschaftlichen Stammvater sey zu Begründung des Erbfolgerechts nicht hinreichend, weil Seitenverwandten, welche sich getheilt, nach deutschen Rechten einander nicht succedirten, wenn sie sich nicht den gemeinschaftlichen Besitz vorbehielten. Eine dergleichen Todtheilung sey zwischen den Söhnen Otros II. vorgegangen, daher K. Ludewig IV., nach Abgang der Niederbairischen Linie, deren Länder als eröffnete Reichslehne eingezogen; der Vertrag zu Pavia sey blos als eine von K. Ludewig IV. geschehene freywillige Zurückgabe der Länder seines geächteten Bruders an dessen Söhne zu betrachten. Das in diesem Vertrag festgesetzte Fideicommiß sey nicht beobachtet worden; die Länder der im Jahr 1340. ausgegangenen Niederbairischen Linie wären in diesem Vertrag nicht mit begriffen; die nachfolgenden Verträge bezögen sich auf den Pavischen, und hätten auch nicht allemal die erforderlichen Eigenschaften gehabt. — Das in neuern Zeiten auf Niederbaiern ausgedehnte Fideicom-

miß könne den ältern Oesterreichischen Ansprüchen nichts nehmen. Im West. Fr. Art. IV. §. 10. würden nur die Rechte bestätiget, welche Pfalz in diesem Frieden erhalten habe. — Wenn gleich die Sächsische Mitbelehnschaft nach der Reichshofrathsordnung da, wo sie nicht hergebracht, nicht nöthig sey; so würde doch der Gesammtbesitz erfordert, dafern eine Theilung nicht für eine Todtheilung angesehen werden sollte. In Absicht der Allodialerbschaft, sey in dem Vertrage von 1766. festgesetzt, daß, so lange der Mannsstamm in beyden Linien daure, die weibliche Nachkommen keine andere Ansprüche machen sollen, als auf das Mobilienvermögen. Meklenburgs Antwartschaft auf Leuchtenberg sey erloschen, weil der dabey vorausgesetzte Fall nicht existirt habe, dieses Haus auch bereits durch Reichshofräthliche Erkenntnisse abgewiesen sey.

Das Original der Urkunden Sigismunds sey dem Pfälzischen Gesandten vorgelegt worden; der Widerspruch des Lehnbriefs und des Vertrags mit Albrechten falle weg, wenn man überlege, daß der Kaiser sowohl, als Albrecht, verschiedene Ansprüche auf Niederbaiern gehabt, welche der Kaiser mit einander vereiniget habe. Daß Sigismund demungeachtet die verschiedenen Ansprüche auf ein Manngericht ausgesetzt, sey bloß ein Zeichen des Bewußtseyns, recht gehandelt zu haben; die vom Kaiser den Herzogen von Baiern in dem gehaltenen Fürstenrechte erwiesene Gnade habe dem Herzoge von Oestereich seine Rechte nicht nehmen können, als mit dessen guten Willen diese Gnade ertheilt worden wäre. — Der in den Betrachtungen dem Hause Brandenburg beygelegte Anspruch falle hinweg, weil das Recht von Niederbaiern auf Albrechts Sohn Ladislaus, und nach dessen Tode sogleich auf Albrechts Seitenverwandten gefallen, welche das Erbfolgerecht auf Oestereich gehabt hätten. — Der an die Krone Böhmen geschehene Verkauf sey mit Einwilligung aller Pfalzgrafen und Herzoge von Baiern, und zwar noch vor der die Unzertrennlichkeit der Churländer verordnenden G. Bulle geschehen. Böhmen sey auch nicht schuldig, diese Lehn allen Erben der Häuser Pfalz und Baiern zu verleihen, da in dem Vertrage von 1465. nur des Pfalzgrafen Otto und seiner Lehnserben Erwähnung geschähe, welche aber durch die Felonie Friedrichs V. dieser Lehne verlustig geworden; bey dem W. Fr. aber habe Ferdinand III. nichts als König von Böhmen in die Restitution des Pfalzgrafen gewilliget. —

Die

Die Oestereichischen Ansprüche wären wenigstens nicht von allen scheinbaren Gründen entblößt, und daher sey zu Verhütung alles Streits die Convention mit Pfalz geschlossen worden, in welcher Pfalz billig den Beweis der Gränze übernommen habe, weil er die archivalischen Nachrichten in Händen habe. Oestereich habe auch alle zwischen den in der Theilung von 1353. benannten Oertern liegende Bezirke einnehmen müssen, um von einem Orte zu dem andern kommen zu können. *) Uebrigens sey dem Herzoge von Zweybrücken und dem Churfürsten von Sachsen der Weg Rechtens nicht abgeschnitten. Wegen der eröffneten Reichslehne habe der Kaiser auch schon die erforderliche Erklärung auf dem Reichstage thun, dieselben auch nicht mit östereichischen, sondern mit kaiserlichen und Kreistruppen besetzen lassen; der Churfürsten Rath sey bey dieser Sache nicht nöthig gewesen, da es keine Sache von hohem Präjudiz und weitem Aussehen sey.

26. Aufklärung der wichtigen und zum Theil sehr unerwarteten Veränderungen, welche das Absterben des höchstseligen Churfürsten Maximilian Josephs von Baiern ꝛc. im deutschen Reiche nach sich gezogen hat. Meinen deutschen Landsleuten zur Belehrung und Privaterbauung gewidmet. 1778, 2 Bog.

27. Fortsetzung der Schrift, betitelt: Aufklärung der wichtigen ꝛc. 2 Bog. 4.

Nachdem der V. aus der G. B. und der W. K. einige Stellen angeführt, worinnen die Churfürsten die Hauptsäulen des deutschen Reichs genannt werden, ohne welche der Kaiser nichts in wichtigen Reichssachen vornehmen soll; so drückt er sich über die Absicht seiner Schrift so aus: „Ich will suchen „meinem Zwecke näher zu kommen, indem ich meinen deutschen „Landsleuten, und vorzüglich denen, die gut und bieder sind, „einfältiglich und ohne Schminke erzähle, was sich seit dem „Tode des höchstsel. Churf. Maximilian Josephs merkwürdi„ges zugetragen, und welche Beschaffenheit es eigentlich mit „der

*) So wäre denn eine neue Quelle zu einer Menge Ansprüche auf die Zukunft eröffnet. —

„der Erbfolge in diesem angesehenen Reichslande hat; wem sie „von Gott und Rechtswegen gebühre; von wem und was „für Ansprüche darauf gemacht worden; wie man sie einer Seits „durchzusetzen und zu behaupten gesucht hat; wer und wie man „sich auf der andern Seite dagegen gesetzt hat; und was dergleichen mehr ist.“ — Mit einer großen Deutlichkeit und Gründlichkeit geht er einen Punct nach dem andern durch. Leser, welche auch keine genaue Kenntniß der Geschichte und des Staatsrechts haben, werden selten auf Etwas stoßen, was ihnen undeutlich wäre; und kundige Leser werden hin und wieder Bemerkungen finden, die ihnen mehr Aufschluß in dieser Sache geben. Erst also sucht er auszuführen, daß, und aus welchen Gründen Churpfalz das nächste Recht auf die Erbfolge in sämmtliche Baierische Lande und in die Oberpfalz habe, so wie Churſachsen auf die sämmtliche Allodialerbschaft, wobey die neuesten ansetzt herausgekommenen Schriften schon benutzt und angeführt worden sind. Auf diese Ausführung läßt der Verf. in der Fortsetzung die Erzählung von den neuern Auftritten in Baiern folgen. Er giebt erst von dem im Jahre 1771. zwischen Baiern und Pfalz geschlossenen Erbvertrage Nachricht, und merke dabey an, daß zu dessen Behuf das Gutachten eines berühmten Rechtsgelehrten eingehohlt, (s. die N. 18. angezeigte Schrift) darnach der Vertrag eingerichtet, und schon damals von beyden Churfürsten, die nach dem Tode des einen in dessen Lande von dem andern bekannt zu machende Proklamate zum Regierungsantritte gegen einander ausgewechselt worden; daß aber schon damals der Churpfälzische sehr österreichisch gesinnte Minister Herr von B—r am kaiserl. Hofe anfragen lassen, ob derselbe nicht auf den Sterbefall des Churf. von Baiern auf dessen Lande Ansprüche zu machen gedächte, worauf denn mit demselben ein Vertrag 1777. verabredet, aber nicht eher als nach der von des Churf. von Baiern Tod nach Wien gekommenen Nachricht, völlig abgeschlossen worden sey, dessen wesentl. Inhalt so wie das, was nach dem Tode des Churf. von Baiern erfolgt ist, hier angeführt wird. — Nach dieser Erzählung will er die Rechtmäßigkeit der kaiserl. Ansprüche und Maaßnehmungen einzeln untersuchen, welches in den folgenden Fortsetzungen geschehen soll. — Durchgehends zeigt sich der Verf. als ein Mann, der mit seinem Gegenstande, er mag denselben historisch oder rechtlich betrachten, vollkommen bekannt ist, und seine Gedanken in einer guten oft launichten Schreibart vorträgt. Ohne an dem Innhalte selbst Antheil

zu

zu nehmen, müssen wir von dieser Schrift gestehen, daß sie unstreitig eine der wichtigsten und interessantesten ist, deren Fortsetzung jeder Leser gern wünschen wird.

28) Anmerkungen über die kayserl. königl. Gesandtschaftsäußerung in Curia vom 10 April 1778. 1. Bog. 8.

29) Antwort auf die Anmerkungen über die kayserl. königl. Gesandtschaftsäußerung in Curia 1778. 1778. 1½ Bogen in 8.

30) Rechtfertigung der Anmerkungen über die kayserl. königl. Gesandtschaftsäußerung ꝛc. gegen die Antwort eines Ungenannten. 1778. 4 Bogen in 4.

Der erste V. macht über die Aeußerung (No. 11.) deren einzelne Perioden mit den Anfangs- und Schlußworten am Rande stehen, Anmerkungen, worinnen er außer andern zur Widerlegung dienender Erörterungen ausführt, daß der zwischen Churpfalz und Oestereich geschlossene Vergleich nicht gültig, und derselbe sowohl als die geschehener Maaßen erfolgte Besitzergreifung verfassungswidrig sey; daß hingegen die königl. preuss. Aeußerung sich auf die Reichsgesetze und Verfassung gründe; daß der König von Preußen befugt und verbunden sey, seiner Mitstände Gerechtsame und Sicherheit zu verwahren. Endlich wird auch hin und wieder der Ton der K. K. Gesandtschaftsäußerung, den man auf Rechnung des Verf. derselben schreibet, getadelt.

In der Antwort über die Anmerkungen, welche gleichfals periodenweis mit den Anfangs- und Schlußworten am Rande angeführt sind, werden wieder Anmerkungen gemacht, welche in ebendemselben Tone, als die Aeußerung, abgefaßt sind. Das Hauptsächlichste dieser Antwort geht auf die Gültigkeit der zwischen Pfalz und Oestereich geschlossenen Convention, und darauf, daß ein Dritter dabey nicht Interessirter dagegen nichts einwenden könne. In Absicht der Begründung der östereichischen Ansprüche wird sich größtentheils auf die unpartheyischen Gedanken (No. 22.) bezogen. Hin und wieder geht der Verf. so weit, daß er sich

auch

auch die beleidigendſten Ausdrücke erlaubt. Recenſent, ſo wenig er in der Sache ſelbſt Parthey nimmt, kann doch den Verdruß ſelbſt nicht bergen, den ihm der hier herrſchende oft perſifflirende Ton verurſacht hat.

In der **Rechtfertigung** wird beſonders dem Verf. der **Antwort** ſein beleidigender Ton vorgeworfen, und ihm Verdrehungen Schuld gegeben. Da derſelbe nicht nur deutlich die königl. preuſſ. und churbrandenburgiſche Geſandtſchaft zu Regenſpurg für den Verf. der **Anmerkungen** ausgegeben; (welchem aber in einem von gedachter Geſandtſchaft ausgegebenen **Avertiſſement** widerſprochen worden,) ſo wird hier die Unſchicklichkeit der Ausdrücke, welche ſich der Verf. der **Antwort** dem ungeachtet erlaubt, dargethan. Von dem übrigen Inhalte zeichnen wir nur einiges aus: Der Vergleich mit Pfalz ſey erzwungen; der auf dieſen gewälzte Beweis ſey um ſo ſchwerer, da im Spaniſchen Succeſſionskriege die Oeſterreichiſchen Beamten aus dem Baierſchen Archive alles herausgenommen, was dem Erzhauſe nachtheilig ſeyn könnte; Pfalz habe blos auf die vorgegebenen Anſprüche des Hauſes **Oeſterreich** den Vergleich eingegangen; die Oeſtereichiſche Beſitzergreifung ſey in ihrem Anfange und Fortgange reichsverfaſſungswidrig; dahingegen die Preußiſche Widerſetzung und das Verlangen, die Sache auf den geſetzmäßigen Weg zu erörtern, wegen des Zweybrückiſchen und Sächſiſchen Widerſpruchs ſowohl, als auch nach der Reichsverfaſſung, gerecht ſey.

31) Ohnpartheyiſche hiſtoriſche Prüfung der Hauptſätze, welche in dem K. K. Patent d. d. Wien, den 15 Jenner 1778. enthalten ſind. Gegen verſchiedene Zweifel gerettet. Nebſt einem Anhange, betitelt: Pot pourri für die politiſche Welt, aus den beſten Ingredienzien. Omnia ſine praeiudicio. Deſuper proteſtando. 6 Bogen in 4.

Der Verf. will die in dem angeführten Patente enthaltenen drey Sätze prüfen: 1) Es hat vor 1426. ein Herzog **Johann** von **Baiern** gelebt, der ſich zu einer ſogenannten **Straubingiſchen** Linie gerechnet hat, welche mit ihm erloſchen iſt. 2) Die Herzoge von dieſer Linie hatten gewiſſe Lande und Diſtrikte von **Nieder-** und **Oberbaiern**, auch

auch Oberpfalz besessen. 3) Auf diese Länder hat Sigismund 1426. dem Herz. Albrecht von Oestereich eine rechtliche Beleihnung ertheilt. Was der V. in Beziehung auf diese Sätze in den Geschichtschreibern von Baiern gefunden, das hat er hier nach einander abdrucken lassen, und daraus besteht die Schrift selbst. Im Anhange hat der V. bloß eine Menge zur Entscheidung des jetzt obwaltenden rechtlichen Streits dienender Stellen aus den Geschichtschreibern, Gesetzen, Staatsrechtslehren, gedruckten und ungedruckten Urkunden zusammengesetzt, und sagt am Ende, daß der Compilator sich nicht herauslassen könne, ob dieses Quodlibet eine Nutzanwendung habe? So viel sieht man wohl, daß es lauter Beweisstellen zur Widerlegung der Oest. Ansprüche sind. Auch Compilationen haben ihren Nutzen, indem sie dem Leser viel Zeit und Mühe ersparen: und in dieser Absicht verdient der V. Dank.

32) Vergleich wegen der Baierischen Erbfolge. Dann Kön. Pr. Vorstellung an den Wiener Hof, auf dessen Note vom 16. Hornung 1778. Berlin, 4 Bog. 4.

33) Weitere Erklärung der Berliner und Wiener Höfe. Mit einer Zugabe von Pot Pourri. 1778. 1 Bog. 8.

In der ersten Schrift ist, dem Titel gemäß, nichts, als der allgemein bekannt gewordene Vergleich zwischen Churpfalz und Oestereich, und die genannte Vorstellung, welche in dem *Exposé etc.* (No. 54.) als eine Beylage angehängt ist, in franz. und deutscher Sprache befindlich; so wie in der zwoten Schrift, die vom Wiener Hofe unter dem ersten April gegebene Antwort, jedoch bloß in deutscher Sprache. Die auf dem Titel angemerkte Zugabe besteht a) aus einer Anmerkung über die Schrift No. 22. wo gesagt wird, daß der Herz. von Baiern Ludewig der Strenge das Haus Oestereich aus seinem Nichts hervorgezogen habe, daher das Vorgeben von Oestereichs Rechten auf ganz Baiern falsch sey. b) In einem Schreiben des V. der Schrift N. 22. ob es nicht ein erdichteter Brief sey, lassen wir an seinen Ort gestellt seyn. Kurz er sagt darinnen, daß er von der Wahrheit seiner Ausführung nicht überzeugt sey; daß Oestereich, um das Haus Pfalz nicht so mächtig werden zu lassen, schlechterdings habe Ansprüche machen wollen; und da habe er sich freylich drehen und wenden müssen, um wenigstens einige Scheingründe herauszubringen; aber leider! fiel sein ganzes Gebäude über den Haufen, nachdem sich der Verzichtsbrief der Pfalzgrafen von 1348 gefunden habe, wo sie sich das Erbfolgerecht

auf

auf Niederbaiern vorbehalten. c) In dem eben genannten Verzichtsbriefe selbſt.

34) Unbeſtand des in der Churbaieriſchen Erbfolgsſache abgenöthigten Vergleichs. 1778. 3 Bog. in 4.

Wir wollen hier nicht die Gründe wiederholen, welche zum Theil in den übrigen angezeigten Schriften gebraucht ſind; die wenigen, welche wir bey andern nicht angetroffen, ſind folgende. Bey der von K. Karl VI. 1731 beym Reich geſuchten Garantie der Oeſtereichiſchen Erbfolge habe derſelbe ausdrücklich erklärt, daß es damit bloß auf die Erhaltung der damaln beſeſſenen Länder, nicht aber auf eine Vergrößerung angeſehen ſey. — Ferner: Aus dem vom K. Ferdinand II. an Baiern über die Oberpfalz 1628 ausgeſtellten Kaufbrief, davon eine Stelle hier eingerückt iſt, erhelle ſehr deutlich, daß Oeſtereich keine Anſprüche auf Baiern mache. Am Ende iſt das vom K. Sigismund im Jahre 1429. wegen Niederbaiern ausgeſprochene Urtheil angehängt.

35) Gründliche Ausführung, daß die Herzogthümer Ober- und Niederbaiern, ohne Verletzung der Freyheitsbriefe, und der hierüber erfolgten Kaiſerl. Confirmationen nicht zertrennt werden können. Leipzig, 1778. 1 Bog. in 8.

36) Landſchaftliche Betrachtungen, ob das Ober- von dem Unterlande Baiern, ohne Verletzung der Freyheitsbriefe und der hierüber erfolgten Kaiſerl. Confirmation zertrümmert werden mögen. —

Unter dem zuletzt angezeigten Titel iſt von der Landſchaft zu Baiern ein ſchriftlicher Aufſatz verfertiget, und an die Behörde übergeben worden. Es wurde bekanntlich dieſer Aufſatz unterdrückt. Ob die erſtere Schrift einen Theil und wenigſtens das Weſentliche dieſes Aufſatzes enthalte? weiß Recenſent zwar nicht; doch dünkt es ihm ſo. Der Inhalt der Druckſchrift kömmt darauf hinaus: daß, mit wenigen Worten, und mit Beziehung auf die landſchaftliche Freyheitsbriefe, aller der Fälle erwähnt wird, wo theils die Herzoge von Baiern denen Landſtänden ihre Freyheiten und namentlich die Unzertrennlichkeit verſprochen, theils die Kaiſer dieſelben confirmirt haben.

37) Freye

37) Freye Betrachtungen über den Successionspunkt von dem Churhause Baiern, der löblichen Landschaft gewidmet von R... Anno. 1778. 1 Bog. 4.

38) Beweis daß das Churhaus Baiern nicht erloschen ist, der löbl. Landschaft gewidmet von R... 1778. 1 Bog. 8.

In einem etwas gezierten und preciösen Styl sagt der V. welcher beyde Schriften verfertigt zu haben scheint, in der ersten, daß das Erbfolgerecht von Pfalz sich auf die Verwandtschaft, auf Verträge und den Westphäl. Fr. gründe; daß die 2te; Chur, nicht aber die Baierische, erlösche; daß die Oestereichischen Ansprüche ungegründet seyn, da Sigismund Niederbaiern nicht vergeben können, es auch hinterher wiederrufen habe, und die neuern Reichsgesetze darwider sind; lobt endlich die Landstände, daß sie sich der Zertheilung Baierns widersetzen. In der zwoten ist er mit Mosern, welchem er nicht mit der verdienten Achtung begegnet, unzufrieden, daß derselbe in seinen Anmerkungen behauptet hat, das Churhaus Baiern sey erloschen, da doch, nach des V. Meynung, Pfalz die Baierische Chur erhalte, und in ganz Baiern wegen der Abstammung von einem gemeinsamen Stammvater succedire; die Agnaten und ein jeder Reichsstand, fügt er hinzu, seyn verbunden, sich der Zertrümmerung zu widersetzen.

39) Joh. Stephan Pütters historische und litterarische Erläuterungen des ehemaligen Successionsfalls der mit Herzog Johannes von Baiern erloschenen Straubingischen Linie. 1778. 1 Bog. 8. mit einer genealogischen Tabelle.

40) A. L. Schlözers Briefwechsel XIV. Heft.

In der Pütterischen Schrift wird theils die beygefügte genealogische Tabelle des Baierischen Hauses erläutert, wo auf besonders die bey den verschiedenen Abtheilungen dieses Hauses zu bemerkende Personen angeführt sind; theils wird

hiſtoriſch ausgeführt, was es mit der von Oeſtereich vorgegebenen Sigismundiſchen Belehnung von Niederbaiern, für eine Bewandniß habe, und ob, oder was für Nachrichten von dieſem ganzen Hergange in den bekannten Geſchichtſchreibern befindlich ſind. In dem Schlözeriſchen Briefwechſel iſt dieſe Pätteriſche Schrift, mit einem kleinen Schreiben an den Herausgeber, abgedruckt, und demſelben beygefügt; a) ein Extract eines Schreibens aus Frankreich, nebſt der Abſchrift eines vom Fürſten Kaunitz an Freyherrn von Riedt unter dem 20 Jenner 1778. abgelaſſenen Schreiben; b) eine Nachricht aus München von dem Einrücken der Oeſtereichiſchen Truppen in Baiern, und c) ein kurzer Auszug des Oeſtereichiſchen Manifeſts.

41) Erbfolgsgeſchichte des Herzogthums Baiern unter dem Wittelsbachiſchen Stamme. 1778. 7½ B. in 8.

Der V. welcher ausgebreitete hiſtoriſche und litterariſche Kenntniſſe verräth, geht die Geſchichte der Baieriſchen Herzoge durch, erzählt die Gelegenheit, bey welcher Otto von Wittelsbach Baiern erhalten, und verfolgt deſſen Nachkommen von Fall zu Fall. Bey der erſten zwiſchen Ludwig dem Strengen und Heinrichen erfolgten Theilung ſucht er durch wahrſcheinliche Gründe zu beweiſen, daß dies eine Grund- und Todtheilung, nicht aber eine Geſamttheilung geweſen ſey. Er ſetzt ſodann zuerſt die Geſchichte der Herzoge von Niederbaiern fort, wo er denn unter andern beweiſen will, daß dieſelben auch bey der Kayſerwahl 1298. welcher ſie aber nicht beygewohnt haben, das Wahlrecht gehabt haben, und führt unter andern das Allemanniſche Landrecht nach dem Biedebachiſchen Codex an, wo die Pfalzgrafen und die Herzoge von Baiern beſonders als Wohlfürſten genannt werden. Da meynt nun der V. daß damit die Herzoge von Niederbaiern gemeynt wären, weil die Herzoge von Oberbaiern und die Pfalzgrafen die Pfälziſche Chur zu Folge des Paviſchen Vertrags wechſelsweiſe geführt hätten; bedenkt aber nicht, daß im Jahre 1298. weder an den Paviſchen Vertrag, noch an einen Wechſel in der Chur, gedacht war. — Der V. endigt in dieſem erſten Stücke die Geſchichte der Herzoge von Niederbaiern, welche 1340. ausſtarben; und was er von ihnen ſagt,

ſagt, belegt er gröſtentheils mit Urkunden. Ob nun gleich aus einigen derſelben ziemlich deutlich erhellet, daß K. Ludewig IV. in Niederbaiern aus einem Erbrechte ſuccedirt habe; ſo hält der V. doch davor, daß die weibliche Deſcendenz hätte eintreten ſollen, und daß der Kayſer ſich dieſer Länder mit Unrecht angemaaßet habe, beweiſt es aber durch nichts, als durch ſeine damalige Uebermacht. Wir müſſen übrigens nochmals die ausgebreiteten Kenntniſſe und die gründliche Beurtheilung der Thatſachen, als welche mit gewiſſen angenommenen Hypotheſen wohl beſtehen kann, rühmen, und wir ſehen der Fortſetzung dieſes Werks, welches ungemein viel Licht auf die deutſche Geſchichte und Rechte ausbreitet, mit Verlangen entgegen, ſo wie ſeinen hin und wieder verſprochenen Abhandlungen. Er giebt ſich ſelbſt als den V. der allgemeinen deutſchen Erbfolgsgeſchichte an.

42) Die Rechte der Todttheilung in ihrer Wirkung auf das jüngſthin erledigte Herzogthum Niederbaiern, in einem Sendſchreiben eines deutſchen Rechtsgelehrten an ſeinen Freund, entworfen ſub dato 16 Mart. 1778. Frankfurt und Leipzig 1778. 7 B. 8. nebſt einer genealogiſchen Tabelle.

43) Sendſchreiben an Herrn geheimen Juſtizrath Pütter zu Göttingen, von dem einſtimmigen Herkommen im Hauſe Baiern, nach dem Geblütsrechte zu ſuccediren. 1 Bog. in 4.

Der V. der erſten Schrift, welcher den Schein haben will, als hielte er ſich zu Wetzlar auf, behauptet, daß die in Baiern geſchehene Theilungen wahre Todttheilungen wären, von welchen er zum Beweis, daß ſie üblich geweſen, verſchiedene Beyſpiele damaliger Zeit anführt. Daß aber die erſte Theilung in Baiern 1255. dergleichen geweſen ſey, unterſtützt der V. blos mit wahrſcheinlichen Gründen, meynt aber, daß ſie als das gewöhnlichere ſo lange angenommen werden müſſe, bis das Gegentheil, oder das vorbehaltene Miteigenthum und Erbrecht, erwieſen werde. — Der V. hat aber dieſem ſelbſt widerſprochen, da er bey dem S. 11.

angeführten Beyſpiel von Heſſen ſagt, daß Maynz, um zu beweiſen, daß zwiſchen Landgraf Heinrichs des Kindes Söhnen eine Todttheilung vorgefallen ſey, einen Zeugen abhören laſſen, dieſes Zeugniß aber nicht vortheilhaft für ihn ausgefallen ſey. In dieſem Zeugniſſe nun (in Gudeni Syll. Dipl. p. 598.) ſagt der Zeuge, es ſey eine Theilung vorgefallen; ob aber von den Theilenden alter alterius portioni *renuntiauerit*, wiſſe er nicht; er habe blos davon reden hören. — Ludewig IV. habe alſo, als Kayſer, Niederbaiern als ein offnes Lehn eingezogen, und ſich damit belehnt: — davon aber von einem Lehnbrief dieſer Art giebt der Verf. keine Beweiſe. — Dieſer Kayſer habe zwar hierauf 1341. die Untheilbarkeit von Ober- und Niederbaiern durch eine väterl. Diſpoſition und in dem ſeinen Landſtänden gegebenen Verſicherungsbrief feſtgeſetzt; ſeine Söhne hätten ſich aber doch getheilt, welche Theilung aber keine Todttheilung geweſen ſey; dieſe Söhne aber hätten durch ihre nachherigen Handlungen dieſelbe zu einer Todttheilung gemacht. — Wir müſſen geſtehen, daß der Beweis des V. uns nicht überzeugt hat. — Als nun die Niederbaieriſche Linie 1424. ausgeſtorben, habe K. Sigismund, der es für ein eröffnetes Lehn angeſehen, und da die übrigen Herzoge von Baiern auch durch ihre Streitigkeiten und Friedensbrüche viel Schuld auf ſich kommen laſſen, die Sache durch ein Mannsgericht entſcheiden wollen; weil aber dieſe Anſtalt vergeblich, ſo habe er zuvor Niederbaiern an Albrecht von Oeſtereich verliehen, obgleich, wie der V. ſagt, der Lehnbrief davon nirgends gedruckt ſey, auch Aventreiter den Ausgang der Sache anders erzähle; die Belehnung ſey auf die Erben Albrechts gegangen, und alſo auf ſowohl männliche als weibliche Abkömmlinge und Seitenverwandte, und folglich auf das ganze Haus Oeſtereich; dieſe Belehnung, welche der Kayſer auch während des Streits habe ertheilen können, hätte, wenn auch die rechtliche Entſcheidung zum Vortheil der Herzoge von Baiern ausgefallen wäre, doch die Kraft einer Anwartſchaft; es ſey aber ſogar in dem darauf von K. Sigismund gehaltenen Mannsgerichte Niederbaiern für ein eröffnetes Lehn geachtet worden, und nur aus Gnade habe er es den Herzogen von Baiern von neuen verliehen; wobey er vermuthlich den Herzog Albrecht vermocht habe, ſo lange bis das Haus Baiern erlöſchen würde, zurück zu treten: anſonſt dieſe neue Verleihung ungültig geweſen ſeyn, und Oeſtereich jetzt befugt ſeyn würde, von

den

den Allodialerben der zeitherigen unrechtmäßigen Beſitzer die 350jährigen Nutzungen zu fordern — Aus allem dem ſchließt nun der V. daß weder Pfalz, noch der Kayſer jetzt an Niederbaiern Anſpruch machen könne. In Abſicht jenes ſucht er noch einige Zweifel zu heben, die daher entſtehen, theils daß der Kayſer Rudolph die Theilung von 1255. genehmiget haben ſoll; theils daß Ludwigs IV. Söhne die Pfalzgrafen für ihre Anſprüche auf Niederbaiern mit 60,000 Fl. abgefunden haben; theils daß Ludewig IV. ſelbſt die Untheilbarkeit von Ober- und Niederbaiern feſtgeſetzt; theils daß die Baieriſche und Pfälziſche Häuſer ſchon 1313. und 1329. und in der Folge mehrmaln Erbverträge gemacht; theils endlich daß Baiern als ein Churland unzertrennlich ſey. Am Ende beantwortet der V. auch noch einige wider die Oeſtereichiſchen Anſprüche zu machende Zweifel, als: daß die Sigismundiſche Belehnung ohne Churfürſtliche Willebriefe geſchehen; daß Oeſtereich 350 Jahr ſtille geſchwiegen; daß es die Lehne in dieſer Zeit nicht erneuert; daß es ſich bey der Baieriſchen Achtserklärung 1706. nicht gemeldet; daß Albrechts Mannsſtamm ausgeſtorben, Baiern aber ein Mannslehn ſey. — Wir müſſen übrigens dem V. die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er viele Kenntniſſe verrathe, und ſeine Meynungen zuweilen mit vielem Scharfſinn vertheidige.

Allein der V. des in der Rubrik mit angezeigten Sendſchreibens, welches eigentlich wider dieſe Schrift gerichtet iſt, zeigt, daß in Baiern von jeher nicht die aus der Gemeinſchaft zu beſtimmende, ſondern die aus der Anverwandtſchaft entſtehende Erbfolge üblich geweſen, zu welchem Behufe er verſchiedene Beyſpiele anführt, und daraus ſo wie ſelbſt aus Sigismunds Urtheilsbriefe von 1429. ſeine Meynung beweiſet.

44) Auszug eines Schreibens an einen gelehrten Freund, die Churpfälziſche Erbfolge in dem Lande zu Baiern betreffend. 1778. ½ Bog. 8.

Des V. Meynung iſt: Niederbaiern und die Oberpfalz ſey ex iure ſanguinis an das Baieriſche und Pfälziſche Haus gefallen, und der Kayſer Sigismund habe ſich darauf kein Recht anmaaßen können; die an Herzog Albrecht ertheilte Belehnung ſey daher ohne Wirkung, zumal deſſen

Mannsſtamm in Ladislaus 1457. ausgeſtorben ſey. Alles dies trägt der V. ohne weitern Beweis, in einem barbariſchen, halb deutſch halb lateiniſchen Styl, vor.

45) Copia eines Schreibens an einen gelehrten Freund de menſe Ian. 1778. das Churfürſtenthum Baiern betreffend. Regenſpurg. 1 Bog. in 4.

46) Antwort des ſogenannten gelehrten Freunds auf das unterm Jänner 1778. erhaltene Schreiben. 1 Bog. in Fol.

Der V. der erſten Schrift kann es nicht begreifen, wie man das Pfälziſche Erbfolgerecht auf ganz Baiern ſtreitig machen, und wie Oeſtereich auf Niederbaiern, welches doch allemal, nach Ausgang der abgetheilten Linie, auf die andern zurückgefallen, Anſpruch machen könne: zumal da Baiern von Otto von Wittelsbach nicht von neuen erworben, ſondern derſelbe vielmehr in ſeine altväterliche Güter nur wieder eingeſetzt worden ſey. Uebrigens ſtellt ſich der V. vor, der von Oeſtereich zum Grund der Anſprüche gelegte Lehnbrief Sigismunds an Albrecht, beziehe ſich auf den 1340. geſchehenen Abgang der Niederbaierlſchen Linie, da er doch auf den geht, welcher 1425. erfolgt iſt. Der V. der Antwort weiſt ihn hierinnen zu Rechte, leuguet, daß Otto von Wittelsbach Baiern nicht aus bloßer Kayſerl. Gnade erhalten habe, und behauptet, daß in dem Baieriſchen Hauſe die Erfolge nicht aus der Blutsfreundſchaft, ſondern aus der Gemeinſchaft herzuleiten ſey; daß aber beyde Theilungen 1255. und 1353. Todttheilungen geweſen; und daß alles, was einer aus dem Hauſe Oeſtereich erwirbt, ſogleich dem ganzen Hauſe erworben werde.

47) Briefe eines Reiſenden während ſeines Aufenthalts in München an ſeinen Freund in B. — in welchen merkwürdige Nachrichten von dem Leben und der Regierung des letzt verſtorbenen Churfürſten von Baiern, wie auch den Anſprüchen auf deſſel-

deſſelben Verlaſſenſchaft enthalten ſind. Berlin 1778. 5 Bog. 8.

Man ſieht bald, daß der V. ſeine Nachrichten aus den Zeitungen und aus einem gewöhnlichen Lehrbuch der Reichsgeſchichte zuſammengeſchrieben hat. Erſt wird Etwas von den Lebensumſtänden und dem Tode des verſtorbenen Churfürſten von Baiern erzählt; aber da lernen wir nichts, was nicht ein jeder Zeitungsleſer ſchon wüßte; und ſobald es darauf ankommt, Etwas hinzuzufügen; ſo iſt „die Sache zu weitläuftig, oder „zu bekannt, als daß der V. ſie erſt anführen ſollte.“ Seine Betrachtungen ſind ſehr alltäglich. Auch die Erzählung von dem, was ſich nach dem Tode des Churfürſten ereignet hat, die Einrückung der Kayſerlichen Truppen in Baiern, der Inhalt der dabey ergangenen Patente, die Erklärungen des Pfalzgrafen von Zweybrücken, des Churfürſten von Sachſen, des Königs von Preußen, und des Herzogs von Meklenburg auf dem Reichstage, alles dies iſt eigentlich nichts, als eine zuſammengetragene Nachricht aus den Zeitungen.

48) Unpartheyiſche Briefe über das Erbfolgsrecht auf die von dem höchſtſeligen Churfürſten von Baiern hinterlaſſene Länder. 1778. 3 B. in 8.

Erſt giebt der V. eine hiſtoriſche Nachricht von der Verwandtſchaft der Pfälziſchen und Baieriſchen Häuſer und von ihrem, auch durch Verträge beſtimmten Verhältniß in Abſicht der Erbfolge, im 2ten Brief von den Rechten des Churfürſten von Pfalz auf die 5te Chur, auf die Oberpfalz und die Grafſchaft Cham; im 3ten von deſſen Erbfolgerecht in die bey der Abtheilung dieſer beyden Häuſer zu Baiern gehörig geweſene Lande; und im 4ten, von dem Erbfolgerecht in die in neuen Zeiten zu Baiern gekommenen Lande, und in das Mobiliarvermögen, wie auch von einigen beſondern Anſprüchen. Meiſtens ſind es bekannte Sachen, welche blos hiſtoriſch ohne rechtliche Entſcheidung angeführt werden.

49) Freymüthiger Briefwechſel zwiſchen einem Reichsbürger und Landmanne über Deutſchlands jetzige

Angelegenheiten, in Ansehung der Baierischen Erbfolge. Erstes Heft. 1778. 4½ Bogen in 8.

Churpfalz kann von Baiern nichts erhalten, als was Ludewig zur Zeit des Pavischen Vertrags besessen hat. Alles andere fällt dem Lehnherrn anheim, und also dem König von Böhmen und dem Kayser, außer den Distrikten, auf welche Oesterreich Ansprüche macht, als welche außer allen Zweifel sind. Das ist des V. Meynung, die er, mit einer oft eckelhaften Weitläuftigkeit, und mit Wiederholung der von seinen Vorgängern in dieser Materie gebrauchten Gründe, ohne selbst etwas Neues davon zu sagen, vorträgt.

50) Politische Untersuchung, wie das Reichskonklusum für Baiern ausfallen möchte. 1778. 1 B. in 8.

„So schafft sich jeder politischer Kannengießer nach seinem Kopfe eine Welt.“ So urtheilt der Verf. von seiner Untersuchung, nachdem er eine Menge albernes und zum Theil pöbelhaftes Zeug hergeschwatzt hat. Sein politischer Kannengießervorschlag ist: Oestereich kriegt die Mitbelehnschaft von Baiern, und giebt dem Herzoge von Zweybrücken die 9te Chur und ein Aequivalent, findet auch die Allodialerben ab. —

51) Stammbaum des gesammten hohen Pfälzisch-Baierischen Hauses — G. F. U. 1 Bog. in gr. Fol.

Dieser Stammbaum verdient unter den Schriften über die Baierische Succession eine Stelle, weil man daraus die beyden Häuser in allen ihren Haupt- und Nebenzweigen übersehen, und sich bey Beurtheilung der jetzigen Streitigkeiten sehr leicht daraus Raths erholen kann. Das Vorzügliche desselben besteht unter andern darinn, daß die Personen nach ihren verschiedenen Eigenschaften und Verhältnissen, mit verschiedenen Farben illuminirt sind, so daß man sogleich übersehen kann, welcher etwan Kayser, Regent eines andern Landes, Churfürst oder Herzog, regierender oder apanagirter Herr gewesen ist. Das einzige wird man dabey vermissen, daß die durch Heinrich gestiftete erste Niederbaierische Linie weggelassen worden,

den. Am Rande steht eine kurze Nachricht von beyden Häusern, die aber freylich von wenigem Belange ist.

52) Vorläufige Darstellung des Durchlauchtigsten Herzogl. Meklenburgischen Hauses, von dem durch das Absterben des Durchlauchtigsten Churfürsten und Herrn, Herrn Maximilian Joseph gegenwärtig erledigten und dem Reiche eröffneten Lehn eines oder das andere, inspecie die Landgrafschaft Leuchtenberg von Kayserl. allerhöchsten Majestät und dem Reiche alleruntertänigst zu verlangen und zu gewärtigen. Schwerin, den 28 Febr. 1778. 9 Bog. in Fol.

Diese Deduction soll nur vorläufig die Rechte des Meklenburgischen Hauses vor Augen legen, da die weitere Ausführung derselben in einer bald folgenden weitläuftigern geschehen soll. Erst werden einige Rechtssätze ausgeführt, nemlich, daß die von den Kaysern vor Karls V. Zeiten ertheilte Anwartschaften auf eröffnete Reichslehne, auch ohne der Chur- und Fürsten Einwilligung ihre Kraft haben; daß die Entscheidung der Frage: Ob eine Anwartschaft gegründet und von Kräften sey? seit eben dieser Zeit nicht sowohl für den Reichshofrath, als für die Chur- und Fürstlichen Collegia gehöre; daß ferner derjenige, welcher eine sonstige Anforderung an Kayser und Reich habe, deren eigentliche Befriedigung nicht leicht möglich ist, an deren Statt bey sich ereignendem Anfall eines eröffneten Reichslehns an Kayser und Reich, die Belehnung desselben nach der Billigkeit verlangen könne. Davon nun wird die Anwendung auf Meklenburg gemacht, dasselbe habe ob bene merita seit 1502. eine Anwartschaft auf Leuchtenberg. Ob nun gleich in der diesfals ausgefertigten Urkunde die Worte befindlich sind: Wenn der Landgraf Johannes ohne männliche Leibeserben abgeht: so könne doch dieses nicht so ausgelegt werden, daß Johannes ohne männliche Erben im ersten Grade hätte abgehen müssen, da der Kayser, laut Inhalt der Urkunde, den Herzog Heinrich von Meklenburg für seine treuen Dienste belohnen wollen, auch dessen Erben und des Kaysers Nachkommen in dem Anwartschaftsbrief erwähnt worden; Johannes aber damals

einen Leibeserben schon gehabt habe. Diese Anwartschaft müsse also auf alle Zeiten gehen; dem ungeachtet sey Meklenburg zweymal zurückgesetzt worden, einmal 1646, als des Landgr. Johannes männliche Nachkommenschaft ausgestorben; und dann 1706, als der Kayser nach der Baierischen Achtserklärung Leuchtenberg an Fürst Lamberg verliehen hat. Der erstere Fall, es mag nun damals Baiern ein näher Recht gehabt haben, oder nicht, schade dem Hause Meklenburg nicht, da jetzt Baiern ausgestorben sey. Bey dem zweyten Falle sey theils der damalige Kayserl. Günstling Fürst Lamberg im Weg gewesen; theils habe auch Meklenburg die Vergleichung nicht mit Recht fordern können, so lange die geächtete Baierische Linie am Leben gewesen, da die Anwartschaft nicht auch auf dem Fall, wenn Leuchtenberg durch Felonie dem Reiche eröffnet würde, gerichtet sey. Wenn der Reichshofrath damals durch das Urtheil, wo dem Hause Meklenburg Leuchtenberg abgesprochen ward, weiter gegangen: so wäre dies eine Capitulationswidrige und also unschädliche Anmaaßung, und das Urtheil wegen der Incompetenz sowohl, als des ganzen Verfahrens dabey, nichtig. Auf allem Falle trete jetzt, da das Haus Baiern ausgestorben, und Niemand ein näheres Recht habe, das Recht des Hauses Meklenburg ein. — Ueberdem habe Meklenburg viele Forderungen an Kayser und Reich, deren Quellen hier blos angegeben; die weitere Ausführung und Belegung derselben durch Urkunden aber auf die ausführlichere Deduction versparet wird, für welche Forderungen es mit Recht auf die Beleihung mit eröffnetem Reichslehne Anspruch machen könne. Als eine Beylage ist hier der Expektanzbrief auf Leuchtenberg beygefügt.

53) Exposé des Motifs, qui ont engagé Sa Majesté le Roi de Prusse à S'opposer au demembrement de la Bavière. Iuillet. 1778. 24 S. und 81 Seiten Beylagen in 4.

54) Sr. Königl. Majestät von Preussen und Chur. fürstl. Durchl. zu Brandenburg Erklärung an Ihro hohe Mitstände des deutschen Reichs, über die Baierische Successionsangelegenheit, und über die

die Ursachen, welche Höchstdieselben nöthigen, sich der widerrechtlichen Trennung des Herzogthums Baiern zu widersetzen. Nebst Beylagen und Beweisschriften. Berlin, den 3ten July 1778. 4½ B. und 10 Bogen Beylagen in 4.

55) Nachtrag zu der von Sr. Königl. Majestät von Preussen und Churfürstl. Durchl. zu Brandenburg den 3. July 1778. an Ihro hohe Mitstände des deutschen Reichs gerichteten Erklärung über die Baierische Successionsangelegenheit, ½ B. in 4.

Ohne, unserm Vorsatze gemäß, den geringsten Antheil an der Sache selbst zu nehmen, können wir uns doch in Absicht des schriftstellerischen Werths dieser Schrift nicht enthalten, zu versichern, daß uns nicht leicht eine Staatsschrift vorgekommen sey, welche in so gedrungener Kürze, ohne Uebergehung irgend eines zur Sache gehörigen Punkts, mit so tiefer Einsicht in das Staatsrecht verbunden, mit der genauesten Kenntniß der auf die zu behandelnden Sache einfließenden historischen Umstände und Urkunden, ohne gelehrten Prunk, in einem so nachdrücklichen und doch überaus gemäßigten Tone, und in einer so deutlichen und angenehmen Schreibart abgefaßt wäre, als die gegenwärtige; wovon wir aber, ob sie gleich eine der wichtigsten Schriften über die Baierische Angelegenheit ist, nur den wesentlichen Inhalt anführen, weil wir überzeugt sind, daß wenige unserer Leser seyn werden, welche sie nicht gelesen haben. Nach einer kleinen Einleitung wird angeführt: Es habe, als nach dem Tode des Churfürsten von Baiern, Oestereich einen Theil von dessen Landen besetzt, und dieses durch eine Note vom 20 Jenner allen und auch dem Preussischen Gesandten bekannt gemacht, der König von Preussen dem Wiener Hof am 7 Februar eine Note zustellen lassen, worin über jene Ereigniß verschiedene Zweifel gemacht; und dabey, daß der König von Preussen, bey diesem der Reichsverfassung und den Gesetzen gerade entgegenlaufenden Benehmen, nicht gleichgültig seyn könne, erinnert worden wäre. Durch die hierauf vom Fürsten Kaunitz dem Preussischen Gesandten in Wien am 16 Febr. zugestellte Note, welche jene Zweifel heben

heben ſollte, habe ſich der König nicht überzeugt, ſondern in einer Note vom 9ten März bewieſen, daß die Oeſtereichiſchen Anſprüche auf Baiern ungegründet wären, und gebeten, alles in den Zuſtand zu ſetzen, wie es bey dem Tode des Churfürſten von Baiern geweſen, damit deſſen Nachlaß geſetzmäßig erörtert werden könne; als zu welchem Verlangen der König um ſo mehr berechtiget ſey, jemehr der Herzog von Zweybrücken und Meklenburg, und der Churfürſt von Sachſen ſich an ihn gewendet hätten. In einer darauf von dem Wiener Hofe vom 1ſten April ertheilten Replik werde hauptſächlich geſagt, daß die Kaiſerin-Königin keinen Reichsfürſten für ihren Richter oder Vormund ſeiner Mitſtände anerkennen, und ſich gegen den, welcher ſich darzu aufwürfe, zu vertheidigen, und ihn zu bekriegen wiſſen würde. Auf eine dagegen vom Berliner Hofe in Wien überreichten Note vom 22 April ſey in einer vom Fürſten Kaunitz unter dem 7ten May ausgefertigten Note, mit einer beygefügten Zergliederung und Widerlegung der Berliner Noten, geantwortet, und darinnen durchgehends behauptet worden, daß der Kayſerliche Hof nichts unrechtmäßig vorgenommen habe, und daß die Anſpruch machenden Stände ihre Beſchwerde bey der Behörde ausführen könnten. Ob nun gleich erſt der Kayſerliche Hof, und hierauf auch der Berliner während der Zeit Kriegszurüſtungen gemacht: ſo ſey doch in einem zwiſchen dem Kayſer und dem König von Preuſſen vom 13ten April bis zum 21ſten eigenhändigen geführten Briefwechſel ausgemacht worden, daß zwiſchen dem Preuſſiſchen Miniſterio und dem Oeſtereichiſchen Geſandten in Berlin nochmals ein Verſuch gemacht werden ſollte, die Sache gütlich beyzulegen. Auf die vom letztern bey der erſten Conferenz gethanene Vorſchläge, daß der König von Preuſſen die Gültigkeit der Oeſtereichiſchen Anſprüche anerkennen, und den etwanigen Tauſch über ganz Baiern oder einen Theil deſſelben geſchehen laſſen ſollte, dagegen Oeſtereich die Einverleibung der Anſpach-Bayreuthiſchen Lande in die übrigen Churbrandenburgiſche Lande und deren etwanige Austauſchung auch geſchehen laſſen wollte, ſey von dem Preuſſiſchen Miniſterio vorgeſtellt worden, daß ſich der König der Oeſtereichiſchen Erwerbung aus keinem andern Grunde, als weil ſie ungerecht ſey, widerſetze; daß dieſe jetzige unrechtmäßige Erwerbung mit einer andern entfernten und rechtmäßigen nicht zu vergleichen ſey, und daß bey dieſem Plane die eigentliche rechtmäßige Abſicht des Königs nicht erreicht werden würde. Gedachtes Miniſterium

sterium habe daher unter dem 20sten May einen andern Plan entworfen, nach welchem die ganze Erbfolgestreitigkeit mit Zufriedenheit sämmtlicher Interessenten beygelegt werden könnte, welcher vom Wiener Hof durch ein immer noch nur allgemeine und unbestimmte Vorschläge und Erklärungen enthaltendes Schreiben des Fürsten Kaunitz vom 6ten Juny verworfen worden sey: daher das Pr. Ministerium unter dem 13 Juny bestimmtere Erklärungen verlangt, darauf aber am 24sten Juny eine Antwort erhalten habe, worinnen der Preussischer Seits entworfene Plan getadelt, hingegen die vom Wiener Hof gethanene unbestimmte Vorschläge wiederholt, und am Ende damit beschlossen ward, daß wenn diese Vorschläge nicht zum Grund des Tractats gelegt würden, alle gütliche Beylegung unmöglich, und weitere Erklärungen überflüßig wären. Der König von Preussen, welcher diese Erklärung für nichts anders, als für eine Abbrechung aller Negotiationen ansehen könne, habe am 3ten July in einer Note an den Kayserl. Gesandten in Berlin erklären lassen, daß er sich verbunden sähe, die Tractaten auch von seiner Seite abzubrechen. — Auf diese Erzählung folgt eine Beurtheilung der gethanenen Vorschläge, und des Betragens des Königs von Preussen sowohl, als des Kayſers und der Kayſerin Königin während den gepflogenen Tractaten; und sodann eine kurze Darstellung der Grundsätze und Rechtsgründe, nach welchen die Baierische Erbfolgestreitigkeit zu beurtheilen sey. Das Wesentliche dieser Gründe haben wir schon bey Anzeige der Betrachtungen über die Baierische Erbfolge (No. 24.) angeführt, daher wir sie hier übergehen, und nur bemerken, daß hin und wieder kleine Veränderungen und Zusätze gemacht worden sind, und daß besonders am Ende die vom Könige von Preussen bey dieser Gelegenheit genommenen Maaßregeln gerechtfertiget werden.

Die beygefügten Beylagen sind nicht weniger wichtig, wovon wir aber auch größtentheils nur die Rubriken angeben können. 1) Die Note des Fürsten Kaunitz an Baron von Riedesel vom 20 Jenner 1778. 2) Die Note des B. von Riedesel an Fürsten Kaunitz vom 7ten Febr. 1778. 3) Die Note des F. Kaunitz an B. von Riedesel vom 16ten Februar 1778. 4) Die Note des B. von Riedesel an Fürsten Kaunitz vom 9ten März 1778. 5) Die Note des F. Kaunitz an B. von Riedesel vom 1sten April 1778. 6) Die Note des B. von Riedesel an F. Kaunitz vom 22sten April 1778. 7) Die Note vom F. Kaunitz an B. von Riedesel vom 7ten May 1778.

1778. 8) Ausführliche Antwort des Wiener Hofs vom 7ten May, worinnen die Note des Berliner Hofs vom 9 März zergliedert wird, nebst der Replik des letztgedachten Hofs auf diese Zergliederung. Dies ist eines der wichtigsten Stücke, welches eigentlich als die ausführlichere Beurtheilung der Streitigkeiten über die Baierische Erbfolge anzusehen ist. Es werden auf der einen Seite die Anfangs- und Schlußworte jeder Periode der Preußischen No. 4. befindlichen Note vom 9ten März, und darneben die vom Wiener Hof dagegen gemachten Einwendungen; auf der andern Seite aber jedesmal die Replik auf diese Einwendungen hingesezt, und Gründe gegen Gründe gestellt. Und wir können versichern, daß dies zusammengenommen; die vollständigste Darstellung der beyderseitigen Gründe enthält; und wenn es einem müßigen Lehrer einfiele, ein Collegium über die Baierische Erbfolge zu lesen: so findet er reichlichen Stof darzu in dieser Beylage. — 9) Brief des Fürsten Kaunitz an Graf von Cobentzel, vom 31 May 1778. 10) Pro Memoria des Preussischen Ministeriums dem Gr. von Cobentzel zugestellet am 13 Juny 1778. 11) Mündliche darauf zu ertheilende Antwort vom F. Kaunitz, vom 24 Juny 1778. 12) Antwort des Preussischen Ministeriums auf diese mündliche Antwort vom 3ten July 1778. 13) Theilungsbrief zwischen den Pfalzgrafen Ruprecht und Rudolph an einem, und Kayser Ludwig und seinen Söhnen am andern Theil, geschlossen zu Pavia 1329. 14) Verzicht der Pfalzgrafen auf Niederbaiern, nebst eventuellen Successionsvorbehalt, 1348. 15) Erneuerter Hausvertrag der Churfürsten von Baiern und Pfalz, Sept. 1766. 16) K. Sigismunds Lehnbrief über Niederbaiern an H. Albrecht von Oesterreich, 1426. 17) Teidigungsbrief K. Siegismunds mit H. Albrecht von Oesterreich, 1426. 18) Convention Ihro Maj. der Kayserin Königin von Ungarn und Böhmen, mit des Herrn Churf. von der Pfalz Durchl. Wien, den 3 Jan. 1778. 19) Vergleich des mutui constituti, possessorii von dem Churfürsten von Baiern, den 19 Jun. 1774. 20) Die Erklärung des jetzigen Churfürsten von der Pfalz, vom 22sten März 1778. worinnen er die Vorlegung des Originalbriefs K. Sigismunds an H. Albrecht verlanzt. Endlich zulezt ist eine genealogische Tabelle von den Häusern Pfalz und Baiern angehängt. Mit der französischen Schrift ist die zwote deutsche Schrift im wesentlichen Inhalte des Textes und ihr

Absicht

Absicht der Beylagen völlig gleich, nur daß der Text der deutschen etwas ausführlicher ist, als in der französischen.

In der eben angezeigten Schrift sowohl, als in den Beobachtungen (No. 24.) war die Muthmaaßung geäußert worden, daß die vom K. Sigismund 1426. ertheilte Belehnung von Niederbaiern an H. Albrecht, und der zwischen beyden gemachte Vertrag sehr zweifelhaft wären; daß beydes, wenn es ja damit seine völlige Richtigkeit habe, durch den vom Kayser gethanenen richterlichen Ausspruch 1429. aufgehoben worden, zumal vermuthlich H. Albrecht diesem Urtheile nicht widersprochen habe. In dem Nachtrage ꝛc. nun wird gesagt, daß dieses alles sich nun aus einer in beglaubter Abschrift aufgefundenen Urkunde von 1429. aufkläre, in welcher Herzog Albrecht von Oestereich allen seinen Ansprüchen so wohl aus eigenem Rechte, als aus der Belehnung Sigismunds für sich und seine Erben und Nachkommen, mit Einwilligung seiner Vettern, gegen Empfangung einer Summe Geldes, und Abtretung einiger von Herzogen von Baiern in Oestereich besessenen Lehen gänzlich entsage, und das heil. Abendmahl darauf empfange. Diese Urkunde wird hier, nebst noch einer andern, worinnen der K. Sigismund 1426. die Herzoge von Baiern mit Niederbaiern belehnet, beygefügt, und daraus ein entscheidender Grund gegen die Oesterreichischen Ansprüche gezogen, auch am Ende angeführt, daß man diesen Nachtrag den hohen Ständen des deutschen Reichs annoch vorlegen wollen, damit entweder an Se. Kayserl. Majestät Vorstellung geschehen, oder sonst dienliche Maaßregeln genommen werden möchten.

56) Exposition succincte de la Conduite que Son Alteſſe Sereniſſime Electorale de Saxe a tenue à l'égard de la Succeſſion Allodiale de Bavière, et des Engagemens, qui en ſont derivés entre Elle et Sa Majeſté le Roi de Pruſſe. Dresde 1778. 2 Bog. in 4.

57) Kurze Vorstellung des von Ihro Churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen in Ansehung der Baierischen Allodialverlassenschaft beobachteten Verhaltens

tens und den daraus mit Ihro Majest. dem Kö niz von Preußen entstandenen Verbindungen. Dreßden 1778. 2 Bog. 4.

In dieser Schrift, denn die 2te ist nur die Uebersetzung der ersten, wird angeführt, daß, da auf die verwittwete Frau Churfürstin von Sachsen, als die Schwester des verstorbenen Churfürsten von Baiern, dessen Allodialverlassenschaft gefallen, dieselbe aber sie an ihren Sohn, den Churfürsten von Sachsen, bereits abgetreten habe, dieser nichts, als den Besitz dieser ihm unstreitig zugefallenen Erbschaft verlangt, auch sogar zu einem Vergleich die Hände geboten hätte. Er habe daher seine Gerechtsame andern Höfen und besonders dem Kayserlichen vorlegen lassen. Ueberall habe man diese Gerechtsame anerkannt; nur der Kayserliche Hof habe, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, einen großen Theil von Baiern, und auch viele zur Allodialverlassenschaft gehörige Oerter, einnehmen lassen, und sogar aus einem Regredienzrecht selbst auf diese Allodialerbschaft Anspruch zu haben vorgegeben; da doch die Kayserin Königin dieses Regredienzrecht nach Absterben Carls VI. selbst bestritten habe. Der Kayserliche Hof sey bey diesen Gesinnungen, ungeachtet der Churfürst von Sachsen wiederholte Versuche zu einer gütlichen Vereinigung gemacht, geblieben, und sey von Seiten der Kayserin Königin, auf mehrere deshalb übergebene Vorstellungen, nicht einmal eine Antwort, von Seiten des Kaysers aber die Erklärung erfolgt, daß er in dieser Sache nicht anders, als in der Eigenschaft des Reichsoberhaupts erscheinen wollte, da doch derselbe wegen des Interesses seines Hauses, und wegen der von der Kayserin Königin in der Convention mit Pfalz gethanenen Versprechen, in dieser Sache unmöglich würde Richter seyn wollen und können. Da auch die durch den König von Preussen gepflogene Unterhandlungen fruchtlos abgelaufen, und derselbe zu Abwendung der Gefahr zu den Waffen zu greifen sich genöthiget gesehen, so habe der Churfürst von Sachsen dessen Beystand und Unterstützung angenommen, zumal da die Verstärkung der Kayserlichen Truppen an den Grenzen und deren in den Sächsischen Landen unternommene Feindseligkeiten, seine Lande in Gefahr gesetzt hätten, er auch als Churfürst und Reichsstand zur Aufrechthaltung der Gesetze und der Reichsverfassung beyzuwirken verbunden sey. Er habe daher

seine

seine Truppen zu den Preußischen stoßen lassen. Andere Mächte, besonders die Reichsstände, werden am Ende ersucht, ihre Bemühungen dahin zu vereinigen, daß die Zwistigkeiten der Reichsverfassung gemäß erledigt werden möchten.

58) Abhandlungen und Materialien zum neuesten deutschen Staatsrechte und Reichsgeschichte des Jahres 1778. seit dem Absterben des letzten Churfürsten von Baiern Maximilian Josephs. Des ersten Theils erstes Stück, Berlin und Leipzig bey Decker 1778. 7 Bog. in 8.

59) Vollständige Sammlung von Staatsschriften zum Behuf der Baierischen Geschichte nach Absterben Churfürst Maximilian III. und dadurch erloschener Wilhelminischen Linie des Hauses Baiern. Ersten Theiles erstes Stück. Frankfurt und Leipzig 1778. 6 Bog. 8.

Bey der Menge von kleinen Schriften, welche bey einer Gelegenheit, wie die Baierische Erbfolgestreitigkeit ist, herauskommen, ist es sehr gut, daß sich Sammler finden, welche die beträchtlichsten davon aufbewahren. Aber unangenehm ist es, daß verschiedene Sammler zu gleicher Zeit meist die nämlichen Stücke in ihre Sammlung aufnehmen. Billig sollte jeder nach einem eignen Plan sammeln. Die erste zu Berlin erschienene, deren Urheber Hr. Hausen in Frankfurt seyn soll, ist nach dem weitesten Plan verfertigt, und kann, da sie alles fassen soll, leicht am unvollständigsten ausfallen, und zuerst in Stecken gerathen. Sie hat nicht nur die Absicht, öffentliche Staatsschriften und andere kleine Schriften zu sammeln, sondern auch eigne Abhandlungen über die in die Baierische Streitigkeit einschlagende Materien, Erzählungen der neuesten Begebenheiten, Staatsacten alte und neue, und hiernächst Recensionen von den über diese Streitigkeit geschriebenen Schriften zu liefern. Es soll monatlich ein Stück von 5. 6. und mehr Bogen herauskommen, davon viere einen Band machen werden. Der Inhalt dieses ersten Stücks

ist nach den verschiedenen Rubriken folgender. I) **Geschichte**, a) eine Einleitung, worinnen das Staatssystem Churbrandenburgs im Jahre 1672. — 1679. vorgetragen wird. b) deutsche Reichshistorie des Jahres 1778. wo das, was sich nach des Churfürsten von Baiern Tod bis im M. April zugetragen hat, erzählt wird. II) **Abhandlungen** aus dem neuern deutschen Staatsrechte und der Reichsgeschichte; — Erste vorläufige Abhandlung über die Geschichte der Landgr. **Leuchtenberg** etc. III) **Oeffentliche Staatsakten**, Tractat von Pavia; zwey Expectanzbriefe **Maximilians** an Mellenburg über Leuchtenberg; Baier-Pfälzischer Hausvertrag von 1724.; das Pfälzische Patent, (No. 3.) Schreiben des Fürsten Kaunitz an Hen. v. Ried, den 20sten Jan. 1778. Churpfälzische Protestation wider die Einrückung der Oestereichischen Truppen in Baiern, vom Jan. 1778.; das Kayserliche Patent (No. 5.); die drey Patente der Kayserin Königin (No. 6. 7. 8.); Churſächsische Gesandtschaftsäußerung, (N. 9.); Substanz der Königl. Preuss. Gesandtschaftsäußerung, (No. 9.); Churſächsisches Pro Memoria, (No. 10.); Kayserl. Kön. Gesandtschaftsäußerung (No. 11.) IV. Den Beschluß machen Recensionen von den Schriften, welche von uns No. 19. 12. 48. 52. und 39. angezeigt worden sind.

Die zwote Sammlung soll bloß öffentliche Schriften enthalten; 6 Stücke zu 6 Bogen werden einen Band ausmachen. In diesem ersten Stücke sind 20 Schriften, nemlich das Pfälzische Patent (No. 3.); der Baier-Oestereichische Vergleich vom 3 Jan. 1778.; Pfälzisches Circulare, (N. 4.); das Kayserliche und die 3 Oestereichischen Patente, (No. 5. 6. 7. 8.); Eröffnung der Kayserl. Principalcommission von dem mit Churpfalz getroffenen Einverständniß; Kayserl. Königl. Commissariatspatent, Straubingen, den 31 Jan. 1778. wegen der Erbhuldigung. Kayserl. Commissionsdekret vom 5 Febr. 1778. wegen der Vorrückung des Churf. von der Pfalz auf den 5ten Churfürstenplatz. Kayserliche Königliche Commissionsverordnung, Straubingen, den 7ten Februar 1778. wegen der Lehnspflichtleistung; dergleichen vom 13 Febr. wegen Aufschiebung der Erbhuldigung; Representation du Roi de Prusse à la Cour de Vienne sur la note du 16 Febr. 1778. nebst der deutschen Uebersetzung ist die 4te Beylage in dem Exposé (No. 53.); K. K. Commissariatsverordnung vom 2ten März 1778. wegen der Erbhuldigung; Pfalz-Zweybrückisches Pro Memoria, (No. 9.); Churſächs. Gesandtschaftsäußerung (No. 9.); K. Pr. Gesandtschaftsäußerung, (No. 11.); Note über

die

die dem Hrn. von Lehrbach beschehene Mittheilung des Straub. Theilungsbriefs von 1353. — München den 22 März 1778; Churpfälz. Gesandtschaftsäußerung in Curia den 23 März, 1778. Churfürstl. Protocoll vom 30sten März, 1778. den Rücktritt des Churf. zu Pfalz in die alte Pfälz. Chur betreffend.

60) Freymüthige und zuverlässige Aufklärung der Begebenheiten vom Jahre 1426 bis 1429. aus Urkunden und gleichzeitigen Geschichtschreibern ausgearbeitet, nach welcher weder die Richtigkeit des vom Kayser Sigismund am 10ten März 1426. dem Herzoge von Oestereich, Albert dem Fünften ertheilten Lehnbriefs, noch auch (da dieser der alleinige Beweis) die Gültigkeit des vom Wiener Hofe, nach Absterben des letzten Churfürsten von Baiern, Maximilian Josephs, auf Niederbaiern gemachten Anspruchs weiter bestehen kann. 1778. 30 S. 8.

Ganz richtig urtheilt der V., daß, um die aus ältern Zeiten hergeholte Gerechtsame eines Hauses zu beurtheilen, die genaue Untersuchung der Begebenheiten dieser Zeit den meisten Aufschluß geben müsse. Er hat sich daher bemühet, die Begebenheiten der Jahre 1425—1429, aus welchen die Oestereichischen Ansprüche hergeleitet werden, aus gleichzeitigen Schriftstellern, die in den über die jetzigen Streitigkeiten erschienenen Schriften noch nicht benutzt worden sind, zu untersuchen. Nach einer kleinen Anzeige der in diese Sache einschlagenden Urkunden, nennt er zuförderst die Schriftsteller, aus welchen er geschöpft hat, prüft ihre Treue und Zuverlässigkeit, und giebt Nachricht, wo ihre Schriften anzutreffen sind; sodann geht er die Begebenheiten selbst durch. Als nemlich 1425. Johannes von Niederbaiern starb, versammelten sich sogleich die Landstände, um das Land zu verwalten, bis die Herzoge von Oberbaiern, welchen die Erbfolge zustände, wegen der Theilung sich verglichen hätten. Die Herzoge hielten verschiedene Zusammenkünfte, deren einer auch Albrechts Abgeordnete beywohnten; sie waren aber immer vergeblich. Sigismund versprach schon damals dem H. Ludewig v. Ingolstadt die alleinige Belehnung von Niederbaiern. Der Kay-

ſer und Stände übertrugen 1426. dem Churfürſten von Brandenburg, Friedrichen, die Entſcheidung dieſer Succeſſionsſtreitigkeit; deſſen ſchiedsrichterlichen Ausſpruch aber die Herzoge von Baiern nicht annehmen wollten, daher die Sache auf ein Reichscammergericht geſtellt werden ſollte, deren Zuſammenberufung der Kayſer dem Churfürſten von Maynz zu verſchiedenenmalen auftrug, und dabey ſeiner eigenen Anſprüche erwähnte, weil Baiern wegen der vielen Theilungen der Herzoge verwürkt wäre, da er doch auf der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz die Herzoge von Baiern mit ihren getheilten Landen feyerlich belehnt hatte. Ein einziger Schriftſteller erwähnt, daß Albrecht V. bey der Zuſammenkunft der Herzoge von Baiern 1425. auch Geſandte dahin geſchickt habe, ohne jedoch eines Anſpruchs zu erwähnen, der, wenn ja dergleichen gemacht worden, bloß auf den Allodialnachlaß des Herzogs Johannes gegangen ſeyn kann, wie denn aus den ehemaligen Geſchichtſchreibern ſich ergiebt, daß ein Anſpruch Albrechts auf Niederbaiern ſelbſt ſich gar nicht denken laſſe. Wider den von Sigismund an Albrecht 1426. ertheilten Lehnbrief macht der Verf. gegründete Zweifel, da nicht nur kurze Zeit darauf der Churfürſt von Brandenburg die Streitigkeiten bloß der Herzoge von Baiern entſcheiden ſollte, ſondern auch Sigismund 1426. Niederbaiern denen Herzogen von Baiern, Wilhelm und Heinrich, in der Stille, und 1427. dem Herzog Ludewig öffentlich zu Lehn gab; bald darauf 1427. nahmen auch drey Herzoge von Baiern, Ernſt, Wilhelm, Heinrich, Niederbaiern in Beſitz, ohne daß ſich der Kayſer dagegen geſetzt hat. Alles, was der Verf. anführt, beweiſet er mit den eigenen Worten gleichzeitiger Geſchichtſchreiber, und verſpricht die Begebenheiten von 1429. in einer eigenen Schrift weiter aufzuklären.

61) Beleuchtung und Erörterung der Erzherzoglich-Oeſtereichiſchen Anſprüche auf Niederbaiern und andere Theile der Churbaieriſchen Verlaſſenſchaft. 1778. 11½ Bogen in 4.

Dieſe Schrift, deren Verfaſſer eine ausgebreitete Beleſenheit und eine tiefe Einſicht in die Rechte und Geſchichte, verbunden mit einem deutlichen und angenehmen Vortrag, zeiget, wird in 5 Abſchnitte getheilt: 1) Aechter Grund al-

ler

ler Erb- und Lehnsfolge in den Allodien und Lehn des Reichs. Ganz richtig wird der einzige Grund aller Erb- und Lehnsfolge in der Abstammung vom ersten Erwerber gesetzt; die Mitbelehnung sey weder nach allgemeinen deutschen noch Longobardischen Lehnrechte nöthig, und einige wenige Häuser in Deutschland ausgenommen, nie anders, als um den Beweis der Abstammung zu erleichtern, üblich geworden; die Gemeinschaft sey also nicht der Grund der Erbfolge, sondern setze die Abkunft vom ersten Erwerber voraus, und es hange von den Abkömmlingen ab, ob sie in Gemeinschaft bleiben; bey der Theilung aber das Erbfolgerecht und Miteigenthum behalten, oder sich desselben ausdrücklich oder stillschweigend begeben wollen, welches letztere durch Aufhebung aller Genossenschaft und des gemeinschaftlichen Wappens und Titels geschehe; dergleichen Verzichte, und folglich die Todttheilungen wären aber nicht zu vermuthen, sondern müßten ausdrücklich geschehen, oder aus deutlichen Handlungen, daß die Theilenden diese Absicht gehabt, bewiesen werden. Alle Beyspiele, welche man anführe, um zu beweisen, daß bey Theilungen der Vorbehalt des Miteigenthums nöthig gewesen, (z. B. in der Schrift N. 42.) befänden sich entweder anders, oder sie hätten sich in Häusern zugetragen, wo die so genannte Sächsische Mitbelehnschaft eingeführt sey, wie z. B. in dem Ascanischen Geschlechte, dahingegen von andern Ländern das Gegentheil aus der Geschichte erhelle. 2) Von der Erb- und Lehnsfolge und den Theilungen des Wittelsbachischen Hauses in dem Herzogthum Baiern. Nach einer vorläufigen historischen Nachricht von den ersten Herzogen in Baiern aus dem Wittelsbachischen Hause, zeigt der V., daß die Theilung von Ober- und Niederbaiern 1255. keine Todttheilung gewesen, daß durch die geschehene Theidigung die wechselseitige Erbfolge Ludewig des Strengen, und Heinrichs nicht aufgehoben worden; wie denn die vom Kayser Rudolph ertheilte Bestätigung jener Theilung das ganze Herzogthum als beyden Brüdern gemeinschaftlich betrachte. Der in der Folge von den Herzogen von Baiern geschlossene Vertrag in Pavia sey das erste Haus- Grund- und Erbfolgegesetz, und enthalte ein wahres Geschlechtsfideicommiß, welches sich nicht bloß auf die damals von der Oberbaierischen Linie besessene Länder, sondern auch auf Niederbaiern erstrecke, welches eben so, wie Oberbaiern, ein Stammlehn des Wittelsbachischen Hauses war; die Uebertretungen einiger Punkte des Vertrags machten theils denselben nicht ungültig; theils kön-

nen dieſelben nicht von einem Dritten als Einwendungen wider deſſen Gültigkeit angezogen werden; theils haben ſich die beyden intereſſirten Häuſer dieſelbe jedesmal verziehen. Daß die Pfalzgrafen 1340. Niederbaiern nicht mit bekommen, war recht, da Ludewig der nächſte geſippte Stammvetter war, und bloß deshalb, nicht aber aus einem andern Grunde, die Erbfolge verlangte; die Pfalzgrafen auch, gegen eine Vergütung, und mit Vorbehalt des Erbfolgerechts, darauf Verzicht thaten. Nirgends fände ſich die geringſte Spur, daß Ludewig Niederbaiern als ein eröffnetes Reichslehn eingezogen habe; deſſen Söhne betrachteten daſſelbe auch nicht als ein neuerworbenes, ſondern als ein altes angeſtammtes Lehn; ſie theilten das Land abermals, jedoch mit Vorbehalt der wechſelſeitigen Erbfolge; wie denn alle folgende Theilungen der Herzoge in Baiern von dieſer Art, und alſo nicht wie gegen den V. der Schrift No. 42. bewieſen wird, Todttheilungen geweſen ſind. Beym Abgang der Niederbaieriſchen Linie 1425. hatten die Herzoge in den drey Oberbaieriſchen Linien, Ingolſtadt, Landshut und München, das Erbfolgerecht, welches auch von Niemanden ſtreitig gemacht worden, nur daß ſie unter einander wegen des Vorzugs uneins waren. Sigismund machte aber Verſuche, das Land auf ſein Haus zu bringen, ließ daher erſt Albrechten Anſprüche machen, und dann gab er vor, ganz Baiern ſey wegen der vielen Theilungen und Bündniſſe der Herzoge von Baiern verwürkt; darauf, nicht aber auf eine wegen Ermangelung eines Erbfolgerechts der Herzoge von Baiern, erfolgt ſeyn ſollende Eröffnung, gründete er ſeine Anſprüche, welche aber an ſich ungegründet waren, und ohne vorhergehende Unterſuchung in einem Fürſtenrechte nicht ſtatt finden konnten. Sigismund ſoll aber das Herzogthum an Albrechten vergeben haben, ob gleich weder ein Geſchichtſchreiber etwas davon meldet, noch der Lehnbrief anders woher, als aus dem Auszuge in der Schrift No. 22. bekannt iſt; auch ſähe man daraus, daß Albrecht nur mit ſeinem Rechte, was er an Niederbaiern haben ſoll, beliehen ſey, womit aber andere Urkunden und Handlungen des Kayſers nicht zu vereinbaren ſind, und welche daher entweder unächt, oder nur ein Scheinwerk, wenigſtens auf alle Fälle ungültig wäre; daher auch gleich damals darauf gar kein Bedacht genommen, ſondern die Entſcheidung der Sache, nach vergeblich geſuchter Vergleichung der Baieriſchen Herzoge auf ein Manngericht ausgeſetzt worden, worzu auch Albrecht wegen des Rechts, was er zu haben

ben vermeynte, geladen worden; in dem bekannten Ausspruche des Kayſers zu Preßburg 1429. geſchähe auch keiner wegen vermeintlicher Todttheilung erfolgten Eröffnung von Niederbaiern an das Reich, ſondern einer Verwirkung von ganz Baiern, ferner einer völligen Verzeihung der vorgegebenen Lehnsfehler, und einer Anerkennung des Erbfolgerechts auf Niederbaiern Erwähnung; wie denn Sigismund auch ſchon zuvor 1426. an eben dem Tage, da der Herzog Albrecht den obgedachten Lehnbrief erhalten haben ſoll, einen dergleichen an die Herzoge von Baiern ertheilt habe. Ob nun gleich Albrechts Belehnung ohnedem an ſich ungültig, und durch die Verabredung mit Sigismund ſowohl, als durch den Kayſerl. Ausſpruch vernichtet worden; ſo giengen doch die Herzoge von Baiern einen Entſagungsvergleich ein. (S. die Schrift No. 55.) In der Folge wurden ſämmtliche Baieriſche Lande vereiniget, und das Recht der Erſtgeburt ſowohl, als der Untheilbarkeit in einer von Albrecht V. 1573. gemachten, und vom K. Rudolph beſtätigten Verordnung feſtgeſetzt, welche nachher mehrmal wiederholt worden. 3) Erb- und Lehnfolgerecht der Pfalzgrafen am Rhein in Ober- und Niederbaiern, in die Oberpfalz ꝛc. Nachdem der Verf. hier nochmals mit genauen und weiter ausgeführten Gründen dargethan, daß die erſte Theilung von Ober- und Niederbaiern keine Todttheilung geweſen, Ludewig der Kayſer nachher in Niederbaiern als nächſter Agnate ſuccedirt habe; das Erbfolgerecht der Pfalzgrafen in dieſes Land aber von denen Herzogen von Baiern ausdrücklich anerkannt worden ſey: ſo beweiſet er, daß auch die Theilung der Pfälziſchen und Baieriſchen Linien keine Todttheilung geweſen, und daß ihr wechſelſeitiges in der gemeinſamen Abſtammung des erſten Erwerbers gegründetes Erbfolgerecht noch beſonders durch das vorbehaltene Miteigenthum und den Vertrag von Pavia, der ſich auf alle von ihren Vordern auf ſie gekommene Länder erſtreckt, ſo wie durch andere Hausverträge, und ſelbſt im Weſtphäliſchen Frieden beſtätiget worden ſey. Da in dieſem Friedensſchluſſe wegen damals obwaltender beſonderer Umſtände in Abſicht der Oberpfalz, der Grafſchaft Cham und der Böhmiſchen Lehne in der Oberpfalz, Verfügungen getroffen worden, ſo geht der V. die Geſchichte dieſer 3 Stücke durch, und zeigt, in ſe[illegible] Pfälziſchen Hauſe die Erbfolge in dieſelben [illegible] Frieden zuſtehe. 4) Beleuchtung und [illegible]g der Erzherzoglich-Oeſtereichiſchen Anſprüche [illegible] Nie-

derbaiern und andere Theile der Churbaierischen Verlassenschaft. Nach einer kleinen Einleitung von den Ereignissen, nach des Churfürsten von Baiern Tod, werden diese Ansprüche, so wie sie in der Schrift No. 22. angegeben und entwickelt sind, geprüft, und zwar a) die auf Niederbaiern. Wenn auch der Lehnbrief Albrechts V. der, weil davon noch zur Zeit, weder das Original, noch eine beglaubte Abschrift vorgezeigt worden, sehr verdächtig sey, wirklich vorhanden wäre: so habe er doch keine Kraft, wie hier besonders aus den oben im 2ten Abschnitte vorgetragenen hier noch genauer entwickelten Gründen bewiesen wird; hierbey wird denn auch, nachdem die Nichtigkeit des von Sigismund an Albrechten ertheilten Lehnbriefs gezeigt worden, der Vorwand, als wenn Albrechts Belehnung durch die Vorbehaltungsclausel in dem Urthelsspruche von 1429. in eine eventuelle Belehnung, oder in eine Lehnsanwartschaft verwandelt worden wäre, widerlegt, und angeführt, daß, wenn dies auch wäre, dieselbe doch durch die Erlöschung der männlichen Nachkommen Albrechts erloschen seyn würde; das Vorgeben aber, als ob Albrecht seine Rechte auf seine Seitenverwandte vererbt habe, den allgemeinen Lehnrechten sowohl, als den besondern Oestereichischen Gewohnheiten, zuwider sey, und durch Sigismunds Theidigung mit Albrechten und dieses letztern Entsagung entkräftet werde. Nebenbey wird auch das Vorgeben widerlegt, als ob das weibliche Geschlecht des Oestereichischen Hauses Mannlehne erwerben könnte, und diese dadurch in Weiberlehne verwandelt würden. b) Die Ansprüche auf die Böhmischen Lehne der Oberpfalz werden aus den oben im 3ten Abschnitte vorgetragenen Gründen widerlegt. c) Die Ansprüche auf die Herrschaft Mindelheim könnten, wenn sie ja gegründet wären, sich auf weiter nichts, als was darinne vom Reich zu Lehn gehe, folglich nur auf den Blutbann, Forst und Zoll erstrecken; würden aber, wenn diese Lehne Erblehn wären, ganz wegfallen; und müßten überhaupt im Wege Rechtens ausgemacht werden. Zuletzt wird noch Etwas von der Ungültigkeit des zwischen Churpfalz und Oestereich geschlossenen Vergleichs angeführt. 5) Eröffnete Reichslehne, und Regredienterbschaft. Von jenen, welche aus dem Kaiserl. Patent (N 5.) bekannt sind, wird überhaupt gesagt, daß die Art, wie sie der Kayser, ohne dem Reiche Nachricht davon zu geben, in Besitz genommen, sich darüber erklärt habe, und dieselbe behandele, rechtlich

verfassungs- und kapitulationswidrig sey, und daß, sobald von andern Ansprüche daran gemacht werden, wie hier der Fall ist, dieselben zuförderst im Wege Rechtens untersucht werden müßten. Von der Regredienterbschaft wird in bündiger Kürze gesagt, daß dieselbe weder überhaupt Statt fände, noch auch dem Hause Oestereich zustehen würde. In einem Anhange zum vierten Abschnitte werden die in der N. 60. angezeigten Schrift angeführten historischen Umstände als anderweite Gründe benutzet, um das im 4ten Abschnitte Gesagte noch mehr zu bestärken. Als Beylagen sind dieser in allem Betracht wichtigen und gründlich ausgearbeiteten Schrift beygefügt: 1) Genealogische Vorstellung des Niederbaierischen Successionsfalls von 1425. 2) Stammtafel des Pfalz-Baierischen Hauses und der Successionsfälle von 1425. und 1777. 3) Verzicht der Pfalzgrafen auf Niederbaiern, nebst eventuellen Successionsvorbehalt von 1348. 4) Sigismunds Lehnbrief über Niederbaiern für H. Albrecht V. von Oestereich von 1426. 5) Theidigungsbrief K. Sigismunds mit Albrecht V. von 1426. 6) Lehnbrief K. Sigismunds über Niederbaiern für H. Heinrich von Baiern-Landshut von 1426. 7) Albrechts Entsagung aller Ansprüche auf Niederbaiern von 1429. — Das Gerüchte giebt den Herrn geheimen Rath v. Steck als Verfasser dieser Schrift an.

4. Arzeneygelahrheit.

Christian Gottlieb Ludwigs, Anweisung zur Erkenntniß der Theile des menschlichen Körpers. Nach dessen Tode zum Nutzen der deutschen Wundärzte in Pohlen herausgegeben von Theodor Thomas Weichardt. Warschau bey Gröll. 1778. 574 Seiten in 8.

„Wir sind es dem Andenken unsers Vaters schuldig, durch „gegenwärtige Erinnerung einem Mißverständnisse „vorzubeugen.“

„Die von Herrn Magister Weichardt übersetzte, und „bey Herrn Gröll in Warschau in diesem Jahre verlegte An-

„weiſung zur Erkenntniß der Theile des menſchlichen Körpers, „iſt ein ſehr altes Manuſcript unſers Vaters, welches er im „Jahre 1739. aus dem Winslow, und einigen andern, die „damals unter die erſten und beſten anatomiſchen Schriftſteller „gehörten, zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen ausgezogen, und „in eine ihm bequem ſcheinende Ordnung gebracht hat. Seit „der erſten Ausarbeitung hat er nicht das Geringſte dazu ge„than, weil er durch andere ſich täglich häufende Beſchäfti„gungen von dieſer Arbeit abgehalten wurde. Er erkannte „die Unvollſtändigkeit und die Mängel dieſes Entwurfes ſo leb„haft, daß er ihn nicht nur ſelbſt nie zum Drucke beſtimmte, „ſondern auch ſeine Schüler ausdrücklich bat, ihn ja „niemals anders, als ganz ungearbeitet, bekannt „zu machen. Daß dieſes wahr ſey, können und werden die „würdigſten Schüler unſers Vaters bezeugen. Billig wünſch„ten wir daher, man hätte dieſes Manuſcript lieber der Ver„geſſenheit, der es beſtimmt war, übergeben, oder verbeſſert „und vollſtändiger gemacht. Wir bitten alſo die Leſer, den „Mangel der Entdeckungen, die ſeit vierzig Jahren „gemacht worden ſind, die litterariſche Unvollſtän„digkeit auf den erſten Blättern, und die vielen Druckfeh„ler, vorzüglich von S. 8. bis S. 23. S. 66. und 67. nicht „auf Rechnung unſers Vaters zu ſchreiben.“

„Wir haben bey dieſer Erklärung gar nicht die Abſicht, „den Herrn Herausgeber, deſſen Unternehmen rühmliche Be„weggründe haben kann, hierdurch zu beleidigen; ſondern „bloß unſern verſtorbenen Vater vor den Vorwürfen der Un„wiſſenheit, wegen einer ſichtbaren Unvollkommenheit ſeines „Buchs, zu ſchützen.“

„Wir bitten bey dieſer Gelegenheit alle, in deren Hän„den ſich vielleicht kleine Aufſätze oder Manuſcripte unſers ſel„gen Vaters befinden, oder die etwan geſonnen ſind, eine Ue„berſetzung oder neue Ausgabe von irgend einer Schrift deſſel„ben zu veranſtalten, uns wenigſtens Nachricht davon „zu ertheilen, weil wir ihnen vielleicht alsdann mit richti„gern Handſchriften oder andern Hülfsmitteln an die Hand ge„hen können; wie wir denn ſelbſt eine von unſerm Vater ver„fertigte deutſche Ueberſetzung der Zergliederungskunſt für die „Wundärzte im Manuſcripte beſitzen. Leipzig, den 19ten „May 1778.“

„D. Chriſtian Ludwig.

„M. Chriſtian Friedrich Ludwig.“

Es

Es kann nichts billiger und gemäßigter seyn, als diese Erklärung. Dergleichen unbefugte Herausgeber fremder Manuscripte verdienten eine schärfere. Herr Weichardt, der seine Vorrede aus Sawiniec in der Residenz des Herrn Grafen von Potocki datirt hat, wird sich damit entschuldigen, daß dieses Buch, wie es auf dem Titel heißt: Für die deutschen Wundärzte in Pohlen herausgegeben sey. Ganz recht! Aber warum gab man denselben nicht des vortrefflichen Theden, Unterricht für Unterwundärzte, als das vollständigste, brauchbarste, seinem Zwecke ganz gemäßeste Handbuch in die Hände. Wenn Theden auch in Sawiniec unbekannt wäre, so sollte er doch gewiß in Warschau nicht unbekannt seyn können. Aber das Ding hat wohl eine andere Bewandniß. Wir merken, Hr. Weichardt redet sowohl in der Vorrede als in der Zueignungsschrift, von dieser seiner Arbeit. Der gute Mann mag im Ernste glauben, er habe ein Buch geschrieben, indem er ein fremdes drucken läßt.

* *

John Stedmanns, D. d. Arzneyw. — Physiologische Versuche und Beobachtungen; aus dem Englischen, mit Kupfern. Leipzig. Müller. 1777. gr. 8. 9 Bog.

Es sind vier ziemlich unerhebliche Aufsätze. Der erste befestigt verschiedene schwankende Begriffe, die man sich von den mannichfaltigen Arten der Pulse zu machen pflegt. Der V. hat sie nach ihren Unterschieden durch engere, weitere, höhere und niedrigere Wellenlinien zwischen zwo Parallelen in deutlichen Figuren sinnreich genug erläutert.

Der zweyte Aufsatz ist eine Theorie der monatlichen Reinigung des Frauenzimmers. Zuerst wird Freind getadelt, der sie von einer monatlichen allgemeinen Vollblütigkeit, die von unterbrochener Ausdünstung entstünde, herleitete. Dann die eigne Theorie des H. St. Das Blut bewegt sich in den zahlreichen und weiten Aderzweigen der Gebährmutter weit langsamer, als in den zuführenden Stämmen. S. 44. f. Es häuft sich daria an, weil die Schlagadern leicht nachgeben und sich sehr ausdehnen lassen. Wenn aber die Bewegung des Bluts in den Blutgefäßen der Mutter sehr schwach und langsam

ſam iſt, ſo wird es wahrſcheinlicher Weiſe, wenn es ſich anhäuft, (wie alle Monate kurz vor der Reinigung geſchieht, S. 33.) darin ſtocken und ſtill ſtehen. S. 48. Davon wird es fäulig und ſcharf, und reizet die Gefäße, deren Endungen ſich in die Höhlung der Mutter und Scheide öffnen. Weil nun der Druck und Zufluß von hinten zu immer wächſt, ſo muß endlich ein Durchbruch erfolgen, (warum wird denn dies Blut nicht reſorbirt?) und dann hält der Ausfluß ſo lange an, bis die Gefäße nicht mehr zu ſehr angehäuft ſind, d. i. bis die locale Vollblütigkeit aufhört. S. 50.

Es widerſpricht aber dieſe Theorie, nach welcher das Blut der Reinigungen allemal fäulig und ſcharf ſeyn müßte, den Wahrnehmungen der Aerzte und der gemeinen Erfahrung. Freind verſichert, daß in Geſunden das monatliche Geblüt nicht verdorben ſey. Neque enim in ſanis ſanguis ille, qui eiicitur, impurus eſt, aut vitioſus, ſed optimus et fragrantiſſimus, — ex capillaribus arteriis erumpit; ideoque naturam arterioſi, h. e. puriſſimi ſanguinis retinet. Auch findet man bey geſunden Perſonen wirklich an dem verlornen Blute nicht die mindeſten Spuren einer Fäulniß oder Schärfe, ja ſelbſt nicht den übeln Geruch im Athem, der bey Kränklichen die Reinigungen verräth, wenn das Blut aus widernatürlichen Urſachen in den Muttergefäßen wirklich ſtockt, und dann fäulig in die Blutmaſſe reſorbirt und durch die Lunge abgeſondert wird. Mithin möchte Hr. St. Theorie wohl nur für manche Unordnungen in dem Geſchäffte der Reinigungen paſſen. So aber hat er es nicht gemeynt. Daher bringt er S. 53. f. allerley Gründe vor, um ſich aus dieſer Schwierigkeit zu helfen: z. E. das Blut könne ſein friſches Anſehen behalten, ob es gleich faul und ſcharf wäre; die fähligen Verſtopfungen des Monatfluſſes würden nicht ſo ſchlimme Folgen nach ſich ziehen, als gemeiniglich geſchieht, wenn das zurückgetriebene Blut geſund und unverdorben wäre; unter dieſen Folgen gebe es oft Zufälle, die eine verdorbene Blutmaſſe anzeigten; (dieſe müßten doch allemal da ſeyn, und kommen denn alle Zufälle der Zurücktretung von der Qualität der zurückgetriebenen Flüßigkeit?) unter den Beyſpielen, wo in der Mutter verſchloſſenes Blut Jahre lang ohne Fäulniß geblieben, gebe es Einige, wo dennoch Spuren einer Neigung zur Fäulniß bemerkt worden wären; und endlich ſey bey geſunden Perſonen freylich kein hoher Grad der Fäulniß und Schärfe, ſondern nur gerade ſo viel, als hinreicht, die Gefäße gelinde

zu

zu reizen, und dies aus dem Grunde — weil es H. St. so beliebt. S. 58. Wir halten uns mit der Prüfung dieser Beweisgründe nicht auf, weil unsrer Einsicht nach das Hauptsächlichste und Neue in H. St. Theorie ganz wohl bestehen könnte, wenn gleich das gesündeste Blut bey den Reinigungen fortgienge. Dieses Neue besteht nun eigentlich darin, daß die Gebährmutter von der Zeit der Mannbarkeit an, bis zu der, da die Reinigungen aufhören, eine eigne ihr anerschaffene Kraft besitze, zu gewissen Zeiten das Blut aus den benachbarten Schlagadern anzusaugen, und aus dieser periodischen Saugekraft läßt sich die monatliche Ueberhäufung und Ergiessung ihrer Blutgefäße erklären, ohne eine monatliche allgemeine Vollblütigkeit anzunehmen. S. 65. Hierin ist die Gebährmutter, wie H. St. meynt, den Saamen der Pflanzen ähnlich, die eine gleiche anziehende Saugekraft besitzen, wodurch sie die Feuchtigkeiten geschwind einziehen, und davon anschwellen und keimen. S. 69. Diesen Gedanken sucht der V. mit mancherley Gründen zu unterstützen, und wenn man ihm nun die ganze Hypothese einräumt; so weiß man dann — vielleicht wie es zugehe, daß die Gebährmutter im Termine der Fruchtbarkeit regelmäßig monatlich blute? Nein! sondern so weiß man nur, daß dies geschehe, weil die Gebährmutter von der Natur so eingerichtet ist, daß es geschehen muß, indem sie zur Zeit der Mannbarkeit eine periodische Saugekraft erhält, ohne daß man übrigens sagen könnte, wie? woher? und wodurch? Wieviel hat nun unsre Einsicht durch diese Hypothese gewonnen? Höchstens dies, daß wir die Schwierigkeiten bey der Erklärung der Reinigungen aus einer periodischen allgemeinen Vollblütigkeit und Einströmung in die Muttergefäße, nun mit denen vertauschen können, die sich äußern, wenn wir sie von einer anerschaffenen unerklärbaren Saugekraft der Mutter herleiten wollen.

Der dritte Versuch über die Messung verhältnißmäßiger Grade von Hitze, läuft auf die Verfertigung solcher Thermometer hinaus, die diese verhältnißmäßigen Grade der Wärme genauer bestimmen, als man es bisher zu thun im Stande gewesen ist. Wir enthalten uns, einige Erinnerungen dagegen zu machen, weil wir ohne Weitläuftigkeit und ohne Figuren nicht einmal den Sinn des Aufsatzes unsern Lesern deutlich machen könnten; zweifeln aber, daß die nach H. St. Vorschlage verfertigten Thermometer eine vorzügliche Genauigkeit haben würden.

Der

Der vierte Verſuch über die ungeſunde Beſchaffenheit der Luft, wegen Mangel an ſtarken Winden, enthält einige Beobachtungen, die den Nutzen der Winde in Verhütung ſchlimmer Epidemien beſtätigen, und der V. ſchließt hieraus mit Recht, daß man in den Wettertagebüchern, die beſonders zu mediciniſchem Gebrauche beſtimmt ſind, die Grade der Winde billig mit anmerken ſollte, die um die Zeit des Ausbruchs ſolcher Epidemien gewehet haben.

Die ſchändliche Ueberſetzung, die von grammatikaliſchen Schnitzern wimmelt, und oft keinen Menſchenverſtand hat, iſt vermuthlich von einem Lehrburſchen aus einer Winkelfabrik, dem man ſeine Exercitia auf Koſten des Publikum machen läßt.

G.

Abhandlung über die gewaltſame Todesarten; nebſt einem Anhange von dem gefliſſentlichen Mißgebähren; als ein Beytrag zu der mediciniſchen Rechtsgelahrheit, von Wilhelm Gottfried Ploucquet, der W. und A. D. Tübingen; Berger. 1777. 14 Bog. in 8.

Dieſes brauchbare Compendium der gerichtlichen Arzneykunſt in Abſicht auf Mord und Todſchlag enthält, 1) die Beſchreibung, Urſachen, Veranlaſſungen und Kennzeichen aller gewaltſamen Todesarten; 2) den Kindermord insbeſondere, und endlich 3) als einen Anhang, die Abtreibung der Frucht, oder das gefliſſentliche Mißgebähren: und damit das Werk den Rechtsgelehrten, denen es eigentlich beſtimmt iſt, deſto deutlicher ſeyn möge; ſo hat der V. hin und wieder die nöthigen Erläuterungen aus der Phyſiologie kurz und doch ungemein faßlich eingeſchaltet.

Der erſte Abſchnitt, von den gewaltſamen Todesarten überhaupt, iſt in Vergleichung gegen die andern, ſehr kurz, und beſonders die Lehre von den Vergiftungen, zumal für Rechtsgelehrte, ſchwerlich hinlänglich. Auch will uns darin die von dem V. gewählte Eintheilung, die mit Löſekens ſeiner viel gemein hat, nicht gefallen. Deſtomehr Beyfall hingegen verdienen die übrigen Aufſätze, die in einer gedrungenen Kürze alle zum Zwecke gehörige Gegenſtände ſo deutlich und vollſtändig, wie man es in einem ſolchen Compendium nicht erwar-

erwarten ſollte, und wahrer, gründlicher und praktiſcher abhandeln, als man ſie in manchen gröſsern Werken abgehandelt findet.

Zuerſt von der Tödtlichkeit der Wunden überhaupt. Hier klagt H. P. über die gewöhnlichen ſchwankenden Eintheilungen, die ſo oft Anlaſs zu Irrthümern geben. §. 10. Dagegen ſetzt er eine neue Abtheilung der ſchlechterdings tödtlichen Wunden feſt, die wahr und wichtig, gleichwohl aber bisher wenig in Betrachtung gezogen worden iſt. „Wenn der Tod von einer Verletzung durch keine Hülfsmittel hätte abgewendet werden können; ſo iſt ſie ſchlechterdings tödtlich. §. 11. Sie ſetzt „ſolche Bedingungen voraus, welche vor der Verletzung, oder „während derſelben, in der umgekommenen Perſon zugegen waren, und die Rettung unmöglich machten. §. 12. Dieſe Bedingungen ſind entweder bey jedem Menſchen vorhanden, ſo „daſs Jeder, der dieſe Verletzung empfangen hätte, nach dem „ordentlichen Laufe der Natur, durch ſie getödtet worden wäre; oder ſie waren nur bey dieſem Individuum zugegen. „Die erſten ſoll man vniuerſaliter, die andern, individuali„ter lethales nennen, und dieſer Unterſchied der ſchlechterdings „tödtlichen Verletzungen hat einen unſtreitigen Einfluſs auf die „zu verordnenden Strafen.“ §. 13. Man findet hiervon Beyſpiele genug in dieſer Schrift. S. §. 19. Vom §. 24. folgen nun die verſchiedenen Arten der Verletzungen insbeſondre, nach den Graden ihrer Tödtlichkeit, z. E. des Gehirns, der Nerven, der Eingeweide, u. ſ. w. Die Tödtlichkeit der Verletzungen der Gedärme ſetzt H. P. mit denen des Magens faſt gleich. §. 38. das ſcheint uns doch zu hart. Unter den Zeichen der Erhenkten und Ertrunkenen macht er keinen Unterſchied, und hält den Schaum in der Luftröhre der Letztern vor unentſcheidend. Hierin folgt er de Haen, deſſen Meynung aber wohl ſchwerlich die letzte in dieſer ſehr problematiſchen Sache bleiben möchte. — Mit dem §. 69. geht die Lehre von den Vergiftungen an, und ſchlieſst §. 91. Wir erinnern nichts insbeſondere: nur bemerken wir bey §. 89. daſs ſchon Boerhaave den Eſſig als einen Gegengift wider den Gyps angegeben hat. Zuletzt werden noch die Todesarten durch Hunger, Durſt, Kälte, Hitze, Leidenſchaften ꝛc. erwähnt §. 92.

Der zweyte Abſchnitt vom Kindermorde iſt ungemein fleiſsig ausgearbeitet. Erſt die Geſchichte und Kennzeichen der Schwangerſchaft. §. 106. ꝛc. Eins der untrüglichſten iſt gegen den vierten Monat die Abſonderung der Milch in den Brüſten, da,

da, wenn man die Warzen drückt, ein blaulichtes Waſſer mit weißlichen Milchſtreifen erſcheinet. §. 109. 112. Es folgen §. 118. ꝛc. die Zeichen einer geſchehenen Geburt. Um hiernächſt die Fälle zu beſtimmen, wo ein Kindermord möglich iſt, wenn nämlich eine wirkliche menſchliche Frucht, (nicht etwa ein Mondkalb oder eine Mißgeburt,) ſo zeitig iſt, daß ſie nach der Geburt das Leben hätte fortſetzen können, §. 127. beſchreibt der V. die Geſchichte der Frucht, §. 131. die Kennzeichen einer vollkommen zeitigen und unzeitigen, §. 132. und einer unzeitigen, die fortleben kann. §. 133. Hierauf kommt er zu der Unterſuchung, ob ein todtes Kind wirklich ermordet ſey, §. 134. ꝛc. und zwar, ob ſchon im Mutterleibe, §. 137. ob während der Geburt, §. 138. ꝛc. ob nach derſelben? §. 141. wobey die Materie von der Lungenprobe vorkommt, §. 142. ꝛc. die mit vieler Ueberlegung abgehandelt wird. Da eine in Fäulniß gegangene Lunge eben ſo gewiß im Waſſer ſchwimmt, als eine, die Luft geathmet hat: ſo wird als eine zuverläſſige Probe dies zu unterſcheiden angegeben, daß man eine ſchwimmende Lunge und ihre zerſchnittene Stücken gelinde ausdrücke, und ſie dann wieder ins Waſſer lege, da denn die von Fäulniß ſchwimmende zu Boden ſinken, die aber, ſo Luft geſchöpft hat, auch dann noch ſchwimmen wird. §. 147. Daß das Sinken der Lunge nicht allen Verdacht widerlege, wird §. 148. erwieſen. Hr. P. ſchlägt §. 151. eine andere Art der Lungenprobe vor, die ſich darauf gründet, daß eine Lunge, die geathmet hat, eine ungleich größere Menge Bluts in ſich faſſe, als eine andere. Man ſoll nemlich durch wiederholte Verſuche die Verhältniſſe des Gewichts des ganzen Körpers zu einer Lunge, welche geathmet, und zu einer, die es noch nicht gethan hat, genau beſtimmen, und dann in vorkommenden Fällen dieſe Verhältniß unterſuchen. Dieſe Probe wäre beſonders geſchickt zu der Unterſuchung, ob die Luft einer ſchwimmenden Lunge erſt nach dem Tode eingeblaſen worden, weil nach dem Tode kein Blut in die aufgeblaſene Lunge dringt. Auf andere Weiſe würde ſich dieſer Zweifel ſchwerlich entſcheiden laſſen. Hr. P. beweiſet ferner §. 152., daß in gerichtlichen Unterſuchungen Athem und Leben keinesweges für einerley zu halten ſey, wie Camper unvorſichtig behauptet, ſondern daß ein Kind lebendig gebohren werden, aber nicht ſogleich Athem ſchöpfen, und in dieſer Zwiſchenzeit tödtlich verletzt werden könne. Da nun zur Entſcheidung eines ſolchen Falles ausgemacht werden muß, ob ein Kind vor der Geburt geſtorben ſey: ſo

führt er die Kennzeichen hiervon §. 155. u. f. an. — Die Abbindung der Nabelschnur wird §. 156. beurtheilt. Der Mangel des Bluts in den gröſsern Blutadern ist das wahre und gewisse Zeichen eines von der Verblutung herrührenden Todes. (Nicht auch in den Pulsadern, wie Bürger vom Kindermorde p. 88. sagt, „einer vielleicht über ihre Verdienste geschätzten Schrift.“) Den Beschluſs machen die Todesarten der Kinder, wovon man keine Spuren bey der Besichtigung findet. §. 158. ꝛc.

Der Anhang vom gefliſſentlichen Mißgebähren ist sehr unterrichtend; vielleicht aber eben dadurch etwas gefährlich zum Mißbrauche. H. P. meynt, §. 4. man könne durch den elektrischen Schlag Kinder im Mutterleibe tödten, weil es der Blitz gethan habe. Er glaubt §. 10. das Eisen möge dadurch seine treibende Kraft erlangen, daß es viel brennbare Theile ins Blut bringe, und es dichter und zum Durchbrechen geschickter mache, und zweifelt nicht, §. 11. daß das Aderlassen am Fuſse das Blut stärker gegen die Mutter leite, und die Abtreibung befördern könne. Die erste Theorie vom Eisen verstehen wir nicht recht: die letzte vom Blutlassen am Fuſse ist wohl sicherlich falsch. Nicht, daß starkes oder unzeitiges Blutlassen nicht eben sowohl ein Mißgebähren sollte veranlassen können, als es die Vollblütigkeit von versäumtem Blutlassen könnte; sondern daß, wenn übrigens alles gleich ist, die Aderöffnung am Fuſse deshalb bedenklicher sey. Viele tausend Erfahrungen beweisen das Gegentheil.

Hm.

Herrn D. Christian Gottlieb Ludwigs Einleitung in die Pathologie, aus dem lateinischen übersetzt, von D. Johann Hedwig, M. P. zu Chemnitz. Erlangen, Walther. 1777. 19 Bogen, gr. 8.

Die Urschrift hat, wie alle Schriften des sel. Ludwigs, ihren sehr bekannten guten Werth, und ist ein zu akademischen Vorlesungen ganz bequem eingerichtetes Compendium. Bey der Veränderlichkeit der medicinischen Theorien kann man freylich nicht erwarten, daß in dieser Pathologie, an welche der V. vor zehn Jahren die letzte Hand legte, alle Lehrsätze mit unsern heutigen Ueberzeugungen und Modebegriffen

übereinſtimmen ſollten. Die Ueberſetzung iſt um deren willen gemacht, die mit der lateiniſchen Sprache wenig bekannt ſind, „weil die Urſchrift oft viel Dunkles habe.“ Allein für Ungelehrte iſt weder die eine noch die andre recht brauchbar, und für Gelehrte iſt die Urſchrift vielleicht deutlicher, als die Ueberſetzung. Wenigſtens muß man, ehe man dieſe ohne Anſtoß leſen kann, ſich erſt an die etwas ſteife Schreibart des Ueberſetzers gewöhnen, zumal da er, obgleich eine Menge griechiſcher und lateiniſcher Kunſtwörter (mit Recht) beybehalten worden, doch für Einige neue deutſche Ausdrücke, aber eben nicht glücklich gewählt hat. z. E. die Anſchickung einer Krankheit, die anſchickende Urſache, die Erſteifung, der Abſchluß, (Criſe) ein umſetzender Abſchluß, (criſis metaſtatica,) Verwirrung des Abſchluſſes, (perturbatio critica) der auflöſende, ſachte Abſchluß, (Lyſis) die abſchlüßlichen Symptomen, u. ſ. w. Wenn ſich zuweilen viele ſolcher Wörter in einer Periode zuſammenfinden, ſo glaubt man wirklich ein Gallimathias zu leſen. Dies abgerechnet, ſo muß man eingeſtehen, daß die Ueberſetzung einen Mann verrathe, der ſowohl beyder Sprachen, als der Sachen kundig iſt.

G.

5. Schöne Wiſſenſchaften.

P. Antons Claus Trauerſpiele, nebſt ſeinen kritiſchen Anmerkungen über dieſelben. Aus dem Lateiniſchen überſetzt. Augsburg, bey Riegers ſel. Söhnen. 1776. 1 Alphabet.

Die Vorrede des Ueberſ. ſagt uns, daß der V. dieſer Stücke ein Jeſuit war; daß das Original in ſehr reinen und leichten Jamben geſchrieben iſt, und daß den Stücken bey öfterer Aufführung immer lauter Beyfall zugeklatſcht worden. Wir glauben dies ſehr gerne, und würden ſie im Originale allenfalls ſelbſt mit Vergnügen ſpielen ſehen. Denn mit nichten gehört der V. zu den elenden Mönchsſchribenten, die einen ſchlechterfundnen und noch ſchlechter dialogiſirten Schulaktus, mit

mit Aberglauben und Legenden verbrämt, eine Tragödie heißt ein. Unser V. hat gewiß Kenntnisse, er hat seinen Aristoteles, Horaz, und die berühmtesten neuern Theatraldichter gelesen; er hat Verstand genug, um nirgends ins Ungereimte und Ekelhafte zu verfallen. Zum Beweise diene eine Stelle aus seinen Anmerkungen: (S. 333.) „Den letzten und blutigen Auftritt habe ich mit Vorbedacht den Augen entzogen; „denn ich bin nicht von der Parthey derjenigen, bey denen das „schönste Trauerspiel ist, wenn das Blut aus dem öffentlich „abgeschlagenen Haupte über die Bühne hinströmt, oder die „verstümmelten und zerstreuten Glieder alle Ecken derselben „beflecken. Unser nach aller Menschlichkeit verbessertes Jahrhundert verabscheut solches Metzeln; und man kann noch „hinzusetzen, daß der Schrecken, wenn die Blutarbeit „nach dem Leben geräth, zu auffallend, und wenn „selbe schlecht ausfällt, das Gelächter zur ungelegensten „lichsten Zeit unvermeidlich ist.“ — Aber, das ist auch alles, was wir zu seinem Lobe sagen können. Poetischer Geist, starke Phantasie, tiefe Menschenkenntniß, treffende erschütternde Züge, nervichter Dialog: alles das fehlt gänzlich. — Der Stücke sind viere: 1) Scipio. Ein Heldenstück, mit einer glücklichen Katastrophe; nämlich die bekannte Geschichte, daß der junge Sieger sich selbst überwindet, indem er die schöne Gefangene dem besiegten Bräutigam zurückgiebt. 2) Stilico; der Tod dieses ehrgeitzigen Staatsministers des schwachen Kaisers Honorius. Dies Stück hat Verwickelung und Leben. 3) Themistokles. Der Held stirbt in Persien durch freywilligen Tod, um nicht gegen sein Vaterland zu fechten. 4) Protasius, eine Legende von einem christlichen Könige in Japan, der endlich den Märtyrertod stirbt. — — Der V. hat, aus zu ängstlicher Befolgung der alten Regeln, sein Sujet immer in fünf Aufzüge ausgedehnt, so jämmerlich es oft auch dabey verrenkt worden. Ferner hat er die Grille, das Stück immer auf eine ganz unerwartete Art zu endigen; daher denn am Schlusse beständig feyerliche Zurüstungen, zweydeutige Antworten, geheimnißvolles Verstellen, selbst gegen die Freunde, u. s. w. Diese Art Ueberraschung mag freylich auch ihre Wirkung auf die Zuschauer gehabt haben. — Entbehrlich werden alle Leser doch immer diese Uebers. finden, da dieselbe uns kein neues Produkt des Genies, kein neues Geschenk der tragischen Muse darbringt. Was werden sie aber vollends sagen, wenn sie den Uebersetzer als ei-

nen des Deutschen ganz unkundigen Mann kennen lernen, so daß man einzelne Ausdrücke wieder ins Lateinische übersetzen muß; um den Sinn zu errathen? heute (hodie) statt heut zu Tage. Nichte von seiner Schwester (ex sorore neptis) statt Schwestertochter. Das ironische scilicet immer durch nämlich gegeben. Ich schwöre, Scipio wird das wiedergeben, oder ich will u. s. w. (reddet) statt soll das wiedergeben. Gespons (sponsus) statt Bräutigam. Nicht ne den Varro. Ihre Geschämigkeit. Büschelruthen (fasces.) der erste (primus) statt zuerst. Oder — oder (aut — aut) statt, entweder — oder. Noch (neque) statt und nicht. Ausgeistern (exspirare) statt sterben.

Herrn Gray's Gedichte. Mit vorangesetzten Nachrichten von seinen Lebensumständen und Schriften, Herausgegeben von W. Mason. Aus dem Englischen übersetzt. Leipz. bey Weidmanns Erben und Reich. 1776. 1 Alphab. 13 Bogen in 8.

Gray und Mason sind die beyden einzigen, die die Engländer als ihre wahren Odendichter nennen können. Sie waren Freunde; der Ueberlebende hat des Zuerstverstorbenen Leben geschrieben, und Werke gesammelt. Gray ist auch unter uns durch Uebers. schon bekannt: der zärtliche und der moralische Ton gelingt ihm besser, als der erhabene. Sein Leben ist nicht sehr wichtig; er machte eine Reise durch Frankreich und Italien; kannte die mehresten Wissenschaften und Künste; las sehr viel; liebte das unabhängige Leben; und nahm zuletzt eine Professorstelle in Cambridge an. Er ward 1716. im December geboren, und starb im May 1771. Mason erzählt als Biograph nur wenig, das mehrste läßt er Gray selbst erzählen, indem er seine Briefe einrückt; allein, auch diese sind eben nicht wichtig, obgleich oft artig, und mit Laune und Gefühl geschrieben. Die mehresten sind an den Freund seiner Jugend, Richard West, geschrieben, der frühe starb; die andern an Walpole, Beattie, Warton, Graf Algarotti, u. s. w. — Unter seinen Gedichten befindet sich auch ein beträchtliches Fragment eines lateinischen Lehrgedichtes, woran er lange gearbeitet hatte: de principiis cogitandi.

Die

Die deutsche Uebers. dieses Buches gehört nicht unter die vortrefflichen.

Médon ou la vengeance du Sage. Comédie en trois actes, de l'Allemand du Professeur *Clodius*. Berlin. 1776. 112 Seiten in 8.

Der Dialog und die ganze Sprache dünkt uns äußerst steif, auch ist die Schreibart oft unfranzösisch, so daß die Uebersetzung wohl kaum einen Franzosen zum Urheber haben kann.

Me.

Früchte der ländlichen Muse. Leipzig, bey Holle, in 1777. 180 Seiten in 8.

Nicht ohne alle Hoffnung, daß der Verf. einmal etwas Reifers hervorbringen werde, haben wir diese Sammlung gelesen. Nun ist das Meiste zu roh, zu wenig bearbeitet, zu viel nachgeahmt. In der Operette, die Weinlese, tritt, beynahe eben so wie im Erndtekranz, ein Edelmann auf, der dem ländlichen Feste beywohnet, und eines Bauers Tochter heyrathen zu wollen, vorgiebt, Christel, der sich darüber nicht wenig betrübt, und eine verkleidete Fräulein, die sich in Christeln verliebt stellet. Denn, daß der Edelmann bey Weißen Lindsord, hier aber Lindenberg heißt, daß er dort des Pachters Tochter verführen, in der Weinlese hingegen nur einen Scherz mit Christeln treiben will; daß es dort des Edelmanns Frau, und hier seine Braut ist, dies alles verändert die Geschichte wohl; nur verbirgt es den Nachahmer nicht. Dieser erscheint auch in dem angebrachten Schulmeister mit allem seinen spaßhaften Latein. Die Arien und Gesänge bedeuten nicht viel, wenn gleich hin und wieder ein paar Verse untadelhaft sind, als z. E.

Kommt, traget zu dem Göttertrank
Die reifen Trauben ein,
Uns wird bey Scherz und bey Gesang
Die Arbeit leichter seyn.

Der Dialog ist nicht unterhaltend und gedrängt genug; nichts Charakteristisches, manches Verfehlte. Ey auch das Gleichspiel,

spiel, **Caroline**. Ein höchst verbrauchter Roman von einer jungen Haushälterinn, die ihren vornehmen Stand nicht kennet, wird darin mittelmäßig genug ausgeführt. **Haß und Liebe**, eine einzelne Scene, so wie auch der **Traum** in einigen Scenen, (beydes Fragmente) zeigen doch, daß der V. wirklich Anlage hat, die einer weitern Ausbildung werth ist. In dem letztern ist ein junges Mädchen, das nie eine Mannsperson gesehen, ungeachtet des Mangels der Neuheit einer solchen Situation, nicht ohne ein Paar glückliche Züge geschildert. Z. E. Sie trifft zuerst einen jungen Herrn schlafend im Gebüsche an, der seine geladene Flinte bey sich liegen hat. Ihre Neugierde theilt sich zwischen beyden ihr gänzlich unbekannten Gegenständen. Sie hält den Jäger seiner Schönheit wegen für einen Engel, und empfindet eine nie gefühlte Bewegung ihres Herzens. Wie sie aber das Gewehr in die Hände nimmt, und solches losgeht, sagt sie nachdem zu dem erwachten Grafen: „Ich sterbliches Mädchen bin in das Heiligthum „hereingetreten, wo du schliefst: — Ach, da kam der Donner vom Himmel, und strafte meine Verwegenheit!“ (S. 162. 163.) — Die Gedichte, welche eigentlich den Anfang in dieser Sammlung machen, sind alle nur mittelmäßig. Wider die Reime, welche sich der Verf. erlaubt, als **lehrte** und **Erde**, **Freude** und **Seite**, haben wir in der Bibl. bey mehr als einer Gelegenheit gesprochen.

Poetisches Magazin. Erster Band. Hamburg, bey Schröders Wittwe, 1776. 1 Alph. in 8.

Dieser neue Sammler ist doch ein rechter Corsar, der überall Beute macht, und auch das Elendeste nicht verschmäht. Unter die bekanntesten Gedichte von **Haller**, **Hagedorn**, **Kleist**, **Uz**, **Schiebler**, **Gleim** und andern, hat er jämmerliche Stücke mit aufgenommen, wenn gleich die Anzahl der guten vielleicht die schlechten überwieget. In **Gellerts Rynsolt und Lucia** (S. 49.) finden wir einige so abgeschmackte Veränderungen, daß wir eine Wunders wegen doch hersetzen, **Gellert** sagt:

O Danvelt, soll ich dich vom Tode nicht befreyn?

Dafür steht S. 50.:

O, mein Mann, soll ich dich vom Tode nicht befreyn?

Der

Der wahre Johann Balhorn! Keine Ohren zu haben, und verbessern zu wollen! Gut, daß es, so viel wir sehen, sich an mehr Stücke nicht gewagt hat. Kein Vorbericht sagt uns die Absicht und den Nutzen dieses Magazins, auch fehlen die Namen der Verfasser bey allen Gedichten. Wer mag wohl die frommen Wünsche S. 353. gemacht haben, wo es heißt:

Es muß Herr Flackus an der Spree
Nicht mehr horazisch rasen,
Noch der Mamsell Calliope,
In ihre Tuba blasen.
Madame Sappho in Berlin
Ist schon zu alt zum Singen:
Sie wird, da ihr die Musen fliehn,
Nie Kränze mehr erringen.

Dies feine Produkt ist mir bis dato noch unbekannt gewesen! — Von etwan gleichem Werthe ist auch folgendes Werk:

Dritte Sammlung kürzerer Gedichte, meist aus Deutschlands Originaldichtern. Die zweyte Fortsetzung jener von Michael Denis, u. s. w. Augsburg, bey Wolf. 1776. 348 Seiten in 8.

Wie kömmt Lichtwers Recht der Vernunft, und Sannazars (schlecht übersetztes) Gedicht de partu Virginis, unter die kürzern Gedichte? Wie sonderbar ist der ganze Titel, der verführen könnte, zu glauben, als wenn auch diese Sammlung von Denis veranstaltet worden. Was sollen alle die Anthologien ohne Ende und ohne Plan, aus Dichtern, die in Jedermanns Händen und überall zu haben sind? Was soll die Spreu unter dem Korn?

Jk.

Der Parnaß. Ein Schauspiel im neuesten Geschmack. — Frankf. u. Leipz. 1776. 6½ Bogen in 8.

Vielmehr ein Schauspiel über den
im neuesten Geschmack. Der Verf
gehabt zu haben, dem neuen einger
gellosigkeit in der dramatischen

gorische Dichtung, deren er sich dazu bedient, ist nichts weniger als neu. Apoll läßt alle Dichter vom Merkur auf den Parnaß zusammenberufen, um ihre Beschwerden vorzutragen. Bey dieser Gelegenheit ließ sich nun freylich bald diesem, bald jenem, mancher satyrischer Zug in den Mund legen. Aber freylich ist es so gar leicht nicht, zu allegorisiren, zu satirisiren, zu dramatisiren; und unserm Bedünken nach, ist das alles dreyes dem Verf. dieses Schauspiels verunglückt. Selten spricht die Person, die er reden läßt, ihrem Charakter gemäß; und überhaupt ist das ganze Ding so voller Anachronismen, daß man gar nicht weiß, in welchem Zeitalter man lebt. Denn allen Dichtern im Schattenreiche Kenntniß der neuern Zeit beyzulegen, läßt man noch hingehen, und ist es aus ähnlichen Dichtungen schon gewohnt; aber weit anstößiger kömmt es uns vor, wenn unlängst verstorbene Dichter, wie hier Rabener und Gellert, von der kurz auf ihre Zeit erfolgten Periode des Geschmacks, als von ihnen erlebt, reden. Der erstere dieser beyden guten Männer muß sich seltsame Dinge in den Mund legen lassen, und spricht mehrentheils eine so buntscheckige Sprache, als er sie immer einen Pedanten hätte reden lassen können. Auch Horaz, der das ganze Stück mit seinem Präceptoriren, wie Hanswurst ein Possenspiel mit Zoten, durchspickt, ist unleidlich. Die Reden Milton's, Shakespear's, u. a. schmecken nach klarem Gottschedianismus. Kurz, des V. Satyre muß ganz gewiß ihre Wirkung verfehlen, weil er selbst seines Zwecks, eine Satyre zu schreiben, verfehlt hat. Feiner und richtiger Geschmack wäre doch wohl die nothwendigste Eigenschaft, die derjenige haben müßte, der sich zum Geschmacksverbesserer aufwirft.

Lucilie und Cleon, oder die geprüfte Liebe. Eine Operette in zween Aufzügen. Von dem Verf. der neuen Deutschheit. Göttingen, bey Rosenbusch. 1776. 3 $\frac{1}{4}$ Bogen in 8.

Diese Operette ist ganz in Versen, mit Arien und gereimten Recitativen. Die Entschuldigung, die der Verf. für sich anführt, daß er nicht nur durch das französische Original, welches, wenn wir nicht irren, Marmontel's Lucile ist, und durch die Musik, vermuthlich von Grétry, der er seine Verse unterlegte, eingeschränkt, und zu manchen min-

der

der freyen Wendungen genöthigt wurde, muß ihm allerdings zu statten kommen. Auch ist er eben daher nicht wegen der Unnatürlichkeit des Plans und der Entwickelung dieser Operette in Anspruch zu nehmen, deren ganze Gattung heutiges Tages nicht viel Glück macht. Denn sowohl die Maschinen aus der Feenwelt, als die wimmernden, schmachtenden Ergießungen arkadischer Zärtlichkeit sind zu verbraucht, und zu wenig interessant. Einige fehlerhafte Reime, als S. 15. glücklich mit unaussprechlich, und S. 37. ihm mit fliehn, hätten nicht stehen bleiben sollen.

Adelstan und Röschen. Ein Trauerspiel mit Gesang. Von Schink. Berlin, bey Himburg. 1776. 2½ Bogen in 8.

Rosalia. Ein Nachspiel mit Arien, von Schink. Gotha, bey Ettinger. 1777. 2½ Bogen in 8.

Was wir bisher von diesem Verfasser gesehen haben, verräth mehr Trieb als Beruf zur dramatischen Poesie; mehr schwindelnde, ungezähmte Phantasie, als wirkliche Geisteskraft; mehr überspanntes als wahres inniges Gefühl. An Bildung und Kultur scheint es ihm noch sehr zu fehlen. Seine Stücke sind daher weder nach den Regeln der Kunst zu beurtheilen, noch so beschaffen, daß man ihn, überwiegender Schönheiten halber, von der Befolgung dieser Regeln lossprechen könnte. Zu dem ersten der beyden angezeigten kleinen Schauspiele, ist der Stoff aus einer bekannten und schönen Ballade von Hölty, im Göttingischen Musenalmanach, entlehnt; aber der Versuch, solch ein einfaches Subjekt, das eben durch seine Einfachheit und durch den natürlichen Ton der Erzählung gefiel, in Scenen zu bringen, in zwey Aufzüge auszudehnen, worinn am Ende doch wenig Handlung, und fast lauter Deklamation ist; war zu mißlich, um diesem Verf. gelingen zu können. Und noch weniger konnte ihm dieser Versuch bey einer so übereilten Ausführung gelingen, die er selbst in der vorangesetzten Zuschrift an seine Schwester gesteht: „Du „weißt's, wie's entstand. Zwey glückliche Morgen, da war „es fertig, und so wie's da stand, blieb's. Ganz erster „Wurf, keine Zeile, kein Wort geändert.“ Der zweyte Wurf dieses Schauspiels, fürchten wir, wird unters Maku-

latur seyn; wiewohl sich der Verf. am Ende dieser Zuschrift der Thränen seiner Schwester und aller empfindenden Seelen getröstet, die seine Vergötterung seyn sollen. — Das Nachspiel, Rosalia, ist eben so unbedeutend, von gemeiner Erfindung und Ausführung, aber wieder mit vieler seynsollenden Empfindsamkeit und falschem Pathos ausstaffirt. Wir fanden uns, während der Durchlesung beyder Stücke in eine ganz fremde Welt versetzt, deren wirkliches Daseyn wir eben nicht wünschen möchten.

Der Herzog von Danzig, oder die Rache für einen Vater. Ein Trauerspiel, aus dem Englischen. Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben. 1776. 10 Bogen in 8.

Der Uebersetzer wurde, nach seiner Erklärung im Vorbericht, durch die sonderbare Geschichte dieses Trauerspiels bewogen, es zu verdeutschen; und er glaubt, es werde zu einer Zeit, da die Stadt Danzig ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der politischen Welt ist, nicht ganz unwillkommen seyn. Aber freylich ist die Stadt Danzig wenig dabey interessirt, und es läßt sich der eigentliche Zeitpunkt der Handlung, welche darinn zum Grunde liegt, eben so wenig bestimmen, als die eigentliche Person des Herzogs von Preussen, aus dessen Geschichte es genommen ist, folglich auch nicht die Gränze des Wahren und Erdichteten in dieser Geschichte. Das Original dieses Trauerspiels ist, eben diesem Vorberichte zufolge, von einem Ungenannten, und hat den Titel: *The Dan- zike-Duke, or a Revenge for a father*; die zweyte Auflage desselben kam 1634. zu London heraus, wobey auf dem Titelblatte mit angeführt ist, daß es zu unterschiedenenmalen Drurylane mit großem Beyfall sey aufgeführt worden. Weder beym Langbaine, noch in dem sonst sehr vollständigen *Companion to the Play-house*, finden wir dies Trauerspiel angeführt; wir lassen also dahingestellt, ob es wirklich englisches Schauspiel ist, oder ob dieses nur ein Vorgeben des Verf.

Es ist nicht ganz verwerflich, ob es gleich, im Fall es englisch ist, nicht aus den Zeiten der bessern Manier, sondern des gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr entarteten Geschmacks der Englischen Schaubühne ist. Sowohl in den Handlungen, die fast alle auf Mord und Vergiftung hinaus-

hinauslaufen, als in den Reden und Charakteren, ist viel unnatürliches; indeß glauben wir, daß dieses Stück zu unsern Zeiten am ersten sein Glück machen kann, die, in Ansehung des theatralischen Geschmacks bey uns Deutschen, jener gedachten Periode bey den Engländern ziemlich ähnlich sind.

Sophonisbe. Ein musikalisches Drama, mit historischem Prolog und Chören, von A. G. Meißner. Leipzig, bey Dyk. 1776. 2 Bogen in 8.

In dem Vorberichte redet der Verf. den Prologen der Alten das Wort, und zieht sie den bey den Neuern gewöhnlichen Expositionen des Subjekts, in den ersten Scenen eines Schauspiels, vor. Freylich haben diese letztern für den dramatischen Dichter ungleich mehr Schwierigkeit; aber auch unstreitig, wenn sie geschickt ausgeführt sind, ungleich mehr Verdienst. Ungereimt werden sie allerdings, wenn sie, wie in vielen französischen Schauspielen, bloß in Erzählung bestehen; aber selbst in diesem Falle scheinen sie uns nur eine andere Form, und nichts widersinnigers zu haben, als die Prologen der Alten. Bey derjenigen Gattung von Schauspielen, wozu das gegenwärtige gehört, scheinen dergleichen Prologen indeß eher statt zu finden, weil der Dichter weniger Personen, Mittel, und Muße hat, um den Leser oder Zuschauer von der Fabel seines Stücks zu unterrichten. Aber wir gestehen, daß uns diese ganze Gattung nicht recht gefallen will, weder in Betracht der poetischen, noch der musikalischen Behandlungsart. Die Ursache, warum sie bisher unter uns ihr Glück gemacht haben, liegt wohl vornemlich in der zufälligen Vorzüglichkeit der Dichter und Componisten, die sich ihrer Bearbeitung bisher unterzogen haben, und in den Verdiensten derjenigen Schauspielerinnen, welche die Rollen der Ariadne, Medea, und Prokris so glücklich auszuführen wußten. Das gegenwärtige Schauspiel ist kein bloßes Monodrama; sondern unter mehrere Personen vertheilt; obgleich Sophonisbe doch immer vor den übrigen sehr hervorsticht, und die einzige Person ist, welche an der Haupthandlung unmittelbar Theil nimmt. Uebrigens merkt man es zu sehr, daß diese Handlung, die auch schon von mehrern Dichtern in ein förmliches Trauerspiel gebracht worden, hier zu enge zusammengezogen ist, und folglich auch die Wirkung nicht hervorbringen kann, die sie, bey weiterer Ausbildung, allerdings

lerdings hervorzubringen fähig ist, wäre auch wirklich Prosa und Poesie schöner und stärker, als wir sie hier gefunden haben.

Mo.

Der Vater der Gläubigen. Ein religiöses Drama. Zürich, bey Orell. 1778. gr. 8.

Dieses Stück ist von Bodmer. Dies ist genug gesagt. Man kennt die Manier, die dieser, um unsere Literatur so hochverdiente Greis in seinen dramatischen Stücken hat. Weiter darüber ein Wort zu sagen, wäre unnöthig.

Bm.

Launichte Erzählungen und Spiele. Paris, bey Durand dem Enkel, 1776. 9 Bogen, 8.

Der Uebersetzer, (denn die Stücke scheinen alle aus dem Französischen genommen zu seyn) tritt gleich mit einem unruhigen Gewissen auf, und fragt sich im Namen seiner Leser: „Was sollen denn diese Tändeleyen, diese Colifichets in „deutscher Sprache? Muß eben jedes fliegende Blatt, deren „in Paris mit jedem Morgen bey Dutzenden, wie die Blumen aus der Erde hervorwachsen, übersetzt werden?“ Er meynet aber, es sey nicht zu befürchten, daß es zu viel Brochürenschreiber gebe, so lange es noch eine so unzählige Menge Brochürenleser giebt. Freylich wird es an den erstern nicht mangeln, so lange der letztern so viel sind; aber darum sind jene doch nicht zu entschuldigen: denn sie unterhalten den verderbten Geschmack der letztern, und machen ihrer immer mehr. Am wenigsten sollte man uns die ausländischen Tändeleyen in deutscher Sprache vorlegen. Wer dergleichen Naschwerk ja haben muß, der läßt es sich doch lieber unmittelbar aus Paris kommen, und dem unfranzösischen Leser dient es gar nicht. Also hätte die gegenwärtige Sammlung auch wohl wegbleiben mögen. Sie enthält ein kleines Lustspiel, Nikas; eine schon lange bekannte Erzählung, Aline, Königin von Golkonde; noch eine kleine in Prose, und einige in ziemlichen Versen abgefaßte Erzählungen von der muthwilligen Art, an denen uns doch die Spitze etwas stumpf vorkömmt. Der Uebersetzer scheint zu nützlichern Arbeiten fähig zu seyn.

Neue

Neujahrsgeschenk für junge Leute zur Bildung des Verstandes und des Herzens, von einem zärtlichen Vater. Lübeck und Leipzig, bey Donatius. 1776. 16 B. 8.

Ein zärtlicher Vater könnte seinen Kindern wohl etwas besseres verehren, als eine Sammlung von Liebesgeschichten. Das Büchelchen hat noch einen Titel: der zärtliche Vater, eine Erzählung nach dem Englischen. Es ist eine Sammlung von kleinen Geschichten, welche eine Gesellschaft von jungen Leuten in dem Hause des zärtlichen Vaters sich einander erzählet. Sie sind nicht unmoralisch; aber auch zur Bildung des Herzens und des Verstandes nicht gemacht. Die Zärtlichkeit des Vaters scheint darinne zu bestehen, daß er seiner Tochter einen Bräutigam zuführet, und seinem Enkel bey dessen Geburt ein Geschenk von 2000 Louisdors macht.

Vermischte Aufsätze zum Vergnügen und Unterricht für Personen beyderley Geschlechts, von A. F. v. G. Wien, bey Weingand. Zwey Theile, jeder von 13 Bogen. 1776. 8.

Die Zuschrift an die Verwesung verräth einen zusammengestoppelten Witz. Ueberhaupt scheint die Sammlung meist Compilation zu seyn. Im ersten Theile kommt z. E. vor ein Stück aus Gellerts Lehrgedichte, der Christ; das bekannte Gedicht: Wo fliehst du hin aus meinem Herzen, o Kaltsinn, der es sonst bewacht! Wenn auch in dergleichen Sammlungen Uebersetzungen wegen der Schönheit des Originals oder öfterer aus Armuth aufzunehmen gestattet seyn mag: so ist es doch zu arg, seine eigene Landsleute zu plündern. Unter den Stücken dieser Sammlung finden sich zwar einige gute, wiewohl die meisten herzlich mittelmäßig sind; aber wir sehen gar nicht, was solcher Mischmasch von moralischen, satyrischen, witzigen, allegorischen Aufsätzen, Erzählungen, Anekdoten u. s. w. für Nutzen stiften soll. Leser, deren Magen keine nahrhafte Speise vertragen kann, damit zu füttern? So werden sie noch immer mehr verwöhnet. Oder zur Erholung von ernsthaften Arbeiten zu dienen? Dann müssen die Stücke aber sehr ausgesucht seyn.

In

In gegenwärtiger Sammlung kommen auch einige poetische Stücke vor, unter andern Uebersetzungen aus dem Horaz. Zur Probe mag folgende halbe Strophe dienen. (Hor. Carm. I, 4.)

Die Venus führt ein Chor von wunderschönen Frauen,
Bey hellem Mondenschein zum Tanz und Spielen an,
Die holden Grazien sind neben ihr zu schauen,
Die Nymphe siehet man auf diesem Freudenplan.

Diese Reime sind ja ärger, als ein Schulknabe sie seinem Rector bringen dürfte.

Kleine Lektüren. Breslau, 1776. bey Korn dem ältern. 1 Alph. 1 Bog. 8.

Was das wohl für Leute seyn mögen, die sich mit dem Zusammenschmieren solcher Sächelchen, wie auch diese Kleinigkeiten sind, beschäftigen? Könnten sie nicht mit ihren Händen, an Kopf ist hier nicht zu gedenken, etwas nützlicheres schaffen? Wer Alltagserzählungen noch nicht satt und müde ist, kann hier sich laben. Einige Todtengespräche bekommt er auch zu lesen, darunter ein anekdotisches (wie es der Verf. nennt,) zwischen Thamas Kouli-Kan, und der Prinzessin Al**, verwittweten Großfürstin von R**, welches wir dem neugierigen Leser besonders empfehlen.

Pz.

6. Weltweisheit.

Untersuchung über die moralischen Gesetze der Gesellschaft von Heinrich Home. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, bey Dyck, 1778 in 8 96 Seiten.

Der Ruhm des Verfassers dieser Untersuchung machte sie einer Uebersetzung würdig, wenn auch ihre innere Güte selbst es nicht so sehr nöthig machen sollte. Aus seinen Versuchen über die Kritik kennt man ihn als einen guten Beobachter; aber

aber selten als einen tiefen Philosophen. So wie er dort immer auf Grundtriebe und angebohrne Instincte kömmt, so sucht er auch hier die moralischen Gesetze der Gesellschaft, oder, genauer zu reden, die Gesetze des Naturrechts aus einem angebohrnen moralischen Gefühle abzuleiten. In England hat dieses Gefühl mehr Stück gemacht, als es nach dem bekannten Scharfsinne der Nation hätte machen sollen; um desto eher ist es begreiflich, wenn Philosophen, die mehr empfinden als denken, sich an dieses Gefühl allein halten. Neues von Wichtigkeit haben wir in dieser Abhandlung nicht gefunden, auch nicht einmal das schon Bekannte in einen lichtvollen Zusammenhang gebracht. Ueberhaupt ist methodisches Raisonnement unsers Verf. Sache nicht, und eben deswegen hat sein Leser oft Mühe abzusehen, wohin seine Betrachtungen eigentlich gehen sollen. Wie man vor verschiedenen Jahren zu mathematisch und systematisch war: so wird man jetzt fast allgemein zu unmethodisch und ästhetisch. Die Uebersetzung läßt sich zwar gut lesen; trägt aber dabey auch zu viele Merkmale von Eilfertigkeit an sich; z. B. die Giebeln eines Thurms (S. 5.) wird man schwerlich kennen. Manchmal werden Worte ganz gegen die Natur unserer Sprache versetzt: (S. 11.) eben so wenig ist ein Beweisgrund erst nöthig, daß, wenn einen Greis der Sohn, der in seinem Wohlstand ihm der Liebste war, in Armuth schmachten läßt, u. s. w. wir sagen: wenn der Sohn, der einem Greise in seinem Wohlstande der liebste war, ihn in Armuth schmachten läßt. S. 13. wie wir in der Folge sehen werden, daß einige Wirkungen für üble gehalten werden, wenn wir sie schon nicht mit Absicht unternommen, so werden wir gleichfalls sehen, daß die Handlungen doch, durch die dergleichen Wirkungen frey angebracht werden, man als unrecht ansieht; und gleich darauf: springe ich so, um meinen Freund nicht ertrinken zu lassen, in einen Fluß: so ist, komme ich auch schon zu spät, die Handlung demohnerachtet recht. Aehnliche Stellen finden sich mehrere: billig müßte der Uebersetzer noch einige Zeit deutsche Grammatik lernen, ehe er weiter fortführe, dem Publicum seine Arbeiten vorzulegen. An Druckfehlern fehlt es auch nicht, z. B. S. 17. steht zweymal Genuß für Genus; u. a. m. Wie getreu die Uebersetzung dem Originale ist, können wir, weil wir dieses nicht zur Hand haben, nicht bestimmen.

Da diese Abhandlung aus einem großen Werke entlehnt, und sonst noch bey uns nicht sehr bekannt ist; so wollen wir ihren

ren Innhalt etwas genauer durchgehen. Die Einleitung bestimmt die Handlungen, in welchen sich das Recht und Unrecht findet. Und dies sind bloß die, welche nach Absicht unternommen werden. Völlig bestimmt hätte es heißen sollen: Handlungen, welche mit Absicht und Ueberlegung unternommen werden können; denn wenn mir jemand aus Unachtsamkeit etwas mitnimmt: so hat er mir eben so gut Unrecht gethan, als ob er es mit Absicht gethan hätte, wenn er gleich an sich nicht schuldig und strafbar dabey ist. Das, was in diesen Handlungen recht und unrecht ist, gründet sich auf kurze Schlüsse, weil wir in jeder Wissenschaft gewisse Facta haben müssen, ehe wir schließen können: folglich hat auch die Moral ihre Axiomen und anschauliche Grundsätze, die nicht vom Raisonnement abhängen. (S. 6.) Dieser Beweis dürfte eine scharfe Prüfung wohl nicht aushalten; jede Wissenschaft hat zwar ihre Axiomen und Grundsätze; aber sie nimmt sie oft aus einer andern herüber; ferner ist es noch nicht ausgemacht, daß die Grundsätze jeder Wissenschaft an sich unbeweisbar seyn müssen; denn nicht alles evidente ist deswegen unfähig bewiesen zu werden, weil es evident ist.

Diese ersten Gründe der moralischen Wissenschaften nun findet der Verf. im moralischen Gefühle, von welchem das erste Kapitel handelt. Gleich der Anfang dieses Kap. ist entweder ohne Sinn übersetzt, oder ohne Sinn geschrieben. Wenn wir über die verschiedenen Abtheilungen der Wissenschaften nachdenken, heißt es: so sollte man glauben, daß unter allen Wesen uns Eins, so bekannt als die menschliche Natur sey. Was die Abtheilung der Wissenschaften zum Bekanntseyn der menschlichen Natur beyträgt, das mag ein Oedipus errathen. Der Mensch, fährt der Verf. fort, wird nicht durchgängig vom Eigennutze regiert; weil Großmuth, Wohlwollen, sich Achtung bey allen erwerbe; weil das Glück eines Menschen allen andern angenehm, sein Unglück hingegen unangenehm ist. Das Angenehme halten wir in allen Fällen für gut, das Unangenehme hingegen für übel; diese beyden Worte sind weiter keiner Erklärung fähig. Denn wir fordern keinen Beweis, daß es gut sey, andern wohl zu thun; übel, wenn der Sohn seinen alten Vater schmachten läßt, wenn jemand ein unschuldiges Frauenzimmer verführt, u. s. w. Jede mit Vorsatz hervorgebrachte angenehme Wirkung ist folglich gut, so wie jede mit Vorsatz hervorgebrachte unangenehme Wirkung übel ist. Die Handlung, durch die die erstere entsteht, nennen wir recht, so wie

wie die, welche die letztere hervorbringt, unrecht heißt. Daher sind rechte Handlungen angenehme, unrechte, unangenehme Handlungen. Rechte Handlungen sind solche, die wir thun und lassen können; unrechte aber solche, die wir nicht thun sollen; beydes schließt eine moralische Nothwendigkeit oder Pflicht in sich. Die Pflicht führt das Recht mit sich, denn wenn ich verbunden bin, eine gewisse Handlung vorzunehmen: so muß jemand seyn, der das Recht hat, sie von mir zu fordern. In Ansehung anderer sind unsere Handlungen entweder gerecht oder ungerecht; in Ansehung unserer selbst aber schicklich oder unschicklich. Da nun das moralische Gefühl die Eigenschaften des Guten und Uebeln in Wirkungen, und das Rechte und Unrechte in Handlungen wahrnimmt: so sieht man, daß dies der einzige Grundsatz der Moral ist, weil ohne dieses die Eigenschaften des Guten und Uebeln, des Rechten und Unrechten nicht zu erklären sind. Die Verschiedenheiten dieses Gefühls bey verschiedenen sind kein Beweis gegen seine Existenz, weil sie blos die Verschiedenheit des Grades der Cultur darthun. Auch in den äußern Sensationen sind bey verschiedenen Verschiedenheiten, darum bleiben sie doch Empfindungen. Die Endursache davon liegt offenbar darin, daß ohne solche angebohrne Grundregeln die menschliche Gesellschaft nothwendig zu Grunde gehen mußte.

Künstlich genug hat freylich der Verf. seine Schlüsse an einander gekettet; denn sobald es ausgemacht ist, daß alles, was recht ist, allemal angenehm; alles, was unrecht ist, allemal unangenehm ist: so hat das moralische Gefühl viel gewonnen. Da aber der Verf. selbst zugiebt, daß dies nicht allemal ist: so verliert der Satz dadurch schon sehr viel. Freylich will er nur bey kultivirten Menschen ein richtiges moralisches Gefühl zugeben; aber wie, wenn auch da eben die Verschiedenheit ist? Jemand am Leben strafen zu sehen, ist allemal den Kultivirten unangenehm, aber darum auch unrecht? Cicero war gewiß einer der kultivirtesten Menschen, und es war ihm angenehm, sich von den Partheyen bestechen zu lassen; war es darum recht? Will er dagegen die Ausflucht gebrauchen, daß nun das recht seyn soll, was allen Kultivirten angenehm ist: so wird er ein solch allgemein angenehmes unmöglich aufweisen können. Soll es das seyn, was die meisten Stimmen vor sich hat: so läßt sich dies wieder nicht ausmachen, weil eine solche Stimmensammlung unmöglich ist. Mit einem Worte, durch das Gefühl läßt sich kein einziger moralischer Satz

mit Zuverläſſigkeit ausmachen, weil man immer noch ein neues Criterium nöthig hat, um deſſen Güte und Richtigkeit zu beſtimmen. Und dann iſt auch dieſer Satz von dem Verf. zu unbeſtimmt vorgetragen, weil es der angenehmen Dinge vielerley giebt, und weil folglich einerley Sache zugleich angenehm und unangenehm ſeyn kann. So iſt es zugleich angenehm und unangenehm, dem gänzlich zu verzeihen, der uns ſehr ſtark beleidiget hat, weil auf der einen Seite die dadurch bewieſene Großmuth angenehm; die Unterdrückung alles Widerwillens und der Nachempfindung des erlittenen Unrechts auf der andern Seite unangenehm iſt. Auch darinn liegt noch ein übereilter Schluß des Verf., daß er alles, was angenehm oder unangenehm iſt, für aller weitern Erklärung unfähig hält. Freylich fordert der, der etwas angenehm findet, weiter keinen Beweis, daß es dies iſt: aber wenn nun zween eine Sache, der eine für angenehm, der andere für unangenehm erkennt; kann man da nicht fragen, wer hat das meiſte Recht? Kann man nicht auch ſelbſt bey der Senſation fragen: Worin liegt ihr angenehmes und unangenehmes? Die Frage iſt mehrmals aufgeworfen, und nur deswegen endlich bey Seite geſetzt, weil man befunden hat, daß ſie ſich nicht vollkommen befriedigend beantworten läßt. In der Unterſuchung der moraliſchen Empfindungen ſind wir noch ſo weit nicht gekommen; haben wir alſo ſchon Recht, von den Senſationen auf ſie zu ſchließen? Und wie wäre es, wenn nun alle moraliſchen Empfindungen ſich auf den Vortheil gründeten? Der Einwurf des Verf., daß der Menſch nicht gänzlich eigennützig iſt, iſt noch lange nicht genug bewieſen, um dem Intereſſe die Ausſchließung geben zu können. Wir ſehen wenigſtens nicht, warum nicht auch der Verf. an anderer wohlthätigen Handlungen deswegen Vergnügen finden kann, weil er fühlt, wie wohl ihm ſeyn würde, wenn alle Menſchen ſo wohlthätig wären, und wenn er ſelbſt im Stande wäre, gutes zu thun.

Im zweyten Kapitel leitet der Verf. die Naturgeſetze aus dem moraliſchen Gefühle ab, und zwar zuerſt die allgemeinen. Wir ſollen keinem Menſchen, weder innerlich noch äußerlich ſchaden, und uns lieber allem Ungemache, ja dem Tode ſelbſt unterwerfen, als einem Unſchuldigen Gewalt anthun. Zwar iſt es keinem verwehrt, im äußerſten Hunger Speiſe wegzunehmen, wo er ſie findet, u. ſ. w., weil man in dergleichen Fällen des Eigners Einwilligung vermuthen kann, wenn man ſich nur zum Erſatze verſteht, und weil dieſer mir als ſeinem

Boden

Nebengeschöpfe zu helfen verbunden ist. Auch innerlich darf man Niemand kränken: folglich ist der Ehebruch, welcher beyde Arten von Kränkungen in sich schließt, unerlaubt. Da wir einen Trieb zur Wahrhaftigkeit und andern auf ihr Wort zu glauben, besitzen: so dürfen wir auch Niemand durch falsche Berichte hintergehen. Das starke Verhältniß zwischen Eltern und Kindern macht ein wechselseitiges Wohlwollen zwischen ihnen, zu einer Pflicht, die keine Ausnahme leidet. Dank sind wir unsern Wohlthätern schuldig. Beystand im Unglück, sind wir im strengen Verstande, nur unsern nächsten Verwandten schuldig. Weil Verbindungen mehrerer Menschen sehr nützlich sind: so muß man auch die Bündnisse und Versprechungen erfüllen; so auch die bloßen mit Ueberlegung gethanen Zusagen, weil man sich übeln Nachreden aussetzt, wenn man es nicht thut.

Gegen diese Ableitung der Pflichten läßt sich mancherley erinnern, denn wie, wenn nun jemand sagte, ich empfinde nicht, daß es unangenehm ist, andern Unrecht zu thun; vielmehr scheint mir dies sehr angenehm, wenn Seeräuber, Straßenräuber, Eroberer, und wie sie weiter Namen haben mögen, sich sogar ihrer Fehler noch rühmen; was will man ihnen entgegensetzen? Daß sie unrecht empfinden? Dadurch lernt der Selbsüchtige nicht richtig sehen, daß man ihm zeigt, er sehe unrecht; dadurch kann man also auch einen solchen nicht zur Erkenntniß seiner Pflicht bringen, daß man ihm sagt, er fühle das nicht, was andere fühlen. Wie ferner der Verf. den Widerspruch zwischen der Pflicht, lieber den Tod auszustehen, als einem Unschuldigen Unrecht zu thun, und die Erlaubniß, in großem Hunger einem andern das Seinige zu nehmen, heben will, sehen wir nicht. Die Erlaubniß, auf die er sich beruft, ist weit entfernt, allemal da zu seyn, sehr oft gar nicht da; man giebt einem Dürftigen zwar etwas; aber selten so viel, als er gebraucht, seinen Hunger zu stillen. Da ferner allgemeines Wohlwollen nach dem Verf. keine Pflicht ist: so kann man es auch nicht jedem zur Pflicht machen, einem Hungrigen Brod zu geben, und auf diese Pflicht nicht die stillschweigende Einwilligung eines Jeden in das heimliche Entwenden bauen. Das moralische Gefühl scheint ein solches allgemeines Wohlwollen durchaus zu verlangen, weil jede wohlthätige Handlung nach ihm angenehm ist: bloß die Unmöglichkeit ihm zu folgen, veranlaßt den Verf., hier eine Ausnahme zu machen. Eben dadurch giebt er also zu, daß das moralische

Gefühl nicht allein die allgemeine Richtschnur unſerer Handlungen ſeyn kann. An Trieben fehlt es unſerm Verf. niemals, ſo oft er ſie zu ſeinem Syſtem nöthig hat. Den Trieb zur Wahrhaftigkeit, und andern auf ihr Wort zu glauben, hatte man ſonſt noch nicht gekannt. Allein auch er beweiſet nicht, daß dies wirkliche Triebe ſind; und auf ſein Wort allein wird man das ſchwerlich glauben. Eben ſo gut kann man einen Trieb zu lügen, und andern auf ihr Wort nicht zu glauben, annehmen, weil es, im Durchſchnitt genommen, mehrere Fälle giebt, wo die Menſchen lügen, und andern nicht trauen, als der entgegengeſetzte. Die Pflicht, ſein Wort zu halten, wird aus dem Nutzen abgeleitet, an ſtatt daß ſie ſich lediglich auf das moraliſche Gefühl gründen ſollte. Ueberhaupt ſieht man, daß ein auf bloße moraliſche Empfindung gebauetes Moralſyſtem durchaus unwirkſam bleiben muß. Die Moral ſoll uns nicht nur zeigen, was wir thun müſſen, ſondern uns auch die beſten Bewegungsgründe an die Hand geben, es gern zu thun. In dieſem Syſtem fallen ſie alle weg: denn ſagen, das iſt den angebohrnen Empfindungen gemäß oder nicht gemäß, wird den, der eine ſolche Empfindung nicht wirklich beſitzt, oder bey dem ſie durch entgegengeſetzte ſtärkere unterdrückt iſt, nicht bewegen, etwas zu thun oder zu laſſen. Man zeige ihm aber, daß ſein Urtheil, ſeine Zufriedenheit, ſein Glück davon abhängen: ſo wird dies einen ganz andern Eindruck machen. Zum Erkenntnißgrunde der Pflichten können dieſe Empfindungen eben ſo wenig dienen, eben weil ſie bey verſchiedenen ſo ſehr verſchieden ſind. Am allerwenigſten aber können ſie zum Principio des Naturrechts angenommen werden, weil die Rechte der Beſtrafung, der Wiedervergeltung, ſich auf ſie unmöglich gründen können. Denn daß es den moraliſchen Empfindungen gemäß iſt, ſein Wort zu halten; was giebt dies dem andern für ein Recht, die Erfüllung meines Verſprechens, oder richtiger zu reden, eines Vergleichs mit Gewalt von mir zu fordern? Aber wenn es ihm alles giebt: ſo erſtreckt ſich dies auf alle und jede Zuſagen, weil das moraliſche Gefühl jede Nichterfüllung ſeines Wortes mißbilligt: und wenn dies iſt, was werden wir denn für ein ſchönes Naturrecht bekommen? Noch weit weniger, als dies alles, können ſich die Rechte und Pflichten der Obrigkeiten und Unterthanen darauf gründen, da beyde nicht durch die Natur, ſondern durch bürgerliche Einrichtung das ſind, was ſie ſind. Oder man müßte etwa ſagen, daß es gebohrne, und von der Natur ſelbſt gemachte Obrigkeiten und Unterthanen giebt.

Gegen

Gegen den oben gemachten Einwurf, daß das moralische Gefühl kein hinlänglicher Bewegungsgrund zu Handlungen ist, sucht sich der Verf. auf folgende Art zu sichern: Das moralische Gefühl ist zwar ein vortrefflicher Wegweiser; allein es würde doch nichts ausrichten, wenn nicht eine große antreibende Kraft in unsere Natur gelegt wäre, die unsere Handlungen, seinen Aussprüchen gemäß, einrichtet. Diese Kraft liegt in den drey wichtigen Grundtrieben, für Pflicht, für freywilliges Wohlwollen und für Belohnungen und Strafen. Diese letztere besteht (Kap. 4.) darinn, daß wir von Natur geneigt sind, den Tugendhaften zu belohnen, und den Lasterhaften zu bestrafen. Eine Handlung, die in der Absicht, Unglück zu stiften, geschehen ist, erregt, da sie widrig ist, meine Ahndung, wenn ich übrigens mit dem Beleidigten gleich in keiner Verbindung stehe, und bey diesem Grundtriebe, der mich so stark auf die Bestrafung des Lasters, als auf die Belohnung der Tugend zu denken antreibt, muß ich durch Verachtung wenigstens, oder mit meinem Hasse doch den Verbrecher strafen. Schon ungleich empfindlicher aber wird eine jede Beleidigung, die mir selbst angethan ist. So geringe Strafen, wie Haß und Verachtung sind, befriedigen mich in dem Falle nicht; der Beleidiger muß da von meiner Hand, wenigstens eben so viel Uebel leiden, als ich durch ihn litt. Selbst das verborgendste Verbrechen entgeht seiner Strafe nicht: es wird durch das Gewissen bestraft.

Daß diese drey Grundtriebe willkürlich angenommen sind, sieht ein jeder leicht ein. Ein Wilder z. B. hat einen ganz andern Grundtrieb für Pflicht, als ein kultivirter Europäer; er glaubt durchaus, jede seinem Landsmanne von andern wiederfahrne Beleidigung rächen zu müssen, und kann sich nicht genugsam über die Europäische Kaltsinnigkeit in diesem Stücke wundern. Er glaubt es seinen abgelebten und zur Arbeit unfähigen Eltern schuldig zu seyn, sie je eher je lieber von den Beschwerlichkeiten des Lebens zu befreyen; der Europäer sieht dies als das schwärzeste Verbrechen an. Und welch eine ungereimte Fiktion ist nicht überdem dieser Trieb? Für eine unerkannte Pflicht kann kein Trieb seyn, der Trieb hängt folglich von der Erkenntniß ab, und doch soll er ein Grundtrieb seyn? Oder ist denn auch etwa die Erkenntniß aller Pflichten Grunderkenntniß? So wundert es uns sehr, daß wir noch keine bessere gründlichere Moral haben. Aber auch selbst dieser Grund-

trieb, wie ohnmächtig ist er nicht? Wie mancher hält nicht vieles recht sehr für seine Pflicht, und thut es doch nicht? Es werden wenig Menschen seyn, die von sich sagen können, daß sie das alles, was sie als ihre Pflicht erkennen, richtig ausüben. Wie wunderlich würde es nicht endlich klingen, wenn man in der Sittenlehre zu einem Unmäßigen so sagen wollte: Sey mäßig, denn du hast ein moralisches Gefühl, daß die Mäßigkeit gut ist; dein Grundtrieb für Pflicht, für Belohnungen und Strafen, muß dich bewegen, alles Uebermaaß zu meiden. Würde man dadurch wohl einen einzigen Unmäßigen mäßig machen können? Der Grundtrieb, zu belohnen und zu strafen, würde vollends, wenn man ihm zu folgen zur Pflicht machte, alle Gesellschaft zerstöhren. Nach ihm müßten wir das Recht haben, auch jedes unanständige, uns beleidigend scheinende Wort auf der Stelle zu strafen, und wenn wir dies nicht mit Worten könnten, es mit den Händen zu thun. Und wie ungereimt würden nicht diese Strafgesetze werden, wenn sich das Recht zu strafen, auf die Empfindung des Beleidigten gründete?

Das moralische Gefühl, fährt der Verf. (K. 1.) fort, oder das Gewissen verbindet uns bey jeder schuldigen Handlung, so wie bey jeder schuldigen Unterlassung, den Schaden, den wir dadurch thaten, zu ersetzen. Darauf gründet sich die Wiedererpressung des Unrechts, und die Wiedererstattung des Schadens, den einer durch ein Unrecht erlitte. Ohne Geldersatz triebe uns nichts als der Trieb unsers Gewissens an, schuldige Unterlassungen zu vermeiden; in Ansehung schuldiger Handlungen aber ist die Nothwendigkeit des Geldersatzes noch weit einleuchtender: denn das Gewissen würde ohne die Verordnung von der Wiedererstattung selten mächtig genug seyn, uns selbst da, wo wir die Möglichkeit des Schadens voraussehen, und noch weniger, wo dieses nicht ist, von hitzigen und unvorsichtigen Handlungen abzuhalten. Hier weicht der Verf. von seinem Systeme sehr merklich ab: denn hier gründet er das Recht eines andern, eine Wiedererſetzung von uns zu erpressen, nicht auf das moralische Gefühl selbst, sondern auf seinen Mangel an hinlänglicher Stärke. Wäre er in diese Materie tiefer eingedrungen, so hätte er gewahr werden müssen, daß er alle Zwangsgesetze des Naturrechts hierauf hätte bauen müssen, daß folglich sein moralisches Gefühl bey weitem nicht zureicht, die strengen Gesetze des Naturrechts darzuthun. Aber auch selbst die Pflicht der Wiedererstattung, oder das Recht

eines

eines andern, sie von mir zu fordern, gründet sich nicht auf das moralische Gefühl. Denn dadurch, daß ich glaube schuldig zu seyn, etwas zu thun, bekömmt der andere noch kein Recht, es von mir zu fordern. Nach dem moralischen Gefühle sind wir schuldig, empfangene Wohlthaten, so viel wir können, zu erwiedern; aber dadurch erhält noch der Wohlthäter kein Recht diese Ersetzung zu fordern, viel weniger zu erzwingen.

Im letzten Hauptstücke wird von den Endursachen der Gesetze der Gesellschaft gehandelt, und der Verf. findet hier, wie natürlich, die moralischen Empfindungen mit dem Wohle der Gesellschaft sehr übereinstimmend. Ehe er aber den Ausspruch thut, daß sie zum Besten der Gesellschaft in uns gelegt sind, hätte er billig vorher die Frage gehörig entscheiden müssen, ob sie nicht aus der Einrichtung der Gesellschaft entsprungen sind? Und hier würden ihm die Erfahrungen, daß das türkische, und so vieler anderer Nationen, Naturrecht und Gewissen, in Ansehung der Polygamie, ganz anders spricht, als das unsrige; daß der Wilde sich kein Gewissen daraus macht, seinen gefangenen Feind zu verzehren, und eine große Anzahl anderer Erfahrungen mehr, die er aus seiner eigenen Geschichte der Menschheit hätte hernehmen können, deutlich bewiesen haben, daß es größtentheils vom Grade der Kultur abhängt, und also erst aus den gesellschaftlichen Einrichtungen entstanden ist. Die Schriftsteller, die so viel von Endursachen reden, geben sich nie die Mühe, vorher zu untersuchen, ob daß, was sie eine Endursache nennen, nicht vielmehr eine wirkende Ursache ist, und nehmen daher ohne nöthige Vorsicht alles, was mit gewissen Phänomenen vortrefflich zusammenstimmt, für Endursachen an. Sehr natürlich findet er auch hier die Vernunft sehr unzureichend, unsere moralische Führerinn zu seyn, weil sie zu ungleich unter die Menschen vertheilt ist; (ist dies nicht auch das moralische Gefühl?) weil sie zu schwach ist, den Leidenschaften zu widerstehen, (sind das nicht auch die moralischen Empfindungen?) Beyde Vorwürfe zusammen treffen die Vernunft nicht, weil die Gesetze des Naturrechts sehr simpel und einleuchtend sind; weil sie nothwendig in jeder Gesellschaft beobachtet werden müssen; weil folglich ihre allgemeine und durchgängige Autorität das Raisonniren über sie, und das Erfinden derselben jedem einzelnen Mitgliede erspart, weil sie ferner von Jugend auf jedem Mitgliede der Gesellschaft eingeprägt und dadurch zur Gewohnheit werden; weil endlich die darauf gesetzten Belohnungen und Strafen nach des Verf. eigenem

genem Geständniß stärker wirke, als das Gewissen. Ueber die Theorie dieser Gesetze, und über einige einzelne Puncte, sind freylich die Philosophen noch nicht einig; darinn aber kommen doch alle überein, daß sie jeder Gesellschaft wesentlich und unumgänglich nothwendig sind, und daß die meisten besondern Gesetze als solche gelten müssen, sie mogen nun aus einem Grunde hergeleitet werden, welchen sie wollen. So also, dünkt uns, ist die Vernunft verbunden mit jugendlichen Gewohnheiten, mit Strafen für die Uebertreter, eine weit sichere Führerinn, als jenes dunkle, schwankende und unsichere moralische Gefühl.

Va.

Malebranche von der Wahrheit, oder von der Natur des menschlichen Geistes, und dem Gebrauche seiner Fähigkeiten, um Irrthümer in Wissenschaften zu vermeiden; sechs Bücher, aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen herausgegeben von einem Liebhaber der Weltweisheit. Erster Band, enthält die zwey ersten Bücher. Halle bey Hendel. 1776. 8. 25½ B.

— Zweyter Band, enthält das dritte und vierte Buch, ebend. 1777. 8. 26 Bogen.

— Dritter Band, enthält das fünfte und sechste Buch. 1778. 8. 31 Bogen.

Man könnte den Gedanken, das Werk des Malebranche zu übersetzen und mit Anmerkungen herauszugeben, gelten lassen, wenn man es dazu thäte, um den Anfänger in den philosophischen Wissenschaften, durch dieses Vorzimmer der wahren Philosophie, wie Leibnitz die Kartesianische Philosophie zu nennen pflegte, in ihr inneres Heiligthum zu leiten. Allein dann müßte die Uebersetzung auch sehr genau, und die Anmerkungen wohlgewählt seyn. Daß die Uebersetzung an manchen Stellen ganz unrichtig sey, wird man bald inne, wenn man nur etwas in dem Buche blättert, und dann auf Sätze stößt, die gar keinen Sinn haben. So heißt es z. B. (S. 11. des I. Th.) in der Uebersetzung: „Daraus kann

„man

„man mit leichter Mühe den Schluß machen, daß, wenn „auch die natürlichen Neigungen willkührlich können genannt „werden, sie doch von der **Freyheit des Gleichgültigen**, „von der ich eben rede, **nicht ganz unabhängig** sind, „nämlich zu wollen und nicht zu wollen, den Neigungen der „Natur zu widersprechen, ihnen nicht zu folgen, wohin sie „uns führen wollen.“ Wenn die natürlichen Neigungen von der Freyheit des Gleichgültigen nicht unabhängig seyn sollen, so müssen sie freylich willkührlich seyn, d. i. wir müssen dabey unserm Belieben folgen können; denn wenn man das **Größere** von ihnen sagen kann: so muß man auch das **Geringere** von ihnen sagen können. Wie konnte denn **Malebranche** schreiben: ob man **gleich** das Geringere von ihnen sage, so kann man doch auch das Größere von ihnen sagen? Vielleicht hat Malebranche geschrieben: so kann man doch **nicht** das Größere von ihnen sagen, nämlich: sie haben **nicht** das, was er **Freyheit des Gleichgültigen** (liberté d'indifference) nennt, und was wir schlechtweg **Freyheit** nennen würden. Wir sahen zu; und es war so. Im Texte steht: D'où il est facile de reconnoître, que quoique les inclinations naturelles soient volontaires, elles ne sont toutefois pas LIBRES *de la liberté d'indifference*; d. i. sie sind nicht im eigentlichen Verstande **frey**, oder nach M. sie haben nicht die **Freyheit der Gleichgültigkeit**. Der Uebersetzer hat also den Idiotismus der französischen Sprache nicht gekannt, da sie durch ein speciellee Nennwort im Genitiv das generische Beywort genauer bestimmen, c'est necessaire d'une necessité absolue; er hat also libres durch unabhängig übersetzt, da es doch **frey** heißen muß und das folgende die Erklärung davon ist, welche Freyheit man meyne. Wir sind hier etwas weitläuftig gewesen, um uns verständlich zu machen. Dem Uebersetzer sind schon von andern ähnliche Unrichtigkeiten gezeigt worden, und er ist in der Vorrede zum zweyten Theile sehr empfindlich darüber. Um also zum Voraus dem Vorwurfe zuvor zu kommen, als verdienten wir das alles auch, was er seinem Kunstrichter theils selbst in einer lustigseynsollenden Laune sagt, theils von seinen Freunden sagen läßt: so haben wir lieber zu **deutlich** seyn wollen. Dies eine Beyspiel kann nun schon lehren, daß man die Uebersetzung mit Mißtrauen lesen müsse. Im Vorbeygehen bemerken wir noch, daß der U. das, was Malebranche von der verschiedenen Art der Perceptionen sagt, ganz und gar nicht

verſtanden hat. M. ſagt: „Eben ſo kann man ſagen, daß „die Perceptionen, welche die Seele von den Ideen (nämlich „als Objekte betrachtet) hat, von zweyerley Art ſind. „Die erſten, die man reine Perceptionen (die Notionen „nach Leibnitzens Sprachgebrauch) nennen kann, berühren, „ſo zu ſagen, nur die Oberfläche der Seele; ſie durchdringen „und modificiren ſie nicht merklich. u. ſ. w.“ Statt deſſen hat der Ueberſetzer: „Eben ſo kann man zwey beſondere Arten der Begriffe (perceptions ſind nicht Begriffe. Das andere Membrum diuiſionis, welches Empfindungen iſt, zeigt es noch mehr, daß Begriffe hier das unrechte Wort iſt.) „in der Seele feſtſetzen, ſolche, die ich Begriffe ſchlechtweg“ (dieſes ſchlechtweg iſt überflüßig, die zweyte Art nennt der U. Empfindung, ſonſt müßte er dieſe zweyte Art: Begriffe in einem gewiſſen Verſtande nennen, um ſie den Begriffen ſchlechtweg, zu contradiſtinguiren.) „nennen möch„te, weil“ (iſt nicht im Texte, und der Philoſoph Malebranche hat ſich wohl gehütet, hier von Rationalverbindung zu reden) „weil ſie gleichſam nur die Oberfläche der Seele berühren, „ihre Wirkſamkeit nicht ganz auffordern, und ihre Empfind„ſamkeit“ (hier iſt noch dazu das neumodiſche Wort Empfindſamkeit an einem unglücklichen Orte, wohin blos Empfindlichkeit gehört hätte) „in keine Bewegung ſetzen u. ſ. w.“ Hier iſt der Text: On peut dire de même, que les *perceptions* que l'Ame a des Idées, ſont de deux ſortes. La prémiere, que l'on appelle des *perceptions pures*, ſont, pour ainſi dire, ſuperficielles à l'Ame; elles ne la penetrent et ne la *modifient* pas *ſenſiblement*. Bey der Ueberſetzung eines Philoſophen iſt es nöthig, ſich ſo genau an den Text zu halten, als es möglich iſt, zumal da, wo er definirt. Wie will man ſonſt ſeine Kunſtſprache kennen lernen, und muß man die nicht kennen, um mit ihm zu denken?

Die Anmerkungen ſind nicht ſo beſchaffen, wie ſie es, unſern Einſichten nach, ſeyn ſollten. Es giebt ihrer wenig wichtige, und zum Zwecke zielende. Am liebſten hätten wir ſie vor oder hinter jedes Hauptſtück gewünſcht, um ihm entweder zu einer Einleitung oder zu einer Zugabe zu dienen, worin man dem Anfänger zeigte, wie weit man jetzt über die Materie gekommen, und wie das, was M. darin geleiſtet, zu den folgenden Fortſchritten geführet, wieſern es noch brauchbar ſey, oder wieſern es Berichtigung bedürfe. Allein das findet man nun nicht in ihnen; vielmehr dienen ſie nicht ſelten dem Anfän-

ger

ger zu verwirren. So ſagt der U. in der Anmerkung S. 33. des 2ten Th. bey Gelegenheit des Beweiſes vom Daſeyn Gottes aus dem Begriffe des vollkommenſten Weſens: „Mit dem „Beweiſe wäre man alſo fertig. Aber wenn nun bey dieſem „Nachdenken gewiſſe Realitäten in dieſem Ente perfectiſſimo „ſich widerſprechen ſollten?“ Freylich! wenn ſich Realitäten widerſprechen können, ſo iſt kein allervollkommenſtes Weſen wirklich; — allein ſo iſt auch keines möglich, und die Wirklichkeit deſſelben kann durch keinen andern Beweis — ſey er a priori oder a poſteriori dargethan werden. Hat der H. U. wohl bedacht, was er geſchrieben hat? Aber der Widerſpruch, den er anführt, kann auch nur bey einem ganz ſorgloſen oder ſeichten Denker ein Widerſpruch ſeyn. Denn er iſt folgender: „Z. B. (fährt der H. U. fort) „Gott iſt, vermöge „der Idee von einem unendlich vollkommenen Dinge nothwendig und unveränderlich. Folglich muß keine Succeſſion in „ſeinen Vorſtellungen ſeyn — aber doch muß er ſich den geſtrigen Tag, als Geſtern, und nicht als den heutigen vorgeſtellt „haben. Wie reimt ſich das mit der Unveränderlichkeit zuſammen?“ — Es müßte ein Unglück ſeyn, wenn ſich gegen eine Wahrheit, die ſo gut a priori zu beweiſen iſt, daß ſie nahe an ein ſelbſtevidentes Axiom gränzt, gegen die Wahrheit: unter Realitäten kann kein Widerſpruch ſeyn, eine wahre Inſtanz vorbringen ließe. Allein die Inſtanz des U. beruhet auf einem Mißverſtande, über den ſich der Philoſoph Malebranche ſchämen würde, wenn er ihn unter ſeinem Texte leſen könnte. Iſt es denn einerley, daß ſich das vollkommenſte Weſen den Heutigen als heute, den Geſtrigen als geſtern vorſtellt, und daß es ſich an dem Heutigen etwas vorſtellt, daß es ſich an dem Geſtrigen noch nicht vorſtellte. Nur das Letztere iſt gegen die Unveränderlichkeit.

6. Mathematik.

Mathematiſches Lehrbuch. Erſter Theil, welcher die Rechenkunſt, Geometrie, gemeine Trigonometrie, Feldmeßkunſt und Nivellirkunſt enthält. Berlin, bey Nicolai, 1778. Erſtes Stück, 8 Bogen.

Bogen. Zweytes Stück, 9 Bogen. 8. 9 Kupfertafeln.

Der Verfaſſer dieſes Lehrbuches iſt Hr. Konyer, Lehrer an dem Joachimsthaliſchen Gymnaſio zu Berlin, der es zunächſt zum Gebrauche bey ſeinem Unterricht aufgeſetzt hat. Es iſt ſeinem Zwecke ſehr wohl angemeſſen. Ohne ſich auf eine künſtliche und haarſcharfe Theorie einzulaſſen, trägt der V. die Lehren der gemeinen Rechenkunſt und Geometrie, vollſtändig und gründlich genug, mit beſtändiger Rückſicht auf die Anwendung, vor. So ſehr wir für die Schärfe in den Anfangsgründen ſind, theils wegen der Sachen ſelbſt, theils wegen der Uebung des Verſtandes, die der Schüler erhalten ſoll; ſo ſcheint es doch, daß bey einem gemiſchten Haufen, wie auf Schulen und Univerſitäten, etwas von der Strenge nachgelaſſen werden müſſe. Viele werden durch die Strenge, die ihre Geduld ermüdet, und ihnen wohl gar Affectation ſcheint, abgeſchreckt; auch darf man es mit ihnen ſo genau nicht nehmen, weil ſie die Mathematik nur zum praktiſchen Gebrauch lernen. Die guten Köpfe können für ſich die Wiſſenſchaft ſtrenger ſtudiren, wozu ihnen der Lehrer zum voraus behülflich ſeyn kann, wenn er zeigt, wo eine größere Schärfe nöthig gethan hätte. Unſer Verfaſſer ſcheint den Mittelweg zwiſchen der ſtrengen Theorie und der handwerksmäßigen Praxis gut getroffen zu haben, ſo daß wir glauben, ſein Buch könne nicht allein auf Gymnaſien, denen es ſehr zu empfehlen iſt, ſondern auch auf Univerſitäten nützlich gebraucht werden. In der Arithmetik gründen ſich ſeine Beweiſe blos auf die Induction, auf die Betrachtung einzelner Fälle. Deſto leichter wird es einem Lehrer ſeyn, wenn er es gut findet, darauf allgemeine Beweiſe zu bauen. Die Lehre von der Proportion iſt zum praktiſchen Gebrauch recht gut abgehandelt, auch die Rechnung bey zuſammengeſetzten Verhältniſſen wohl erläutert, ſo, daß man ſieht, der V. habe eine gründliche Theorie inne, in der er beſonders Segnern zu folgen ſcheint. So trägt er auch die Lehre von der arithmetiſchen und geometriſchen Progreſſion nebſt der Theorie der Logarithmen bloß durch Exempel vor, wiewohl wir doch glauben, daß die Summirung der Reihen durch Hülfe der Buchſtabenrechnung viel leichter geworden wäre. Der V hat noch Vorübungen der Algebra, welche die Buchſtabenrechnung und die Gleichungen von

den

den beyden ersten Graden enthalten, beygefügt. Dieſes iſt ſehr zu billigen, und der V. hat es auf eine Art gethan, die der Algebra Liebhaber verſchaffen kann, da er bloß durch Exempel lehrt. In der Geometrie hat ſein Vortrag viel ähnliches mit dem Segneriſchen. Er hat die Geometrie in Kapitel getheilt, 1) von den Linien und Winkeln überhaupt; 2) von den Seiten und Winkeln der geradlinichten Figuren, 3) von den geraden Linien und Winkeln am Kreiſe, 4) von der Aehnlichkeit geradlinichter Figuren, und den Proportionallinien, 5) von dem Längemaaße, 6) von Dreyecken und Parallelogrammen, 7) vom Kreiſe, 8) Vergleichung ähnlicher Figuren, 9) Eintheilung und Verwandlung der Figuren, 10) Berechnung der Figuren. Hierauf folgt die Stereometrie, die gemeine Trigonometrie, das nöthigſte vom Feldmeſſen, und das Nivelliren ſehr kurz. Die Abhandlung der Geometrie nach gewiſſen Rubriken, ob ſie gleich der ſel. Segner auch beliebt hat, hat nach des Rec. Meynung, ihre großen Unbequemlichkeiten, der anſcheinenden Ordnung ungeachtet. Die Schärfe und Genauigkeit, beſonders bey Auflöſung der Aufgaben, leidet zu ſehr. Man kann nicht umhin, manches vorauszuſetzen, welches, wie es gemacht wird, erſt in der Folge ſich zeigt. Will man ja in der Planimetrie Rubriken machen, ſo mache man die drey, von der Gleichheit, von der Aehnlichkeit, von den Eigenſchaften des Kreiſes. Die erſte Rubrik wird das erſte Buch Euklides mit wenig Veränderungen enthalten müſſen. Die erſten Lehren der Geometrie können nicht genauer und deutlicher vorgetragen werden, als es da geſchehen iſt. Weil man inzwiſchen nicht fodern kann, daß alle Köpfe ſich in eine Form paſſen ſollen: ſo mag es nicht unbillig ſeyn, verſchiedene Anordnungen der geometriſchen Sätze zu verſuchen. Euklides bleibt doch der Schriftſteller, den man neben allen Neuern nicht entbehren kann, ſobald man die Geometrie ernſthaft ſtudiren will. Selbſt die Vergleichung anderer Methoden mit der ſeinigen kann eine gute Uebung des Verſtandes werden.

Der Vortrag unſers Verfaſſers iſt übrigens, bis auf einige Kleinigkeiten, ſehr gut, und kann zur Vorbereitung zum fernern Studium der Geometrie mit Nutzen dienen.

In der Arithmetik wäre hin und wieder zwar auch noch einiges zu verbeſſern, oder deutlicher zu machen. Doch iſt dieſes nichts von Wichtigkeit, und bey der Erklärung des Buches leicht zu ändern. Z. E. der Verfaſſer ſagt, der Bruch $\frac{4}{5}$ ſey

mit

mit Decimalbrüchen incommenſurabel, und unterſcheidet hernach incommenſurabel und irrational. Aber jener Bruch iſt allerdings mit jedem Decimalbruch commenſurabel, weil ſein Verhältniß zu ihm durch das Verhältniß zweyer ganzer Zahlen ausgedrückt werden kann. Incommenſurabel und irrational iſt im Grunde einerley, nur daß das erſtere bey Vergleichung einer Größe mit einer andern, das zweyte bey der Vergleichung mit der Einheit, gebraucht wird. In der Theorie der Logarithmen hätte der V. verſchiedenes leichter machen können, wenn er alles auf den Satz gegründet hätte, daß die Glieder der geometriſchen Reihe geometriſch proportional ſind, wenn die zu ihnen gehörigen Glieder der arithmetiſchen Reihe in arithmetiſcher Proportion ſind, und umgekehrt. Den Logarithmen einer Zahl von 7 Ziffern kann man aus den gemeinen Tafeln durch die Interpolation nicht genau finden, weil die Logarithmen darin nicht weit genug gehen. Jl.

Des Hrn. Cornelius Redelykheid neuerfundene Vertiefungsmaſchine, um verſandete und angeſchlammte Flüſſe zu räumen. Aus dem Holländiſchen überſetzt. Mit drey Kupfertafeln. Wien, 1776. bey Kurzböck, 7 Bog. Folio.

Wie wenig die bisher gebrauchten Mittel hinlänglich geweſen, erhellet aus der Begierde, die man von allen Orten her gegen den Erfinder geäußert hat, ſeine Maſchine baldigſt bekannt zu machen. Er hat 25 Jahre daran geſucht, und nun von den hochmögenden Staaten einen ausſchließenden Freyheitbrief darüber erhalten.

Die Austiefungsnetze ſind bisher noch das beſte geweſen. Sie gehen aber nur acht Fuß tief, da die neuerfundene Maſchine nach ihren vier Klaſſen von fünf bis ein und zwanzig Schuh tief räumet. Sie hat mit allen bisher bekannten nichts gemein. Man wird durch Ebbe und Fluth nicht gehindert, ſo lange ſich die Höhe des Waſſers nicht über drey Fuß ändert. Die Figuren ſind groß und deutlich, manche Theile beſonders detaillirt, und im Texte beſchrieben und erkläret. Wir wollen einen kurzen Begriff von der Maſchine zu geben ſuchen. Es iſt ein Schiff, in deſſen Boden eine Oeffnung angebracht iſt, in welcher ſich das Arbeitsrad herum drehet. An dem Umkreiſe

dieſes

dieſes Arbeitsrades werden hölzerne mit ſcharfen zackichten Eiſen beſchlagene Löffel befeſtiget, welche Sand und Schlamm aufſchöpfen, und in zween Käſten oder Rinnen ausſchütten, die ihn in zwey kleine Fahrzeuge oder Nebenſchiffe leiten. Das Arbeitsrad wird von zween eiſernen Schiebhacken, die in die Einkerbung eines um das Rad gelegten zackichten Reifes eingreifen, beweget. Die Schiebhacken aber durch zwey eiſerne in einander greifende Bewegräder, (gezähnte Bogen) an deren kleinerem zween große eiſerne Schwengel befeſtiget ſind. Während der Zeit, da das Rad arbeitet, wird das Schiff mit Hülfe eines Rades und Getriebes fortgezogen. Dem Schwengel wird, wenn es nöthig iſt, zu Vermehrung der Kraft noch ein Triebwerk beygefüget. Er iſt nämlich unten mit einem gezähnten Bogen verſehen, in welchen ein mit einer Kurbel bewegtes Getrieb eingreift.

Die Ueberſetzung iſt uns deutlich vorgekommen.

Des Herrn **Cornelius Redelykheid** neuerfundene Schleuſe, und neue Art die Schleuſenthore zu öffnen und zu ſchließen. Aus dem Holländiſchen überſetzt. Mit 6 Kupfertafeln. Wien, 1777. bey Kurzböck. 8 Bogen fol. Die Kupfertaf. ſind ganze Bogen.

Auch an dieſer neuen Schleuſe hat der Verfaſſer 25 Jahre lang erfunden. Auf ſeine Bittſchrift ertheilten die hochmögenden Staaten ihm die **Erlaubniß, auf ſeine Rechnung und Unkoſten**, ein Model davon im Viertelmaaßſtabe zu errichten, mit dem Verſprechen, die Unkoſten wieder zu erſtatten, wenn die verhoffte Wirkung erfolgen, und die Unkoſten nicht über 1200 Gulden belaufen ſollten, und alsdenn ferner auch eine Belohnung für ihn in **Ueberlegung zu nehmen**. Da die Sache gut ausfiel, ſo bekam er zuſammen 1000 Ducaten.

Bey großen Schleuſen werden die Thorflügel gemeiniglich in ihren Angeln herumgewendet; hier aber werden ſie in einer gegen die Seitenwinkel rechtwinkelichten Lage aus ihren Kammern herausgeſchoben. Dieſe Bewegung geſchieht mit Hülfe einer Schraubenſpindel, welche ſich in der Achſe eines Waſſer-

rades

rades befindet, und in einer Schraubenmutter, die am Thorflügel angebracht iſt, herumdreht. Das Waſſerrad hat ſeine eigene Kammer. Und da es die Schraube bald links bald rechts herumdrehen muß: ſo iſt es ſo eingerichtet, daß es von dem dahin geleiteten Aufſchlagwaſſer, wie ein gewöhnliches Kehrrad, bald vorwärts bald rückwärts bewegt werden kann. Zu dem Ende ſind auf jeder Seite der Schleuſe zween Waſſerbehälter, einer über dem andern, welche durch zwo verſchiedene Waſſerleitungen mit Waſſer verſehen werden. Hat man dieſe Bequemlichkeit nicht, oder will verſchiedenen nicht unerheblichen Einwendungen dagegen vorbauen; ſo gebraucht man die Hände unmittelbar, oder auch mit Rad und Getrieb geſtärket. Dieſe kurze Erklärung iſt hinlänglich, die ohnehin deutlichen Kupferſtiche zu verſtehen, oder auch die Sache ohne Figur zu begreifen.

Pi.

Eclairciſſemens ſur les etabliſſemens publics en faveur tant des veuves que des morts, avec la déſcription d'une nouvelle eſpéce de Tontine auſſi favorable au public qu' utile à l'état, calculés ſous la direction de Mr. *Léon. Euler*, par Mr. *Nic. Fuſſ* — — A St. Petersbourg, de l'imprimerie de l'Acad. des Sciences. Ohne Jahrzahl 10½ Bog. in 4.

Entwurf einer allgemeinen Leihebank, wo nicht nur Kapitalien zu gewiſſen Zinſen ſowohl ausgelehnt als angenommen, ſondern auch zugleich andere verſchiedene Anſtalten, als Leibrenten, Sterbe- und Wittwenkaſſen damit verbunden werden können, berechnet durch N. Fuß, Adjunct der Kaiſ. Acad. d. Wiſſ. St. Petersburg, 1776. 19½ Bog. in 4.

Beyde Schriften traten kurz hinter einander an das Licht; beyde behandeln einerley Gegenſtände und beziehen ſich auf einander; die letzte iſt bloß eine etwas weitere Ausführung. Den Anlaß zu beyden ſcheint die in Petersburg für Sterb-

Sterbfälle geſtiftete Geſellſchaft gegeben zu haben, deren gedruckte Einrichtung in dieſer Allgem. d. Bibl. Band XXXI. S. 608. angezeigt iſt. In beyden Schriften werden einige Mängel dieſer Einrichtung namhaft gemacht, ſonderlich daß die theilnehmenden Perſonen billig alle von gleichem Alter ſeyn müſſen, weil junge nicht leicht wagen werden, mit Greiſen eine ähnliche Verbindung einzugehen; (hierwider ließ ſich wohl etwas ſagen.) Schwer wird es fallen, 550 Perſonen von gleichem Alter zu finden, ſonderlich wenn ſie gegen 60 und 70 Jahre hinanſteigen! Bey ſich verringernder Anzahl müſſen die übrigbleibenden viel beytragen, ohne Hoffnung, daß ihre Erben aus der Kaſſe etwas erhalten werden. — Dieſen und andern Schwierigkeiten, (zu welchen wir noch etliche vielleicht ſehr wichtige ſetzen könnten,) auszuweichen, werden andere ſichere Arten von ſolchen Anſtalten vorgeſchlagen und berechnet. Die Anmerkung in den Eclairciſſemens S. 35. über die genannte Einrichtung: „Mais comme il s'agit d'un oeuvre „quaſi pieuſe, on ne doit pas regarder ſi près aux loix „d'une juſte équité“ iſt vermuthlich bloß ein Compliment, oder ſanftes Pflaſter, für die Erfinder des Plans zu jener Geſellſchaft. — Daß in eben den Eclairciſſ. Witwen freygeſtellt wird, anſtatt der jährlichen Hebung, mit einemmale ein Kapital aus der Bank oder Kaſſe zu fordern, wundert uns: daß Witwen frühzeitig ſterben, oder ſich wieder verheirathen, muß der Kaſſe anſehnliche Vortheile geben, weil dann die jährliche Hebung aufhört. Einer Witwe von 60 Jahren werden z. B. anſtatt der jährlichen 100 Rubel, mit einemmal ein für alles 811 Rubel 37 Kopek verwilliget; ſtürbe ſie im 61ſten Jahre, ſo leidet die Kaſſe, außer den vermißten Intereſſen, 711 Rubel, 37 Kopek Verluſt. — S. 50. folgt der Plan zu einer neuen Art von Tontinen, der ſich dadurch unterſcheiden und empfehlen ſoll, daß alle Perſonen, von allerley Alter, zu jeder Zeit aufgenommen werden, und genau wiſſen können, wie viel jede jährlich bekommen muß. Die Einrichtung iſt ſo gemacht, daß ſie niemals erlöſcht, und ſcheint daher dem Staate einen immerwährenden Fond anzuweiſen.

Die zwote Schrift beſteht eigentlich aus zween Theilen; der erſte iſt für alle Arten von Leſern; der zweyte S. 83 u. f. enthält als ein analytiſcher Anhang, die Auflöſung der vorhergehenden Aufgaben in algebraiſchen Formeln und logarithmiſchen Rechnungen; er „kann, ſo zu ſagen, als ein beſonderes „Werk angeſehen werden, welches für die, ſo Algebra verſtehen,

„zur Prüfung bestimmt ist.“ Wir halten uns bey denselben nicht auf, da er nicht füglich einen Auszug leidet. Vom ersten Theile sagen wir etwas. S. 18. wird untersucht, wie viel man für ein eingelegtes Kapital nach einer gewissen Anzahl von Jahren mit einemmale aus der Bank heben könne. Für 100 Rubel Einsatz bekäme man nach 150 Jahren 15079 Rubel 37 Kopek. Mit Recht erinnert der Verf. daß mehrere dergleichen große Summen die ganze Einrichtung bald umstürzen könnten. — Die Leibrentenberechnung S. 30 u. f. ist für alte Personen vortheilhaft; für Kinder gar nicht. Von einem zehnjährigen Kinde werden 1550 Rubel 8 Kop. gefordert, damit es jährlich bis an sein Ende 100 Rubel heben könne. Hier ist wahrer Verlust, sonderlich weil das Kapital ganz verlohren ist; man kann ja dasselbe völlig erhalten, und doch beynahe eben so viel Interessen von Privatpersonen dafür ziehen. Der V. gesteht S. 33 selbst, daß ein Einsatz für Kinder abzurathen sey. In der Berechnung, welche sich bloß auf Sterbelisten und Gesetze der Wahrscheinlichkeit gründet, müßte unsers Erachtens bey Kindern auch darauf Rücksicht genommen werden, ob sie bereits die Blattern überstanden haben. — S. 74. ist ein Entwurf zu einer Lotterie nach Art des so genannten Genueser Lotto, welchem der Verf. günstig zu seyn scheint; sonderlich weil die Leihebank viel dabey gewinnen und verschiedene Ausgaben daraus bestreiten könne. Die Verbesserungen, die er zu mehrern Anreiz dabey vorschlägt, sind sehr unerheblich. — Witwenverpflegungsanstalten sind für das Publicum vortheilhaft: Lotterien, Leibrenten, und Tontineneinrichtungen sind es für die Casse des Landesherrn; ob und wie weit für das Publicum, ist schon von andern erwogen worden. Op.

Christlieb Bened. Funks Anweisung zur Kenntniß der Gestirne, auf zween Planiglobien und zwo Sternkegeln, nach Bayer und Vaugondy. Mit sechs Kupfern in Landchartenformat und zwey in Quartf. Lpz. 1777. bey Crusius, 14 B. 8.

Hr. Prof. Funke gab 1770 eine Anweisung zur Kenntniß der Gestirne, vermittelst zweener Sternkegel, nach Doppelmayers Himmelscharten heraus. Seine Sternkegel aber waren, wie die alten Zimmermannischen, nach keinen geometrischen,

schen Regeln entworfen. Die Grade der Declination sind darauf alle einander gleich, welches, wie man leicht sieht, nicht seyn kann. Die Höhe hätte dem Halbmesser der Grundfläche gleich seyn sollen, wenn die Kegel die Stelle einer halben Hohlkugel vertreten sollten; er hat sie aber kleiner gemacht, und zwar, wie Zimmermann, auf eine ganz willkührliche Weise, indem er aus dem Netze zum Kegel einen Sector von 60 Grad herausgeschnitten hat. Hier erscheinen nun die Sternkegel nach einer richtigen Projection gezeichnet: ihre Höhe ist dem Halbmesser der Grundfläche gleich, und ihre Größe ist beträchtlich vermehrt. Die Seite des Kegels hält 9 Rh. Zoll, 5 Lin. und drüber, so daß der Durchmesser 18 Z. 4 Lin. beträgt. Die hier gebrauchte Projectionsart ist in so weit am natürlichsten, daß das Auge in dem Mittelpuncte der projicirten Kugel bleibt; aber diese Lage ist für das Auge unbequem, wie denn auch die kleinen Buben auf der Titelvignette den Sternkegel etwas vom Auge entfernt halten, welches ganz natürlich ist, nur daß sie ihn nicht senkrecht halten sollten. Darum thäte man wohl besser, den Ort des Auges, wie bey der stereographischen Projection, in den entgegengesetzten Pol zu setzen. Allein dies ist eine Kleinigkeit, und benimmt der Richtigkeit nichts, weil das Auge in der Lage der gezeichneten Sterne keine Veränderung bemerkt, wenn es auch aus der gehörigen Stelle weicht. Sinnreich ist Herrn Funks Einfall, ein paar Horizontdecken für die Sternkegel zu machen, wodurch die unter dem Horizonte befindlichen Sterne bedecket werden können, so daß man sie nun in allen Stücken wie Himmelskugeln gebrauchen kann. Auf einer der großen Kupfertafeln sind auf der ausgebreiteten Kegelfläche für verschiedene Polhöhen krumme Linien gezeichnet, nach welchen jene Fläche zerschnitten werden muß, so daß die beyden Stücke, in jedem der Kegel gehörig angelegt, den unter dem Horizonte befindlichen Theil des Himmels bedecken. Dennoch behalten die Sternkegel die Unbequemlichkeit, daß sie den sichtbaren Himmel in zween Theile zerschneiden. Man könnte ihr dadurch abhelfen, daß man die Kegelfläche verlängerte, um von der andern Hälfte des Himmels etwa noch die Hälfte zu fassen. Es wäre auch schon genug, nur noch 30 Grad von dieser andern Hälfte darein aufzunehmen, um den Thierkreis ganz hinein zu bekommen, wodurch die verdrießliche Zerreißung der Sternbilder um den Aequator vermieden werden würde. Den übrigen noch sichtbaren Theil des Himmels könnte man alsdenn ganz leicht in dem andern Sternke-

gel anfſachen. Wir wollen es Hrn. F. überlaſſen, ob er dieſen Vorſchlag auszuführen Luſt hat. Ein einzelner Sternkegel für unſere nordliche Hälfte des Himmels würde ſchon zureichen. Das Auge müßte aber nunmehr außer der Grundfläche etwa in den Südpol, geſetzt werden.

Die Planiglobia haben im Durchmeſſer 16 rheinl. Zoll, und können alſo, in ſo fern man auf die Zuſammenziehung des Papiers nicht ſieht, viel genauere Dienſte thun als die gewöhnlichen Himmelskugeln. Bey jedem Sterne iſt der von Bayer und de la Caille ihm beygelegte Buchſtabe angegeben, und jedes Sternbild, nach Art des Vaugondy, in Gränzen eingeſchloſſen. Mit der Ekliptik ſind ſieben Parallelkreiſe in der Entfernung eines Grades von einander, und durch ſie in eben dieſer Weite Stücke von Breitenkreiſen gezogen. Hr. F. hat ſich durch dieſe Planiglobia verdient gemacht, weil die Vaugondyſchen, die größten und beſten bisher, nicht anders als unmittelbar aus Frankreich und für einen hohen Preis zu bekommen geweſen ſind. Die von dem Abbé de la Caille an den ſüdlichen Himmel geſetzten 14 neuen Sternbilder findet man auf dem ſüdlichen Planiglobio verzeichnet. Auch hier hat Hr. F. für ein paar Horizontaldecken geſorget. Die Figuren ſind hier, wie auf den Sternkegeln, ziemlich gut gezeichnet, mit bloßen Umriſſen, ohne Schatten, welches an ſolchen Stellen, wo die Sternbilder in einander laufen, einige Verwirrung macht. Es würde durch Drucker ein gutes geholfen werden können. Ein in dem ſüdlichen Himmel erweitertes Planiglobium würde noch nützlich ſeyn.

Des V. Unterricht iſt ſehr vollſtändig. Nach einigen Präliminarien ein Verzeichniß der Sterne in jedem Bilde, nach ihrer Größe, ihrem Buchſtabenzeichen, und ihrer Stelle. Ihre beſondern Namen, wenn ſie ſolche haben, ſind nur bey den vornehmſten angeführt. Eine Tafel der Polhöhen und der Mittagsunterſchiede vieler Oerter aus dem Berliniſchen aſtronomiſchen Jahrbuche, von 1778. der Pariſer Connoiſſ. d. t. pour 1775. und Hells Ephem. 1772. Alle Aufgaben, die ſich mittelſt der Sternkegel und der Planiglobien auflöſen laſſen. Bey denjenigen, die von dem Horizonte abhängen, möchten Unerfahrne noch wohl einer Hülfe bedürfen.

Ein Verdienſt führt gewiſſermaßen die Verbindlichkeit zu mehrern mit ſich, und darum möchte Rec. den V. erſuchen, einem Mangel abzuhelfen, der ihm bisweilen empfindlich geweſen iſt. Die Lage der Sterne gegen den Aequator hat ſich ſeit

2000

2000 Jahren ſehr geändert, weswegen viele Stellen der Alten, beſonders die von dem Aufgange und Untergange der Sterne, durch unſere heutigen Himmelskugeln oder Planiglobien nicht können deutlich gemacht werden. Ein Aſtronom hilft ſich wohl; aber einem Philologen, der nicht, wie gewöhnlich, dieſe Stellen überſchlägt, kann er doch nicht die Sache begreiflich machen. Daher würde ein Planiglobium, das auf den Stand des Himmels vor 1800 oder 2000 Jahren eingerichtet wäre, vortreffliche Dienſte thun. Es müßte aber den ganzen Himmel, ſo weit er den alten Griechen und Römern bekannt war, faſſen. Die neuen Sternbilder würden wegbleiben. So gar ſchwer würde die Arbeit nicht ſeyn. Denn für jedes Sternbild dürfte nur etwa die Stelle eines Sterns berechnet werden, worauf man die andern ohne merklichen Fehler nach dem Unterſchiede der Rectacenſion und Declination auftragen könnte. H. Funk ſcheint uns in jeder Abſicht zu dieſer Arbeit der ſchickliche Mann zu ſeyn. Er hat in gegenwärtigem Buche manche Aufgaben über den kosmiſchen und akronykiſchen Auf- und Untergang der Sterne beygebracht. Dieſe haben in unſern Zeiten keinen ſonderlichen Nutzen; aber auf dem alten Planiglobio würden ſie mit Nutzen anzubringen ſeyn.

Fl.

7. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Remarks on Forſter's Account of Captain Cooks laſt voyage round the world in the Years 1772—1775 by *William Wales* F. R. S. Aſtronome, on Board the Reſolution in that voyage under the appointment of the Board of Longitude. London printed for Nourſe, 1778. gr. 8. S. 110.

Wenn ein Schriftſteller bloß das erzählt, was er geſehen und bemerkt hat: ſo mag es ſeinen Leſern noch ſo ziemlich gleichgültig ſeyn, was er ſonſt für Eigenſchaften beſitzt, wenn er nur in ſeiner Erzählung treu iſt; aber wenn er auf jeder Seite ohne nahe Veranlaßung Tugend und Menſchenliebe

predigt, immer über die Hartherzigkeit, über die Trunkenheit, über den Neid, über das Fluchen, über die Unzucht seiner Reisegefährten, und über die wenige Achtung klagt, die sie ihm erweisen; und doch selbst oft wider die Gesetze der Menschenliebe handelt, andern ihre Kenntnisse ablockt, um damit zu seinem Vortheile zu wuchern, und weil sie sich nicht mehr dazu verstehen wollen, sie verläumdet, andere darzu zu verführen sucht, unter unschuldige Wilde zu schießen, trotz dem wohesten Matrosen flucht, mit allen seinen Reisegefährten sich entzweyt, und wo es nur Gelegenheit giebt, der unerlaubten Liebe pflegt, sich durch seine brausende Hitze zu höchst beleidigenden Handlungen gegen den Kapitain selbst verleiten läßt, und durch einen unerträglichen Stolz verächtlich und lächerlich wird: so kann kein Leser ohne Interesse dabey bleiben. Wenn er vollends die Treue verletzt, die er dem Publicum schuldig ist, viele Nachrichten in einem ganz falschen Lichte vorstellt, Bilder seiner Einbildungskraft wahren Begebenheiten unterschiebt, Erzählungen von Religionsgebräuchen neu entdeckter Völker einrückt, die er in einer weder von ihm noch von einem andern seiner anwesenden Reisegefährten mittelbar oder unmittelbar verstandenen Sprache angehört hat; wenn uns alles dieses ein Mann von Einsichten sagt, ein Mann, der Zeuge von allen erzählten Begebenheiten und Bemerkungen ist, der sich anheischig macht, alles durch mehrere Zeugen zu erweisen: so muß freylich das historische Ansehen dieses Werks sehr leiden.

Das ist kürzlich der wesentlichste Innhalt der vor uns liegenden Bemerkungen des Hrn. Wales, die vornehmlich gegen den ältern Hrn. Forster, weil ihn Hr. Wales, und nicht den Sohn, für den Verf. dieses Werks hält, gerichtet sind. Zugleich thut ihm Hr. W. geographische Fehler und selbst Nachläßigkeit in den Bemerkungen aus der Naturgeschichte dar; beweiset ihm, daß das Gute, was seine Charte hat, von der Cookischen abgeborgt ist, leitet den rauhen und geschwollenen Hals, der überdieß gar nicht allgemein auf den Schiffen war, gar nicht von geschmolzenem Schnee und Eis her, das in der Hudsonsbay ganz unschädlich ist; zeigt, daß die [illegible] in welcher sie nördlich von Cooks Straße ankerten, nicht [illegible] lich, sondern östlich vom Kap Terravitteo, und [illegible] und Kap Palliser liegt, daß Hr. F. meiste [illegible] mit Kawkebrath umgegangen ist, daß [illegible] Calabassen wachsen, daß Longo-Tabboo [illegible] ist, als Kamoka, daß die Schildkröteninsel [illegible]

tehalb engliſche Meilen lang iſt, und daß die Einwohner von Tamea von der Gewohnheit Menſchen zu freſſen, weit entfernt ſind. Sonſt ſtimmet Hr. V. darin mit Hr. F. überein, daß er das Laſter der Unzucht nicht für ſo allgemein in Taheitee hält, als es ältere Reiſende vorgegeben haben, und macht dieſes ſelbſt aus der Fruchtbarkeit dieſes Eylandes wahrſcheinlich.

Zuletzt rückt er noch eine Geſchichte von Statenland ein, das er mit Hrn. Forſter beſucht hat: es iſt zwölfthalb Meilen lang, aber nirgends über viertehalb Meilen breit; es erhebt ſich vom Strande nach innen zu, in ſehr hohe ſpiralgewundene Berge, deren Kießel meiſtens nackende weiße Felſen ſind, obgleich der Strand und die niedrigere Gegenden ſehr grasreich ſind: die Bucht, in welche Hr. W. einlief, war drey Meilen von Cap Juan 54° 48′ 55 ſüdl. Breite und 64° 11′ weſtlicher Länge. Unter den Kräutern und Büſchen, welche hier wuchſen, erkannte Hr. W. den wilden Selery und Winters Rinde: die Felſen des Eylandes beherbergten viele Seelöwen und Seebären; auch ſah er hier eine ungeheure Menge ſchön gefleckter Meven, die die Luft verfinſterten, und mit ihrem unerträglich ſtinkenden Miſte, (gleichſam vorſetzlich) faſt den Athem nahmen. Die ganze eine Seite eines kleinen benachbarten Eylandes war mit ihren Eyern und Jungen wie beſäet; ihr Fleiſch ſchmeckte übrigens gut. Auf der größten Inſel, die bey dem Eingange in die Bucht liegt, fand Hr. W. das Gerippe einer Schlange oder eines Aals, ob er gleich weder hier noch im Feuerlande lebendige Schlangen wahrgenommen hatte.

Einen ſo hitzigen und gefährlichen Angriff eines glaubwürdigen Gegners, ſo harte, und, wie wir Grund haben zu vermuthen, zum Theil ungerechte Beſchuldigungen, konnte freylich Hr. Forſter nicht unbeantwortet laſſen; er vertheidigte ſich alſo in

Reply to Mr. Wales's Remains by *George Forſter*, Naturaliſte on the late voyage round the werld by the Kings Appointement. Me veluti cuſtodiet enſis vagina tectus; melius non tangere, clamo. London. 1768. gr. 4. Seiten 53.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß hier manche von Herrn Wales Behauptungen geradezu geläugnet, und Hr. W. als ein reizbarer Mann geſchildert wird, den die erhitzte Leidenſchaft eines beleidigten Stolzes, durch andere ungenannte Männer von Anſehen unterſtützt und genährt, wider Hr. F. in Harniſch gebracht hat: Auf einige Nachrichten, vornehmlich ſolche, welche den ſittlichen Charakter des ältern Hrn. Forſters betreffen, iſt hier zu unſerer Verwunderung nichts geantwortet; ſonſt aber müßten wir geſtehen, daß die Forſteriſche Sache an dem Verfaſſer dieſer Schrift, einen vortrefflichen Sachwalter gefunden hat. Der jüngere Hr. Forſter giebt ſich hier als den einigen Verfaſſer jenes Werks aus, und bezeugt alſo, daß alle Einwürfe, welche gegen die Perſon ſeines Vaters gemacht werden, auf ſein Werk keinen Einfluß haben. (an beyden Sätzen möchte mancher Leſer zweifeln.) Er bezüchtiget den Hrn. W. überdies, daß er ihm in der letzten Zeit die Länge öfters falſch angegeben, und daß er dieſe überhaupt niemals von ihm, ſondern von dem minder zurückhaltenden Cap. Cook erfahren habe; und geht überhaupt mehrere Bemerkungen des Hrn. W. oft ganz wörtlich durch; ſchränkt das, was er zuvor mehr im allgemeinen von dem Seefahrern geſagt hatte, ein, erklärt mehrere Stellen ſeines Werks anders, als ſie Hr. W. ausgelegt hat, und geſteht, daß er ſich manchmal (S. 34.) bloß auf ſein Gedächtniß verlaſſen; daß ſich ſein Vater einigemal in der Hitze zuweit verloren, (37.) ohnerachtet er nie, wie Hr. W. behauptet, deswegen geſchloſſen wurde: daß ſelbſt einige geographiſche Fehler in ſein Werk eingeſchlichen ſeyn könnten, und daß er manches (42.) für die Naturforſcher vergeſſen, weil er ſeines Vaters Hefte nicht bey der Hand hatte. Sonſt beklagt er ſich auch darin über Hr. W. daß er ihm manche Druckfehler zur Laſt legt, und ſich beſtändig ſolcher Ausdrücke gegen ihn bedient, die den gelaſſenſten Mann aufbringen könnten. Den Zweifel über die Nachrichten, die Hr. F. in ſeinem Werke über die Religion der Societätsinſeln einrückt, finden wir nicht ſo beantwortet, wie wir wünſchten: denn Hr. W. ſagt nicht blos, daß der Mann, der ſie ihm gab, ihn falſch berichtet habe, ſondern daß weder Hr. F. noch andere, die Sprache, in der er redete, verſtanden haben.

Zuletzt zeigt uns Hr. Forſter an, daß die Bemerkungen, die ſein Vater auf eben dieſe Reiſe gemacht hat, nun bald auch erſcheinen werden, und wir wiſſen, daß ſie ſchon beynahe ganz abgedruckt ſind.

Gr.

Joh. Reinh. Forſters Reiſe um die Welt während den Jahren 1772. bis 1775. in dem Schiffe the Reſolution unternommen, beſchrieben und herausgegeben von deſſen Sohn und Reiſegefährten Georg Forſter, vom Verfaſſer ſelbſt aus dem Engliſchen überſetzt, mit dem weſentlichſten aus Capit. Cooks Tagebüchern und andern Zuſätzen für den deutſchen Leſer vermehret, und durch Kupfer erläutert. I. B. Berlin, bey Haude und Spener. 1778. 4. S. 451. ohne Zueignungsſchreiben an Se. Majeſtät den König von Preußen, Vorrede und Einleitung, welche zuſammen beynahe vier Bogen einnehmen.

Eine gute, getreue, an einigen Stellen verbeſſerte, und mit einigen Zuſätzen vermehrte Ueberſetzung des Werks, von dem wir ſchon die engliſche Urſchrift 34 B. 2 St. dieſer Biblioth. angezeigt haben. Hr. F. liefert hier ſeinen Landsleuten die vollſtändigſte Beſchreibung der von ihm bereiſten Südländer, die wir noch bis jetzt in unſerer Mutterſprache haben, und vermehret dieſes ſein Verdienſt um ſein Vaterland noch dadurch, daß er dieſer deutſchen Ausgabe durch beygefügte Zeichnungen des neuſeeländiſchen Thees und Flachſes, der Fichtenart, aus welcher ſeine Reiſegeſellſchaft eine Art Syroſſenbier in Neuſeeland braute, der ſchönen Barrinatonie, der neuſeeländiſchen Waffen, der Handarbeit der Einwohner auf den freundſchaftlichen Inſeln, auch ihrer Waffen, und einer Flöte von Tongatabu, vor der Engliſchen einen Vorzug verſchafft hat. An vielen Orten hat Hr. F. natürliche Gegenſtände genauer beſtimmt, und mit Linnäiſchen Namen bezeichnet, und ſo S. 79. die Bouillonkuchen oder portable Soup der Engländer, die man auch auf dieſer Reiſe ſehr vortheilhaft fand, deutlich beſchrieben. Convolvulus Batatas würden wir lieber Bataten, als ſüße Kartoffeln nennen. Warum Hr. F. den Seeteufel immer noch zu einer Rochenart, das Löffelkraut zu einer Art des Lepidium, und einen Eſox zu einer Forellenart macht, errathen wir nicht. Hr. F. ſpricht von zehn verſchiedenen

denen Arten Penguin, die man nun kenne; auch den Naturforscher errathen wir nicht, der die grönländische Taube unter die Eisvögel gezählt hätte.

Cf.

Abbate Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Zwey Theile, in 8. 1776. Bern, bey der typographischen Gesellschaft. 550 Seiten, mit 16 Kupfertafeln und Landcharten.

Herr Fortis hat sich schon durch verschiedene kleine Schriften in einigen wälschen Journälen, vorzüglich aber durch seine 1771. zu Venedig in Quart herausgekommene Bemerkungen über die Inseln Cherso und Osero im adriatischen Meere, bekannt gemacht. Die gegenwärtigen Reisen durch verschiedene andere Inseln dieses Meeres, und auf dem festen Lande in Dalmatien und Istrien, längst den Küsten, hat er auf Kosten einiger venetianischer Edelleute unternommen, und in Briefen an verschiedene Naturforscher, seine Freunde und Gönner, beschrieben. Vorzüglich ist er dem Lauf der Flüsse nachgefolgt, und hat alles ihm vorgekommene Merkwürdige, in der Naturgeschichte des Landes, in den Alterthümern, politischen Geschichte, Verfassung und Sitten der Einwohner, aufgezeichnet. Jeder Liebhaber dieser Kenntnisse kann also das für ihn passende aus seinem Buche sammlen. Von den Morlacken hat er besonders weitläuftig und in einem eigenen Briefe an Mylord Bute gehandelt. Eben dieser Brief und auch einige andere Stellen seines Werkes haben ihm einen Streit mit dem Herrn Johann Lourich, einem gebohrnen Morlacken zugezogen, der, ohnerachtet Fortis diese Nation sehr gerühmt und vertheidiget hat, dennoch mit ihm so wenig zufrieden ist, daß er ein eigenes Werk in 4to auf 264 S. zu Venedig 1776. gegen ihn hat abdrucken lassen. Fortis hat schon wieder darauf geantwortet, und so sind verschiedene Schriftwechselungen über Sachen entstanden, die viel zu unwichtig sind, als daß wir unsere Leser damit aufhalten wollten. Die natürliche Beschaffenheit der Gebirge und Erdschichten ist, wie billig, ein Hauptgegenstand der Untersuchungen des Abbate gewesen. Auch giebt er davon ganz artige und zum Theil sehr merkwürdige Nachrichten, obschon zerstreut und nicht ganz in dem Zusammenhange,

menhange, den man wünſchen ſollte, woran aber die Schwierigkeit der Relſen überhaupt in dieſen Gegenden, und beſonders im Innern des Landes, Schuld ſeyn mögen. Etwas weniges wollen wir zur Befriedigung unſerer Leſer auszeichnen. I. Th. S. 5. Harter weißlicher Marmor oder feiner Kalkſtein, dergleichen man in den höchſten Bergen von Italien, beſonders zu Piperno, Terracina und Kaſerta findet, iſt die Felsart des größten Theils von Iſtrien und der zwiſchen liegenden Inſeln von Dalmatien. S. 259. und 260. In dem ſalinſchen Marmor der Inſel Simoskoi hat Fortis Verſteinerungen gefunden. Im zweyten Theile S. 278. und 279. wird auch eines ſaliniſchen Marmors von Arbe und den Inſeln S. Gregor und Goli, mit eingeſchloſſenen Ortoceratiten und Nummalien gedacht, die man in den geglätteten und polirten Marmorſtücken nicht bemerkt, alsdenn aber zum Vorſchein kommen, wenn die Luft oder das Meerwaſſer einige Zeit darauf in ihren natürlichen Lagerſtädten gewirkt haben. Verſteinerungen in dieſer Art Marmor ſind gewiß ſelten und merkwürdig! S. 243. und 244. zu Jukoira, nicht weit von Cittavechia in Dalmatien, bricht man die großen Platten von weißlichten Kalkſchieſer, womit die Dalmatiſchen Inſulaner ihre Häuſer decken. Man findet darin Abdrücke und Verſteinerungen von Fiſchen und Pflanzen. Von den erſtern behauptet Hr. Fortis, daß die Originale oder Fiſche gewiß nicht in dem Tiefſten des dortigen Meeres zu Hauſe gehören; (wie Linné von den Originalen der Orthoceratiten in der Oſtſee vermuthet, den Fortis deswegen tadelt:) ſondern daß das Meer, erſt lange, nachdem dieſe Fiſchſkelette in den Schichten abgeſetzt waren, dieſe Gegenden überdeckt habe. S. 23. von der Aſphaltquelle auf der Inſel Bua. In dem Marmor dieſer Inſel S. 18. und ſonſt in Dalmatien, findet man Kieſel in Marmor eingebettet. In dieſen Kieſeln auf Bua, die äſtig, cylindriſch, kugelicht, oder birnförmig ſind, trifft man verſteinerte Seekörper (S. 21. und 22.) in Menge an. In dem Bache Stpalovo-Urilo liegen Kieſel (Selce) von allerhand Farben, Geſchiebe von feinem Agat voll Seekörper, Aekten und Pyriten mit eingekütteten Seemuſcheln. (S. 71. 72.) Auf dem Berge Blocovo in Dalmatien, deſſen Spitze aus Breccia, (vermuthlich marmo brecciato) und gemeinen weißlichten Kalkſtein beſteht, findet man in beyden Gebirgsarten, Neſter von eckichten Kieſeln, die auswendig klüftig und voll Seekörper, inwendig derb, einförmig und halb durchſichtig ſind.

(S. 155.)

(S. 155.) Aus der Sammlung des Edlen Jacob Morosini zu Venedig führt Fortis S. 22. in der Anmerkung eine Tafel von Jaspis, aus den Bergen um Nekoaro an, die sehr merkwürdig ist. Das Gestein selbst und die Schale von Doppelscheln und Gryphiten, die darin eingekütet sind, ist kieselartig; die Hölen der Muscheln hingegen sind mit einer glänzendweißen kalkartigen Krystallisation angefüllt. — Doch, genug zur Probe! Die Uebersetzung ist gröstentheils gut gerathen; nur vermuthen wir im ersten Theile S. 5. einen Sprachfehler bemerkt zu haben, wo es von dem istrischen Marmor heißt, daß er in den Fabriken von Venedig stark gebraucht werde. Unter Fabbriche di Venezia versteht Fortis wahrscheinlich nicht die Fabriken oder Manufakturen; sondern die Häuser und Gebäude in Venedig, zu welchen viel istrischer Marmor angewandt wird.

Er.

Versuch einer Theorie der wichtigsten Beobachtungen aus der Naturlehre, die man zum Theil durch fixe Luft oder fette Säure zu erklären bemühet war. Halle, 1777. bey Hendel. 134 S. 8.

In der Einleitung dieser Schrift hat der Verf. die Blackschen Lehrbegriffe von der fixen Luft, und die Meyerschen von der fetten Säure, gegen einander erwogen, und gezeigt, daß sich bey erstern noch mehr falsches als bey letztern befinde; er ist also der Meyerischen Lehre günstiger, als jener, und richtet seine Einwürfe vorzüglich gegen Hrn. Pr. Erxleben, dem er viele Schwierigkeiten entgegensetzt. Das Resultat hiervon ist, daß die Blackische Lehre von der fixen Luft gar nicht so befriedigend sey, als ihre Anhänger glauben; daß aber Meyers Lehre auch nicht hinlängliche Genugthuung verschaffe.

Hierauf werden von S. 35 bis 57 Versuche und Beobachtungen, 64 an der Zahl, angeführt, wie sich solche gröstentheils in den Schriften der angeführten Parthegen befinden. Diesen folget dann, von S. 58 bis ans Ende, des V. Versuch einer Theorie der vorhergehenden Beobachtungen.

Weder fixe Luft noch fette Säure wird nun weiter erwähnt; alle Beobachtungen weiß der Verf. sehr fertig, und mit

mit einer ungemeinen Leichtigkeit durch das Phlogiston zu erklären. Warum müssen doch aber beyde arbeitsame Partheyen nicht daran gedacht haben, was ihnen jetzt so leicht von einem Theoretiker bewiesen wird? Vielleicht haben sie vorher schon diesen Grund für falsch erkannt!

Das Brennbare im lebendigen Kalk beweiset der V. auf folgende Weise, S. 58. §. 1.: „Da das Serum des Bluts „durch Hitze, Vitriolöl und Weingeist gerinnt, (nach vorher„gehenden Vers. und Beobachtungen N. 1. 2.) also durch Brenn„bares, hiernächst aber durch lebendigen Kalk; (das. N. 3. 4.) „so muß auch lebendiger Kalk brennbares enthalten.“ Hätte hier nicht erst bewiesen werden sollen, daß diese Gerinnung in allen Fällen auf dem Beytritt des Brennbaren beruhete, das der Vers. nur so voraussetzet; oder ob die Gerinnung aus einer andern Ursache erfolgte? Sie beruhet wahrscheinlicher bloß auf der Entziehung der Wässerigkeit, und mithin ist der Schluß auf das Brennbare im lebendigen Kalk eben so falsch, als wenn man auf folgende Art eine Vitriolsäure im Kalke beweisen wollte: Serum gerinnt durch Vitriolöl, also durch Vitriolölsäure — hiernächst aber auch durch lebendigen Kalk; also muß der lebendige Kalk Vitriolsäure enthalten.

Ferner S. 61. §. 6: „Da man aus dem Salzgeiste „mit Kalk einen urinösen Geist erhält, (N. 11.) dies aber „brennbares voraussetzt, das der Salzgeist nicht allein kann „enthalten haben, so muß der Kalk Brennbares enthalten.“ — Nach der bequemsten Stubenphilosophie geurtheilt und geschlossen! Damit kommt auch §. 7. überein: „Weil Schwe„fel und gemeine Kalkerde, zusammen kalcinirt, ein wahres „Kalkwasser geben, (N. 12.) hier aber dem Kalke brennbares zuge„setzt wird: also muß auch der im Kalkwasser aufgelöste Kalk „brennbares enthalten.“ Daraus wird nur in dem Falle ein Kalkwasser erhalten, wenn die Kalkerde im Uebergewichte mit dem Schwefel vermischt wird, und hernach von der Schwefelsäure nicht völlig durchdrungen und gesättiget werden kann, so wird die überflüßige Kalkerde zu lebendigem Kalk gebrennt. Anders nicht.

Den Verlust am Gewichte, welchen der rohe Kalk durch die Brennung erleidet, macht er dadurch begreiflich, daß er erst dem Phlogiston alle Schwere folgendermaaßen ablegnet: S. 63 §. 12. „Da Weingeist wahrscheinlich nichts anders ist, „als Wasser, das mit brennbaren vereinigt ist; gleichwohl „leichter ist, als Wasser: (N. 17.) so muß er vermöge des

„brenn-

„brennbaren leichter seyn, als Wasser. Da er nun vollkom„mener, zugleich aber leichter wird, wenn das Brennbare „mehr konzentrirt wird: so ist es wahrscheinlich, daß das „Brennbare keine Schwere besitze. §. 13. Da Eyer durch den „Zusatz des brennbaren (unter dem Kochen) gerinnen, zugleich „aber leichter werden: (N. 10.) so ist es höchst wahrschein„lich, daß das Brennbare die Körper leichter macht, und „folglich keine Schwere besitzt.“ — Dunsten denn aber die Eyer unter dem Sieden nicht aus? — §. 14. „Da lebendi„ger Kalk sich gegen das Serum, den Schleim, das Blut „und das Eyweiß, als ein Körper verhält, der brennbares be„sitzt: (§. 1—7.) so ist es wahrscheinlich, daß er weniger „Schwere besitzt, als roher Kalk, weil brennbares die Körper „leichter macht.“ — Hätte nun auch wirklich das Brennbare keine Schwere, das doch noch gar nicht zugegeben werden kann: so begreifen wir es doch nicht, wie es die absolute Schwere des Kalks durch seinen Beytritt, beynahe um die Hälfte sollte vermindern können.

Dies mag für die Stillung der Neugierde unserer Leser zur Probe genug seyn.

Christian Ehrenfried Weigel, — Grundriß der reinen und angewandten Chemie, zum Gebrauch academischer Vorlesungen entworfen. Erster Band *). Die reine, physische und medicinische Chemie. Greifswalde, bey Röse. 1777. 564 S. 8.

Nachdem der Verf. bereits im 1775sten Jahre in seiner Einladungsschrift vom Vortrage der Chemie auf Akademieen, einen Plan vorgelegt hatte, wornach er künftig die Chemie lehren wollte, so arbeitete er darnach gegenwärtigen Grundriß aus, den er bisher seinen Zuhörern einzeln mitgetheilt, um mehrerer Bequemlichkeit aber, noch vor der völligen Ausarbeitung seines Handbuches, die Urtheile der Kenner darüber zu erfahren, und dabey nutzen zu können, erweitert abdrucken lassen.

Der Verf. hat sich vorgesetzt, die Chemie in ihrem ganzen Umfange, ohne vorzügliche Rücksicht auf die Arzney allein, sondern vielmehr nach ihrem Einfluß in manche Gewerbe und Künste den Zuhörern, die sich verschiedenen Zweigen der

*) Von dem zweeten Bande s. das 1ste St. dieses Bandes, S. 1.

der Gelehrſamkeit und der Oekonomie gewidmet, gleich nützlich in dem Zuſammenhange vorzutragen, daß die unmittelbaren Anwendungen derſelben leicht überſehen werden könnten.

Zuerſt nun enthält dieſer Band die **reine Chemie**, welche die allgemeinen und in allen übrigen Theilen der angewandten Chemie vorkommenden und benöthigten Grundſätze und Kenntniſſe lehret. In der kurzen Einleitung wird von dem Gegenſtande, den Hülfsmitteln, der Eintheilung, Litteratur, Geſchichte, Kunſtwörtern und Zeichen der Chemie gehandelt. Die erſten vier folgenden Kapitel enthalten die Lehre von den vier **Uranfängen**, wofür der Verf. Feuer und Erde erkennt; von den **Urſtoffen**, worunter das Waſſer, die Luft, die einfachſten Salze und das Phlogiſton begriffen werden; von den aus dieſen **gemiſchten Körpern**, als der Kieſel- Kelch- und metalliſchen Erde, den einfachen Salzgeſchlechtern und den brennbaren Geiſtern; und dann von den aus den erwähnten gemiſchten Subſtanzen, weiter **zuſammengeſetzten Körpern**, die wiederum in einfach zuſammengeſetzte, z. E. Thonerde, Gips, Mittelſalze, erdigte und brennbare Salze, Schwefel, Oele, Gummiarten, Schleime, Gallerten, thieriſcher Leim, und Metalle — zweyfach zuſammengeſetzte Körper — dergleichen der Flußſpath, Feldſpath, die metalliſchen Spathe, metalliſchen Salze, natürliche Balſame, Harze, Unſchlitt, Wachs, Seife und die mit Schwefel vererzte Metalle ſind und mehr zuſammengeſetzte Körper — z. B. eiſenhaltige Feldſpathe und Granate, metalliſche Mittelſalze, ſilberhaltiger Bleyglanz und andere Erze, die mehrere Metalle enthalten, eingetheilt werden. Im fünften Kapitel werden ſowohl die wirkenden als leidenden Werkzeuge angeführt, und im ſechſten die verſchiedenen Operationen in einem Zuſammenhange gegen einander verglichen. Das ſiebente Kapitel handelt vom Erfolg der Operationen, die am Ende entweder auf eine Zerlegung oder neue Zuſammenſetzung hinauslaufen, und ſich auf die chemiſche Verwandſchaft der Körper gründen. Hierzu gehören vier ſehr gut eingerichtete Verwandſchaftstabellen, wobey **Macquers** und **Baume** Anmerkungen benutzet, und die Verwandſchaften nach dem trocknen und flüßigen Wege angeführt worden ſind. Hiermit iſt das Kapitel der reinen Chemie beſchloſſen worden, wodurch die Zuhörer zu jedem Theile der angewandten Chemie vorbereitet werden ſollen.

Demnach wird in der erſten Abtheilung der **phyſiſchen Chemie** bey der allgemeinen Phyſik die feſtgeſtellte Theorie vom

vom Feuer zur Erläuterung der elektrischen und magnetischen Materie, der Gewitter, der Farben, der Meteoren, der natürlichen Phosphoren, der Dichtigkeit der Körper, der Wirkung der Brennspiegel, der Entzündung verschiedener Körper ohne freyes Feuer, der Flüßigkeit des Wassers, der Entstehung des Eises, der Bereitung der Thermometer, und der Verkehrung des Wassers in Luft, der Luft nach ihrer physischen Beschaffenheit und Eigenschaften, und vieler andern Gegenstände mehr angewendet.

In der zweyten Abtheilung bey der besondern Physik, werden die chemischen Grundsätze auf alle unorganische Körper der Natur, worunter die Mineralien begriffen werden, so wie auch auf die organischen Wesen angewandt, und dadurch derselben Wachsthum, das Aufsteigen des Nahrungssaftes, die Entstehung und Zusammensetzung der mancherley Bestandtheile dieser Wesen, durch die große Wirksamkeit der Luft und des reinen Feuers erläutert.

Von der Betrachtung der organischen Wesen geleitet, gehet der Verf. im zweyten Abschnitte zur Physiologie über, und trägt nun die medicinische Chemie vor, wovon die erste Abtheilung die physiologische Chemie ausmacht. Wie wenig diese bisher in eignen Schriften besonders und hinreichend abgehandelt worden, ist eine bekannte Sache; wie nöthig sie aber dennoch dem Arzte sey, das ereignet sich bey vielen Gelegenheiten täglich. Die Wissenschaft von einem richtigen naturgemäßen Verhältniß der Mischung unsers wahren Lebenssalzes, des Bluts, so wie des thierischen Leims — die Erkenntniß der zusammenziehenden Kraft der Fleischfasern, der Verdauungskraft, der Chylification, der natürlicher Weise nöthigen Absonderungen, u. d. m. erhält Licht und Unterstützung aus der Chemie. Wer wollte also wohl zweifeln, daß der Pathologie die chemischen Kenntnisse unentbehrlich wären? In dieser Rücksicht wird in der zweyten Abtheilung die pathologische Chemie vorgetragen, und der Nutzen derselben bey der richtigen Erkenntniß der Krankheitsursachen erwiesen. Darauf folgt dann in der dritten Abtheilung die pharmaceutische Chemie; hier wird gezeigt, welchen Einfluß die chemische Wissenschaft auf die medicinische Materie habe; wie die Wahl der dienlichsten Hülfsmittel auf eben dieser Erkenntniß beruhe, und wie ihre Wirkungen beurtheilt werden müssen; nicht weniger, wie wichtig sie für die Pharmacie zur Verfertigung der verschiedenen Arzeneymittel sey. Die vierte Abtheilung

begreift

begreift die diätetiſche Chemie, oder die Anwendung chemiſcher Kenntniſſe auf das diätetiſche Verhalten, in ſich; und die fünfte Abtheilung beſchließt endlich dieſen Abſchnitt mit der therapeutiſchen Chemie, durch welche aus den vorhergegangenen Kenntniſſen eine richtige und gründliche Anwendung der bekannt gewordenen Hülfsmittel zur Verhütung und Hebung der Krankheiten gelehret wird.

Nach einem ſolchen ausgebreiteten, allgemein nützlichen Plane, haben wir außer dieſem Lehrbuche noch keines. Es iſt ſolches aber nur als ein Leitfaden zu des Verf. akademiſchen Vorleſungen anzuſehen, mithin ohne einen mündlichen ausgedehnten Vortrag, der oft nur in etlichen Zeilen beſtehenden Lehrſätze, zum eignen Unterrichte viel zu kurz. Wir hoffen aber, daß der Verf. ſein Verſprechen erfüllen werde, durch eine weitere Ausführung dieſes Grundriſſes, ein vollſtändiges chemiſches Handbuch zu liefern, welches ohnfehlbar mit allgemeinem Beyfall aufgenommen werden wird.

D. Ambroſ. Mich. Siefferts Verſuche mit einheimiſchen Farbematerien, zum Nutzen der Färberey. Zweytes Stück. Altenburg, bey Richter, 1776. 234 S. 8.

Die Zahl der gegenwärtigen Verſuche geht mit denen im erſten Stücke in ununterbrochener Reihe fort, nämlich von 339 bis 767. Die Gewächſe, ſo nach dieſem Stücke zum Färben gebraucht worden, ſind Aſche, Brombeer, Erle, Eſpe, Faulbaum, Geisbart, Goldweide, Haſelſtaude, Holunder, Creuzdorn, Nußbaum, Roßcaſtanienbaum, wilde Salbey, Salweide, Ulme und Wolfsmilch; die Laugen aber, welche außer denen im vorigen Stücke ſchon beſchriebenen noch vorkommen, und hier als Zuſätze angewendet worden, ſind; gemiſchte Eiſenlauge, kauſtiſche Bleylauge, reine Eiſenvitriollauge, Vitriolgeiſt, Weinſteinrahmlauge, und weinſteinichte Zinklauge. Näher können wir den Leſer mit dieſer Schrift, ſo aus lauter Verſuchen beſteht, nicht bekannt machen; wir hoffen aber ohnedies, daß die verdienſtliche Unternehmung des unermüdeten Verfaſſers bekannt genug ſind, und jeden Liebhaber von ſelbſt veranlaſſen werden, den nähern belehrenden Inhalt in der Schrift ſelbſt zu ſuchen. Vz.

Sammlung brauchbarer Abhandlungen aus des Hrn. Abt Rozier Beobachtungen über Natur und Kunſt, Leipzig, bey Weidm. Erben und Reich. Erſter Band, 1775. 344 Octavſ. 12 Kupfert. Zweyter Band, 1776. 439 Octavſ. 7 Kupfertafeln.

Der Ueberſetzer, Hr. Wunſch, Dr. der Arzneykunſt, hat nur ſolche Abhandlungen gewählt, die er für Deutſche lehrreich gehalten, mit Weglaſſung deſſen, was wir etwa ſchon anderswo haben. Sogar hat er ſchon von ihm verfertigte Ueberſetzungen unterdrückt, wenn er gefunden, daß eben die Stücke ſchon anderswo überſetzt erſchienen ſind. Hie und da hat er Anmerkungen beygefügt, die das Original erläutern oder berichtigen. Sie ſind meiſtens ſo beſchaffen, daß man deren gern überhaupt mehr, und mehr eigenes von ihm leſen möchte. In allen dieſen Stücken iſt er den gewöhnlichen Ueberſetzern ſehr unähnlich.

B.

8. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Zuſätze zu den neueſten Reiſebeſchreibungen von Italien, nach der in des Hrn. D. J. J. Volkmanns hiſtoriſch-kritiſchen Nachrichten angenommenen Ordnung zuſammen getragen, und als Anmerkungen zu dieſem Werke, ſammt neuen Nachrichten von Sardinien, Malta, Sicilien und Großgriechenland, herausgegeben von Joh. Bernoulli. Erſter Band. Leipzig, bey Fritſch, 1777. 626 Seiten, 8,

Dieſe Zuſätze zu den bekannten Volkmanniſchen Nachrichten, von dem königlichen Stern

Herrn Bernoulli, ſind die Frucht einer Reiſe, die derſelbe im Jahre 1775 durch einen groſſen Theil von Italien gethan hat, und eigentlich, wie das Volkmanniſche Werk, für Deutſche geſchrieben, die Italien durchzureiſen gedenken; aber auch für andere, die Italiens Merkwürdigkeiten kennen wollen, wegen der Mannichfaltigkeit der Nachrichten, angenehm und unterrichtend. Hr. B. verbeſſerte und ergänzte auf ſeiner Reiſe den la Lande, den er allein, nicht aber Volkmanns Nachrichten, mit ſich führete, und mußte nachher von ſeinen franzöſiſchen Anmerkungen in der Ergänzung des Volkmanniſchen Werks verſchiedene zurückbehalten, weil Volkmann im la Lande, der bey ihm zum Grunde liegt, vieles ſchon ſelbſt berichtiget und hinzugefügt, auch einiges weggelaſſen hat. Er habe bloß von ihm ſelbſt geſehene und gehörte Merkwürdigkeiten aufgezeichnet, die Volkmann übergangen, und von dem Theile Italiens, den er nicht geſehen, aus dem Lande ſelbſt, durch Vermittelung ſeiner Freunde, glaubwürdige Zuſätze und Verbeſſerungen erhalten. Er wünſcht, daß man künftig bey einer vollſtändigen Beſchreibung von Italien nicht alle Materien durch einander werfen; ſondern jedem Fache einen oder mehr dünne Bände widmen, und die Anzeige der Kunſtwerke, inſonderheit aus dem Alterthume, dem Reiſenden unterrichtender machen möchte. Hr. B. ſcheint ſelbſt geneigt zu ſeyn, eine ſolche Beſchreibung von Italien zu verfertigen. Er gebe die Hoffnung noch nicht auf, das ſchöne Italien noch einmal zu ſehen. Wir wollen jetzt einiges Merkwürdige, und was uns vorzüglich in unſere Bibliothek zu gehören ſcheint, auszeichnen.

Zur Einleitung macht Hr. B. nur wenige Anmerkungen. Zuerſt einiges über die ältern, ſchon von Hrn. B. genannten Reiſen. Der bekannte Miſſon ſey faſt gänzlich aus einer noch ältern Reiſe eines Engländers Laſſel genommen, und dann die neuern. Jetzt haben doch die Italiener auch ſelbſt eine Beſchreibung ihres Landes: von einem Werke des Ceſare Orlandi, delle Citta d'Italia e ſue Iſole adjacenti compendioſe notizie ſacre e profane, in Quart mit Kupfern hat Hr. B. den erſten 1770 in Perugia gedruckten Theil, der nur bis Amanthea gieng, geſehen; aber er zweifelt, wenn auch das Werk je ganz zu Stande kommen ſollte, daß es einem Reiſenden bequem und ſehr nützlich ſeyn werde. Krebels europäiſche Reiſen, ſagt er beyläufig, habe er ſehr brauchbar

gefunden. Eine ältere, aber erst 1774 zu Paris in zween Quartbänden gedruckte Reise vermissen wir hier: Journal du Voyage de *Michel de Montaigne* en Italie par la Suisse et l'Allemagne en 1580 et 1581. avec des Notes par M. *le Querlon*. Herr B. macht hier zu einem vollständigen kritischen Verzeichnisse aller Reisebeschreibungen von Italien Hoffnung. Er habe Genua und einen Theil von Rom mit einem M. de la Tapien, einem sehr verständigen und gelehrten Franzosen, gesehen, der über alles Nützliche, insbesondere Manufakturen und Naturproducte, sich vollständige Anmerkungen aufgezeichnet. Mit einem andern, etwas ältlichen Franzosen, (dessen Namen wir nicht angemerkt finden) sey er zu Florenz bekannt worden; von diesem, der schon ganz Europa durchreiset hat, sey mehr in Absicht auf die schönen Künste zu erwarten. Auch den Verfasser des Laokoon habe er zu Florenz getroffen, und von ihm hoffe er etwas über die Alterthümer Italiens, worinn dieser berühmte Schriftsteller nicht zu verkennen seyn werde. Er führt hiernächst noch verschiedene Italiener und Engländer an, von denen man neue und wichtige Bemerkungen über die natürlichen Merkwürdigkeiten zu erwarten habe. Hr. de Saussüre zu Genf habe auf seinen vielen Reisen sich ein ungemeines Naturalienkabinet, und Materialien zu einem Werke über die Entstehung der Gebirge gesammelt, worinnen auch viel neue und unterrichtende Bemerkungen über die italiänischen Gebirge vorkommen würden. Eine Probe davon findet man in des Abbe Rozier Journal de Physique, einem Brief von ihm an den Ritter Hamilton, sur la Geographie physique de l'Italie. Burneys musikalische Reise sey, ob schon etwas flüchtig hingeschrieben, und nicht immer richtig genug, doch ein brauchbares Handbuch für den reisenden Liebhaber der Musik. Zusätze könne er dazu nicht geben, weil er in den Lieblingssitzen der Euterpe, Neapel und Venedig, selbst nicht gewesen, und ihm auch, wegen seiner schwachen Gesundheit und schweren Gehörs, vieles entwischt sey.

Auf dem festen Lande der Republik Venedig kömmt durch die Vorsorge des Senats der Ackerbau sehr empor. Zu Parma blühen jetzt mehr die schönen Künste und Wissenschaften, als die Handlung. Zu Neapel wird jetzt die Baukunst nicht mehr so sehr vernachläßiget: auch zu Venedig sucht ein berühmter Baumeister, Ant. Visentini, den guten Geschmack in der Baukunst herzustellen. In Rom wurde dem B. Nicolo

cola Gianſimoni, als der geſchickteſte Baumeiſter genannt; und bey der großen Neigung, die der jetzige Pabſt gegen die ſchöne Architectur äußere, fehle es nun nicht an vielen, die ihre Talente zu verfeinern ſuchten. Einige neuere, insbeſondere größere und gute Werke der Italiener über die Baukunſt. Auch neuere Kupferſtecher und Werke dieſer Kunſt. Der V. iſt doch hier und an andern Orten ſeinem Verſprechen, nur was er ſelbſt Merkwürdiges geſehen und gehöret, aufzuzeichnen, untreu geworden; er hat, um ſeine Nachrichten vollſtändiger zu machen, einiges aus des Hrn. von Murr Journale und andern eingerückt. Von den herrlichen Gemälden, die der Borgheſiſche und andere römiſche Paläſte einſchließen, ſind jetzt 40 Kupfertafeln in einem Werke: Schola Italica, Picturae — cura et imp. *Gavini Hamilton* Pictoris. Romae, 1773. geſtochen; aber die Fortſetzung ſcheint vor der Hand nicht zu erwarten zu ſeyn. Noch einiges von dem Zuſtande der Künſte in Parma und Mayland, und den daſelbſt noch nicht lange geſtifteten Akademieen.

Vom Zuſtande der Wiſſenſchaften in Italien ſchreibt Hr. V. nicht ganz ohne Grund, daß ſie nicht mehr in dem blühenden Zuſtande wären, als zu den glücklichen Zeiten des Pabſts Leo X. und einiger ſeiner Nachfolger; aber doch billiger, als ein gewiſſer M. de Laire, der 1765 in der Gaz. litt. de l'Europe drucken ließ: die ganze Gelehrſamkeit von Italien beruhe auf ſechs Perſonen. Dagegen nennt Hr. B. aus zween Vertheidigern Italiens eine große Anzahl wirklich verdienter Männer, wovon jetzt ſchon viele verſtorben ſind; aber im Ganzen habe der Flor der Wiſſenſchaften ſeit zehn Jahren gewiß noch merklich in Italien zugenommen. Hr. B. giebt im folgenden ſehr vollſtändige Nachrichten von dem Zuſtande der Gelehrſamkeit und den neueſten Schriften der Italiener, die es ihm viel Mühe mag gekoſtet haben, durch mündliches Nachforſchen, durch einen ſtarken Briefwechſel, und durch Vergleichung der beſten fremden und einheimiſchen Wochenblätter, zuſammen zu bringen. Unter der großen Menge von Akademieen verdienen nur die Societät der Wiſſenſchaften zu Turin, die Academia Fiſico critica zu Siena, die Akademieen des Inſtituts zu Bologna, der Alterthümer zu Cortona, und der Sprache zu Florenz, auch einige Geſellſchaften zur Aufnahme des Ackerbaues und der Kräuterkunde in Toſcana und dem Venetianiſchen, mit Ruhm erwähnet zu werden.

Zu Hrn. V. chronologiſchem Verzeichniſſe der italieniſchen Maler nach den verſchiedenen Schulen, zeigt Hr. B. erſt einige neuere italieniſche Werke an, die von der Malerey und den berühmten Meiſtern Nachrichten liefern, und bemerkt alsdenn ſelbſt einige neuere und noch lebende Maler. Nur einen Schweizer und einen Brandenburger, die noch zu Rom leben, wollen wir hier nennen. **Fuesli**, ein Sohn **Joh. Caſp. Fueslins**, eines der größten Genies für die Kompoſition, deſſen Feuer durch fleißiges Leſen der alten und engliſchen Dichter unterhalten wird; den ſtärkſten Ausdruck hat er in der Gewalt, und an ſeiner Zeichnung erkennt man das Studium der Antiken und der größeſten römiſchen Maler; er malt meiſtens fürchterliche aus dem Homer und Shakeſpear genommene Sujete. Vorhin war er lange in England; jetzt hat er zu Rom bloß für Engländer mehr beſtellte Arbeit als er liefern kann. **Hackert**, ein Brandenburger aus **Prenzlow**, ein großer Landſchaftmaler, meiſterhaft im Ausdruck der Elemente, arbeitet viel für Ruſſen und Engländer.

S. 45. fangen die Zuſätze zu den Nachrichten ſelbſt bey **Savoyen** an. Schon jetzt iſt **Turin** eine der ſchönſten Städte in Europa, und der jetzige König, **Victor Amadeus**, fährt noch immer fort, nach dem Plane ſeines Vorgängers, die Stadt zu verſchönern. Das Arſenal wird, wenn es ganz wird ausgeführt ſeyn, wenig ſeines gleichen haben: und ſchon iſt der Vorrath von allem zu einem Feldzuge nothwendigen größer, als irgendwo in Europa. Kürzlich iſt im Hoſpital vom heil. Johannes eine Kapelle vom erhabenſten Geſchmack gebauet worden. Bey Beſchauung der Gemäldeſammlung des königl. Pallaſts fand der V. **Cochins** Verzeichniß ſehr unvollſtändig. Was V. vom Pallaſte der Herzoge von Savoyen ſagt, er ſey ein vortreffliches Gebäude, paßt nur auf die Vorderſeite der großen Doireſtraße gegen über: dieſe iſt gleichſam der Kaſten zu der neuen großen Haupttreppe, von welcher mit Recht geſagt werde, ſie ſey eine Treppe ohne Pallaſt, da vorhin das Schloß ein Pallaſt ohne Treppe war. Das Antiquitätenkabinet wird noch immer beträchtlich vermehrt; aber die Sammlung von phyſikaliſchen und mathematiſchen Inſtrumenten fand Herr B. ſehr mittelmäßig. Die Bibliothek zu vermehren, ſind jetzt jährlich 1500 piemonteſiſche Livres beſtimmt. Die Bücher waren doch mehrentheils juriſtiſch und theologiſch. In den Zimmern des Herzogs von Chablais gefielen dem V. die

Gemäl-

Gemälde auf ſicilianiſchem Marmor, wo der Natur durch die Kunſt mit einigen Pinſelſtrichen artig nachgeholfen war. Der Hof hat ſich nun einmal, nach dem Beyſpiele des Königs, eine übertriebene Frömmigkeit angewöhnt; und bey der kann das Gute, das man ſich noch vor zehn Jahren, inſonderheit in Rückſicht auf die Wiſſenſchaften, von dem damaligen Herzoge von Savoyen verſprach, nicht aufkeimen. Indeſſen fehlt es doch jetzt nicht an geſchickten Männern, von welchen, und ihren neuerlich herausgegebenen Werken, wir umſtändliche Nachrichten finden, die keines Auszugs fähig ſind. Von dem bekannten unglücklichen Donati, deſſen wir auch in der Bibliothek XXV. S. 156. gedacht, und von dem man mehrere Nachrichten in Hrn. Ferbers Briefen aus Wälſchland findet, leſen wir hier, daß zu Turin ein großer Vorrath ſeiner geſammelten Seltenheiten angekommen; doch ſeyen dieſe Kiſten noch nicht ausgepackt, und, nebſt des Donati ehemaliger eigenen Sammlung, die der König von deſſen Erben gekauft, in das noch unangeordnete Naturalienkabinet der Univerſität gebracht worden. Einige wenige Nachrichten vom Zuſtande der Künſte. Bey der Angabe der Zahl der Einwohner und der königl. Einkünfte im V. S. 211. erwarteten wir von unſerm V. eine Anmerkung und genauere Beſtimmung. Eine beträchtliche Seidenſpinnerey in dem Dorfe la Tour in dem Thale Luzerne, und Nachricht von der Arbeit.

Von Mayland ſtimmt die Schätzung auf 120000 Einwohner bey V. ziemlich gut mit der Liſte überein, die ſeit drey Jahren von der Bevölkerung zu Mayland herauskömmt: im Jahre 1774. ſtunden darauf 119000 Seelen. Die ambroſianiſche Bibliothek beſteht nach V. aus 60000 Bänden, ohne die Handſchriften: Hrn. V. wurde ſie auf der Bibliothek ſelbſt nur 30000 angegeben. Sie wird noch jährlich vermehrt, und der Platz zu enge. Im Collegio Braydenſi ſind jetzt verſchiedene Lehrſtühle mit Exjeſuiten beſetzt: die prächtige Sternwarte unter der Aufſicht des Abts de la Grange, iſt ſeit wenig Jahren noch mit neuen Gebäuden und noch mehrern Inſtrumenten verſehen worden. Das berühmte große Theater iſt am letzten Tage des Carnevals 1776 ganz abgebrannt; es wurden aber ſchon Anſtalten gemacht, ein neues aufzubauen. In der Madonna del Celſo iſt ein Gemälde der Verklärung Chriſti von Jul. Cäſ. Procaccini, welches der Verf. in Anſehung des edlen Ausdrucks der berühm-

Zu Hrn. V. chronologiſchem Verzeichniſſe der italieniſchen Maler nach den verſchiedenen Schulen, zeigt Hr. B. erſt einige neuere italieniſche Werke an, die von der Malerey und den berühmten Meiſtern Nachrichten liefern, und bemerkt alsdenn ſelbſt einige neuere und noch lebende Maler. Nur einen Schweizer und einen Brandenburger, die noch zu Rom leben, wollen wir hier nennen. Fuesli, ein Sohn Joh. Caſp. Fueslins, eines der größten Genies für die Kompoſition, deſſen Feuer durch fleißiges Leſen der alten und engliſchen Dichter unterhalten wird; den ſtärkſten Ausdruck hat er in der Gewalt, und an ſeiner Zeichnung erkennt man das Studium der Antiken und der größeſten römiſchen Maler; er malt meiſtens fürchterliche aus dem Homer und Shakeſpear genommene Süjete. Vorhin war er lange in England; jetzt hat er zu Rom bloß für Engländer mehr beſtellte Arbeit als er liefern kann. Hackert, ein Brandenburger aus Prenzlow, ein großer Landſchaftmaler, meiſterhaft im Ausdruck der Elemente, arbeitet viel für Ruſſen und Engländer.

S. 45. fangen die Zuſätze zu den Nachrichten ſelbſt bey Savoyen an. Schon jetzt iſt Turin eine der ſchönſten Städte in Europa, und der jetzige König, Victor Amadeus, fährt noch immer fort, nach dem Plane ſeines Vorgängers, die Stadt zu verſchönern. Das Arſenal wird, wenn es ganz wird ausgeführt ſeyn, wenig ſeines gleichen haben: und ſchon iſt der Vorrath von allem zu einem Feldzuge nothwendigen größer, als irgendwo in Europa. Kürzlich iſt im Hoſpital vom heil. Johannes eine Kapelle vom erhabenſten Geſchmack gebauet worden. Bey Beſchauung der Gemäldeſammlung des königl. Pallaſts fand der V. Cochins Verzeichniß ſehr unvollſtändig. Was V. vom Pallaſte der Herzoge von Savoyen ſagt, er ſey ein vortreffliches Gebäude, paßt nur auf die Vorderſeite, der großen Doireſtraße gegen über: dieſe iſt gleichſam der Kaſten zu der neuen großen Haupttreppe, von welcher mit Recht geſagt werde, ſie ſey eine Treppe ohne Pallaſt, da vorhin das Schloß ein Pallaſt ohne Treppe war. Das Antiquitätenkabinet wird noch immer beträchtlich vermehrt; aber die Sammlung von phyſikaliſchen und mathematiſchen Inſtrumenten fand Herr B. ſehr mittelmäßig. Die Bibliothek zu vermehren, ſind jetzt jährlich 1500 piemonteſiſche Livres beſtimmt. Die Bücher waren doch mehrentheils juriſtiſch und theologiſch. In den Zimmern des Herzogs von Chablais gefielen dem V. die

Gemäl-

Gemälde auf sicilianischem Marmor, wo der Natur durch die Kunst mit einigen Pinselstrichen artig nachgeholfen war. Der Hof hat sich nun einmal, nach dem Beyspiele des Königs, eine übertriebene Frömmigkeit angewöhnt; und bey der kann das Gute, das man sich noch vor zehn Jahren, insonderheit in Rücksicht auf die Wissenschaften, von dem damaligen Herzoge von Savoyen versprach, nicht aufkeimen. Indessen fehlt es doch jetzt nicht an geschickten Männern, von welchen, und ihren neuerlich herausgegebenen Werken, wir umständliche Nachrichten finden, die keines Auszugs fähig sind. Von dem bekannten unglücklichen Donati, dessen wir auch in der Bibliothek XXV. S. 156. gedacht, und von dem man mehrere Nachrichten in Hrn. Ferbers Briefen aus Wälschland findet, lesen wir hier, daß zu Turin ein großer Vorrath seiner gesammelten Seltenheiten angekommen; doch seyen diese Kisten noch nicht ausgepackt, und, nebst des Donati ehemaliger eigenen Sammlung, die der König von dessen Erben gekauft, in das noch unangeordnete Naturalienkabinet der Universität gebracht worden. Einige wenige Nachrichten vom Zustande der Künste. Bey der Angabe der Zahl der Einwohner und der königl. Einkünfte im V. S. 211. erwarteten wir von unserm V. eine Anmerkung und genauere Bestimmung. Eine beträchtliche Seidenspinnerey in dem Dorfe la Tour in dem Thale Luzerne, und Nachricht von der Arbeit.

Von Mayland stimmt die Schätzung auf 120000 Einwohner bey V. ziemlich gut mit der Liste überein, die seit drey Jahren von der Bevölkerung zu Mayland herauskömmt: im Jahre 1774. stunden darauf 119000 Seelen. Die ambrosianische Bibliothek besteht nach V. aus 60000 Bänden, ohne die Handschriften: Hrn. V. wurde sie auf der Bibliothek selbst nur 30000 angegeben. Sie wird noch jährlich vermehrt, und der Platz zu enge. Im Collegio Braydensi sind jetzt verschiedene Lehrstühle mit Exjesuiten besetzt: die prächtige Sternwarte unter der Aufsicht des Abts de la Grange, ist seit wenig Jahren noch mit neuen Gebäuden und noch mehrern Instrumenten versehen worden. Das berühmte große Theater ist am letzten Tage des Carnevals 1776 ganz abgebrannt; es wurden aber schon Anstalten gemacht, ein neues aufzubauen. In der Madonna del Celso ist ein Gemälde der Verklärung Christi von Jul. Cäs. Procaccini, welches der Vers. in Ansehung des edlen Ausdrucks der berühm-

ten Transfiguration von Raphael in Rom vorzieht. Ueberall verzeichnet der V. zum Gebrauch der Reisenden die von B. übergangenen Gemälde und übrigen Kunstwerke. Jetzt ist die größte Sammlung von Gemälden diejenige, die der erste große und den Wissenschaften sehr geneigte Minister, Graf Firmian, besitzt; sie ist in zween Säle und zwölf oder mehrere Zimmer vertheilt, und wird noch täglich vermehrt. Die Bibliothek darneben bestund schon 1775. aus 30000 Bänden, und enthielt auch eine große Sammlung Kupferstiche aus allen Schulen. Abermals umständliche Nachrichten von den mayländischen Gelehrten und Schriftstellern. Der Marquis Beccaria hat sein berühmtes Buch dei delitti e delle pene noch kürzlich verbessert, und mit einigen neuen Kapiteln vermehrt herausgegeben; auch noch zwey andere philosophische Schriften. Man sollte, schreibt Hr. B., hinter dem muntern, gesunden, etwas vollen Gesichte des Verfassers eher einen sich um nichts bekümmernden Weltmann, als einen so tiefen Denker suchen. Der Graf Petrus Verri ist der Verf. der Meditazione sulla Economia politica, wovon schon die sechste Ausgabe zu Livorno 1772. 8. erschienen, und von ihm ist auch die Idea sull' indole del piacere, (die zu Mayland 1774. 8. herauskam) und gegen ein stumreiches Werk des Barnabiten P. Vogli, Prof. der Philosophie zu Bologna, della Natura del piacere et del dolore, Livorno, 1772. 8. gerichtet; von welchem denn auch vermuthlich, oder einem Freunde desselben, um diese Nachricht hier vollständiger zu machen, die Offervazioni al libro, sull' indole del piacere, Lettera anonima ad un amico. Bologna, 1775. 4, die wir in den Götting. Anz. 1776. S. 353. angezeigt finden, seyn wird. Die gelehrte Gräfin Clelia Borromäa, der ehedem die vornehmsten Gelehrten in Italien Weihrauch brachten und ihre Schriften zueigneten, ist jetzt eine beynahe hundertjährige Dame, die in großer Stille lebt. Diese Gräfin verstund französisch, deutsch, spanisch, englisch, lateinisch, arabisch, und andere Sprachen, war in den philosophischen, physikalischen und mathematischen Wissenschaften wohl erfahren, suchte mit großem Eifer eine Akademie der Wissenschaften, wie die zu London, Paris und Berlin, auch zu Mayland zu errichten; gab großen Gelehrten Wohnung und Unterhalt, u. s. f.; aber wegen gänzlichen Mangels an Unterstützung von Seiten der Obern, konnte sie mit ihren Mitteln die Sache nie ganz durchsetzen. Noch etwas von der Handlung und eine kleine Tabelle vom Umfange der frem-

fremden Münzſorten. Die Gegend um Mayland und die Borromäiſchen Inſeln. Das Echo in dem Landhauſe Simconetta auf der Iſola Madre wiederholte den Schall einer loßgeſchoſſenen Piſtole in einer Zeit von 15 Secunden 58 bis 65 mal.

Die Stadt Parma, ſagt la Lande, habe 30000 Einwohner, der Yverduner Herausgeber deſſelben 52000; Hr. B. hält B. Angabe von 40000 für richtiger. Die Nachricht vom herzoglichen Pallaſt verbeſſert er, und unterſcheidet la Pilota, den alten Pallaſt; il Palazzo unter Don Philipp, der gänzlich abgetragen worden; und nahe dabey die jetzige Wohnung des Herzogs, eine Reihe Häuſer, die vermittelſt einer gemeinſchaftlichen Außenſeite verbunden iſt. Die Guardaroba nimmt noch einen Theil der Pilota ein. Für das berühmte Gemälde des Correggio, la Madonna di St. Girolamo, habe der König von Preußen 18000 Ducaten geboten: und jetzt, meynt der V., würde man das Miniſterium bey den ſehr geſunkenen Finanzen vielleicht gefälliger finden; aber für die Malerakademie wäre es ein harter Stoß. Dieſe Stiftung würde bey der wenigen Unterſtützung, die ſie von der Regierung erhält, vielleicht ſchon wieder eingegangen ſeyn, wenn nicht ihr beſtändiger Secretär, der jüngere Graf Rezzonico, nebſt einigen guten Künſtlern, allen Eifer anwendeten, ſie zu erhalten; und nun kömmt ſie täglich in blühendere Umſtände. Der V. bemerkt noch kurz die Gemälde und Bildſäulen auf dem Saale der Pilota, wo die Akademie ihre Verſammlungen hält, und in zweyen Nebenzimmern, und nennt die Profeſſoren und Adjunkten dieſer Geſellſchaft. In das große Jeſuitercollegium iſt nun, nach der Aufhebung des Ordens, die Univerſität verlegt worden, die jetzt nur auf 400 Studirende zählt. Ganz verſchieden hiervon iſt ein anderes großes, aber altes und ſchlechtes Gebäude, das Kollegium der Adlichen, worinn zu den Zeiten der Farneſen auf 500 junge Adliche waren, und jetzt nicht über funfzig ſind. Das Gemälde, das der V. von dem Hofe zu Parma macht, iſt gar nicht vortheilhaft. Die Grundſätze und Neigungen des jungen Herzogs ſtimmen gar nicht mit der Erziehung, die er von den Herren de Tittot und de Condillac genoſſen hat, überein. Faſt beſtändig in Colorno, einem Luſtſchloſſe, hat er nur eine Anzahl Mönche um ſich, und ſeine Koncerte, die ſein Hauptvergnügen ſind, ſind geiſtliche Koncerte, Meſſen,

Vespergesänge u. dergl. Als des Abts de Contillac Studier kurs kürzlich in Parma angekündigt wurde, verboth er es sogleich in seinen Staaten, und untersagte zugleich die Einfuhre aller fremden Bücher. Seine Gemahlin dagegen lebt mehrentheils zu Parma, und liebt, außer der Lekture, die Jagd und das Reiten, welches einen Aufwand erfordert, den sie kaum zu bestreiten vermag. Die Verwaltung ist jetzt unter vier Minister vertheilt, die sich sehr der Sparsamkeit befleißigen, weil es der Staat sehr vonnöthen hat. Abermals ausführliche Nachrichten von den dasigen Gelehrten, und der schönen Bibliothek, die, obwohl sie noch neu ist, nach der Angabe des Bibliothekars Schenoni, doch schon an 50000 Bücher hatte. Unter den Handschriften gedenkt der V. eines schönen auf Pergament geschriebenen Korans, der 1683 nach der Belagerung von Wien im Gezelte des Großveziers gefunden worden, und wozu der vormalige Bibliothekar P. Paciaudi, wie zu mehrern Handschriften, eine besondere Vorrede geschrieben: Ad praeclarissimum Alcorani Codicem R. Bibliothecae Parmensis. Parmae, 1772. 8. Eine sehr vollständige Buchdruckerey, der an Reichthum vielleicht nur noch die Buchdruckerey der Propaganda beykomme. Aber der Besitzer war willens, sich der fremden Lettern, wenn er Käufer finden konnte, weil er keine Hoffnung hätte, für seine Auslage jemals schadlos zu werden, zu entschlagen. Ein wohl eingerichtetes und jeden Beschauer vergnügendes Naturalienkabinet des P. Fourcaud. Er hatte ein Geheimniß, ganze Vögel und Nester voller Vögel in gläsernen Recipienten, die oben nur eine kleine mit einem Stöpsel zugemachte Oeffnung hatten, zu verwahren; aber das allerdings zur Erhaltung der Thiere vortheilhafte Geheimniß, das er der Akademie der Wissenschaften zu Paris eröffnet hatte, und diese nach seinem Tode noch nicht bekannt gemacht, sey bloß eine geschickte Art das Glas zuzublasen, nachdem es gemächlich angefüllet worden. Eine beträchtliche Seidenspinnerey hat hier der Hofbanquier und preußische Agent Maumari, ein gebohrner Schweizer aus Neufchatel errichtet, und sucht Gelegenheit, auch in Deutschland Seide abzusetzen. Noch gräbt man in den Ruinen der Stadt Velleja, und die Alterthümer werden in den Zimmern der Akademie der schönen Künste aufgestellt. Von Reggio noch einige, meistens litterarische Nachrichten.

Modena giebt die venetianische Europa letteraria bis 30000 Einwohner. Die Stadt ist seit kurzem sehr verschönert

nert worden. Der V. empfiehlt des D. Pagani nunmehr gedruckte Beſchreibung der Malereyen und andrer Merkwürdigkeiten von Modena. Die ſchöne Andromeda und Herkules, der den Kakus bey einem Beine aus der Höle zieht, ſind jetzt zu Mayland in der Sammlung des Grafen Firmian. Der Zuſtand der Wiſſenſchaften und die jetzt lebenden Schriftſteller umſtändlich.

Zu Bologna zählt man jetzt nicht über 300 Studierende, da vordem hier auf 8000 ſtudierten. Die Zahl der Profeſſoren iſt doch noch ſehr ſtark; aber ihr Gehalt, der nie oft auf dem alten Fuß bleibt, iſt nun ſehr gering. Neue Nachrichten von dem berühmten Inſtitut, die dem V. größtentheils, wie hier auch verſchiedene andre, von Bologna ſelbſt mitgetheilt worden. Daß Francia ſich über die heilige Cäcilia des Raphael zu Tode gegrämt habe, iſt ungegründet: das Gemälde wurde um 1513. verfertiget, und Francia malte noch 1522. den berühmten Sebaſtian della Zecca. In der Kirche St. Nicolo, (di S. Felice, der Straße nämlich) ſey nicht das erſte Gemälde des Hannibal Caracci, ſondern das ſchönſte Stück, (la prima operazione) das je dieſer große Meiſter gemalt habe. Die Gallerie des Pallaſtes Sampieri hält der V., ob ſie gleich nicht groß iſt, für eine der merkwürdigſten in Europa: nirgends könne man beſſer den Guido Reni kennen lernen, und wie weit ſich das Genie des Guercino erſtreckt habe. Noch vſele Meiſterſtücke ſeyen mit Stillſchweigen übergangen, z. E. der Leichnam Chriſti von zwo Frauensperſonen unterſtützt, von Tizian; eine ſchöne heilige Familie von Franciſco da Imola; das durch den Grabſtichel des Strange noch berühmter gewordene Gemälde des Abraham, der die Hagar verſtößt, von Guercino. Ferner die jetzt lebenden Gelehrten. Der größte theoretiſche Muſiker in Italien ſey hier der P. Martini, der noch neulich in einem hohen kränklichen Alter eine Geſchichte der Muſik zu Stande gebracht. Daß die Damen frey und munter wären, und eine jede von ihrem Cicisbeo in die Loge begleitet werde, ſagt der bologniſche Anmerker, ſey vielleicht von zwo oder drey bologniſchen Damen wahr; aber die mehreſten hätten ſogar, wenn ſie ausgiengen, nur einen Verwandten, oder Freund des Hauſes, zuweilen auch ihren Mann bey ſich; ſie ließen auch nicht auf der Gaſſe den Schleyer über das ganze Geſicht hängen, ſondern pflegten die Modeneſerinnen, die dieſen Gebrauch hätten, damit aufzuziehen. Der angegebene Charakter

der

der Bologneſer, worauf freylich immer nicht viel zu achten iſt, ſey nicht überhaupt, ſondern nur von einigen aus der geringen Claſſe wahr.

Unweit Pietra Mala hat der V. mit dem berühmten Erdfeuer im Junius in einer ſternhellen Nacht, doch ohne Mondſchein, Verſuche gemacht. Das Feuer ſey, wie es Hr. D. geſehen, von zwo Farben, blau und gemeines Feuerroth: einige Stellen ganz blau, andere ganz roth, andere wiederum unten blau. Es rieche nicht nach Steinöl; ſondern faſt wie angezündetes Benzoe, und verlöſche, nachdem man wenig oder viel Waſſer auf einen feurigen Raum ſchütte, auf eine kürzere oder längere Zeit. Florenz hatte 1761. nach V. Angabe, 65000 Einwohner; aber im J. 1767. ſchon 78631. Nicht blos die Arme, oder doch die Hände der mediceiſchen Venus, wie Winkelmann ſagte, ſeyen neu; Hr. Leſſing behauptete zu Florenz, auch der Kopf ſey es; und Hr. D. ſelbſt ſchien der ſehr ſchöne Kopf auf der Statüe etwas zu klein. Der Schleifer könne nicht der Augur Attius Navius ſeyn; der Kopf ſey zuverläßig eines Mannes vom geringſten Pöbel, und der Ausdruck dieſes Kopfes ganz vortrefflich, und dem Leibe weit vorzuziehen. Von dem jetzigen Zuſtand der Maler- Bildhauer- und Bauakademieen, die ſehr darnieder liegen, giebt der V. einige Nachricht: die beſte Schule für die Baukunſt ſey hier die edle Bauart der Florentiniſchen Paläſte. Die Florentiniſche Moſaik (die man von der römiſchen unterſcheiden muß, und einen Artikel in Hrn. Sulzers Theorie Th. II. S. 778. verbeſſern) iſt eine Malerey, die aus lauter Pietre dure, die geſägt werden, gemacht wird. Der V. ſah einen faſt fertigen Tiſch in der Arbeit, worauf Raupen, Schmetterlinge und andere Inſekten vollkommen nach der Natur abgebildet waren. Dieſe ſchöne Kunſt erfordert einen erſtaunlichen Aufwand. Gewöhnlich arbeiten vierzig Arbeiter an den Florentiniſchen Moſaiken, wovon jeder jährlich, durch die Bank gerechnet, hundert Dukaten von dem Großherzog Beſoldung erhält. Ein Tiſch wird ohngefähr in zwey Jahren fertig; und jeder Arbeiter macht ein Stück nach dem Muſter, das ihm vorgelegt wird. Die Muſter ſind Architektur- See- und Inſektenſtücke; denn zu andern Gemälden ſchickt ſich dieſe Moſaik nicht. Eine weniger koſtbare Art, die man Seagliola nennt, iſt eine Compoſition von Gyps; dieſe macht jetzt für den Großherzog zu Florenz nur ein einziger Künſtler, Gori. Keine Kirche verdiene mehr den Namen eines Tem-

pels

pels, wegen der edlen Architektur, als die zu St. Spirito. In der Sakristey ist etwas für die Baukunst merkwürdiges: der Baumeister Ammarati verließ mit schlechtem Erfolg das gewöhnliche korinthische Kapitäl. Die Laurenzianische Bibliothek, und eine Anzeige aller Schriften ihres bekannten Vorstehers Bandini. Die schöne Sternwarte im ehemaligen Jesuitercollegium, worin noch ihr Erbauer, der nunmehrige Abt Ximenes wohnt. Eine Academia dei Georgifili, und viele nützliche Schriften über den Ackerbau, die sie veranlasset hat. Das Haus des Michael Angelo, das im ersten Zimmer in einer Reihe von Gemälden das glorreiche Leben des großen Mannes darstellt, zu welcher Gallerie die vornehmsten Meister der Florentinischen Schule beygetragen haben. In der Kirche St. Croce, die zur Verewigung des Andenkens großer Florentiner bestimmt scheint, ist das Brustbild desselben, nicht mit einer dreyfachen Krone, wie V. schreibt; sondern auf beyden Seiten des Bildes sind zwey Basreliefs, deren jedes drey in einander geschlungene Kränze vorstellt, die mit dem darunterstehenden tergeminis tollit honoribus einerley Bedeutung zu haben scheinen; und den vierten Kranz, setzt Hr. B. hinzu, verdient der große Maler, Bildhauer und Architekt, noch als Dichter. Von der im J. 1772. besser eingerichteten Verwaltung der Gerechtigkeit, finde man Nachrichten in Jagemanns Beschreibung von Toskana, und wegen der noch neuern Veränderungen verweist Hr. B. auf einige in Florenz herauskommende Schriften. Aber hieher gehört doch wohl eigentlich nicht, wie wir aus den Gött. Anz. 1777. S. 401. sehen, die Collezione di Scritture di regia Giurisdizione, die seit 1770. in Florenz herauskömmt; denn diese Sammlung meynt doch der V. mit der Angabe: S. Collezione di Scritture. Was es mit den 1770. angekündigten zwo verschiedenen Sammlungen toskanischer Gesetze für eine Bewandniß habe, wissen wir nicht; aber soviel wir aus andern Nachrichten wissen, ist seitdem wirklich ein neues toskanisches Gesetzbuch herausgekommen. Der Zustand der Wissenschaften. Bandini hat eine Florentinische Gelehrtengeschichte in zwölf Bänden versprochen. Unter dem jetzigen mit so vielem Ruhm regierenden und den Wissenschaften sehr geneigten Fürsten, erwartet Hr. B. die Wiederherstellung der physikalischen Akademie del Cimento, oder überhaupt die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften. Durch den berühmten Abt Fontana hat der Großherzog im torregianischen Pallast ein vortreffliches

Museum

Museum errichten lassen, eine Sammlung von Instrumenten, Naturprodukten und Nachahmungen der Natur, die schon 1775. obwohl noch lange nicht vollständig, doch schon fünf und zwanzig Zimmer anfüllte, und den vornehmsten Sammlungen dieser Art in Europa den Rang streitig machen konnte. Sehr schön waren die Abbildungen aller Theile des menschlichen Körpers in gefärbtem Wachs. Auch war eine schöne Sternwarte in diesem Gebäude, und eine schon ansehnliche physikalische und mathematische Bibliothek. Und nun hat Hr. Fontana, auf seines großen Fürsten Kosten, noch eine gelehrte Reise durch Frankreich, England und andere Theile von Europa angetreten, um mit ihren neuern Entdeckungen und Gelehrten bekannter zu werden. Wo V. S. 546. ff. etwas von den vornehmsten toskanischen Dichtern und der italiänischen Poesie überhaupt sagt, da schaltet Hr. V. Anmerkungen über Meinhards und Jagemanns Uebersetzung aus den italiänischen Dichtern ein, die wir größtentheils, so weit wir sie verglichen, gegründet befunden; aber auch einige, denen wir nicht Beyfall geben. So nennt S. 43. M. den magern Wolf, (den Geiz) der dem Dante entgegen kam, poetisch das Thier ohne Frieden, wie Dante selbst, la bestia senza pace; und doch möchte Hr. V. lieber ein Beywort, unbarmherzig oder unerbittlich. Und S. 44. wird Vagliami 'l lungo studio, e'l grande amore recht schön übersetzt: „Wirf einen günstigen Blick auf denjenigen, der mit so anhaltendem Fleiße, und mit so begierigem Verlangen deine Schriften gesuchet.“ Doch hätte es Hr. V. lieber kurz durch vergelte (vergilt) mir, ausgedrückt. Meistens hat er den Fehler bloß angezeigt, ohne zu verbessern. S. 67. Dinanzi polveroso va superbo, wissen wir nicht besser, als Meinhard, zu übersetzen: „Stolz läuft er im Staube voraus; (oder doch in Staub gehüllt fort,) obgleich Hrn. V. dieses nicht der Sinn der Ueberschrift zu seyn dünkt. S. 105. „Wird ein anderer deine Pflicht erfüllen, wenn du sie vergissest?“ sey freylich das, was hieher gehöre, nur sey es im Italiänischen nicht leicht zu finden. Aber schickt sich denn nicht besser noch hieher, was der Dichter sagt: L'altrui bene a rechefia, se'l tuo metti in obblio? „Was wird eines andern gute Handlung dir nützen, wenn du deine Pflicht vergissest?“ S. 108. sey lucido corpo ein heller oder leuchtender Körper, nicht ein durchsichtiger. Aber sodert hier der Sinn offenbar einen leichten, durchsichtigen Körper, der die Stralen

Stralen der Sonne annimmt? Aber gleich darauf, „So viel Glück theilt es mit, als die Liebe findet,“ welches Hr. B. unbemerkt gelaſſen, muß doch offenbar heißen: „als es Liebe findet,“ und iſt vermuthlich ein Druckfehler. Konnte M. auch den ſcherzhaften und niedrigen Ausdruck Arioſts S. 97. biſogna, ah' io mati in ſquarci ed in vacchette Omero, beſſer und anſtändiger überſetzen, als: „Ich muß ſtatt des Homers die Haushaltung ſtudiren.“ Ein Verſehen iſts unſtreitig, wenn Hr. B. S. 126. Meinhards Ueberſetzung tadelt: Occhi biecchi überſetzt er ja nicht bledende, ſondern ſchielende Augen, und kurz vorher hat er bleckende Zähne. — Noch einige lebende Improviſatori, und die Gelehrten, unter welchen Targioni Tozzetti, Ximenes und Abt Fontana ſehr hervorſtehen. Von dieſem ſeinem gelehrten Freunde macht Hr. B. hier ein von Hrn. Fontana ſelbſt mitgetheiltes Verzeichniß ſeiner noch ungedruckten wichtigen Werke bekannt, welches nicht Großſprecherey, ſondern Wahrheit aufgeſetzt habe, zuſammen 26 Bände in Quart, und drey in Folio, welche letzten eine Beſchreibung und Abbildung aller von ihm neuerfundenen oder verbeſſerten phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Inſtrumente ſind: einige aſtronomiſche von ihm hat, wie bekannt, Hr. B. ſelbſt in den Berliner Ephemeriden für 1778. beſchrieben. Wir vermißten hier doch ein neueres, dem Ruhme der Florentiner gewidmetes Werk: Serie di Ritratti d'Uomini illuſtri Toſcani con gli Elogi hiſtorici dei medeſimi, wovon zwey Bände in Realfolio bey Giuſ. Allegrini zu Florenz 1766. und 1770. erſchienen ſind. Eine Nachricht davon in den Götting Anz. 1769. S. 518. u. 571.

Die Bevölkerung von Piſa, nach B. von 15000 Seelen, war ſchon, als Hr. Jagemann ſchrieb, bis auf 20000 angewachſen; und vermuthlich habe ſie die väterliche Sorge des Großherzogs noch vermehrt. Die Sternwarte beſitzt vortreffliche Inſtrumente und zween gelehrte Aſtronomen. Der botaniſche Garten iſt einer der größten und ſchönſten in Europa. Die jetztlebenden Gelehrten. Wir überſchlagen durchgehends die Anzeige der Gemälde. Etwas von der Korallenfabrik zu Livorno. Die Kirchen, merkwürdigen Magazine und Naturalienſammlungen. Viele Gelehrte ſind wegen des blühenden Zuſtandes des Hafens hier nicht zu finden. Eine reiche vom Großherzog errichtete Druckerey. Lucca und die daſigen Gelehrten, unter welchen der Erzbiſchof Joh. Dom. Manſi ſehr berühmt iſt. Von Piſtoja ſey das Urtheil zu

hart

zu hart ausgefallen: Die Stadt sey schön und groß, wie Florenz und Lucca gepflastert, und habe schöne Kirchen und Paläste. Nach Volckmann hat sie kaum 5000, aber nach Jagemann 9 bis 10000 Einwohner. Eine Academia Enciclopedica, und einige gelehrte Pistojeser. Zu Prato ist eine Academie der Infecondi, die gelehrte Mitglieder hat. In Siena giebt V. 17000 Seelen an; aber Jagemann, ohnlängst seyen nicht mehr als 15031 gezählt worden. Die Akademie der Intronati dauert noch. Die Akademie der Fisico Critici, die bereits fünf Bände ihrer Abhandlungen herausgegeben, trägt viel zum Flor der Wissenschaften in Italien bey. Die Gelehrten. Eine Dichterinn, Maria Fortuna, hat dem K. von Preussen ein Trauerspiel Zaffira, zugeeignet. Die Gegend von Siena, und die Reise von da nach Rom.

Die zweyte Abtheilung liefert Zusätze zum zweyten Bande der Volkmannischen Nachrichten, und ist, wie dieser, ganz mit Rom und der umliegenden Gegend beschäftigt. Zu dem vom V. eingerückten Verzeichnisse der Päbste seit 300 Jahren, bemerkt Hr. V. ihre Begräbnißplätze. Die vornehmsten Beschreibungen von Rom und Kupferstichwerke. In dem Werke des Barbault in zween Bänden im größten Folio, über die vornehmsten Gebäude des neuen Roms und die Reste des alten, das wir selbst vor uns liegen haben, sind zusammen 172 Kupferplatten, in der Rome ancienne zwar nur 75 Tafeln auf halben Bogen; aber weil manche aus zwo Platten bestehen, und einige noch im Texte eingedruckt sind, 128 Platten; und in der Rome moderne 441., alle von einem ganzen Bogen. Die Titel beyder Bände wollen wir abschreiben:

Les plus beaux Monumens de Rome ancienne, ou Recueil des plus beaux morceaux de l'Antiquité Romaine, qui existent encore, dessinés par M. *Barbault* Peintre, ancien Pensionaire du Roi à Rome, et gravés en 128 planches, avec leur explication. A Rome chez Bouchard et Gravier. 1761.

Les plus beaux Edifices de Rome moderne, ou Recueil des plus belles vues des principales

Egliſes, Places, Palais, Fontaines etc. qui ſont dans Rome: deſſinés par *Iean Barbault* Peintre — et gravés en XLIV grandes planches et pluſieurs vignettes par d'habiles Maitres. Avec la deſcription hiſtorique de chaque Edifice. A Rome, chez Bouchard et Gravier. 1763.

Die Kupfer ſind größtentheils von Barbault ſelbſt, und durchgehends, auch die von Montagu und andern, nicht ſchön. An der Peterskirche hat der jetzige Pabſt beträchtliche Verſchönerungen vorgenommen: eine neue Sakriſtey wird gebauet, und verſchiedene um die Kirche und die Kolonnade herum ſtehende ſchlechte Häuſer niedergeriſſen; und es ſey zu wünſchen, daß künftig auch die prächtige Kolonnade könne reinlicher gehalten werden, indem ſie jetzt durch allen nur möglichen Unrath verunehret werde. Verſchiedene Kritiken über das Gebäude der Kirche: die Höhe der Vorderſeite ſey, in Anſehung der Breite, etwas gering, und entſpreche nicht genug der Majeſtät der Kirche ſelbſt, des Platzes und der Kolonnade. Ein von Clemens XIV. neuerrichtetes Muſeum Vaticanum Inſcriptionum im Vatikan, aus dem der Aufſeher, Abt Gaetano Marini, die merkwürdigſten mit Erläuterungen im Giornale von Piſa hisher bekannt macht. Auch ein neues Muſeum Clementinum von Antiken, von Clemens XIV. errichtet, das von deſſen Nachfolger noch eifrig vermehrt wird. In dem Muſeum Chriſtianum, einer Sammlung von chriſtlichen Alterthümern, rührte den R. die Menge, Verſchiedenheit und Erfindung der Werkzeuge, mit welchen die erſten Chriſten gemartert worden. Noch eine Sammlung von Alterthümern, oder Muſeum Vatikanum, das insbeſondere viele Münzen beſitzt.

Zu der Beſchreibung der Stadt nach den 14 Quartieren giebt der Verf. eine Menge Anmerkungen, die wir meiſtens überſchlagen müſſen, um nicht zu weitläuftig zu werden. Bey den Bädern des Titus wurden jetzt neue Zimmer und Malereyen entdeckt, und ſind ſchon in einem beſondern Werke beſchrieben worden. Eine ſehr umſtändliche Nachricht von der berühmten Druckerey der Propaganda. Von den bieſamen Marmortiſchen im Pallaſt Borgheſe, ſagt Hr. B. nichts mehr, als daß der gelehrte P. Franz Jarquier darüber ei-

ne Abhandlung geſchrieben. Ein unänderlicher Irrthum vom B., der aus einem undeutlichen Ausdrucke des La Lande entſtanden: La Sainte y eſt repreſentée couverte *marandeuſement* de ſes cheveux. Hr. B. ſagt: „Aber der mit Haaren überwachſene Leib (der heil. Agnes) ſieht ſehr häslich aus.“ Der Bildhauer hat die junge Agnes mit langen Haaren begabt, abgebildet, und ſich den Umſtand zu Nutze gemacht, um die Heilige mit beyden Händen die Brüſte belegen zu laſſen, und mit der ſchönen Coma das zu bemänteln, worauf die mediceiſche Venus die rechte Hand hält. Hr. B. hätte noch mehr ſolche Unrichtigkeiten, und einige ganz fehlerhaft und unverſtändlich abgedruckte lateiniſche Epigrammen, die wir ſchon in der Götting. Anzeige gerügt finden, als S. 167. 451. u. a. verbeſſern können.

Die Bibliothek des Collegio Romano ſoll an 70000 Bänden ſtark ſeyn; aber das Muſeum Kircherianum daſelbſt war ehemals merkwürdiger, als jetzt, da es ſo viel ſchönere und reichere Sammlungen dieſer Art giebt. Die Rennbahn des Caracalla ſah Hr. B. mit dem ſächſiſchen Legationrath, Hrn. Bianconi, der mit einem Werke über dieſen Circus beſchäftigt war, und Riſſe davon hatte aufnehmen laſſen. In dem Archiospedale ſoll Raum für ohngefähr tauſend Kranke ſeyn; aber jetzt waren nur drey- bis vierhundert Kranke darinnen, und 110 Perſonen, dieſelben abzuwarten. Es ſey ein Vergnügen, die Waiſenmädchen mit ihren Händearbeiten beſchäftigt zu ſehen; und darunter gebe es ſolche Schönheiten, daß man ſich nicht wundern dürfe, wie Raphael, Guido, und Carl Maratti ſolche reizende Madonnen liefern können. Zu der hieſigen Moſaik ſollen bis zehntauſend verſchiedene Nüancen vorhanden ſeyn. Die Setzer der Moſaiken ſind Mahler von Profeſſion; und ein Riß wird auf den zu bezeichnenden Grund, nicht auf einmal, ſondern nach und nach gezeichnet. Auf dem rothen ſaffianen Pantoffel des Pabſtes iſt ein Kreuz von plattgeſchlagenem Silber angeheftet; und es ſcheint, daß der Vorwand dieſes Kreuz zu küſſen, den Päbſten ein Vehikel geweſen, ſich dieſer niedrigen Ehrerbietigkeit anzumaßen. Es ſey Hoffnung, daß unter der Regierung des noch nicht alten und verſtändigen Pius VI. ſowohl die Congregation del buon Governo, als die zur Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe, eine neue Aktivität erhalten werden. Für die Gewohnheit der Namensänderung des neuerwählten Pabſts, führen die katholiſchen Schriftſteller verſchiedene

ſchiedene Gründe an; der hauptſächlichſte ſcheint in den Worten Chriſti Joh. 1, 40. zu liegen. Der Gebrauch der Palmenaustheilung wird umſtändlich beſchrieben. Die Anmerkung bey Verf. über die lächerlichen Tragödien der Italiäner iſt nicht mehr paſſend; die häufigen Ueberſetzungen der franzöſiſchen Trauerſpiele, deren einige von dem berühmten Ceſarotti ſind, das löbliche Inſtitut zu Parma, (wir verſtehen die erwähnte Malerſchule,) und überhaupt der ſich läuternde Geſchmack, haben in kurzer Zeit große Veränderungen hervorgebracht.

Noch war 1775. ein großer Mangel an baaren Gelde in Rom; aber kürzlich hat Pius VI. eine beträchtliche Anzahl Silbermünzen prägen laſſen. Es ſey Hoffnung da, daß der Ackerbau im Kirchenſtaate wieder emporkommen werde, wenn zumal der Entwurf, die pontiniſchen Sümpfe austrocknen zu laſſen, zu Stande kommen ſollte. Insbeſondere gebe ſich der würdige Prälat Claudio Todeſchi viel Mühe, Ackerbau, Handel und Manufakturen emporzubringen, und ſeine gründlichen ſchönen Schriften müßten nothwendig Einfluß haben. Der Zuſtand der Wiſſenſchaften, und zuerſt einige Zuſätze zu Herrn V. alphabetiſchem Verzeichniſſe der jetztlebenden römiſchen Gelehrten, und alsdenn dieſelben nach der Ordnung der Wiſſenſchaften. Der Kardinal Albani lebt noch in einem hohen Alter munter, aber faſt blind. Die drey gelehrten Aſſemani. Die fünf vom Abte Amaduzzi herausgegebenen Novellen habe ſchon vor ihm der D. Zirardini zu Faenza herausgegeben, und Amaduzzi das beſte ſeiner Anmerkungen vom Zirandini entlehnt. Von der Geſellſchaft der Arkadier, und den jetztlebenden Dichtern. Von dem Abt Stefano Raffei, von dem man ſchon verſchiedene Abhandlungen hat, die nicht gemeine Kenntniß des Alterthums verrathen, dürfte man noch mehr in dieſem Fache erwarten; denn er ſey Winkelmanns Nachfolger bey dem Kardinal Albani. Die Gegend von Rom und das Klima. Merkwürdige Wirkung des heiſſen Sciroccowindes, eine ungemeines Verſpätigung der aſtronomiſchen Uhr. Die verſchiedenen Villen um Rom mit ihren Schönheiten, insbeſondere die Villa Borgheſe und Albani; auch Auszüge aus Winkelmann und Burkhard von der Uebereinſtimmung der Werke der Dichter mit den Werken der Künſtler. Noch einige wenige Anmerkungen von den umliegenden Oertern, Tivoli, Frascati, Marino, und andern. Im zweyten Bande dieſer Zuſätze erwarten wir die Anmerkungen zum dritten Bande der Volkmanniſchen

Nachrichten, und die neuen Nachrichten von den auf dem Titel genannten, vom Hrn. V. nicht beschriebenen Ländern.

Cl.

Dänische Reisebeschreibungen und andere denkwürdige Handschriften, in der Sammlung zur Dänischen Geschichte ans Licht gestellt und erläutert, und nun übersetzt durch Joh. Heinr. Schlegel, Königl. Dänischen Justizrath — Kopenhagen, 1776. ohne die Vorrede 387 S. in 8.

In der Sammlung zur Dänischen Geschichte, Münzkenntniß ꝛc. sind einige in Dänischer Sprache abgefaßte Handschriften abgedruckt. Der Herausgeber glaubte, auch deutsche Leser würden die Urschrift gern einer Verbesserung vorziehen, zumal da er jene zum bessern Verständniß mit deutschen Einleitungen und Anmerkungen begleitete. Verschiedene Männer haben ihm aber, wie sich leicht vermuthen ließ, versichert, daß Dänische Originale fast für ganz Deutschland verborgene Schätze sind. Daher liefert er sie hier übersetzt.

Unter allen acht Aufsätzen sind die beyden ersten die interessantesten und unterhaltendsten. Das Tagebuch eines Befehlshabers, welcher die erste Dänische Unternehmung nach Ostindien, und seine Unterhandlung mit asiatischen Fürsten in den Jahren 1618 bis 1621 beschreibt, kann wohl Leser neugierig machen. — Königs Christian IV. Reise um Norwegen, und sein eigenhändiger Ueberschlag der Einnahmen und Ausgaben in seinen beyden Königreichen, können Einigen angenehm seyn; aber aus seinen Anzeichnungen in drey Schreibkalendern wird der Geschichtforscher wenig brauchbares finden.

Vermuthlich wird der Herausgeber künftig alle Dänische, seiner Sammlung einzuverleibende Urkunden, gleich in einer Uebersetzung liefern, damit man sie nicht doppelt kaufen, und er sie nicht doppelt herausgeben dürfe, sonderlich wenn sie wie die gegenwärtigen, von keiner großen Beträchtlichkeit sind. Und deutsch müssen dergleichen Schriften geliefert werden, wenn sie deutschen Lesern nützlich seyn sollen.

Ph.

Die

Die wirkliche Verfaſſung des Königreichs Portugall im Jahre 1766. Aus dem Franzöſiſchen. Bern, bey der typogr. Geſellſchaft. 1776. 320 S. in 8.

Freylich hat man von Portugall noch nicht viel genaue und zuverläſſige Nachrichten gehabt. Schmauſſens Staat von Portugall, der 2 Auflagen erlebte, iſt mangelhaft, und der größte Theil enthält bloße Geſchichte. Das vor uns liegende Buch, deſſen franz. Original (Etat preſent du Royaume de Portugal etc.) im J. 1775. zu Lauſanne herauskam, wird daher Vielen angenehm ſeyn. Man ſieht gleich, daß es dem V. um Wahrheit zu thun iſt; inzwiſchen wäre es gut, wenn es ihm gefallen hätte, ſich zu nennen, wenigſtens anzuzeigen, wie und wo er ſeine Nachrichten geſammelt hat. Einige darunter ſind neu, oder vollſtändiger, als bisher entwickelt: andre freylich ſchon aus unſern beſten Erdbeſchreibern bekannt. Ueber einige ſchlüpft er gar zu hurtig hinweg, z. B. über Liſſabon, und über die Gründe S. 43, welche den daſigen Hof bewegen, die bisherige Reſidenz nicht mit Oporto zu vertauſchen; ferner über die Empörung in Braſilien; auch über die portugieſiſchen Dichter, von denen er nur einen, den allerbekannteſten, berührt. Andere Dinge übergeht er gar ſtillſchweigend, z. B. die Münze, Orden, Anſprüche, u. dgl. Davor hätte er verſchiedene allzubekannte Sachen, als S. 201. das übelverſtandene como fica o ſantiſſimo padre? auch die Beſchreibung des Jeſuiterordens, S. 208. u. f. ohne Bedenken ganz weglaſſen können —— Die königl. Einkünfte wagt er nicht genau zu beſtimmen; doch ſollen nach ſeiner Meinung, die Bergwerke jährlich 50 bis 60 Millionen Livres eintragen.

Unbegreiflich iſt die Sorgloſigkeit der Spanier, die ſich um die Beſchaffenheit, Lage, Wege, Feſtungen, u. dgl. eines angränzenden und ihnen ſo wichtigen Königreichs gar nicht bekümmern; daher ſie ihre Unternehmungen gegen Portugal ohne Plan, ohne Wegweiſer, ohne Karten, nur auf gerathewohl unternehmen müſſen. Der V. giebt hiervon in der Vorrede, auch im Buche ſelbſt, z. B. S. 24. auffallende Beweiſe.

Uebrigens merkt man ſehr, ſonderlich S. 303. u. f. daß er ein Franzoß iſt. — Den Grafen von Oyevas rühmt er gemein, und mit Recht: nur ſcheint er zuweilen, als S. 308. das Lob zu übertreiben. Die Portugieſen waren ja lan-

ge vorher ſchon berühmte Handelsleute und Seefahrer. Die Urſachen einer Erſchlaffung ſind bekannt genug: es bedurfte nur einer Ermunterung und Richtung, als welche eigentlich das Werk und die Abſicht des beſagten Miniſters waren.

Eine Anekdote aus der gelehrten Geſchichte S. 228. müſſen wir noch anführen. Unſer Verf. verſichert, Camoens habe ſeinem Gedichte den unſchicklichen Titel Luſiadas gegeben, weil er Ludwig (Luis) hieß. Ob dies der wahre Grund ſey, können wir nicht beſtimmen; ſonderbar wäre er genug; nur müßte es, unſers Erachtens, alsdann Luiſiadas heißen. Der Engländer Twiß weiß davon nichts: in ſeinen Reiſen (S. 355.) verſichert er vielmehr, Luſtada bedeute eigentlich ſo viel, als Portugada; aber auch dies iſt noch nicht entſchieden; eher hätte Camoens den Titel Luſitaniada erwählen müſſen.

Die eingeſchlichenen vielen Druckfehler, wohin wir auch ein Paar nicht ganz ſchickliche Worte und Sprachfehler rechnen wollen, verdienen eine Rüge; faſt durchgängig ſteht z. B. zerſchieden anſtatt verſchieden.

Zz.

Topographiſche Geſchichte der Stadt Dresden und der um dieſelbe herumliegende Gegenden, durch Benjamin Gottfried Weinart. Erſter und zweyter Heft. Dresden 1777. in der Hilſcherſchen Buchhandlung. 8½ Bog. und 8 Kupferſtiche.

Dieſe beyden Hefte enthalten nicht völlig zween Abſchnitte von der erſten Hauptabtheilung, welche die Aufſchrift führet: Geſchichte der Stadt Dresden. Der erſte Abſchnitt, der von Dresden überhaupt handelt, hat dieſe ſechs Abtheilungen: Ueber den Zuſtand der Gegend von Dresden in den älteſten Zeiten; Ueber die Erbauung und Erweiterung von Neuſtadt bey Dresden; Ueber den jetzigen Zuſtand von Dresden und deſſen innerliche Verfaſſung überhaupt; Ueber die Eintheilung und beſondere Verfaſſung von Dresden überhaupt; Schriftſteller von Dresden; Von den Ringmauern, Feſtungswerken und Thoren der Stadt Dresden. Der zweyte Abſchnitt handelt von Dresden und Neuſtadt insbeſondere. Die erſte Abtheilung deſſelben ſoll die Geſchichte der öffentlichen Gebäude und der Werke der Kunſt liefern. Sie hat bis

jetzt

jetzt zwo Unterabtheilungen, deren die erſte die Geſchichte der Elbbrücke, und die zwote die Geſchichte der römiſchkatholiſchen Hofkirche enthält. Man ſieht hieraus, daß der Verfaſſer es wenigſtens an Eintheilungen nicht fehlen laſſe, um ſeine Leſer bey gutem Muthe zu erhalten. Dennoch dürften wenige, ohne zu gähnen, bis über die Hälfte leſen; ſo weitſchweifig iſt vieles vorgetragen, ſo abgebrauchte Gemeinſätze, ſo ganz unnütze, niemanden intereſſirende Kleinigkeiten ſind mit aufgenommen. Trockenheit und eine gewiſſe zu weit gehende Umſtändlichkeit iſt freylich in Topographien ſchwer zu vermeiden; doch haben wir ſeit einigen Jahren mehr als ein Beyſpiel, daß auch topographiſche Nachrichten, der Genauigkeit unbeſchadet, ſehr intereſſant vorgetragen werden können. Erſt vom zweyten Abſchnitt an wird dieſe Schrift etwas unterhaltender, und wir hoffen, ſie werde es immer mehr werden, je weiter ſie fortſchreitet. Sollte ſie auch die eben bemerkten Fehler beybehalten: ſo würde ſie doch den Nutzen haben, den jede richtige Topographieen und Chroniken gewähren, ſie ſeyen übrigens geſchrieben, wie ſie wollen. Daß der V. Wintzenberger's im J. 1591. gereimten Lobſpruch auf Dresden ganz einrückt, mag immer hingehen; aber dergleichen Befehle, wie der im J. 1732. ergangene, welcher S. 22 — 24. befindlich iſt, brauchten doch wohl nicht in extenſo mitgetheilt zu werden. Ein anders iſt es, wenn wichtige Sachen betreffende Verordnungen ſelten geworden ſind. Von der Schreibart mag dies eine Probe ſeyn: „Ich überdenke ſie nur“ (alle die preiswürdigen — — — Verfügungen des jetzigen Churfürſten) „und lege mir jetzt ein ehrerbietiges Stillſchweigen auf. Denn „hohe Verdienſte ſehen, bewundern, und davon ſchweigen, „erfüllet allemal mehr die Pflicht eines Unterthanen, als un„vollkommen und am unrechten Orte von dem reden, was die „künftige Zeit beſſer zu verſtehen pflegt, als die jetzige. Und „die Empfindungen des Herzens werden oft beſſer durch ein „vollkommenes Stillſchweigen, als durch eine unvollkommene „Sprache, ausgedrückt.“ Die ſechſte Abtheilung des erſten Abſchnitts hebt mit dieſem wichtigen Theorema an: „Es ge„reicht einer Stadt nicht nur zur Zierde, daß ſie mit Mauern „und Thoren verſehen ſey; es iſt der öffentlichen Sicherheit „und Ordnung wegen auch nothwendig. In dieſer Abſicht“ u. ſ. w. Die Kupfer ſtellen verſchiedene Ausſichten von Dresden und einige öffentliche Gebäude vor, und ſind von den Herren Meſtler und W. G. Weiſe recht gut gearbeitet. Fr.

Verſuch einer Geſchichte Kayſer Karls des Großen. Leipzig, bey Weygand. 1777. 10½ Bog. 8.

Ein glücklicher Verſuch, der ſeinem Urheber Ehre macht. Mancher dürfte doch hin und wieder eine noch ſorgfältigere Prüfung wünſchen. Wir ſetzen nur einige von den Anmerkungen her, zu welchen das Leſen dieſer nützlichen Schrift uns veranlaßt hat. Der Verfaſſer ſcheint der Meynung zuzuthun, daß die fränkiſche Krone unter den Merovingern gewiſſermaaßen wählbar und erblich zugleich geweſen ſey. Wir halten dafür, daß ein eingeführtes Erbrecht vorhanden geweſen; wenigſtens ſind die anſcheinenden Schwierigkeiten gegen dieſe Vorausſetzung nicht unüberwindlich. — Von den Maioribus domus heißt es: ſie „waren Hofbediente, die urſprünglich ungefähr einerley Verrichtungen mit einem heutigen Oberhofmarſchall hatten. Allein unter einigen ſchwachen Regierungen zogen ſie nach und nach alle Gewalt an ſich, und zuletzt waren ſie es, die im Namen der Könige regierten.“ Urſprünglich hatten freylich die maiores domus blos für den Tiſch zu ſorgen; hernach waren ſie einerley mit den domeſticis, d. i. Aufſeher über die königlichen Meyerhöfe. (palatia, villae palatii.) Unter Chlotar II. gelangten ſie erſt zu merklich größerm Anſehen als ihnen eigentlich zukam, und ſeitdem wurden ſie durch geſchickte Benutzung günſtiger Umſtände immer mächtiger. — Die Salbung Pipins S. 27. iſt allerdings das erſte gewiſſe Beyſpiel von der Art; doch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer Gebrauch etwas älter ſey. Von den nachfolgenden Königen iſt gleichwohl unſers Wiſſens Einer nicht geſalbt worden. — Von der Theilung des Reichs zwiſchen Karl und Karlmann wird behauptet, die Nachricht, Pipin habe in ſeinem letzten Lebensjahre mit Bewilligung der Stände ſeinem älteſten Sohn Auſtraſien und dem jüngſten Neuſtrien zugetheilet, ſey nicht glaubwürdig; wenigſtens ſey Pipins Verordnung nicht vollzogen, indem durch die auf einem gleich nach Pipins Tode gehaltenen außerordentlichen Reichstage gemachte Theilung, Karl Neuſtrien, Karlmann aber Auſtraſien bekommen habe. Man weis, wieviel Verwirrung und Ungewißheit in Anſehung dieſer Theilung herrſcht, da die beyden Hauptberichte davon ſo widerſprechend ſind. Aber an Glaubwürdigkeit hat keiner vor dem andern einen Vorzug. Ganz ausmachen läßt ſich die Sache ſchwerlich,

und

und daran iſt zum Glück nichts gelegen. Nur ſcheint uns ſo viel gewiß, daß Neuſtrien nicht, wie der Verf. meynt, Karln ausſchlüßig zugefallen, ſondern unter beyde Brüder getheilt geweſen ſey, weil beyde jeder in ſeinem Reiche gekrönet worden, und zwar in Städten, die beyde zu Neuſtrien gehörten.

S. 58. hätte wohl bemerkt ſeyn ſollen, daß Karl von zwo, ungefähr 2 Monathen von einander unterſchiedenen, Epochen den Anfang ſeiner Herrſchaft in Italien gerechnet habe. — Wie unſer Verfaſſer behaupten könne, es ſey eben ſo wahrſcheinlich, daß Leo III. Karln ohne dieſes Vorwiſſen zum Kayſer gekrönet habe, als daß Karl hierum gewußt hätte, iſt uns in der That unbegreiflich. Karls Ruhmbegierde und Ehrſucht, die der V. ſelbſt nicht leugnen kann, ſein damaliges Verhältniß zu dem Pabſt, und der Zuruf des Volks würden ſchon hinlänglich beweiſen, daß dieſer Vorfall Karln nicht ſo unerwartet und ungewünſcht kam, als er nach Eginhards Berichte vorgab. Ueber das iſt es ja bekannt genug, daß die ganze Sache ſchon in Paderborn von Karl und dem Pabſte verabredet war. Des erſtern Verſtellung war bloße Grimaſſe, beweiſet daher nichts; die meiſten Fürſten würden in dieſem Falle ſich gerade ſo betragen haben. Eginhard beweiſet hier auch nichts. Der iſt überhaupt aus leicht begreiflichen Urſachen kein durchaus unpartheyiſcher Schriftſteller. Daß das Volk durch den Enthuſiasmus, womit Leo die Handlung verrichtete, ſollte zu dem Zurufe, und gerade zu dem Zurufe fortgeriſſen ſeyn, iſt eine Hypotheſe, die wider alle Wahrſcheinlichkeit ſtreitet —.

Die Erzählung, von der vorgeweſenen Heurath Karls mit Irenen, könnte wirklich eine Erdichtung der Griechen ſeyn. Aber eben das Stillſchweigen der fränkiſchen Annaliſten ſcheint uns einiger Beweis, daß, wenn überhaupt etwas an der Sache geweſen iſt, der Vorſchlag von Seiten Karls gemacht ſey; wir können uns auch nicht überreden, daß ein ſolcher Entwurf ſich mit ſeiner Politik und ſeinem Charakter nicht vereinigen laſſe — Im Anführen der Quellen ahmt der V. die üble Sitte mancher Franzoſen und Engländer nach. Solche Citata: Annal. Laurish., Eginh., Zonaras, Velly etc. ſind nicht vielmehr als gar keine. Robertſon, den er in andern Dingen zum Muſter genommen zu haben ſcheint, iſt im Citiren genauer. — Uebrigens hat der Verf. in ſeiner Vertheidigung der alten Deutſchen wider den eben genannten Geſchichtſchreiber und wider Mably unſern Beyfall. Im Anhange S. 156. behauptet er gegen den letztern, daß Karl nicht die vor-

gegebene große Veränderung in der fränkischen Verfassung gemacht, und dem Bürgerstande (le tiers état) das Recht, auf Reichstagen zu erscheinen, zugestanden habe. Auch hierinn sind wir des Verf. Meynung.

Lb.

9. Gelehrtengeschichte.

Joh. Melchior Götzens Verzeichniß seiner Sammlung seltener und merkwürdiger Bibeln, in verschiedenen Sprachen, mit kritischen und literarischen Anmerkungen. Halle, 1777. 4. 320 S. außer Vorrede und Register.

Hr. Götze, welcher vor zwey Jahren die Historie der Niedersächsischen Bibeln geschrieben, deren er selbst eine ansehnliche Sammlung besitzt, giebt uns jetzt das Verzeichniß seiner ganzen Sammlung, welche er überhaupt von seltenen und merkwürdigen Bibeln gemacht hat. In der Vorrede bemerkt er, daß die gelehrte Geschichte der Bibel, und selbst der so wichtigen Uebersetzung derselben in unsere Sprache, vormals sehr ist vernachläßiget worden, und man sich niemals Mühe gegeben hat, die merkwürdigen Ausgaben derselben zu sammlen.

Der erste, welcher auf den Gedanken gerathen ist, für sich und zu seinem Gebrauche, eine Bibelsammlung zu veranstalten, ist, so viel er weiß, Johann Melchior Kraft gewesen, der als Inspector zu Husum gestorben ist. In dem Folgenden giebt er eine Nachricht von verschiedenen merkwürdigen Bibelsammlungen, worunter sich besonders die Braunschweigische auszeichnet, welche des Herzogs August Wilhelms Gemahlin, Marie Elisabeth Sophie, zusammengebracht, und der Bibliothek zu Wolfenbüttel einverleibet hat. Dieser verdient die Wernigerodische an die Seite gesetzt zu werden. Die stärkste Bibelsammlung aber, welche vielleicht jemals zusammen gebracht worden, besitzt der Herr Pastor Josias Lork in Kopenhagen, dessen Vorrath schon über dreytausend Auflagen in sich fasset, woraus er glaubt, den

Schluß

Schluß machen zu können, daß die Anzahl der, seit Erfindung der Buchdruckerey ans Licht getretenen Ausgaben der Bibel sich an zwölftausend erstrecken werde.

Hr. Götze besitzt selbst eine Anzahl Stücke, welche dieser große Sammler bisher nicht hat auftreiben können, und gegenwärtiges Werk ist ein Verzeichniß aller Ausgaben der Bibel, welche sich in seiner Sammlung befinden, worinn er das Merkwürdige einer jeden anzeigt, und mit Anmerkungen begleitet. Auch Hr. M. Bertram, der die Ausbesserung der Probebogen unternommen, hat verschiedene, mit (B) bezeichnete, Anmerkungen beygefüget. Die ganze Sammlung ist in zwey und zwanzig Klassen abgetheilet.

Ein Auszug läßt sich von diesem Werke nicht wohl machen, und würde auch für unsere Bibliothek zu weitläuftig seyn. Wir müssen uns also damit begnügen, dem Leser anzuzeigen, daß er hier, von den seltenen Ausgaben der ganzen Bibel sowohl, als einzelnen Stücken und Büchern derselben, umständliche Nachricht und verschiedene nützliche Anmerkungen finden kann. Zuweilen sind auch bekannte und gar nicht seltene Ausgaben, um der Vollständigkeit willen angeführt.

Pr.

Herrn Thomas Versuch über die Lobschriften, Lobreden und Lobgedichte. Erster Theil. Aus dem Französischen. Mit Anmerkungen herausgegeben von R. W. Zobel. Frankfurt, 1775. bey Strauß, 1 Alph. gr. 8.

Der französische V. handelt nicht bloß von dem eigentlichen Panegyricus, sondern von allen Arten des öffentlichen Lobes. Er fängt mit den gottesdienstlichen Hymnen und den kriegerischen Lobgedichten der ersten Völker, besonders der alten nordischen, an, geht darauf zu den, bey den Aegyptiern gewöhnlichen Lobreden auf Verstorbene, und von diesen zu den Lobreden der Griechen auf gebliebene Krieger, Athleten, oder andere merkwürdige Personen, characterisirt die Lobreden des Isocrates, Plato auf den Socrates, Xenophon, Plutarch und Lucian; führt uns ferner zu den Römern, von welchen er aus den Zeiten der Republik, in Absicht auf die lobende Beredsamkeit, nicht viel zu sagen hat, Ciceros Lobreden ausgenommen,

nommen, dagegen aber deſtomehr Stoff bey den Lobreden auf die Kaiſer findet, wobey auch einige auf Privatperſonen vorkommen. Dieſer erſte Theil endiget ſich mit dem Panegyricus des Ennodius auf den König der Gothen, Theodorich. Das Buch iſt ganz unterhaltend und lehrreich, wegen der moraliſchen Gemälde, die es von den Zeiten, woraus wir Lobreden haben, enthält, wegen der Geſchichte des Geſchmacks in den Lobſchriften, wegen der Charactere der Lobredner und der geprieſenen Perſonen, und der Beyſpiele von wohl- oder übel angewandten Lobeserhebungen. Inſonderheit zeichnet ſich die Geſchichte der Lobreden unter den verdorbenen römiſchen Kaiſern durch ſtarke, lebhafte und ausführliche Zeichnungen des elenden Zuſtandes der damaligen Welt aus. Mit Schauder erfüllt die Beſchreibung der Bosheit, Tygerwuth, Schwäche und Uebermüthigkeit der Herrſcher, und mit Unwillen die Niederträchtigkeit, Feigheit, und mehr als ſclaviſche Unterwürfigkeit der Lobredner. Freron hat dem Herrn Thomas vorgeworfen, daß er, wie die Maler, die mit einer Farbe malen, auch nur einen Stil hätte; daß er in dieſer Schrift, die eine ganz einfache Behandlung erforderte, ſeine ganze akademiſche Beredſamkeit angewandt hätte. Dieſer Vorwurf iſt nur allzuſehr ungegründet, ſo wie auch noch verſchiedene Betrachtungen, die nicht zur Sache gehörig ſind, vorkommen, und oft ermüden. Der Ueberſetzer ſagt, er habe oft den deklamatoriſchen Stil des Originals zu mildern geſucht, worin er allerdings recht gethan hat. Es wäre nur die Frage, ob ein ſolches Buch überſetzt werden müßte? Die deklamatoriſchen Wortertiraden eines Thomas, ſehen in einer Sprache, wie die deutſche, die gemacht iſt, einfältigen und klaren Sinn zu bezeichnen, nothwendig höchſt dürftig aus. Die Ueberſetzung iſt übrigens ſehr fließend, und ohne Zweifel getreu, jene leichten Verbeſſerungen nicht gerechnet. Die häufigen Anmerkungen enthalten einigemal Verbeſſerungen der Gedanken, größtentheils literariſche Nachrichten, insbeſondere von den Lobrednern unter den Kaiſern. Zu dem dritten Kapitel iſt ein beträchtlicher Zuſatz von den Liedern der alten nordiſchen Völker gekommen. In den Anmerkungen wird vielleicht oft zu viel ausgekramt; wiewohl dieſes ein Fehler iſt, den man leicht begeht, wenn man ſich vorgeſetzt hat, Anmerkungen zu machen.

Pz.

Das

Das Andenken des weyl. Magnifici ꝛc. Herrn Joh. Ad. Löw, Herzogl. Sächß. Oberconſiſtorialraths — — empfiehlt den ſämmtlichen Gliedern der herzoglichen Landesſchule zu Gotha M. Joh. Gottfried Geißler, herzogl. Sächß. Kirchenrath und Rector. Nebſt einem Briefwechſel zwiſchen dem Hrn. Grafen Ludwig von Zinzendorf und dem wohlſel. Hrn. Generalſuperint. Gotha, bey Ettinger, 1775. 8 Bog. in 4.

Die vornehmſten Lebensumſtände des ſel. Löw ſind kürzlich folgende. Er war 1710 zu Großneuhauſen, einem Gräfl. Wertherſchen Amte gebohren, ſtudirte auf der Fürſtenſchule Pforta, und vom Jahre 1730 zu Leipzig, wurde daſelbſt 1734 Magiſter, und in eben dem Jahre Pfarrer auf einem Wertherſchen Dorfe, Eythra, 1740 Archidiakonus zu Weißenfels, und 1745 Oberconſiſtorialrath und Generalſuperintendent zu Gotha, ſchlug von da die weitern Beförderungen nach Weimar als Generalſuperintendent, und nach Hamburg als Hauptpaſtor an die Stelle des ſeel. Neumeiſters, (ſeines Antipoden an Toleranz, Sanftmuth und Friedfertigkeit,) aus, und ſtarb den 19 Jan. 1775.

Herr G. macht mehr den Lobredner als den Biographen des ſeel. Mannes; ſein ganzer Titel ſteht abermals an der Spitze, und der Geſichtspunct, aus dem er das thut, iſt nicht allgemein: er lobt ſeinen Helden nicht nach allen ſeinen lobenswürdigen Seiten, nicht nach ſeiner Gelehrſamkeit, nicht nach ſeiner Beredſamkeit, nicht nach ſeiner Amtstreue, nicht nach ſeinen bürgerlichen und häuslichen Tugenden; ſondern bloß nach ſeiner Menſchenliebe, Nachſicht, Herablaſſung und Freundlichkeit. Allein da der Hr. V. dieſe Lobſchrift eigentlich an ſeine Schüler richtet, deren Ephorus der ſel. Löw geweſen iſt: ſo hätte unſers Erachtens ſeine Gelehrſamkeit der vorzüglichſte Geſichtspunct ſeyn ſollen, aus dem er ihnen ſein Andenken empfohlen hätte. Es iſt was überaus ſeltenes, daß ein Geiſtlicher, der zugleich Ephorus einer Landſchule iſt, den dazu erforderlichen Grad der Gelehrſamkeit beſitzt; eben weil man nicht aus dem Ephorus den Superintendenten, ſondern aus dem Superintendenten den Ephorus macht. Und wenn dergleichen geiſtliche

geiſtliche Vorſteher das nicht ſind, was ſie ſeyn ſollen, ſo ſtiften ſie bey der ihrer Aufſicht untergebenen Schule viel Böſes; ſie ſchränken die beſten Einſichten geſchickter Lehrer durch ſclaviſche Feſſeln ein; fällen von den Verdienſten und Fähigkeiten der Lehrer ſowohl als Schüler, ſchiefe Urtheile; verkennen den Werth und Nutzen mancher jugendlichen Lectionen, und der alten Schriftſteller inſonderheit; verſchreyen die Moral eines Sokrates und Cicero als heidniſch, ſchränken die griechiſche Sprachkenntniß ein, meſſen den Werth eines Lehrers bloß nach ſeiner Brauchbarkeit zum Predigtamte ab, verderben durch ihre Kloſterſprache den Geſchmack am eleganten Latein, erſchweren die heilſamſten Aenderungen nach den gebeſſerten Einſichten neuerer Zeit, und laſſen lieber Pſalmen herbeten, ehe ſie die dadurch verdorbene Stunde zu einem nutzbarern Unterrichte einräumten. Iſt demnach ein geiſtlicher Ephorus eines Gymnaſiums wirklich ein gelehrter Mann: ſo verdient er von dieſer Seite, andern zur Beſchämung, vorzüglich empfohlen zu werden. Der Hr. V. meynt zwar: Schüler wären, die Gelehrſamkeit eines Mannes, weder einzuſehen noch zu beurtheilen im Stande. Ja, wenn der Mann ein Newton, Leibnitz oder Lambert iſt: dann kann man ihnen freylich die Größe ſeines Verſtandes nicht anſchauend und begreiflich machen. Allein die Gelehrſamkeit eines tiefdenkenden Weltweiſen, eines vielwiſſenden Geſchichtforſchers, eines gründlichen Sprachkundigen, und eines reinen und duldenden Gottesgelehrten, in ſo fern man ſolche, wie der V. ſchreibt, in den Predigten des ſeligen Mannes angetroffen hat, ließ ſich doch wohl für junge Studierende verſtändlich ſchildern.

Der ſel. **Löw** ließ zu Ende ſeiner Schuljahre zwey lateiniſche Glückwünſchungsgedichte drucken. Dieß giebt dem V. Anlaß, ſeine Zuhörer gegen die Spöttereyen und ſchiefen Urtheile mancher vorgeblichen Schulverbeſſerer, über die lateiniſche Dichtkunſt, zu warnen. Wir geben ihm hier unſern ganzen Beyfall, und ſehen die Uebungen in der lateiniſchen Dichtkunſt für einen weſentlichen Theil der gelehrten Schulerziehung an. **Löw** hörte zu Leipzig bey **Hauſen** die Mathematik. Dabey führt Hr. G. die Klage, daß die mathematiſchen Wiſſenſchaften zwar augenſcheinlich zu unſern Zeiten mehr bearbeitet, dennoch aber von künftigen Gottesgelehrten und Rechtsgelehrten auf Schulen und Akademieen ſo ſchändlich vernachläſſiget würden. Dieſe Klage iſt leider nur allzuſehr gegründet. Die Urſache aber, warum die Mathematik auf Akademieen

mieen ſo ſehr vernachläßigt wird, liegt, außer der Einſchränkung der akademiſchen Zeit, hauptſächlich darinn, daß ſie die wenigſten auf Schulen ſo weit kennen lernen, daß ſie mit einem Reize, ſie weiter zu treiben, die Univerſität beziehen. Daß aber auf Schulen ſo wenig Geſchmack an den mathematiſchen Wiſſenſchaften erweckt wird, liegt meiſtens an den Lehrern ſelbſt, die die Mathematik mehr für das Gedächtniß als für den Verſtand der jungen Leute treiben, die die Kunſt nicht verſtehen, ein Theorem von verſchiedenen Seiten zu zeigen, und durch Anwendung aufs gemeine Leben brauchbar zu machen, indem ſie ſelbſten ſich nicht über die Anfangsgründe der Geometrie hinaus verſtiegen haben. Sehr richtig empfiehlt daher der V. ſeinen Schülern die Mathematik, als das einzige und wahre Mittel, in allen Theilen der Gelehrſamkeit, (ſelbſt in der Theologie, denn der unmathematiſche Gottesgelehrte wird lebenslang ein Nachbeter bleiben, nie ein Prüfer und Selbſtdenker werden,) Gründlichkeit mit weitläuftigen Kenntniſſen, Wahrheit mit Geſchmack, Ernſt mit Munterkeit zu verbinden.

Löw. wurde gleich mit dem Schluſſe ſeines akademiſchen Lebens in das Predigtamt befördert. Dies legt der V. als einen Beweis ſeiner erlangten Geſchicklichkeit und gefälligen Aufführung aus, und fällt zugleich das harte Urtheil, daß, wenn Studierende nach geendigten akademiſchen Jahren, lange auf eine Beförderung warten müſſen, die Schuld meiſtentheils an ihren ſchlechten Fähigkeiten oder an ihrer unanſtändigen Lebensart liege. Sollte der V. bey ſeinen Schulämtern niemals Gelegenheit gefunden haben, dieſes Urtheil einzuſchränken: ſo müßten wir ihn ſehr glücklich preiſen. Eine baldige Beförderung hängt wohl am ſeltenſten bloß allein von entſchiedenen Verdienſten, ſondern (freylich in einem Lande mehr als in dem andern,) weit mehr vom väterlichen Anſehen, (wie denn das eben der Fall bey dem ſel. **Löwen** geweſen zu ſeyn ſcheint) von **Familienverhältniſſen**, von partheyiſchen Fürbitten, von der geringen Anzahl der Kandidaten, und von der Verbindung gewiſſer günſtiger Umſtände ab, ſeine Talente zu zeigen, die meiſtens nicht in unſerer Wahl und Gewalt ſtehen. Oft wird der geſchickteſte und fleißigſte Jüngling auf der Univerſität durch die bitterſte Armuth niedergeſchlagen, denn nicht immer ſuchen öffentliche Beneficien den Aermſten und Verdienteſten auf; er ſieht ſich gezwungen, ſeine akademiſchen Jahre früher zu endigen, und dem erſten Rufe zu einer Condition zu folgen:

er wird in einen Winkel des Landes, fern von der Hauptstadt, geworfen, wo er ungekannt, und ohne Gelegenheit sich zu zeigen, zufrieden mit einem dürftigen Unterhalte, manches der stillen Schwätzer Zeit läßt, ihm in der Beförderung vorzudringen.

Billig hätte der V. seine Lobschrift nicht in allgemeine Aussprüche einschränken, sondern, zumal von der Seite, von der er seinen Mann hauptsächlich zu empfehlen versprach, mit Thatsachen und Handlungen aus seinem Leben belegen sollen. **Löw** war wirklich ein ganz guter Mann; allein wenn dies gleich vielen seiner Zeitverwandten bekannt war, so erwartet man doch in einer Lobschrift von ihm ein detaillirtes Gemälde von seinem sittlichen Character, und nicht bloß die allgemeinen Versicherungen: er war ein **Menschenfreund**. er war **gefällig, sanft und sittsam.** Das Verzeichniß seiner Schriften macht den Beschluß: sie bestehen insgesammt in gesammlten oder einzelnen Predigten.

Der angehängte Briefwechsel giebt einen Beytrag zur geheimen Herrnhuthischen Kirchengeschichte ab. Die Mährische Brüdergemeine theilte sich, nach ihrer Sprache zu reden, in drey tropos, in den eigentlich Mährischen, in den evangelisch-lutherischen und reformirten. Der mährische Theil wurde vom Anfang an durch Bischöffe besorgt; der reformirte tropus, (oder die Herrnhuthischen Brüder unter den Reformirten) hatten den konigl. Preußischen Oberhofprediger Jablonsky, und nach dessen Tode den Oberhofprediger Cochius, unter des Königs von Preußen eigener Bestätigung, zum Administrator oder Antistes. Ein ähnlicher Mann gieng dem Grafen von Zinzendorf für seine Brüder unter den Lutheranern ab: daher schreibt er und der Decanus seminarii theologici zu Eberdorf, M. Steinhofer, an den seligen Hrn. Generalsuperint. **Löwen** zu Gotha, und bitten ihn, diese Stelle anzunehmen. Der selige Mann lehnte dieses Ansinnen mit vieler Bescheidenheit ab, weil er von der Mährischen Brüderverfassung zu wenig Kenntniß habe, und eben dieselbe Einrichtung nicht zugleich innerhalb seines Fürstenthums bestreiten und außerhalb befördern könne, und daß ihnen daher mit ihm, als einem Amphibio, nichts gedient seyn könne. Mit Stolz schreibt ihm der Graf zurück: es gäbe Männer genug, die gern ihre Probsteyen, Superintendentien und Kirchenrathsstellen niederlegten und bey seiner Gemeine geringere Aemter annähmen: der Mährische Theil des Lutherthums sey für nichts anders anzusehen,

sehen, als was eine gothaische Kirche in der lutherischen Religion sey. Ein Lehrgrund, eine diverse aber nach der Natur des Menschen modificirte Verfassung. Unter den Beylagen zu diesem Briefwechsel ist unter andern auch des Gr. v. Z. Schreiben vom Jahre 1734. an die Würtembergische Kirchenadministration, worinn er seine Entschließung meldet, den geistlichen Stand zu ergreifen.

Nm.

10. Erziehungsschriften.

Heinrich Martin Gottfr. Kösters Gedanken von den Schulen. Zweyte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Frankfurt, bey Varrentrapp, 1776. 1 Alph. 2 Bog. in 8.

Da die erste Ausgabe dieses Buchs von 1767. durch ein Versehen in den vorigen Bänden unserer Biblioth. übergangen worden ist: so sehen wir sie bey gegenwärtiger Recension als eine neue Schrift an, und erlauben uns weitere Gränzen, als ein Recensent sonst bey der Anzeige einer zweyten Auflage nöthig hat.

1) **Absichten der Schulen.** Die setzt der V. in die Aufklärung des Verstandes, Bildung des Herzens und Vorbereitung zur Universität, oder den Geschäften einer andern Lebensart; und diese Absichten, meynt er, würden zum Theil durch das viele Auswendiglernen erschwert. Der Eifer über das viele Memoriren auf Schulen, gehört nun freylich mit unter die Modeklagen unserer pädagogischen Schriftsteller: wir dächten, nach gerade könnte man, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, von Seiten derer, die sich mit ihrem Schulunterrichte, nach jedem neuen Vorschlage, wie nach neuen Moden richten, anfangen über das Gegentheil zu klagen. Freylich ist es Narrheit, wenn ein Lehrer wissenschaftliche Sätze mehr dem Gedächtnisse als dem Verstande seiner Schüler einprägt, und z. B. statt Christenthum oder die Anfangsgründe der Philosophie zu lehren, ein theologisches Compendium, oder eine Philosophia definitiva herbeten läßt; aber muß denn um den

Verſtand zu bilden, die Gedächtnißkraft ungebaut liegen bleiben? Sollen Kinder, um nicht zu viel zu memoriren, gar nichts memoriren? Wenn es ausgemacht iſt, daß beynahe keine Lebensart, kein Stand des heranwachſenden Alters, der Gabe eines geübten Gedächtniſſes entbehren kann; wenn das Gedächtniß durch nichts als durch die Uebung im Memoriren geſchärft werden kann; wenn dieſe Uebung im männlichen Alter und ſelbſt auf der Univerſität zu ſpät iſt, und nothwendig in den Jugendjahren geſchehen muß: ſo iſt ſchlechterdings die Pflicht eines gewiſſenhaften Schullehrers, ſich an das Geſchrey der angeblichen Reformatoren nicht zu kehren, ſondern die Memorie ſeiner Untergebenen, ſo gut als andere Seelenkräfte, durch fleißiges Memoriren zu üben. Und worinn liegt denn nun das Unſchickliche, wenn man in dieſer guten Abſicht, bibliſche Stellen, ausgeſuchte Stellen alter Schriftſteller, beym Vortrage der Geographie und Geſchichte, die Reihe der Regenten, die Geſetze der Epochen, die Abtheilungen der Länder, und andere merkwürdige Namen und Zahlen memoriren läßt, wie der V. ſelbſt zum Theil S. 270. zugiebt? Können denn dergleichen Dinge durch das bloße Dociren von den Kindern ſo gut und dauerhaft gemerkt werden? und iſt nicht das der Zweck ihres hiſtoriſchen und geographiſchen Unterrichts? Unſers Erachtens demnach werden alle junge Leute verwahrloſet, die ihre Jugendlehrer, um nicht für Pedanten gehalten zu werden, nicht zum Memoriren anhalten.

Ferner will der V., daß man bey Kindern vor dem Unterrichte in einer **fremden** (der lateiniſchen) Sprache, den Unterricht in der Mutterſprache vorausſetzen müſſe. Wir ſind gleichfalls der Meynung, daß der Lehrer die Regeln von Beugung und Abänderung lateiniſcher Zeit- und Nennwörter; die Begriffe von **Caſus**, **Tempus**, **Argument** u. ſ. w. durch ähnliche Aenderungen deutſcher Wörter begreiflich machen könne und müſſe; aber hat er deswegen nöthig, die ganze deutſche Grammatik im Zuſammenhange durchzugehen? wie alt wird denn der Knabe werden, ehe er zur lateiniſchen Grammatik zugelaſſen werden kann? Ueberhaupt halten wir es für unnöthig, dem Unterrichte in der deutſchen Sprachlehre auf Schulen eine eigene Stunde zu widmen. Freylich würde es einer öffentlichen Schule keine Ehre bringen, wo derſelbe völlig verabſäumt würde; aber muß denn alles, was ein Lehrer in gewiſſenhafter Befolgung ſeines Amtes zu lehren nöthig hat, in eigenen dazu beſonders gewidmeten Stunden geſagt werden? Wenn anders

wird

wird die Zeit zu den neu einzuführenden Lectionen entzogen, als dem Unterrichte in der alten Litteratur? Wird ein geschickter Lehrer nicht weit bequemer bey mündlichen und schriftlichen Uebersetzungen lateinischer Schriftsteller und deren sorgfältigen Correctur, alles dasjenige anbringen können, was für deutsche Jünglinge zu Berichtigung ihres deutschen Ausdrucks nöthig ist? muß ihnen eben mit Einschränkung anderer Lectionen eine eigne deutsche Grammatik erklärt werden?

2) **Unnütze Arbeiten in Schulen.** Abermals Klagen über das viele Memoriren, wo der V. gar die nicht genug überlegten Worte hinschreibt, es sey besser, ein Kind herumlaufen zu lassen, als daß es was abgeschmacktes lerne, (als ob es kein mittleres gäbe, unter gar nichts memoriren, und was abgeschmacktes memoriren: ein Stück aus einer Rede des Cicero oder aus dem Virgil, wie der V. meynt, ist das warlich nicht.) Klagen über die vielen Lectionen, über das unnöthige Dictiren, über die Schulcollectaneen! die er, wenn sie behutsam eingerichtet würden, **noch einigermaßen dulden will.** Wir unsern Theils pflegen sie nicht bloß zu dulden; sondern sie zu verlangen und auf deren Führung zu bestehen, und halten dafür, daß junge Studirende schlechterdings zum Excerpiren und Auffammlen dessen, was sie merkwürdiges lesen und hören, müssen gewöhnt werden, (und das ist doch wohl der Zweck der Collectaneen,) und wenn ihnen der Lehrer zuweilen, zum Beyspiel, wie sie colligiren müssen, etwas in dieselben dictirt, ist dies Pedanterey? Kann man über nichts als über Phrases und Sprichwörter, Collectaneen führen? Endlich eine Spötterey, über die Gewissenhaftigkeit, seine Schulschreibereyen, auch noch nach geendigten Schuljahren aufzuheben: er meynt, man könne sie mit gutem Gewissen zu Anzündung einer Pfeife, oder wohl **gar zu andern Dingen**, verbrauchen. Nun das kann er für seine Person thun: er muß von dem Werthe seiner jugendlichen Arbeiten am besten urtheilen können. Aber dann muß er wohl in seiner Jugend in sehr schlechten Händen gewesen seyn, wenn er gar nichts von dem Unterrichte seiner Schullehrer aufzubehalten würdig findet. Das aber ist eine sehr richtige Regel, daß der Lehrer auf Schulen durch fleißiges Lesen neuerer Schriften verhüten müsse, daß die Gelehrsamkeit, die er lehrt, nicht ein halbes Jahrhundert zu alt sey.

3. **Schulzucht.** Unter dieser Aufschrift sagt der Vers. sehr viel gutes: er erklärt sich gegen die klostermäßige Einrichtung und Disciplin mancher Schulen, gegen das beständige

Einsperren der Schüler, und die immerwährende Gegenwart und Aufsicht eines Lehrers, gegen die Bereitwilligkeit der Schulaufseher, Klagen gestrafter Schüler oder ihrer Eltern, gegen die Lehrer, anzuhören, und gegen den Zwang, die Schüler eine ganze Woche hindurch zum Kirchengehen anzuhalten, weil es ihnen, und eben so auch ihren Lehrern, gar wohl zu gönnen sey, nach einer wochenlangen unausgesetzten Arbeit, einmal einen halben Tag für sich in der Stille zuzubringen. Ja denn müßten aber die Schulen nicht unter der Aufsicht der Geistlichen stehen, die über eine versäumte Kirche mehr eifern, als über Versäumniß und Vernachläßigung der Lectionen.

4. **Unterricht in Schulen.** Der V. tadelt mancherley daran: wir wünschten aber wohl die Schulen zu kennen, von denen er sich dergleichen Klagen abgezogen hat: für andere Schulen und deren Lehrer, die nicht so weit in der Verbesserung zurück sind, können wir nichts zu ihrem Unterrichte daraus auszeichnen, außer etwa die Klage, daß man Lehrbücher einführe, bloß weil sie in gutem Latein geschrieben sind, wenn sie auch noch so **unordentlich und elend** wären. Meynt der V. das berühmteste unserer Schulbücher, das sich seines guten lateinischen Vortrags wegen fast in alle Schulen eingedrungen hat: so freut sich der Rec. an ihm einen Mann zu finden, der mit ihm über den Werth eines Buchs gleichförmig denkt, das noch niemand laut zu tadeln wagt, ob es gleich, wegen Mangels an Ordnung, System und Genauigkeit, zum philosophischen Vortrage für junge Leute ganz unbrauchbar ist.

5. **Unterschied der Lehrer.** 6. **Nothwendige Gleichheit der ordentlichen Lehrer.** Er theilt die Lehrer einer Schule in ordentliche und außerordentliche. Jene sollen die Lateinische (warum nicht auch Griechische?) Ebr. und Franz. Sprache, die Religion, die philosophischen, mathematischen, historischen und schönen Wissenschaften lehren: die außerordentlichen sollen schon eine Bedienung haben, und nur gegen eine Zulage in der Schule das Schönschreiben, die Musik, das Buchhalten, die Italienische und Englische Sprache, Zeichnen, Reiten und Fechten, u. s. w. lehren. Die letzten Uebungen können nun wohl Schüler ohne Nachtheil gar wohl bis zur Universität versparen. Die ordentlichen Lehrer sollen einander an Arbeit, Besoldung und Rang alle gleich seyn. Dies geht nun wohl, so wie der folgende Vorschlag, wegen des abwechselnden Directoriums unter den ordentlichen Lehrern, bey so genannten akademischen Gymnasien an: bey Gymnasien

masien aber von der alten und gewöhnlichen Einrichtung, wo die Jugend nach Classen, und die wissenschaftlichen Lectionen unter die Lehrer der obern Classen vertheilt sind, ist diese vollkommene Gleichheit und Abwechselung in Rectoratsverrichtungen nicht wohl thunlich: was übrigens der V. von der Schätzbarkeit des Verdienstes unterer Lehrer sagt, ist lesenswürdig.

7. **Aufsicht und Direction der Schulen.** Sie sollen keinem eigenen Aufseher, sondern unmittelbar den Landescollegien unterworfen seyn, und von solchen fleißig visitiret werden. Wir erinnern uns einer Schulvisitation, wo ein unastronomischer Lehrer eine Stelle aus dem **Traum Scipions** gerade wider den Sinn des Cicero erklärte: die Visitatoren nahmen die Erklärung mit Beyfall an, und so wurde der schwache Mann in der Unwissenheit gestärkt. Was helfen dergleichen Visitationen, wenn der Visitator der Mann nicht ist, der die Lectionen oberer Lehrer beurtheilen kann? und wie oft ist er das?

8. **Mangel guter Lehrer, nebst einigen Mitteln solche zu erhalten.** Alles sehr richtig und wahr; obgleich nicht zum erstenmale gesagt. Man soll den Gehalt und Rang der Schullehrer erhöhen, für ihre Witwen sorgen, sie ohne Verkürzung ihres Lohns zur Ruhe setzen ꝛc. Die Lehrer sollen jedesmal drey Subjecte zu einer vacanten Stelle vorschlagen, die in ihren Beyseyn, doch ohne Zuziehung der Schüler, (wie kann man aber sonst von dem Lehrvortrage des Candidaten urtheilen?) geprüft werden sollen. Der Mangel an guten Lehrern ist nicht so allgemein; wenn die Consistorien sich nur gefallen lassen wollen, zu wählen, die Vorsteher einer Schule darüber zu hören, nicht jeden Studenten der Theologie für einen Candidaten eines Schulamtes anzusehen und zu Besetzung der Schuldienste nur solche junge Männer herauszusuchen, die auf Universitäten die gewöhnlichen Gränzen des theologischen Studiums erweitert, und die angenehme Seite des Lehrstandes, den Reiz der Wissenschaften und das Bewußtseyn, Gutes gestiftet zu haben, zu empfinden wissen.

9) **Regeln eines Lectionsverzeichnisses.** 10) **Plan der Lectionen an ordentlichen Gymnasien.** Hier rügt der V. die Unschicklichkeit in der Einrichtung älterer Gymnasien, da der Maasstab der Classen blos aus dem Latein genommen wird, ohne daß der Schüler ohne Collision, eine ähnliche Lection in einer untern Classe hören könnte; und er hat

hierinne Recht. Jeder Lehrer soll durch alle Classen sein eigen Fach behalten: das hat seine gute, aber auch seine schlimme Seite. Es kann ein Lehrer in einem Fache, das eigentlich eines andern ist, eine vorzügliche Stärke besitzen, soll er deswegen davon keinen Gebrauch machen? Soll der Rector eines Gymnasiums, neben seinen wissenschaftlichen Vorträgen, nicht auch einen griechischen Dichter erklären, weil der Lehrer des Griechischen in der dritten und vierten Classe, solches auch bis zur ersten lehren soll? Warum will er dem Lehrer der mathematischen Wissenschaften nicht auch die Fähigkeit zutrauen, schöne Wissenschaften lehren zu können? Wir dächten der mathematische Kopf könne nie einen schlechten Geschmack haben. Fiel dem V. der Name eines Käſtners nicht ein? Können Historie und Geographie, und was dazu gehört, nicht von einem Lehrer gelehrt werden? warum verlangt der V. deren drey, da doch jeder sein Fach bis zur obersten Classe behalten soll? warum will der V. der untersten Classe seiner Schöpfung, die von dem zehnten Jahre und früher besucht wird, eine Encyclopädie oder historische Beschreibung aller Wissenschaften erklären lassen? das brauchen wohl Kandidaten der Akademie, aber keine Knaben, daß er nicht mit dem Stolze einiger Schulprojectmacher die lateinische Prosodie aus seiner Schule verbannt hat, billigen wir sehr. Man braucht sie freylich nicht, um lateinische Poeten zu ziehen: denn dazu muß bloß das Genie den Beruf geben, sondern um lateinische Dichter lesen zu können; es ist Schande, den Horaz zu lesen, ohne seine Sylbenmaaße zu verstehen. Daß der V. eigne Stunden für die obern Klassen zum Lateinreden anweiset, ist löblich; doch kann auch ein Lehrer diesem Mangel durch lateinisches wiederholen und examiniren abhelfen.

11) **Akademisches Gymnasium** wird von den vorigen bloß durch die Zahl der Lehrer unterschieden.

12) **Trivialschulen** sollen nur einen oder zween Lehrer haben (dergleichen kennen wir fast nicht) und den Gymnasien vorarbeiten; es sollen dergleichen in jeder Stadt eine, in einem ganzen Lande aber nur ein Gymnasium seyn. Man soll ihnen nicht erlauben, Leute auf die Akademie zu schicken. Dieser Mißbrauch gehört mit unter die unerkannte Ursache des Verfalls der Gelehrsamkeit.

13. **Schulen auf Universitäten** brauchen, wenn sie nur von einheimischen besucht werden, weniger Lehrer und Lectionen. Sind es größere Schulen, wiewohl der V. abräth, Kinder

Kinder von der Fremde dahin zu schicken, so soll man die Convictoristen bey der Universität zu Lehrern der Schule brauchen.

14. **Plan einer neuen Chrestomathie.** So sehr wir für Chrestomathien sind: so können wir es doch nicht billigen, die alten Schriftsteller bloß und allein aus Chrestomathien erklären zu wollen: es giebt welche, die anders nicht als im Zusammenhange brauchbar zur Bildung des Verstandes und des Geschmacks gelesen werden können: und muß denn jeder Schulmann seine eigene Chrestomathie, und zwar für jede Classe, so wie ein Universitätsprofessor sein eigenes Compendium, schreiben?

15. **Neue Methode für das Latein.** Die Klage ist nicht übertrieben, daß bey der vielen Zeit, die auf Schulen auf das Latein gewendet wird, dennoch viel auf Universitäten gehen, die nicht einen Autor verstehen, geschweige denn etwas erträglich schreiben können. Auf den letzten Gebrauch scheint nun zwar der V. nicht viel zu halten: da inzwischen die Probearbeiten junger Gelehrten meistens lateinisch verlangt werden, eine Probe aber in schlechtem Latein niemanden empfiehlt: so verdienen die Lehrer keine spöttische Behandlung, die bey ihren Zöglingen auf einen reinen und eleganten Ausdruck dringen. Gewißlich aber wird diese Absicht durch des V. **neue Methode** nicht erreicht werden, die darinn besteht, daß man junge Leute vorher einige Jahre die deutsche und franz. Sprache nach der Grammatik lehren soll, ehe man die lateinische anfange, und daß man sich schlechterdings aller lateinischen Kunstwörter enthalten und solche deutsch geben soll. Der lehrbegierige Schulmann wird vielleicht Vorschläge erwarten, wie die erklärten lateinischen Schriftsteller zur Anwendung brauchbar gemacht, und junge Leute zur eigenen Lesung derselben mehr gereizt werden können, als welche zu dieser Absicht mehr thut, als die öffentliche Erklärung eines Autors.

16. **Verbesserung der Schulen.** Treffend werden die Schwierigkeiten geschildert, die ihnen oft der Neid in Weg setzt, und über die allzufrühe Dimission der Landeskinder von der Schule auf die Universität Klage geführt.

17. **Theurung auf Schulen** wird durch den, auch unter jungen Leuten einreißenden Luxus, und durch die unzeitige Gefälligkeit der Eltern vermehrt. Der V. macht es den Lehrern zur Pflicht, auch mit Hintansetzung ihrer Bequemlichkeit, die Aufsicht und Beköstigung fremder Schüler selbst zu übernehmen.

18. Examen der Schüler. Dabey gehen viele Mißbräuche vor: man sieht die Sache als einen Frohndienst an, und eilt daher so schnell darüber weg, daß nur selten die Absicht des Examens erreicht wird: man unterbricht die Lectionen, um nur etwas zu reden, durch unzusammenhängende Fragen, und verliert dadurch die Gelegenheit, das Verdienst oder die Schwäche des Lehrers zu bemerken. Der V. giebt Vorschläge zu Einrichtung eines guten Examens.

19. Prämien und Stipendien. Auf Bücherprämien hält der V. nichts: er meynt, es würde um der Hoffnung einer Prämie, niemand mehr oder weniger eine Schule besuchen. Das ist auch der Zweck nicht; sondern um den Fleiß derer, die sie schon besuchen, zu ermuntern. Man soll das Geld dafür zur Bibliothek schlagen: man soll Stipendien und Freytische, wo ein außerordentliches Genie nicht eine Ausnahme macht, nicht leicht Bürgers- und Bauerssöhnen geben, und ihnen vielmehr das Studieren abrathen, weil ihnen das Gepräge ihrer Herkunft zu sehr anklebe, die ohnedem zu große Anzahl der Studierenden durch schlechte Subjekte vermehrt werde, und weil Kinder derer, die ein gelehrtes obwohl nicht dürftiges Amt bekleiden, den nächsten Anspruch auf Beneficien für Studierende zu haben scheinen.

20. Schulferien. Der V. ist nicht so unbillig, alle Schulferien völlig abschaffen zu wollen: er erkennt, daß ohne einige Wochen Ruhe, man mit anhaltender Munterkeit weder lehren noch lernen könne. Er setzt dazu auf jedes halbes Jahr drey Wochen aus.

21) Schulbibliotheken. Weitläuftig über die Ordnung, in der die Bibliothek gesammlet werden soll; aber von welchen Mitteln? Dasjenige, was die Schüler den Lehrern an Accidenzen und Geschenken zu geben haben, soll, jedoch ohne Nachtheil der Lehrer, zu der Bibliothek geschlagen werden — das ist so viel als nichts gesagt. Schulen, die nicht schon einen Anfang einer Bibliothek haben, werden wohl schwerlich, ohne vorhergegangene Stiftung oder Anweisung eines öffentlichen Fonds, sich dergleichen anschaffen können. Es ist also wohl mehr die Frage, wie man eine Schulbibliothek erhalten und fortsetzen soll? Die Beyträge, die man von ankommenden Schülern dazu zu erbitten pflegt, bedeuten, wie der V. selbst zugiebt, gemeiniglich nicht viel. Da aber eine öffentliche Bibliothek nicht bloß der Schule und deren Lehrern, sondern allen Gelehrten einer Stadt vortheilhaft ist, so ist

ist es ja wohl nichts unbilliges, wenn durch einen allgemeinen Befehl allen, die in besagter Stadt und deren Umkreis ein Amt bekleiden, ein ihren Besoldungen proportionirter Beytrag zur Bibliothek, abgefordert würde. Kann man sich gefallen lassen, den zwölften Theil seiner Besoldung zu dem Armeninstitut eines Landes abzugeben; so wird man auch leicht ein Buch, das durch Einzeichnung seines Namens, ein ewiges Andenken wird, verschmerzen können. 22) **Privatinformationen.** Viel richtiges, aber noch lange nicht alles, was sich für die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts vor der Privatinformation sagen läßt. Nimmermehr kann der Privatlehrer — meistentheils ein Candidat der Theologie, der gewöhnlicherweise außer seinem Brodmetier nicht viel Humaniora auf Universitäten getrieben, und was er von Schulen mitbrachte, wohl gar vergessen hat — nimmermehr kann dieser Mensch in seiner einzigen Person, ohne Erfahrung, ohne Hülfsmittel, oft auch ohne Neigung ein Lehrer, dasjenige leisten, was mehrere Männer leisten können, die diesem Geschäfte ihre Lebenszeit widmen, und an dem, was sie lehren, ihren Geschmack finden. Der Privatunterricht macht ferner vornehmer Leute Kinder stolz und ungesellschaftlich; da hingegen die Schule ihnen Gelegenheit giebt, andere Jünglinge kennen zu lernen, die an Stand und Vermögen ihnen zwar nachstehen, aber an Talente der Seele weit vorgehen: nun lernen sie, was sie in dem väterlichen Hause, wo ihnen alles huldigt, selten erfahren, daß die Natur den Abgang der Glücksgüter durch innere Vollkommenheit zu ersetzen pflege; sie werden billiger und gerechter in Behandlung der Geringern, und suchen, wenn sie dereinst zu den Aemtern gelangen, wozu ihnen die Geburt eine Anwartschaft gab, das erkannte Verdienst aus seiner Niedrigkeit empor zu heben, u. s. w. 23) **Nähere Vorbereitung der Schule zu den Universitäten.** Heilsame Räthe, Notizen, Vorschläge und Warnungen, wie sie jeder rechtschaffene Schulmann seinen weggehenden Zöglingen mit auf die Universität zu geben pflegt. Die Forderung, ihnen die akademischen Wissenschaften historisch zu beschreiben, und daraus die Regeln der Ordnung sie zu studieren, herzuleiten, scheint zwar vorauszusetzen, daß der Schulmann, der diesen Unterricht geben soll, gewissermaaßen ein Polyhistor sey. Das ist er aber nicht und braucht es auch nicht zu seyn: und es ist auch schon genug, wenn er nur die Ordnung des ersten halben Jahres des akademischen Lebens für die Nichttheologen reguli-

ren kann: in der Folge kann der akademische Bürger entweder selbst schon urtheilen, oder er findet andere Leiter.

Ungerne bemerken wir an allen Schulschriften und auch an der gegenwärtigen, Unrichtigkeiten in der deutschen Rechtschreibung. Der V. schreibt durchgehends Aeſthetik, Widerſpruch, zwey Claſſen, die zweyte, vor statt für, denen statt den, Mißmuth für Unmuth; diejenigen wird es nicht schwer fallen, S. 119. und dergl. mehr.

Nm.

Leſebuch für Kinder, oder Wahl kleiner Erzählungen, die sowohl geschickt sind, sie zu unterhalten, als ihnen die Tugend einzuflößen. Aus dem Französischen übersetzt. Wien bey Trattnern, 1777.

Es sind der Erzählungen ein und zwanzig, und darunter einige von Kleiſt und Geſnern. Sind denn diese auch mit aus dem Französischen übersetzt? Das wäre doch sonderbar. Warum setzte man nicht das Deutsche hin, wie es war? Warum macht man aus Kleistens Irin eine mattere Prose? Ob Gesners Stücke Veränderungen erlitten haben, kann ich nicht sagen, da ich das Buch nicht bey der Hand habe. Aber wenn sie unverändert geblieben sind, warum steht denn auf dem Titel ohne alle Einschränkung: aus dem Franzöſiſchen überſetzt? Der Zusatz gröſtentheils würde doch nicht geschadet haben. Wir haben die Uebersetzungen nicht mit den Originalen zusammenhalten können, ausgenommen die eine aus dem Lafontaine. Aber wenn sie alle so sind, wie diese, so sind sie sehr nachläßig. Man höre nur: „Philemon und „Baucis hatten seit ihren ersten Frühlingsjahren aus beſtändigem Verlangen ihre Herzen vereiniget.“ Lafontaine sagt: Hymenée et l'Amour par des désirs constans Avoient uni leurs coeurs dès leur plus doux printems. Man sieht leicht, daß der Uebersetzer den Hymen und Amor aus guten Ursachen wegließ; aber mußte er deswegen so schlecht Deutsch schreiben? Ferner: „Mit ihnen wurde alles alt, und auf ihren Stirnen breiteten sich die Falten aus.“ Das heißt im Französischen: Tout vieillit: sur leur front les rides s'étendoient. „Ungeachtet das Können unserm Wunsche entspricht“ hier ist vermuthlich durch einen Schreib- oder Druckfehler das

nicht

t ausgelassen. Oder meynte der Uebersetzer, daß entcht soviel sey, als widerspricht? Im Original steht: orque le pouvoir au defir ne reponde. „Baucis be- e sich, die unter der Asche verstreuten Funken Feuers mit em beschwerlichen Anblasen anzufachen.“ Quelques re- de feu sous la cendre épandus, D'un souffle haletant Baucis s'allumerent. Aber es kömmt noch besser. „Auch sichert man — — daß er (der Tisch) durch die Länge der t sogar, wo er unterstützt war, zerbrochen ge- sen. Baucis brachte auch die Trümmer eines en Gefäßes, ein anderes Ungemach der Zeit, f den Tisch. Zwey Fußschemel hatte sie mit einem ig abgenutzten Teppiche, der aber nur zu großen Festtagen raucht wurde, überzogen; das mit Blumen gezierte Lei- ngeräthe wurde bey allen Gerichten mit ein wenig ilch, Früchten und den Gaben der Ceres bedeckt.“ Ist Menschenverstand? Nun höre man das Original: Encor re-t-on, si l'histoire en est crue, Qu' en un de ses rts le tems l'avoit rompue. *Baucis en egala les is chancelans Du debris d'un vieux vase, autre injure ems.* Un tapis tout usé couvrit deux escabelles; Il ervoit pourtant qu' aux fêtes solennelles. Le linge de fleurs fut couvert *pour tout mets*, D'un peu de de fruits et des dons de Cerès. Kein Mensch wird glauben, daß dergleichen in einem Buche für Kinder s zu bedeuten habe, weil sies nicht verstehen? Ich halte vielmehr für äußerst wichtig, daß in Kinderbüchern kein druck stehe, der nicht sorgfältig abgewogen und abgemes- ey; damit man ihrem schwachen Verstande soviel möglich Hülfe komme. Um wieviel weniger darf man ihnen solchen en Nonsense vorlegen. Wenn man es doch nicht so leicht , für Kinder zu schreiben und zu sammeln! Dieser Wahn daß wir itzt mit Kinderbüchern von allen Ecken und en her überschwemmt werden. Da indessen kein Uebel ist, nicht seine gute Seite hätte: so gewährt auch die gegen- tige Menge von Kinderbüchern den Vortheil, daß, wenn nst eine Kinderbibliothek gemacht werden soll, man unter die Wahl hat, und schwerlich auf ein Buch stößt, wor- nicht etwas sollte brauchen können. So ist z. B. ge värtige Sammlung größtentheils zur Bildung des sehr brauchbar, ungeachtet der gerügten Ueberse- hungs-

tungsfünden. Noch weit brauchbarer aber ist, auch wegen des bessern Styls,

D. Thomas Percival's Unterricht für seine Kinder ꝛc. aus dem Englischen. Zweyter Theil.

Wovon wir den ersten Theil schon angezeigt haben. Auch hier sind einige Flecken in der sonst guten Uebersetzung. S. 14. müssen die Gewürzhölzer wohl Gewürzhölzungen seyn. Man sagt zwar im Singular Holz anstatt Gehölz, oder Wald; aber die Hölzer im Plural deuten nur Stücke Holz an, und das soll hier wohl nicht der Sinn seyn. S. 15. den ungeheuern Hippopotamus, das, anstatt den, ist nur ein Schreibfehler. S. 51. Beine, anstatt Knochen. Was heißt das S. 52. „dies vierfüßige Thier (der Hund) „wird von den Muhamedanern verworfen.“ Und S. 60. „Er (Aeschines) zog eine Beschuldigung gegen den Ktesiphon „vor?“ Vermuthlich brachte vor, oder suchte auf. S. 66. Z. 16. muß das zweyte nicht weg, sonst sagt der V. gerade das Gegentheil von dem, was er sagen will, und vermöge des Zusammenhanges sagen muß. S. 75. „und mit einan„der beredet“ anstatt abgeredet, oder sich beredet. S. 77. „vergiftete er sich selbst.“ Das Selbst ist englischer Idiotismus, und sich mit Gift vergeben, genauer geredt, als sich vergiften. Eben daselbst. „Die so tief in der Schaale beseiter Wesen gesunken sind.“ Das Sinken in einer Schale erweckt in uns den Begriff des Werths, nicht des Unwerths. Wenn man diesen letztern ausdrücken will, so sagt man: bis zum Thier herabsinken, oder unter die Würde des Menschen hinabsinken. Doch hier mag die Schuld des Originals nicht des Uebersetzers seyn. Eb. das. Sollte man wohl eine nüchterne Mahlzeit gut sagen können, anstatt mäßig oder frügal? S. 80. voll gepfrumpft ist fremd; voll gepfropft ist das gewöhnliche Wort. S. 81. versteh ich nicht, was das heißt: „Nur wenige Lasten werden zum Besten der Armen „verkauft.“ So deutlich die Worte an sich sind, so wenig seh ich ihren Zusammenhang mit dem Vorhergehenden ein. S. 85. „Wir überlezen ihn mit Lasten,“ soll entweder belegen, oder überladen seyn. Eben das. In der Periode: Und doch ist der Esel in dem Stande der Freyheit, für den ihn die Natur schuf, thätig, feurig und ungestüm

im gebildet hat; sind entweder die beyden letzten Wor-
viel, oder es fehlt auch in der Mitte etwas. Eben
Z. 6. ihn für ihm, ein Druck- oder Schreibfehler. S.
3. 16. ebenfalls den schmutzigsten Theil, für dem. S.
Die Beine dieses Thieres, sollen vermuthlich wieder die
hen seyn. S. 79. „es auch von ihrer Liebe zu seyn" muß
heißen: seyn zu wollen. S. 98. Z. 11. Wenn Werth
nicht soviel heißen soll, als Schatz, so versteh ich die
Stelle nicht. Soll es aber so viel heißen, so hätte ent-
: dies Wort, oder, weil es mit dem gleichfolgenden
zen einen Uebelklang gemacht hätte, ein gleichgeltendes
hlt werden müssen. Denn Werth ist nicht das gleich-
de Wort. S. 99. unten: „und daß wir uns, wenn an-
: einen Wohlgefallen (Wohlgefallen ohne das einen
e schon genug) an uns finden sollen, bemühen müssen,
Aufmerksamkeit und Bescheidenheit sie mit sich selbst
ieden, und sich selbst gefällig machen müssen.
heißt das? S. 102. Z. 21. sympathetisch soll synthe-
seyn. Dies versteht nun freylich kein auch schon ziemlich
gewachsenes Kind, eben so wenig, als die kurz vorherge-
: geduldige Analyse; und erklären kann mans auch
den zur Philosophie schon eingeweihten Jünglingen. S.
Z. 17. ff. „wo von älterm Strahle, rund umher
nend, zehntausend Sonnen glänzen, die nicht um Er-
niß bitten, von unserm irdischen Stern zu scheinen."
ist hier der ältere Strahl und der irdische Stern?
05. Z. 12. sind wieder die Beine statt der Knochen. S.
Z. 1. „zu der sie bestimmt ist," muß sind heißen. Eb.
vorletzte Zeile: veroffenbaren statt offenbaren.
10. Z. 4. „Wenn der Besitz von Reichthum und Macht
Gegenstände (muß heißen: für einen Gegenstand) des
nkes und Preises gehalten wird." S. 110. Z. 16, 17.
keinen Gedanken eingeschränkt finden;" anstatt: und
en keine Schranken des Denkens, oder wie es etwa
gegeben werden möchte. S. 112. Z. 1. den Verstand,
dem. S. 113. Z. 18. f. „oder die Dunkelheiten aufzu-
en, und die Richtigkeit der heiligen Schrift zu beschäff-
en." Dies letzte Wort ist vermuthlich ein Schreibfehler,
soll bestätigen heißen. Aber welche Dunkelheiten
aufgeklärt werden? Doch wohl die der heil. Schrift?
n hätte aber die Periode so gewandt werden müssen: oder
Dunkelheiten der heil. Schrift aufzuklären, und

ihre

ihre Richtigkeit zu bestätigen. Eb. daſ. Z. 24. Nach Eigenſchaften fehlt hat. S. 123. Z. 3. nach Wagen muß nur ein Komma ſtehen. S. 128. Z. 6. ff. hier, denk ich, muß es gerade umgekehrt ſo heißen: „kann den Beſitzer „eben ſo gut erniedrigen, als erheben.“

Es ſcheint mir von der äuſerſten Wichtigkeit zu ſeyn, daß in Büchern für Kinder die gröſte philoſophiſche, rhetoriſche und grammatiſche Genauigkeit beobachtet werde, und darum bin ich in der Anzeige der Fehler dieſes nützlichen Buchs ſo umſtändlich geweſen. Doch ſind noch einige übergangen worden.

Sittenlehrende Erzählungen für die Landſchulen. Zürich, bey Orell ꝛc. 1777.

Die Herausgeber, welche ſich E. S. unterſchreiben, arbeiteten an dem Entwurf eines Leſebuchs, welches die Jugend in den Landſchulen zu guten Sitten bildete, und ihnen Geſinnungen und Empfindungen, wodurch ſie ſich ſelbſt und andern nützlich würden, durch Beyſpiele einflöſte. Der Kinderfreund des Hrn. von Rochow überhob ſie der Mühe, ihren Entwurf auszuführen. Sie durften an ſeinem Leſebuche zum Gebrauche in Landſchulen, nur etwas weniges ändern, um es für ihre Landſchulen brauchbarer zu machen, und ihm einen einheimiſchen Schnitt zu geben. Die wenigen Lieder, die es enthält, hat man hier weggelaſſen, weil ſie in einer vollſtändigen Sammlung für die Landjugend ausgeſuchter Lieder, die bald erſcheinen dürfte, einen ſchicklichern Platz fänden. Nur zwo neue Erzählungen, mit * bezeichnet, ſind hinzugekommen, einige andere aus Urſachen, die leicht zu errathen ſind, vorbeygegangen worden. So weit die Herausgeber. Da der Rochauſche Kinderfreund bekannt genug, und auch zu ſeiner Zeit von uns angezeigt iſt: ſo brauchen wir von dieſen Erzählungen weiter nichts zu ſagen. Das Zeichen des * haben wir vergebens geſucht.

Kinderſpiele und Geſpräche. Zweyter Theil.

Wirklich, der Verfaſſer hat viel Talent für die Jugend zu ſchreiben. Es iſt alles ſo lebendig in ſeinen Geſprächen, ſo mannichfaltig, ſo unterhaltend, und den Kindern alles ſo verſtändlich. Nur verführt die Leichtigkeit, womit er ſchreibt,

ihn

manchmal zu Materien, Histörchen und Einkleidungen, die für Kinder nicht wohl gewählt, und sittlichen Gefahr scheinen. Man muß in der That die strengste Kritik über dem, was man für Kinder schreibt; man muß mit der gefälligsten Ueberlegung und mit der äußersten Behutsamkeit bey zu Werke gehen, sowohl in der Wahl der Sachen als Worte. Nonum prematur in annum, oder, weil das heutiges Tages kein Mensch mehr thut, nonum prema- in mensem, was der Jugend bestimmt wird. Hätte der f. dies gethan: so würden wir vielleicht das ganze erste Ge- dieses Bandes, die Lehrer, nicht haben; oder hät- wirs dem ungeachtet: nun so müßten wir wirklich den f. zu dem nonum in annum verurtheilen, oder ihm das chreiben für die Jugend widerrathen. Der Präsident von sucht einen Lehrer für seinen Gustav, und bespricht sich mit em Sekretär Melter darüber. Wir wollen doch wunders- lber die Unterredung hersetzen, um durch diese Probe unser theil von der Unschicklichkeit des ganzen Stücks für Kinder rechtfertigen.

Pr. Machen Sie mir wohl Hoffnung?

M. Ich weiß nicht, gnädigster Herr! (Ist dies et- ein Druckfehler? Nur einen Prinzen nennt man so.) Ein er Lehrer ist ein seltenes Ding.

Pr. Ja wohl selten! Aber doch dächt ich, unter einer großen Menge — Sie wissen, ich fordre nichts unmögli- s: nur Anlage, nur eine gute Methode! Und vor allen ngen gute Sitten!

M. Eben diese, gnädiger Herr, sind auf Akademieen am ensten! Ich habe schon einen Menschen abgewiesen, der sich ern meldete. Er war so plump und hölzern, und dabey so erlich — Ich wagte es nicht, ihn Euer Gnaden vor Au- zu bringen.

Pr. Traurig! Und hieher (richtiger: dahin) schicken Väter unsere Kinder, um Freude an ihnen zu erleben!

M. Der gnädige Herr haben diesen Kummer vor der nd noch nicht. Der junge Herr ist ja erst zehn Jahr!

Pr. Ein schwacher Trost! Das Kind wächst doch heran. wenn es jetzt nicht gebildet wird — O daß ich nicht die ube haben soll, mein Kind selbst zu bilden!

M. Sie erlauben, das Vaterland hat größere Ansprü- auf Dero Talente und Einsichten, als selbst ihr Kind!

Pr. Ich weiß das, sonst würde ich mir auch ein Ge-

schäffte

schäfte nicht nehmen lassen, was Niemanden zukömmt, als mir, besonders seit der arme Gustav seine Mutter verloren hat.

M. Denken Sie nicht daran, gnädigster Herr! (schon wieder gnädigster!) Ein rechtschaffener Lehrer kann viel thun. Der meinige war mir statt Vater, Mutter, statt alles.

Pr. So segne ihn Gott in der Erde, und schenke meinem Gustav einen ähnlichen!

M. Das wird er, der gnädige Herr verdienen es zu sehr!

Pr. Aber wie ist es denn? Es kömmt ja Niemand. Verschmäht man et ja meine Station ganz?

M. Ich bitte Eure Gnaden; nach einer so vortheilhaften Station, wie die Ihrige ist, greifen hundert Hände. Ich glaube gewiß, es lüstet manchen darnach, der nur nicht das Herz hat, seine Probe zu machen.

Wenn auch diese Unterredung nicht so schaal und müßig wäre, als sie wirklich ist; wenn auch der Herr Sekretär sich nicht widerspräche, indem er anfänglich keine Hoffnung zu einem guten Lehrer machen will, und nachher meint, der liebe Gott werde den Verdiensten des Herrn Präsidenten schon einen schenken; wenn auch der Präsident nicht sagte: Das weiß ich! (nemlich daß das Vaterland größere Ansprüche auf seine Einsichten und Talente habe, als selbst sein Kind;) kurz, wenn das ganze Ding besser wäre, als es ist: was soll es für Kinder? Im folgenden wirds noch ärger. Da kann man nicht nur sagen, es nützt ihnen nichts, sondern es schadt ihnen sogar. Gustav kömmt gelaufen, und erzählt lachend, so lachend, daß er nicht sprechen kann, es wären ein paar närrische Kerl draußen. Und wer sind diese am Ende? Ein Paar Leute, die sich zu der Hofmeisterstelle bey dem Herrn Präsidenten melden, wovon der eine, Olearius, vorgelassen wird, der denn freylich ein Erzpedant ist. Er muß seine Probe mit Gustaven machen, und dieser ist eben so naseweise, als jener pedantisch, bittet auch seinen Vater, daß er ihm doch ja den nicht zum Hofmeister geben wolle. Nachher erscheint Hr. Zierlein, ein Stutzer und Hasenfuß, der den Junker Entrechats lehren will, und ihn Pas machen läßt. Was lernen nun die Kinder, die dies Gespräch lesen, aus dem allen? Was anders, als über ihre Lehrer spötteln, wozu sie ohnehin schon geneigt genug sind, und auch nur gar zu leicht Veranlassung finden. Denn wo ist der Lehrer, der nicht etwas an sich hätte, was entwe-

nirgends wirklich lächerlich ist, oder der Verweiser lächerlich scheint. Die Verweise, welche der Vater seinem Gustav giebt, machen es nicht wieder gut. Jene Eindrücke gehen tiefer, als die Vorstellung, du möchtest, wenn dus wie Gustav machtest, auch solche Verweise bekommen, und lassen sich also durch diese nicht auslöschen.

Dergleichen unüberlegte Sachen kommen mir auch in den übrigen Gesprächen hin und wieder vor. Wir wünschen, daß die den dritten Theil, den der Verfasser versprochen, frey davon finden mögen.

Der Jugendbeobachter. Zweytes Bändchen. Hannover. 1777.

Noch immer seh ich nicht, wie dies Buch zu dem Titel eines Jugendbeobachters kömmt. Es ist doch keine einzige Beobachtung der Jugend darinn, in dem Sinne, wie man sich das Wort gewöhnlich denkt. Ein alter Landgeistlicher, der am Schlusse dieses Bandes seine Gedanken über den Jugendbeobachter sagt, findet auch, daß man sich an diesem Titel stoßen könne. Aber die Gründe, womit ers entschuldigt, oder rechtfertigt, halten nicht Stich. Man höre nur: „Auch ‚daß Sie dieses Jugendgelef haben Beobachter genannt, kann ‚ihnen mancher aufmutzen, wer scheelsüchtig ist, oder sonst so ‚gewisse Ursachen hat, Ihr Werklein nicht gerne zu sehen. ‚Ich stoße mich nun eben nicht daran; meine Kinder haben ‚das erste Bändchen mit gutem Nutzen gelesen; ich für mein ‚Theil sehe auch gar nicht darauf, was ein Mann für einen ‚Titel führt, wenns nur sonst ein rechtlicher, verständiger ‚Mann ist, daß mans gleich an ihm merkt, er könne das ‚alles leisten, was sein Titel besagt.“ Mit Erlaubniß, das ist hier gar der Fall nicht. Der Titel eines Buches ist der Schild, den der Verfasser aushängt, damit die Kauflustigen wissen, was sie bey ihm zu suchen haben. Ist er nun ein Bäcker, und läßt seinen Schild Rosinen und Mandeln ankündigen; oder ist er ein Fleischer, und hängt eine Weintraube aus, so vexirt er die Leute. Wer sich über die menschliche und jugendliche Natur den Kopf zerbrochen hat, um ihre Eigenschaften und Bestandtheile deutlich zu erkennen, damit er allenfals ein Erziehungssystem darauf bauen könne: der freut sich, wenn er den Titel liest: Jugendbeobachter. Das wäre mir eben

recht, denkt er. Vielleicht hat der etwas gesehen, was mir entwischte; vielleicht füllt er eine Lücke in meiner Erkenntniß aus. Er kauft und liest, und was denn? einige gute Liederchen, und andere, die besser seyn sollten; Schreiben eines hessischen Feldpredigers aus Amerika; über den chinesisch-englischen Garten zu Marleenwerder; Geschichte des Schafs, u. dgl. Was hat das für Gemeinschaft mit der Beobachtung der Jugend? Und selbst? als Lesebuch für die Jugend ist es nicht durchgehends brauchbar, sowohl in Absicht der Materien als des Stils. Dieser letztere ist hin und wieder noch so affektirt, als im ersten Bande, und hat auch noch neugebackne, zum Theil ganz unnöthige Wörter, als Vernünftigkeit, Empfindbarkeit, Gedankenumherirrungen machen. Wer in aller Welt sagt wohl: Meine Mutter flößte mir diese Durstesart ein, wie S. 36. steht? Der Durst ist kein Ding, das sich einflößen läßt: er kann nur entstehen, erregt werden. Und wer sagt, wie S. 48: „Die ganze Gegend ringsumher hat von Natur „was wildschönes, waldiges, gebüschiges, einödi„ges an sich, das mit dem lachenden, heitern eine treffli„che Abstechung macht.“ Mit welchem lachenden, mit welchem heitern macht es Abstechung? Das sucht man vergebens. Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß der Stil in Büchern für die Kinder und Jugend äußerst rein, kunstlos, faßlich und fließend seyn muß.

Kinderfreund, ein Wochenblatt. Vierter bis achter Theil.

Die drey ersten Theile sind schon im 31 B. dieser Bibl. S. 570. von uns angezeigt. Werth und Einrichtung der gegenwärtigen Theile sind völlig so, wie in den ersten. Die Absicht ist, die Kinder mit der sichtbaren sie umgebenden Natur bekannt zu machen, sie den Menschen kennen zu lehren, sie für alles Gute und Wissenswürdige zu interessiren, sie vor allen Lastern und Fehlern zu warnen, die Tugend ihrem Verstande zu empfehlen, und ihr Herz dafür zu erwärmen. Was für Materialien der Verf. dazu brauche, wollen wir unsern Lesern, die das Buch etwa noch nicht kennen, und doch gern wissen möchten, was sie darin zu suchen haben, dadurch bekannt machen, daß wir den Inhalt einiger Theile hersetzen.

Inhalt

Inhalt des vierten Bandes. Ende des Frühlings, ein Kinderlied. Die Milchschwestern, ein Schauspiel für Kinder. Unterhaltung über die Frage: Was ein gutes Herz sey? Kennzeichen eines guten Herzens. Mittel, sein Herz zu bessern. Eine kleine Geschichte. Vortheile eines guten Herzens. Die unglücklichen Brüder, eine poetische Erzählung. Mentors Spazierfahrt mit seinen Kindern auf das Leipziger Vogelschießen. Ueber die rauschenden Vergnügungen, eine kleine Erzählung. Behutsamkeit im Genusse derselben. Man muß niemals zu viel erwarten. Man muß im Genusse mäßig seyn. Beyspiele hievon. Jedes sinnliche Vergnügen ist selten ohne eine kleine Unlust. Kleine Erzählung. Dauerhafte Vergnügungen. Geschichte von Mentors Kindern mit einem Maikäfer und verstümmelten Fliegen. Unterhaltung über die Grausamkeit gegen die Thiere. Erzählung. Grausamkeit gegen Insekten und Ungeziefer. Erzählung. Herrn Papilions kleine Geschichte der Käfer. Von dem Käfer, der Ballenwälzer genannt; dem Elephantenkäfer; dem Todtengräber. Von dem Wurm in der Haselnuß, und dem daraus entstehenden Rüsselkäfer. Dergleichen aus den Kornwürmern. Die Todtenuhr. Das Johanneswürmchen. Die Kantharide oder spanische Fliege. Ein Spaziergang der Kinder. Sie finden an der Landstraße eine Bettlerfamilie. Betrachtungen über die ungleiche Vertheilung der zeitlichen Güter. Ob die Armen allezeit so unglücklich sind, als wir glauben? Die, welche am meisten zu bedauern sind. Vortheile, wenn man sich frühzeitig schlecht gewöhnt. Ob die Zufriedenheit mit der Armuth bestehen könne? Beyspiele in einer Erzählung. Eine andere. Urtheile über das Glück sind verschieden. Beyspiele von Genügsamkeit. Mentors Streit mit seinen Kindern über die Liebe unter Aeltern und Kindern. Eine Geschichte aus Ives Reisen, von einem englischen Seekapitän und seinem Sohne. Eine andere ähnliche Geschichte. Ein rührender Kupferstich: der gute Vater. **Inhalt des fünften Bandes.** Brief eines Knaben Phil. Jungharts an Karln, worinn sich der erste über einen schlechten Informator beklagt, und den letzten um Rath fragt, wie er sich verhalten solle. Anmerkungen der Kinder, und Empfindungen des Glücks, gute Aeltern und eine gute Erziehung zu haben. Wie viel an einem guten Führer gelegen sey, eine allegorische Erzählung von M. Philoteknos. Auflösung dieser Erzählung. Wie sich ein Kind bey schlechten Aufsehern verhalten solle. Die Vorsehung kann oft besondere Absichten dabey haben. Eine Fabel zur Erläute-

rung. Fernere Verhaltungsregeln für ein solches Kind. Vorsatz des Magisters, in Absicht des kleinen Junghartz. Ein Spatziergang Mentors mit seinen Kindern an einem Herbsttage. Lottchens Eigensinn dabey. Eine Erzählung von einer eigensinnigen Frau. Unangenehme Folgen des Eigensinns. Eine Erzählung. Hinrichtung eines Mörders in Leipzig. Das Schreckliche, das in einer Mordthat liegt. Die Nothwendigkeit der Lebensstrafe eines Mörders. Mentors Kinder wollen bey der Hinrichtung eines Missethäters nicht zugegen. Gute Gründe, warum der ärgste Böswicht noch Mitleid verdienen kann. Warum sich Kinder von Hinrichtungen nicht entfernen sollen. Mentor reiset mit seinen Kindern zu einer Kirmse. Beschreibung des Anblicks einer Landschaft im Herbst. Von dem Worte Kirmse, was es bedeutet. Kirms- und Martinsgans, woher diese Benennung. Ankunft bey dem Kirmsschenk und Aufnahme. Dessen Kinder nicht wohl gezogen. Kirmsgesellschaft. Die Kirmsgesellschaft geht den nächsten Morgen in die Dohnen und Sprenkel. Auf einen in der Schlinge erwürgten Krammetsvogel. Ein Kinderlied. Boshafter Streich eines kleinen Knaben, und seine Bosheit mit einem Rothkehlchen. Unverhoffte Erscheinung des M. Philoteknos. Eine Erzählung desselben aus einem englischen Buche. Ein Besuch bey dem Pfarrer des Dorfs. Geschenk, das Mentors Kinder von ihm erhalten. Besuch bey dem Jäger. Naturgeschichte des Marders. Naturgeschichte des Fuchses. Rückreise in die Stadt. Lottchen bezeugt Schadenfreude. Häßlichkeit dieses Fehlers. Warnung des M. Philoteknus davor. Eine Erzählung. Die Schadenfreude, ein Lustspiel mit Liederchen. Luischens Unwille über die kurzen Tage. Erzählung des Hrn. D. Chronickels von den nordischen Ländern, wo ein ganzes Vierteljahr Nacht ist. Von den Nordlichtern. Beschreibung derselbigen. Alberne Furcht in Deutung derselbigen. Von der großen Kälte in Lappland, Norwegen, Grönland u. s. w. Von den Wohnungen der Lappen und Grönländer. Ihre Unreinlichkeit. Die Liebe für ihr Vaterland. Ihre Geschicklichkeit und Fertigkeit in Schlittenfahren mit Rennthieren. — Dies ist der Inhalt von zwey Bänden des Kinderfreundes, zu dem noch Räthsel kommen. Man kann hievon auf das Uebrige schließen. Das Herz geht einem auf vor Freuden, wenn man bedenkt, welch ein Schatz von mannichfaltiger Erkenntniß hier der Jugend gesammelt wird. Wie hat sich doch die Scene seit einigen Jahren verändert! Mitten unter allem Vorrath von Kenntnissen al-

ler

ler Art, deſſen ſich die Gelehrten in Europa ſeit manchen Jahren zu erfreuen haben, und der täglich von ihnen vermehrt wird, lebte die Jugend in der größten Armuth. Die fünf Hauptſtücke des Katechismus, ein Rechenbuch, ein Volksbuch, ein Donat, und ein armſeliges Kompendium der Univerſalhiſtorie, waren in den meiſten Schulen ihre tägliche von ihnen verabſcheuete Speiſe. Diejenigen, welche für ſie ſchrieben, waren ſchulverſtändige Männer, dürftig am Geiſt und reich an Phraſen. Die ſchrieben denn ſyntaktiſche Formeln, aphtonianiſche und andere Chrien, Rhetoriken und Logiken voll dunkler Weisheit, und heckten gereimten und ungereimten Unſinn aus. Jetzt ſchreiben einige der beſten Köpfe und rechtſchaffenſten Männer, ein Rochau und Weiße, für die verlaſſene Jugend. Zu welchen Hoffnungen berechtigt uns dies nicht! zwar ſind die Schulen noch weit entfernt, die Bemühungen dieſer Männer zu nützen, von ihrem Lichte ſich erleuchten zu laſſen, und an ihrem Feuer ſich zu wärmen. Aber wenn die Rochauiſchen und Weiſſiſchen Kinderfreunde, und andere gute Bücher, gleich in die Schulen noch nicht Eingang finden; ſo dringen ſie doch in die Privathäuſer und Familien ein, und endlich werden die Schulen ſich doch auch gezwungen ſehen, ihren Wörterkram fahren zu laſſen, die Könige von Syrien zu verabſchieden, das Oberſte nicht ſeiner zu unterſt zu kehren, das heißt mit der Grammatik anzufangen, und mit der Bekanntmachung der ſichtbaren Natur aufzuhören. Man wird ſtatt der Wörter, Sachen; ſtatt der vier Monarchieen, Geſchichtchen von Lottchen, Luischen, Karln, Fritzchen, u. ſ. w. vortragen; die Sitten, Lebensarten und Gebräuche der verſchiedenen Völker bekannt machen; die Produkte der Natur und Kunſt vorzeigen, oder davon erzählen; kurz den jungen, ſinnlichen Menſchen durch die ganze ſinnliche, rohe und verarbeitete Natur führen, ſeine leere Seele durch die tauſenderley Gegenſtände ausfüllen, und dieſe zu Behikeln brauchen, um ſeine Denkkraft zu nähren, ſein Empfindungsvermögen zu ſtärken, ſeinen Trieben die Richtung auf das Gute zu geben, und durch alles dieſes den ſinnlichen Menſchen nach und nach in den vernünftigen zu verwandeln, oder wenigſtens der Vernunft die Oberherrſchaft über die geſättigte, und nach und nach gebändigte Sinnlichkeit zu verſchaffen. Das alles wird man thun, und Männern, die uns ſo vortreffliche Kinderbücher lieferten, wird mans danken, daß mans thun konnte. Selbſt denen wird man ſich verbunden

erkennen, die jenen Männern, obgleich in Schwachheit, nacheiferten, oder die aus weniger rühmlichen Absichten für die Jugend zu arbeiten unternahmen.

Az.

II. Kriegswissenschaft.

Neuestes Reglement der Russischkaiserlichen Truppen zu Pferde und zu Fuß mit taktischen Versuchen. Nebst 6 Plans. Copenhagen, 1776. 8. 1 Alph. 3 Bogen.

Eigentlich beziehen sich die in diesem Reglement vorgeschriebenen Handgriffe und Evolutions auf das Exerciren der Cavallerie zu Pferde und zu Fuß. Obgleich die Handgriffe und das Chargiren mit dem Carabiner bey der russischen Cavallerie, wenn sie abgesessen ist, viel gemeinschaftliches mit dem Exerciren ihrer Infanterie haben kann; so müssen sie doch auch in vielen Stücken von einander abweichen. Denn z. B. in den Handgriffen mit dem Carabiner findet man die Handgriffe mit dem Bajonet nicht beschrieben: so weicht auch die Art der Stellung und der Abtheilungen in der Chargirung bey diesen beyden Bewaffnungen darinn ab, daß die Cavallerie, wenn sie zu ß chargirt, zwey Mann hoch, und die Infanterie drey ann hoch gestellet ist, und ebenfalls müssen die Zahl der lotons und Divisions eines Bataillons von der Anzahl der Schwadronen und Compagnien eines Regiments Cavallerie unterschieden seyn. Ob die taktischen Versuche, so wie sie in diesem Reglement stehen, bey der russischen Armee in Ausübung gebracht werden, können wir nicht versichern. Man sollte glauben, daß die taktischen Bewegungen, welche den Truppen in einem von dem Kriegsrathe verfertigten Reglement vorgeschrieben werden, keine Versuche, sondern nach sichern Grundsätzen der Stellungskunst geprüfte Manoeuvres seyn müßten. Wenn auch gleich der Theil dieses Reglements, welcher das Exerciren und die Evolutions enthält, nicht eben ein Lehrbuch der Taktik ist, so ist in demselben doch ungemein viel interessantes enthalten, und der Herausgeber wird gewiß den Dank aller derjenigen

gen verdienen, welche den Werth dieſer Schrift und den Einfluß derſelben in die Ruſſiſche Staats- und Kriegsgeſchichte erkennen. Die Vorſchriften zu den Handgriffen und zu den Evolutionen ſind in dieſem Reglement in drey Theile abgetheilt, davon ein jeder verſchiedene Capitel enthält. Im erſten ſind die Vorſchriften aufgezeichnet, welche vor und bey dem Exerciren zu Pferde zu beobachten ſind. Der zweete handelt von dem Exerciren zu Fuß, und der dritte von verſchiedenen Arten zu feuern und manoeuvriren zu Fuß. Wir wollen einige Stellen aus dieſen Theilen des Reglements Auszugsweiſe herſetzen, um dem Leſer einige Begriffe von dem Ruſſiſchen Dienſte, welcher darinn beſchrieben wird, zu machen.

Ein ruſſiſches Cüraßierregiment hat fünf Schwadrons, oder zehn Compagnien, jede Compagnie formiret zwey Züge. Exercirt das Regiment zu Pferde, ſo formirt es drey Glieder; hingegen nur zwey, wenn es zu Fuß exercirt. Die Reuter werden vor dem Exerciren numerirt, (S. 12.) Das dritte Glied wird in vier Theile getheilet, und wenn es befohlen wird, zwey Glieder zu formiren, und der Schwadronscommendant theilet auch die Reuter zu vieren ab, und marquirt die Hälfte der Schwadron. Die Regimenter und Compagnien werden nicht nach ihren Chefs genannt; die Regimenter führen den Namen der Provinz oder Stadt, wo ſie errichtet ſind, und die Compagnien werden durch Nummern unterſchieden. Iſt der Abgang bey einem Regimente ſtark: ſo wird die jüngſte Schwadron, auch wohl die beyden jüngſten, im ganzen Regimente vertheilt, und formirt alsdenn das Regiment nur vier oder drey Schwadrons. Die Ruſſiſche Cavallerie lagert ſich, wenn ſie gegen den Feind ſteht, in drey Glieder, die Zelter mit Intervallen, oder in zwey Glieder ohne Intervallen. Wird ein Regiment gemuſtert, ſo kann die Muſterung auch von einem Capitain von der Garde geſchehen: und wenn er eine Ukaſe von der Kaiſerinn hat, ſo werden ihm die Ehrenbezeugung als der Kaiſerinn ſelbſt gemacht. Bey dem Exerciren muß nicht mit Zügen geſchwenkt werden, wenn der Zug nicht acht Rotten ſtark iſt; ſondern man muß mit halben Schwadronen ſchwenken, weil ſonſt die drey Glieder zum Herausſchwenken nicht Platz genug haben. Was S. 45. geſagt wird, wie die Commandeurs probiren können, ob die Officiere Diſtance mit den Zügen halten, iſt nicht deutlich beſchrieben. Denn wenn die Züge in drey Gliedern marſchiren, und man formirt im Marſchiren zwey; ſo muß wohl die erſte Diſtance

zu enge seyn. Das Manoeuvre (S. 60.) worein sich die Züge nach der Passage des Defilees schräge hinter dem ersten Zug auf beyden Flügeln en Echellon setzen, ist zum avanciren nicht bequem, weil die Pferde in dieser Stellung traversiren müssen. Die Russen nennen dieses einen verdeckten Marsch, weil dem Feinde dadurch die wahre Stärke des Trupps verborgen wird. Bey den Rückzügen jaget die Hälfte der Schwadron vor, und nach der Attaque schwenket sie sich, und jaget durch die Intervalle neben der andern Hälfte, welche steht, und setzt sich hinter ihren Echellon (S. 66.) (Dieses könnte eher ein Echequier heißen.)

Bey dem Laden zu Fuß wird das Gewehr vor sich herum geworfen, ohne sich links, wie im Avanciren, herum zu drehen. Der Soldat soll sich so in seinem Gliede richten, daß er seinen vierten Nebenmann sehen kann und den fünften nicht, sonst steht er nicht gerade, (welches denn auch nicht nach dem Geschmacke aller Taktiker seyn möchte). Er soll auch so weit von seinem Nebenmanne abstehen, daß er ihn mit der Hand zwischen dem Daumen und dem Finger an den Hals fassen kann, ohne den Arm krumm zu machen, damit jedermann Raum habe mit dem Gewehre zu arbeiten, (S. 104.) (ohnmöglich kann diese Regel bey der Infanterie auch gelten). Bey dem Laden wird das Gewehr mit dem Kolben auf die Erde gesetzet. (S. 121.)

Hier sind noch ein paar Proben vom Abmarschiren und Abbrechen. Wenn zu Fuß mit Zügen rechts soll abmarschirt werden: so marschirt der erste Zug gerade aus, alle übrigen machen rechts um, und marschiren bis der zweyte gerade hinter den ersten gekommen ist; der zweyte macht alsdenn Front und folget dem ersten, eben dieses thut der dritte, wenn er gerade hinter dem zweyten ist, u. s. w. die übrigen (S. 125.) Wenn ein Zug im Marschiren an ein Defilee kömmt, so soll mit halben Zügen abgebrochen werden, und die zwote Hälfte setzet sich hinter der ersten, welche alsdenn nicht so geschwind aufmarschiren kann, als wenn der Zug aus der Mitte abgebrochen hatte.

Von S. 138 bis 380 findet man in diesem Reglement einen genauen detaillirten Etat von der Stärke der russischen Cavallerie- und Infanterieregimenter, und alles was zum Unterstabe gehört, das Tractement, die Rationes, der Proviant, die Anzahl der Knechte, sind darinn genau aufgezeichnet. In andern Tabellen sind die Unkosten des Fuhrwesens, der kleinen

Mon-

Montirungsſtücken, der Remonte, der Feldequipage berechnet, und mit vielen intereſſanten Anmerkungen untermiſchet. Nach dem letztern Kriege mit Preußen ſind viele Veränderungen in der Einrichtung bey den ruſſiſchen Truppen vorgenommen worden. In dieſem Kriege beſtand ein ruſſiſches Regiment Infanterie aus drey Bataillons, zwey waren im Felde, und das dritte in Rußland, von dem dritten wurden die zwey erſten durch gut exercirte und diſciplinirte Soldaten recroutirt. Itzt beſteht ein Infanterieregiment aus zwey Bataillons, das Bataillon aus einer Grenadier- und fünf Muſquetiercompagnien. Ein Infanterieregiment hat vier Fahnen. Nach der neuen Einrichtung ſind an der Cavallerie erſparet worden 12394 Rubel 75 Kopeken jährlich. Ein Officier von der Cavallerie, wenn ihm jährlich 48 Rubel 23½ Kopeken von ſeinem Tractament abgezogen werden, erhält zu feſtgeſetzter Zeit alle Montirungsſtücke, Pferd- und Sattelzeug vom Regiment, als alle acht Jahre ein Pferd, alle Jahre ein Collet mit Treſſen, alle zehn Jahre einen Pallaſch und Sporen, alle ſechs Jahre eine Eſcharpe, alle zwey Jahre einen Hut, u. ſ. w. Bey der Infanterie werden einem Capitain und Premierlieutenant jährlich 39 Rubel 82 Kopeken decourtirt, einem Secondlieutenant, (dieſe Stelle geht in Friedenszeiten ein) nur 26 Rubel 32 Kopeken, wovor letzterer alle zwey Jahre, erſterer alle Jahre eine neue Montirung bekommen, und alles übrige, was dazu gehöret, Zelt u. ſ. w. zu einer feſtgeſetzten Zeit. Zu Fortbringung der Equipage und des nöthigen Proviants, thut die Kaiſerinn auf ein Regiment 15 Wagen und 90 Pferde, incl. Packpferde, gut. Auf die Pferde bekömmt jeder Obriſter für Remonte und Fütterung ein gewiſſes, und er muß ſie vollzählig erhalten. Auch bey den Dragoner- und Infanterieregimentern, ſind die Pferde, und zu der Feldartillerie des Regiments, jederzeit in Verpflegung bey jedem Regimente. Bey einem Dragonerregimente ſtehen 1 Sergeant, 1 Corporal und 16 Canoniers und bey einem Infanterieregimente 2 Unterofficiere und 30 Canonier, welche beſtändig bey dem Regimente bleiben und Verpflegung dabey erhalten. Bey der Ruſſiſchen Armee kann ein Generalfeldmarſchall bis (incl.) zum Obriſtlieutenant avanciren. Die Staabsofficierspatente werden von der Kaiſerinn unterſchrieben. Ein General en Chef kann bis incl. Premiermajor avanciren. In Friedenszeiten geſchieht das Avancement der Staabsofficiers durch das Kriegscollegium, die Subalternen rangiren jeder in ihrer Diviſion die Infanterie für ſich, Ca-

raßier, Carabiniers und Dragoner auch für ſich, und die Huſaren, welche ein beſonderes Corps ausmachen, avanciren in ihrem Corps. Bey einem jedem Regimente ſtehen vier Stabsofficiere, ein Obriſter, ein Obriſtlieutenant, ein Premiermajor und ein Secondmajor. Die Anzahl der Oberofficiere u. ſ. w. nebſt der Stärke der Regimenter kann man aus nachſtehendem Auszuge erſehen, wobey zu merken, daß ein Regiment Huſaren acht Schwadrons oder 16 Compagnien ſtark iſt

Infanterie.	Oberofficiers.	Unterofficiers.	Spielleute.	Gemeine. Grenad.	Gemeine. Muſk.	Ueberconplet.	Stärke eines Regiments mit Unterbegriff.
Ein regulaires Infanterieregiment hat incl. 4 Stabsofficiers —	52	120	43	272	1360	5	2093
Ein Ukrainiſches u. Sakamiſches Regiment Landmiliz zu Fuß	52	120	43	272	1360	—	2117
Ein Curaßierregiment incl. 4 Stabsofficier — —	Cavallerie. 30	65	12	Reuter. 690		5	942
Ein Carabinierregiment	30	65	12	690		5	942
Ein Dragonerregiment	30	65	22	690		5	970
Ein Huſarenregiment	47	96	17	1104		8	1358
Landmiliz Reg. Caval.	30	65	22	690		—	952

Um ſich von den Unterhaltungskoſten dieſer Regimenter einen Begriff zu machen, wird folgender Auszug aus den Tabellen dieſes Reglements dienen:

Bey den Oberofficiers incl. Rationes und Knechtsgeld bey den Gemeinen icl. Fleisch und Proviant	Ein Obristen jährlich.		Capitain jährlich.		Lieutenant jährlich.		Gemeine jährlich.		Summa der Kosten incl. Unterstab und Troß.		vor Fourage Montirung, Remonte, Feldequipage.		Summa aller jährlichen Kosten.	
Infanterie.	Rubel	Kop.	Rubel	Kop.	Rubel	Kop.	Rubel	Kop.	Rubel	Kop.	Rubel	Kop.	Rubel	Kop.
Regulair Regim. Infant.	865	8¾	280	36⅛	178	18⅛	Gr. 11 Mu. 10	88⅛ 88⅛	36130	68	14340	97	50471	65
Ukrain. Landmiliz zu Fuß	540	8¾	174	49½	108	8⅛	Gr. 9 Mu. 8	21⅛ 88⅛	26395	4	—	—	26393	4
Cavallerie.	Rubel	Kop.	Rubel	Kop.	Rubel	Kop.	Rubel	Kop.	Rubel	Kop.	Rubel	Kop.	Rubel	Kop.
Curaß. Reg.	1061	8½	370	37	274	18	11	88¼	20990	21	23140	—	44130	21
Dragon. Reg.	864	—	284	6¼	202	8⅛	10	75⅛	18923	69⅛	18894	86	37818	55⅛
Carab. Reg.	925	8¾	304	36¼	202	48⅛	11	88⅛	19797	51¼	12261	88²³⁄₆₄	32059	39³³⁄₆₄
Husar. Reg.	1044	—	344	—	222	—	21	88⅛	43566	48¾	13218	51¼	56775	—
Landmil. zu Pf.	566	80¾	184	49⅜	118	8⅛	8	88⅛	13940	93	—	—	13940	93

Es ist kein Wunder, daß unter der ziemlich starken Anzahl von Tabellen nicht Rechnungsfehler sollten eingelaufen seyn. Wir haben deren manche gefunden, es wäre zu wünschen, daß sie bey einer neuen Auflage verbessert würden. Für den Generalstab, worunter drey Feldmarschalls, davon jeder jährlich mit Knecht und Fouragiergeld 9562 Rubel 90 Kopeken erhält, nebst Kanzeley, Adjudanten, Generalquartiermeister und Colonneofficiers, werden gerechnet jährlich 330372 Rubel 87 Kopeken, und für 6 Cüraßier-, 19 Carabinier-, 7 Dragoner-, vier Grenadier- und 46 Musketierregimenter, welche 136406 Mann stark sind, dazu den Generalstab gerechnet, belaufen sich die jährlichen Kosten zur Unterhaltung auf 3316558 Rubel 16 Kopeken: hierzu das Siberische Corps, 2 Cavallerie- und 5 Infanterieregimenter gerechnet, beträgt mit obiger Summe 153339 Köpfe. Dieses Corps kostet jährlich mit der Generalität zu unterhalten 379460 Rubel 86 Kopeken, welches mit ersterer Summe 3696019 Rubel 2 Kop. macht. Wir wissen nicht, warum in der Recapitulation S. 372. nur 7 Dragonerregimenter gerechnet werden, da doch S. 158. 14 Dragonerregimenter gezählet werden, und S. 236. diese Anzahl bestätigt wird? Nicht weniger sind auch die S. 248 und 281 angegebenen 8 Husarenregimenter in gedachter Recapitulation S. 372 nicht mit begriffen, welche noch 17654 Köpfe machen und jährlich 718929 Rubel 85⅞ Kop. zu unterhalten kosten. Am Ende dieses Reglements findet man eine Verordnung, wie die Officiere der Armee die Uniform tragen sollen. Die Cüraßier sollen Collets von lederfarbenem Tuch mit grünem Aufschlage und Kragen und dergleichen Weste tragen. Die Carabiniers blaue Röcke, rothen Kragen, Aufschläge, Klappen, Weste und Hosen. Die Infanterieofficiers tragen grüne Röcke, Kragen, Rabatte, Aufschlag, Weste und Hosen von rothem Tuche. Die Landmiliz hat weiße Röcke und rothe Aufschläge, und das übrige wie bey der Infanterie. Dragoner haben Rock und Camisol blau, rothe Aufschläge und Kragen. Die Garnisonbataillons dunkelgrüne Röcke, Westen und Hosen, rothe Aufschläge und Kragen. Die Staabsofficiere dieser Regimenter tragen rothe Röcke.

Geschichte des Kriegs in und außer Europa vom Anfange des Aufstandes der brittischen Colonien in Amerika

Amerika an. Dritter Theil, 16½ Bogen in 4. Nürnberg, 1777.

ierter Theil, 15½ Bogen, und

nfter Theil, 17 Bogen.

dritte Theil fängt mit der Beſchreibung von den ei- ſten Feindſeligkeiten beyder Theile an, und enthält die nſperrung von Boſton durch den General Gage, welcher ſei- er Seits wieder von den Provinzialen eingeſchloſſen wurde. So wenig die Beſchreibung dieſes Vorfalls, als die von dem reffen bey Bunckershill enthalten etwas, was die Wißbegierde illitairiſcher Leſer befriedigen könnte. In der Erzählung des reffens bey Bunckershill, welches unglücklich für die Engländ- ablief, wird ſo wenig die Stellung der Provinzialen, als er Angriff des General Howe mit gehörigen Umſtänden ange- eben. Denn man findet nicht darinn, ob der linke Flügel der rovinzialen ſich an den Charlsfluß gelehnet, und ob der Ge- eral Howe dieſen Fluß bey dem Angriffe paßiret habe, da och dieſe Sachen nothwendig ſind, um ſich einen richtigen Be- riff von dieſem Treffen zu machen. — Die Stärke der Ba- illions von der Colonie Maßachuſet iſt auf neun Compagnien eſetzet, jede Compagnie hat einen Hauptmann, 2 Lieute- nants und funfzig Gemeine. Jeder Soldat iſt mit einer Flinte nd einem Bajonet bewaffnet, und führet dreyßig ſcharfe Patro- en bey ſich. Bey jedem Batsillon von der Provinz Neuyork ehen dreyßig Reuter, jeder Infanteriſte hat ein Flinte, ein jonet, ein Pfund Pulver, vier Pfund Bley. Uebrigens ält dieſer Theil noch Nachrichten von dem, was in Anſehung r Colonien im Parlamente vorgefallen iſt, und die Maaßre- ln, welche der Congreß dagegen ergriffen hat. Auch findet an darinn eine Erklärung, was bey den Engländern Kriegs- cht heißt, und wie weit ſich ſolches erſtreckt. Dieſe Mate- n ſind in ſieben Kapiteln abgehandelt.

Im vierten Theile findet man die fehlgeſchlagene Un- rumpelung von Quebeck, bey welcher der General Mont- mmery auf Seiten der Provinzialen blieb. Der General rleton commandirte die engliſchen Truppen in der Stadt, rieb die Provinzialen, welche ſchon in die Stadt gedrun- waren, dadurch zurück, daß er einige Truppen abſchickte, welche

welche dem Feinde in einer Straße in den Rücken fielen. — In der Beschreibung vom Bombardement und Entsatz von Quebeck ist nichts bemerkenswerthes. Interessanter für militärische Leser aber wird die Landung des General Howe auf Longeisland (den 27 Aug. 1776.) und die Action bey Flatbusch seyn. Die Provinzialen hatten die Anhöhen jenseit Flatbusch besetzet, ihren linken Flügel hatten sie längst einer Höhe ausgedehnt. Der General Howe ließ Flatbusch durch den Lord Cornwallis und General Heister angreifen: unterdessen daß dieser Angriff die Provinzialen beschäfftigte, marschirte der General Howe um die Anhöhen herum, kam dem Feinde in Rücken, und zwang ihn, sich mit beträchtlichen Verlust in die Verschanzungen bey Brooklyn zu werfen. Es ist sonderbar genug, daß dieses Corps ganz unthätig die Engländer ohnweit Neuutrecht und Gravesand landen sahe, um in einer eben nicht sehr vortheilhaften Stellung die Engländer zu erwarten. Manche nützliche Anmerkung wird man machen können, wenn man diese Relation mit dem Plane, der von dieser Action in Kupfer gestochen ist, zusammenhält. — Dieser Theil ist in fünf Capitel eingetheilt, welche außer den vorerwähnten Vorfällen, einige Manifeste, Proclamationen, und einen Auszug einer Schrift, the commun sense genannt, enthält. Die Kriegsunkosten, welche der Congreß für das Jahr 1776 bewilliget hat, belaufen sich auf 1,293746 Pf. Sterling; diejenigen aber, welche das Parlament für dasselbe Jahr dem König verwilligte, haben betragen 18,154230 Pfund Sterling, (S. 59.) Vermöge der Tractaten, welche England mit den deutschen Fürsten geschlossen, giebt Hessen 12394 Mann Hülfstruppen, und bekömmt dafür 450000 Bancothaler, Braunschweig für 3964 Mann jährlich 64800 teutsche Thaler, Hessenhanau für 668 Mann jährlich 25050 Bancothaler, Waldeck giebt 500 Mann Hülfsvölker, hierzu kömmt noch die hanauische Artillerie bestehend aus 150 Mann und 24 Canons, welche noch besonders bezahlt wird.

Nicht ohne Nutzen werden militärische Leser die im **fünften Theile** dieser Beyträge enthaltenen Kriegsbegebenheiten studiren. Sie enthalten die Bewegungen beyder Armeen auf Neuyork und Westchester. Man wird hier den General Washingthon mit der Armee der Provinzialen in einem sehr übeln und zu allen Bewegungen unschicklichen Posten auf der Insel Neuyork finden, wo er sich auf einem engen Boden, hinter einer dreyfachen Verschanzung gesetzt hat, von da aus er ganz ruhig

ruhig den Engländer landen ſieht, und die Stadt Neuyork ihnen räumt. Nachdem nun der General Howe Neuyork eingenommen hatte, ſo ließ er zur Bedeckung derſelben den Lord Percy mit einem Corps auf der Inſel ſtehen, und ohne ſich weiter an die fürchterlichen Verſchanzungen der Provinzialen zu kehren, ſchiffete er ſeine Armee wieder ein, führete ſie den Eaſtfluß herunter, und landete ohne Widerſtand auf Weſtcheſter. Die Provinzialen ließen, nachdem der General Howe die Inſel Neuyork verlaſſen hatte, den Lord Percy mit einer Hand voll Truppen ganz ruhig vor ſich ſtehen, verließen ihre Verſchanzungen, giengen bey Kingsbridge über den Kingsbridger Crick, und rückten in Weſtcheſter, wo ſie ſich zwiſchen dem Eaſt- und Crotonfluß ausdehneten, ſo daß ſie durch den Bruny von den Engländern getrennet wurden. Der General Howe marſchirte auf einer Seite längſt dieſem Fluß heraufwärts, und die Provinzialen liefen auf der andern Seite bis ſie die Plains erreicheten, wo ſie ſich zu verſchanzen anfiengen. Als aber ein Corps, welches auf ihrem rechten Flügel außerhalb den Verſchanzungen ſtand, geſchlagen wurde, verließen ſie auch dieſen Poſten, und zogen ſich über den Crotonfluß tief ins Land hinein. Hierauf kehrete der General Howe müde von Verfolgungen um, und gieng nach den Verſchanzungen, welche die Provinzialen auf der Inſel Neuyork verlaſſen hatten, und wo ſie nur noch das Fort Washington beſetzt hielten: er nahm dieſes und das gegen über liegende Fort Lee weg, und machte ſich dadurch Meiſter vom Hudſonsfluß. Die Plans, welche in dieſem Jahre zu London bey Faden von dieſen Aktionen herausgekommē, werdē, weñ man ſie mit den Relationen zuſamenhält, für militäriſche Leſer eine lehrreiche Beſchäfftigung ſeyn können. — Auf das Jahr 1777 hat der Congreß 88 Bataillons zu werben beſchloſſen, und ausgemacht jedem Officier und Soldaten eine gewiſſe Anzahl Morgen an Ländereyen zu geben, welche, wenn ſie im Kriege blieben, ihre Erben zu genießen haben ſollen. Ein Obriſter bekömmt 500 Morgen, ein Obriſtlieutenant 450 Morgen, ein Major 400, ein Capitain 300, ein Lieutenant 200, ein Fähndrich 150, und jeder Unterofficier und Gemeiner 100 Morgen. Die Kriegsunkoſten der engliſchen Truppen belaufen ſich vor das Jahr 1777 auf 5 bis 6 Millionen Pf. Sterl. In dieſem Theile ſind noch einige Parlamentsſachen, der Proceß des Mairs von Neuyork, der wider den Congreß eine Parthey errichtete, und einige Anmerkungen über das Betragen der europäiſchen Mächte bey dem Koloniſtenkriege ent-

enthalten. Dem dritten Theil ist ein Plan von Quebeck und eine Charte von Neuengland angehängt, und vor dem IVten Theil ein Plan von dem Fort Crown Point.

Geschichte der Kriege in und außer Europa, vom Anfang des Aufstandes der Brittischen Colonien in Nordamerika. Sechster Theil. Nürnberg. 1777. Quart. 14 Bogen. Siebenter Theil, auch 14 Bogen.

Von Kriegsoperationen ist in diesen beyden Theilen nicht mehr enthalten, als was jedermann schon in den Zeitungen gelesen hat: denn diese hat der V. treulich abgeschrieben. Nicht einmal bekannte Hülfsmittel und Charten hat der V. zu Rathe gezogen, oder zu nutzen verstanden. Hätte er bey der Beschreibung des Ueberfalls bey Trenton, die Zeichnung von diesem Gefechte vor Augen gehabt: so würde er dadurch seine Beschreibung, durch manchen interessanten Umstand, heben ergänzen können, und wenn er die Charten mit dem Bericht, welchen er im siebenten Theil (S. 67.) von dem Rückzug der Engländer von Danbury giebt, verglichen hätte, so würde er selbigen nicht durch den Umstand verwirret haben, daß die Engländer 3 Stunden oberhalb (S. 70.) von der Brücke, die die Amerikaner besetzet hatten, den Fluß passirt: welches, wenn man auch nur im geringsten von den Bewegungen der Truppen zu urtheilen weis, nicht möglich gewesen ist, ohne die Amerikaner zu schlagen, die doch die Engländer von beyden Seiten des Flusses verfolgeten. Doch aber sind dergleichen Prüfungen wohl nicht in den Kräften des V. welches denn bey einer Kriegsgeschichte sehr zu bedauern ist. —

Der sechste Theil ist in vier Kapitel eingetheilet. es wird darin von den Streitigkeiten wegen einer Akte, die dem Rechte des habeas Corpus entgegen war, gehandelt; ferner findet man darin einen Bericht von der Affaire bey Trenton, Grundsätze der Regierung der Kolonie Delaware. Auszug aus einer Schrift für die Amerikaner von Doct. Price, worin die Nationalschulden von England bis Johannis 1775. auf 135,949,051, und die Interessen auf 4,440,824 Pf. Sterlinge angegeben werden. Streitigkeiten zwischen England und Holland. Auszug aus der Schrift: die Rechte Großbritanniens über Amerika.

Die

Die fünf Kapitel des ſiebenten Theils enthalten: Parla-
tsſtreitigkeiten, Wegnahme eines engl. Paquetboots durch
amerikaniſchen Caper, Parlamentsdebatten, Zerſtöhrung
es amerik. Magazins zu Danbury, Liſte von der Stärke der
ngländiſchen Truppen in Amerika, unter General Howe, mit
en Heſſen und Waldekern 40,606 Mann, wobey nur 980
Mann Cavallerie, ohne 6000 Amerikaner; unter dem Gene-
l Carleton nebſt Braunſchweigern und Hanauern 16280 Mann,
ne die Kanadier gerechnet. Streitigkeiten, ſo bey der Inſel
uſtatius zwiſchen den Engländern und Holländern vorgefal-
n ſind. Verſchiedene Argumente für und wider die Ame-
kaner.

Dem ſechſten Theil iſt der Grundriß von Philadelphia
ygefügt, und bey dem ſiebenten iſt ein Nachſtich von der
eichnung der Eroberung des Fort Washington durch die
ngländer 1776. welcher 1777. von Sauthier iſt geſtochen
orden. Er iſt, wenn man das Original nicht damit vergli-
et, erträglich genug ausgefallen. An vielen Orten aber wei-
et die Haltung der Höhen von dem Original ſehr ab.

Y.

12. Haushaltungswiſſenſchaft.

J. A. Grafen von Borke Beſchreibung der Stargordtſchen Wirthſchaft, nebſt G. M. L. von Wedells, Vorleſung in der Patriotiſchen Geſellſchaft in Breslau über dieſen Gegenſtand, auf Verlangen der Geſellſchaft herausgegeben. Breslau, 8. 1778. 11 Bogen.

Die vor uns liegende Schrift des Hrn. Grafen von Borke iſt ein neuer Beweis, daß ein denkender Kopf viele Dinge möglich machen kann, die dem erſten Anſehen nach gen tauſend Schwierigkeiten faſt unmöglich ſchienen; und aß die größten Hinderniſſe überwogen werden können, wenn ieſe Einſicht in die Natur die Sache, einen Plan entwirft, nd unabläſſiger Fleiß durch die Anwendung der beſten Hülfs-

mittel solchen ausführt. Stargordt, der Ritterſitz des Herrn Grafen lieſ in Hinterpommern — dem deutſchen Siberien — gelegen, hatte im J. 1764. die traurige Geſtalt, welche der Herr Graf S. 5. folgender Geſtalt beſchreibt: „Zwey Drit„theil des Feldes lagen in Büſchen und Heidekraut, 16 „Häupter Vieh, jung und alt wurden kümmerlich erhalten, „der Scheuern und Ställe waren weniger, jedoch wegen der „erbärmlichen Wirthſchaft meiſtens leer, mit einem Worte: „es war ein wahres Schreckenbild von einer Wirthſchaft.“ Eben dieſes Stargordt wird in gegenwärtigem Traktat der Wahrheit nach, alſo beſchrieben, wie es 1777. beſchaffen iſt, und jeder wirthſchaftskundige Leſer muß geſtehen, daß es ein Muſter eines wohlgeordneten Landgutes mit Recht genannt zu werden verdient.

Nach S. 6. u. f. geſchah der Anfang dieſer Metamorphoſe dadurch, daß eine weitläuftige wüſte gelegene Feldmark, die den Nachbarn zur Hütung Preiß gelaſſen worden, und mit Büſchen, kleinen Birken und Elchen, Ginſter und Heidekraut bewachſen war, urbar gemacht, und auf ſelbiger ein neues Vorwerk angeleget wurde, auf welchem anjetzt 50 milchende und zu 5 Thaler verpachtete Kühe ſtehen, und bey einer Eintheilung in vier Felder, jährlich 100 Scheffel Roggen zum fünften Korn, und 60 Scheffel Haber zum ſechſten Korn ausgeſäet werden. Nach S. 8. wird dieſes Vorwerk alljährlich dadurch erweitert, daß die mit Buſchwerk bewachſenen Rähmſtücken gerodet werden, welches außer dem mehreren urbar gemachten Lande noch den Nutzen haben ſoll, daß ſich im Winter der Schnee nicht ſo häufig daran ſammle, und die Sonnenhitze im Sommer zu ſtark concentrire. Der Recenſent iſt, was Schnee und Sonnenhitze betrifft, mit dem Hrn. Grafen nicht einerley Meynung. Er wünſcht vielmehr, ſo oft er die weitläuftigen Wirthſchaften überſieht, welchen er vorgeſetzt iſt, daß nach den Regeln des bekannten Patullo, anſtatt der offnen Felder alles in Abtheilungen mit lebendigen Hecken eingeſchloſſen ſeyn möchte, und fürchtet weder Schnee noch Sonnenhitze. Er iſt vielmehr von den vielfachen Vorzügen der auf dieſer Art eingerichteten Felder ſo ſehr überzeugt, daß er denen klugen Engländern vollkommen Recht giebt, wenn dieſe zum Grundſatz annehmen, daß man alle Verbeſſerung des Feldbaues damit anfangen müſſe, das Ackerland mit allerley Arten Einhägungen nicht blos zur Befriedigung gegen zahme und wilde Thiere, ſondern der Vorzüge halber einzuſchließen.

ſchließen, welche den Feldfrüchten während der Zeit ihres Wachsthums, und dem Acker ſelbſt vor und nach ſeiner Beſtellung daher entſpringen. Die beſten ökonomiſchen Schriftſteller dieſer Nation erzählen die daher entſtehende Vortheile weitläuftig, und ein nachdenkender Landwirth kann ſie gar leicht ſelbſt beſtimmen. Warum fürchtet aber der Hr. Graf nicht auch Schnee und Sonnenhitze, wenn er S. 8. ſeine Kleekoppeln mit lebendigen Dornhecken und todten Zäunen umgiebt? —

Der zweyte und eigentliche Hauptſchritt zur Verbeſſerung dieſer vernachläßigten Wirthſchaft war die Anlegung der Kleekoppeln, welche S. 8. u. f. beſchrieben werden, und das Lob des Kenners verdienen. Von S. 9. an wird die Art und Weiſe angezeiget, wie der Herr Graf das Mergeln vornehmen laſſen, und S. 11. beſtreitet er in einer Note den Satz des ſel. Hrn. von Münchhauſen in ſeinem Hausvater, daß der Mergel an ſich kein Dünger ſey, ſondern nur den Acker präparire, um den Dünger anzunehmen. Die ſogenannten Geilhaufen im Getraide, da wo der Mergel lange gelegen hatte, ſollen dieſen Satz beweiſen, und gelten ihm mehr als alle Stubenralſonnements, wie der Herr Graf ſich ausdrückt. Allein nicht ſelten irret man ſich doch auch mitten im Felde, wenn man ſeine Beobachtungen falſchen Urſachen zuſchreibt, und das dürfte auch hier wohl der Fall ſeyn. Diejenige Theorie von der Fruchtbarkeit der Erde und dem Wachsthum der Pflanzen überhaupt, iſt noch immer die beſte, in welcher der Satz behauptet wird, daß das Hauptprincipium aller Fruchtbarkeit vornehmlich in der Luft ſich befinde, und eine tragbare Erde diejenige vorzüglich ſey, deren Beſtandtheile am meiſten fähig ſind, durch die aus der Luft ſich präcipitirende Salze oder Oele, oder wie man dieſe Dinge nennen will, ſich zu bereichern. Wir haben nicht Raum genug, hiervon ein mehreres beyzubringen. Der Mergel iſt bekanntermaaßen eine aus Kalk und Thon in ungleichen Theilen beſtehende abſorbirende Erdart, und nimmt nicht nur alle Säuren, ſondern auch alle Oele begierig in ſich. Franz Home und andere Scheidekünſtler haben dies außer Zweifel geſetzt. Auf dem Acker des Hrn. Grafen hatten die Mergelhaufen lange gelegen, und waren alſo mit einer großen Menge fruchtbarmachender Theile aus der Luft imbibiret worden; Regen- und Schneewaſſer hatte ſelbige durch die Haufen hin bis zu ihrer Grundfläche wiederholentlich herabgeſpület, und das darunter befindliche Erdreich

viel stärker damit imprägniret, als durch die nachherige Ausbreitung des Mergels auf dem übrigen Felde geschehen konnte. Das Getraide wuchs also hier natürlicher Weise viel stärker, und der Mergel, ohne Dünger zu seyn, und ohne Münchhausens Satz umzustoßen, verursachte jene Getraidhaufen. S. 13. beschreibt der Hr. Graf seine Methode, den Klee zu Heu zu machen, welche sowohl als die S. 15. erzählte Einrichtung seiner Kleescheune und Heretmühle nachgeahmet zu werden verdienet. S. 18. wird der jetzige Rindviehstand auf zweyhundert Häupter angegeben, anstatt daß vor zehn Jahren deren nur sechs und dreyßig waren. Sehet hier, alle ihr ungläubigen altväterischen Landwirthe, wieviel die Kleewirthschaft vermag! —

Von S. 20. an wird die übrige vortreffliche Einrichtung der ganzen Ackerwirthschaft sowohl zur Saat- als Erndtezeit mitgetheilet, und man erstaunet billig, wenn man S. 24. den Erndtezettel vom Jahr 1777. sieht, nach welchem 940 Scheffel allerley Getraides ausgesäet, und 4665. Stiege geerndet worden sind; nehmlich auf einem Gute, das vor nicht langer Zeit nur noch 36 Stück Rindvieh aufweisen konnte. Warum werden nicht alle Landgüter also verbessert? — weder Himmel noch Erde sind Schuld daran.

S. 25. u. f. kommt ein Verzeichniß der von dem Herrn Grafen neu erbauten Häuser und Wirthschaftsgebäude an der Zahl 14. vor, und S. 28. wird gesagt, daß anjetzt 170 Seelen mehr im Dorfe wären, als vor dem letztern Kriege. So ganz natürlich erfolgt die Bevölkerung, da wo man Menschen Gelegenheit verschafft sich zu nähren, und der Satz des großen Sully: daß die Güter der Erde allein unerschöpflich sind, und daß alles in einem Staate blühet, wo der Ackerbau im Flor ist, erhält durch dies Exempel einen neuen starken Beweis, wenn man hiervon auf ganze Provinzen und Länder folgert. Denn hier gilt der Schluß: was in einem Theile möglich ist, das muß auch im Ganzen möglich seyn.

S. 29. u. f. führet der Hr. Graf die Gründe an, warum er die Beschreibung seiner Wirthschaft ins Publikum kommen lasse, davon der erste dieser ist, daß viele Gutsbesitzer durch sein Exempel zur Nachfolge gereizet werden möchten, weshalb er sich nicht nur die Mühe nimmt, S. 30. u. f. noch verschiedene mögliche Einwürfe dagegen, lebhaft zu erörtern und hernach zu widerlegen, sondern auch S. 33. u. f. eine nochmalige Anweisung giebt, wie bey Einführung der Klee-

und

) Koppelwirthſchaft in den erſten 6 Jahren verfahren wer-
ſſe, welche ſo klar und deutlich iſt, daß niemand in der
usu q irren kann. Der S. 37. angeführte Grund, daß
ehr ich ſeyn dürfte, alle Wirthſchaften gute und ſchlechte
ih zu beſchreiben, ſo wie zum Theil in Arthur
oungs ökonomiſchen Reiſen geſchieht, wird gewiß bey allen
atrioten, denen es um die Aufnahme der Landwirthſchaft zu
un iſt, ſo wie dieſe äußerſt gründliche Schrift ſelbſt vollen
fall finden. So weit die Arbeit des würdigen Herrn
rafen von Borke. —

S. 44. fängt ſich ein Commentarius über dieſelbe an un-
dem Titul: Vorleſung in der patriotiſchen Geſell-
aft über die Beſchreibung der Stargordeſchen
irthſchaft des Herrn Grafen von Borke, und macht
m den zweyten Theil dieſes Traktats aus. Der Ver-
er iſt, wie das Titelblatt ſagt, der Königl. Preuß. Oberforſt-
i von Wedell. Das Merkwürdigſte darin beſteht ohn-
gefähr in folgendem.

S. 44. u. f. klagt der Herr v. W. darüber, daß in den
inen Landſtädten für die Dörfer kein Abſatz ihrer denrées
, und wünſcht mit Recht eine andere Einrichtung derſelben,
zu er S. 45. vorſchlägt, auf den Stadtäckern die Gemein-
ten aufzuheben, und jedem das Gartenrecht darüber zu
leihen, damit durch Anbauung von Häuſern und Vorwer-
n darauf, nach und nach der Ackerbau in die Hände der-
entlichen Landleute gerathe; ſodann aber ſoll man in dieſen
nen Städten eine Art von Fabriken- und Manufakturfleiß
örbern. Freylich hat er Recht hierin, und das letztere wä-
dadurch am erſten möglich zu machen, wenn man alle Fa-
ken und Manufakturen aus den großen Städten heraus
in die Landſtädte brächte, wo die Wohlfeilheit der Lebens-
tel den Fabrikanten, und der mehrere Abſatz derſelben den
ndleuten gleich angenehm ſeyn würde. Ueber dieſen wichti-
Punkt und deſſen erſprießliche Folgen für den Handel,
völkerung und den Flor des Staats überhaupt, ließe ſich
ſ vieles ſagen.

S. 47. u. f. Die Einführung kleiner flacher Fahrzeuge,
nur ſoviel als ein Frachtwagen fortbringen, würde in
n, der Neumark und andern Gegenden mehr, wo
e viel Flüſſe und Bäche ſind, von gar großem Nutzen
, und verdiente wohl die Aufmerkſamkeit der Landes-

S. 61. Bey der Stelle wo der Herr Graf von Borke in seinem Traktat sagt, daß das Mergelgraben der Unterthanen unter herrschaftlicher Aufsicht geschehe, nimmt der Herr v. Wedell Gelegenheit, eine tiefe und schöne Anmerkung von den Pflichten der Obrigkeiten zu machen, eine Policeyaufsicht über den Haufen der Landleute auszuüben, und sagt unter andern: „Dies ist das rühmlichste Geschäffte des angesessenen „Adels bey seinen Unterthanen.“ O wie sehr Recht hat doch der Verfasser! — Wenn die Gutsbesitzer auch nur wenigstens die Mühe über sich nehmen wollten, in den Preußischen Staaten, die herrlichen und vielen Edikte zur Aufnahme der Landwirthschaft von ihren Unterthanen genau befolgen zu lassen, und ihnen hierin mit ihrem vielgeltenden Beyspiel voran zugehen; wie viele glückliche Folgen würde solches für ihre Landgüter und im Ganzen für den Staat haben! — Allein bis jetzt hat leider ein gewisser ausländischer Schriftsteller nicht unrecht, wenn er sagt, daß nirgend bessere Verordnungen und landesherrliche Edikte für die Landwirthschaft existiren als in den Preuß. Staaten, aber auch nirgend schlechter befolgt würden als eben daselbst. Ein ökonomischer Generalfiskal in jeder Provinz, der die Landwirthschaft daselbst und die Edikte zugleich im Kopf hätte, und dem der Edelmann sowohl als der Bauer Rede und Antwort über jede Vernachläßigung einer Königl. Verordnung geben müßten, würde ein außerordentlich nützlicher Mann für das gemeine Beste und die Aufnahme der Landwirthschaft seyn, zumal wenn er die Erlaubniß hätte, unter denen Gutsbesitzern, den guten und den schlechten Wirth dem Könige anzuzeigen, oder ihn breui manu selbst in Strafe zu nehmen.

S. 62. Vom Heumachen des Klees. Der Herr Graf von Borke, der Herr Oberforstmeister von Wedell, der Herr Landrath von Korckwitz, und die Engländischen Oekonomen in der Mark, und alle Leute, die den Klee auf dem Schwad, ohne ihn auszubreiten, trocknen lassen, haben Recht, und Recensent hat es vor 15 Jahren schon eben so gemacht, weil der Grundsatz der Apotheker fest steht, daß alle saftreiche Pflanzen und Kräuter, nicht in der Sonne, sondern an der Luft im Schatten getrocknet werden müssen, wenn sie ihre Kräfte behalten sollen. Beydes wird durch die hohen und locker liegenden Schwade des Klees erlangt, von welchen nur die äußere Fläche von der Sonne beschienen werden kann, und das meiste im Schatten von der Luft trocknet. Andernfalls

bleiben

bleiben auch Blüthen und Blätter auf dem Acker liegen, und man muß sich mit dem dürren Stängel begnügen. Die Kleescheune des Herrn Grafen mit dem Luftzuge ist eine vortreffliche und hier durchaus nothwendige Erfindung, welche dem Recensenten fehlte, weshalb er sein Kleeheu in verschiedenen Scheunen und auf Böden, über Balken auf Stangen gelegt, mühsam aufbewahren mußte, um es nicht schimmeln zu lassen.

S. 73. Daß der Herr Graf das Stürzen des Ackers vor Winters vortheilhaft findet, und weil er die Ursach davon nicht weiß, über diejenigen lacht, die solche angeben wollen, und daß vermuthlich um solches zu vermeiden, der Herr von Wedell mit einer gewissen Schüchternheit eine sehr richtige, obwohl nicht die einzige davon anführet, wenn er das tiefere Eindringen der vielen Salztheile des Schnees — besser, der Winterfeuchtigkeit überhaupt — namhaft macht; solches gefällt uns beydes nicht. Der Physiker und mit ihm der gelehrte Landwirth spüren den Ursachen von allen Wirkungen der Natur nach, und unterscheiden sich eben dadurch von dem großen Haufen der Landleute, die solches nicht thun, und ihre Bemühungen verdienen doch wohl ein besser Schicksal, als verlacht zu werden.

S. 74. — S. 121. giebt der Herr von W. eine kurze historische Erläuterung des Colonieweſens in Schlesien, welches jeder Brandenburgische Patriot mit Vergnügen lesen wird. Ganz neu ist die S. 75. u f. angemerkte Aehnlichkeit der polnischen Oberschlesier mit einigen Völkerschaften des südlichen Rußlands; und die Vermuthung, daß sie ein Zweig von diesen Völkerschaften sind, wird mit starken Gründen fast zur Gewißheit gebracht. Die Fortsetzung dieser Erzählung, wie die neuen Dörfer in Schlesien auf Königl. Befehl angebauet worden, zeigt den großen Antheil, den der Hr. v. Wedell, als ein Mitglied der hierzu ernannten Commission dabey gehabt hat, und macht seinen ökonomischen Kenntnissen, und seinem Eifer in Erfüllung dieses Geschäftes gleiche Ehre.

S. 139. bey Gelegenheit von Youngs Reisen behauptet der Herr von W. daß die Furcht einiger Politiker in England, die Viehzucht möchte zum Schaden des Getaidebaues zu weit getrieben werden, ungegründet gewesen. Allein, wenn wir ihm sagen, daß man sich zu einer Zeit genöthiget gesehen, der Viehzucht und Anlegung künstlicher Wiesen durch eine Parlamentsakte Schranken zu setzen, so muß die Furcht doch wohl so ungegründet nicht gewesen seyn.

S. 151. bis 164. findet der Leser eine Beschreibung der Kleewirthschaft des Herrn Landrath von Aorckwitz, im Briegischen, die uns vorzüglich gefällt und Nachahmung verdient.

Den Beschluß macht ein heißer Wunsch, den alten Schlendrian bey vielen Wirthschaften gänzlich abzuschaffen, und durch Einrichtung eines neuen Feldbaues, dazu hier einige Anweisung gegeben wird, die Aufhebung der Gemeinheiten zu begünstigen, um Dörfer wohlhabend zu machen, die jetzt blos aus Mangel einer vernünftigen Einrichtung ihrer Ackerwirthschaft, in Mangel und Dürftigkeit seufzen. Alles dieses ist mit vieler patriotischer Wärme geschrieben, und endiget sich mit dem schönen Motto aus dem Quinctilian:

Certum est omnia licere pro Patria.

Romanj, eines edlen Wallachen landwirthschaftliche Reise durch verschiedene Landschaften Europens. **Dritter Theil.** Eine getreue Uebersetzung mit Anmerkungen von **Johann Friedrich Mayer.** — 8. Nürnberg, 1777. 1 Alph. 8 Bog.

Jetzt reiset Romanj in diesem dritten Theile durch das Badensche, Darmstädtische, über den Rhein gegen die Schweiz, und in die Schweiz selbst. Ueber edler Wallache! reise doch auf diese nützliche Art ganz Deutschland durch, und wir werden dir mit Vergnügen allenthalben mit unsrer Aufmerksamkeit nachfolgen, weil der ganze Inhalt deines Buchs für uns und alle Wahrheitliebende Leser äußerst interessant ist.

L.

Neueres Forstmagazin. Erste Abtheilung. Sammlung zerstreueter Forstschriften. **Erster Abtheilung erster Band.** 8. Frankfurt, 1776. und 1777. 1 Alph. 19 Bogen mit 3 Kupferplatten.

Der V., welcher sich am Ende der Vorrede **Matthias Joseph Franzmadhes** nennt, hat sich hierbey zwo Abtheilungen gewählt. Die erste wird solche Forstschriften liefern, die in andern Büchern, welche eigentlich nicht vom Forstwesen

wesen handeln, in einzelnen Theilen, Kapiteln, Abhandlungen u. s. w. enthalten sind; und in der zweyten sollen neue Erfahrungen, Anfragen, Beobachtungen, u. s. w. mitgetheilt, und von den neuesten, mittlern und ältern Forstbüchern, brauchbare Auszüge geliefert werden. Also lauten die Anfangsworte der Vorrede. Dabey wird er sich um geschickte Mitarbeiter bewerben. Dies letztere wird um so nöthiger seyn, weil schwerlich ein einziger Mann in denen zum ganzen Umfange des Forstwesens gehörigen Kenntnissen und Erfahrungen gleiche Stärke besitzt. Von dem Endzweck dieser Schrift heißt es: „Man sammlet darinn die in andern Büchern zerstreuete „Forstmaterien nicht darum, die Bücher zu vermehren; sondern die vermehrten unter die Hände jener zu bringen, „denen das Forstwesen in der Oberaufsicht oder in der Unter„aufsicht stückweis oder im Ganzen anvertrauet ist.“ Dabey soll jeder Leser, der auch kein Forstliebhaber ist, etwas für seinen Geschmack hier finden. Dieser Endzweck ist recht gut; laßt uns sehen, in wie fern der V. ihn bis hieher erreicht hat.

Der erste Band besteht aus fünf Stücken der ersten Abtheilung, und liefert also nach dem Plan des V. solche Schriften, die in andern Büchern, die eigentlich nicht vom Forstwesen handeln, einzeln anzutreffen sind. Wir werden einige derselben hier anführen. 1) Wie man am vortheilhaftesten Wälder anlegen und pflanzen könne; aus den Abhandlungen der freyen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg. S. 1. — S. 58. Dieser Aufsatz enthält unstreitig viel Gutes; ist aber nicht von Irrthümern frey, die der V. in den Anmerkungen, welche er hie und da beyfüget, hätte verbessern sollen. Z. E. Irrig ist es, die Saateicheln den Winter hindurch im Keller in Wassersand eingescharret zu erhalten. Warum nicht in einer Note etwan gesagt: besser ist es allemal, die Eicheln gleichim Herbste zu säen, oder wenn man gezwungen wird, sie bis ins Frühjahr aufzubehalten, solche vor dem Dumpfigwerden oder Auskeimen auf einem trocknen Boden sorgfältig zu bewahren, welches aber nicht geschehen kann, wenn sie nach der russischen Vorschrift in einem Keller in Wassersand eingescharret werden. Eine solche Anmerkung würde den Unerfahrnen vor Schaden sicher stellen. 2) Die Bäume und Stauden betrachtet in der allgemeinen Stufenfolge der Dinge S. 58. — S. 69. ist ganz physikalisch und aus Bonnets Betrachtungen über die Natur hier eingerückt. Der ungelehrte Forstmann kann hierdurch zu gesunden Begriffen von der innern Struktur und der Bil-

dung der Theile der Pflanzen und Bäume, der Art ihrer Einrichtung, und was jedes zum Wachsthum und Nahrung derselben beyträgt, mit geringer Mühe gelangen, weil alles darin sehr deutlich vorgetragen ist. 3) Nachricht von dem Torf und daß der Rauch des Torffeuers der Gesundheit nicht schädlich sey. S. 70. — S. 84. aus den Abhandlungen der Churfürstl. Baierischen Akademie der Wissenschaften. Der V. behauptet gleich Anfangs den gemeinen Irrthum, daß der Torf ein besonders Gewächs sey, das eine Kraft zu wachsen und wieder nachzuwachsen mit sich führet, welchen der Herausgeber S. 76. mit Recht widerlegt, und in der Folge noch ferner zu widerlegen versoricht. 4) Von dem Jagd- und Forstregal S. 85. u. f. aus Daries Kameralwissenschaft ausgezogen, welche in jedermanns Händen ist. Dies mag genug seyn, um dem Leser eine Probe von dem Inhalt dieses brauchbaren Buchs zu geben.

L.

Johann Friedrich Mayers — Siebente Fortsetzung der Beyträge — zur Aufnahme der Land- und Hauswirthschaft — 8. Frankfurt am Mayn. 1777. 1 Alph. 4 Bogen.

Die erste Abhandlung in dieser siebenten Fortsetzung führet den Titel: „Wie sehr der seit langer Zeit unter den Bauern eingewurzelte Gebrauch, ihre junge und unmündige Söhne mit erwachsenen und bejahrten Mädchen zu verheyrathen, um dadurch eine gute Arbeiterin ins Haus zu bekommen, der Bevölkerung nachtheilig sey? S. 1. — S. 30. Der Hr. V. beweiset dies sehr gründlich aus der Natur der Sache, und behauptet mit Recht, daß nach der gewöhnlichen Proportion der Fortpflanzung, der Verlust an Menschen in einem etwas großen Lande leicht in die Millionen gehe.

II. Instruktion für einen Verwalter ansehnlicher Landgüter in Abwesenheit des Guthsherrn. Vorher wird in einem weitläuftigem Eingange S. 31—102. nicht nur die ganze Landwirthschaft nach ihren vornehmsten Theilen erörtert, als welche das Fundament dieser Instruction abgiebt, sondern manches Lehrreiche für den Herrn und den Verwalter angeführt, das durchaus das Gepräge der Wahrheit führet. Sodann

kommt

kommt S. 103 — 168. die Instruction selbst in 109 Puncten vor. Wohl dem Herrn, der einen Verwalter hat, der sich hier nichts zu Schulden kommen läßt.

III. Ein Schreiben auf die Anfrage eines Freundes über den Wurmfraß auf den Saatfeldern und die Raupen S. 169—198. Der Wurm, dem der Hr. V. hier den Krieg ankündiget, ist nicht der sogenannte Schröter, oder Warre, der auch viel Schaden anrichtet, sondern der Regenwurm, wider dessen Verwüstungen, die ein warmer Herbst, frischer Mist, und ein mildes Erdreich begünstiget, er fünf Mittel vorschlägt, darunter der Mergel eines von den zuverläßigsten ist. Nun kömmt die Reihe S. 187. an das zahlreiche Raupengeschlecht. Wider die große Kohlraupe soll nach S. 188. der Dampf des in den Kohlfeldern hie und da angezündeten Torfs ein gutes Mittel seyn. Der Recensent zeigt hier ein anderes an, das durch vielfältige Erfahrung bewährt gefunden worden, nämlich bey einer trockenen Witterung den Kohl mit Wasser, darinn Seife aufgelöset ist, mittelst einer Gießkanne besprengt, vertreibt sie augenblicklich. Die kleine grüne glatte Baumraupe soll nach S. 190. der West- und Südwestwind in ihren Eyern herbeyführen, wovon der Herr V. ganz besondere Bemerkungen mittheilet.

IV. Nachricht, wie der Flachsbau auf dem Estorffschen Guthe Weertzen bey Uelzen im Herzogthume Lüneburg behandelt, der Flachs präpariret und in der Folge genutzt wird, S. 199—220. ist von der Art, wie die guten Landwirthe in der Mark und in Schlesien mit dem Flachsbaue umgehen, wenig unterschieden. Die beygefügten Anmerkungen des Hrn. V. sind durchaus practisch.

V. Briefwechsel über den Waidgängen und der Stallfütterung S. 221—266. Da die Stallfütterung noch immer vielen Widerspruch findet, so wird es jedem Landwirthe angenehm seyn, die Vorzüglichkeit derselben allhier gegen die Einwürfe dargethan zu finden.

VI. Wie ist den Landleuten, wenn sie in schlechte Vermögensumstände gesetzt werden, wieder aufzuhelfen? S. 267—320. Nachdem die mancherley Quellen, wie der Bauer durch und ohne seine Schuld in schlechte Umstände geräth, weitläuftig und überzeugend vorgetragen worden: so werden die Mittel angezeigt, ihm wieder aufzuhelfen, welche freylich nicht ohne Schwierigkeiten, jedoch vielleicht in dortigen Gegenden die sichersten sind.

VII. Streit über die Wirkungen des Gypſes S. 321—376. „Meine Gypshiſtorie, ſagt der Herr V. S. 323. erweitert ſich von Jahren zu Jahren, und wenn ich meyne ihr „Ende zu ſehen, meine Feder niederlegen zu können, ſo ſteht „immer wieder ein neuer Gegner wider mich auf, der mich „aus meiner Ruhe nochmals aufzuſtöhren gedenkt.“ Ohne Theil an dieſem Streite zu nehmen, weil der Recenſent keine eigene Erfahrungen von der Düngung mit Gyps hat, und alſo keinen Schiedsrichter abgeben kann noch mag, ſollen hier nur bloß die Gegner des Herrn Mayers angeführet werden, welche ihn beunruhiget haben, und dieſe ſind 1) die Leipziger Societät S. 323—354. 2) Ein Schwäbiſcher Gegner, S. 355—376.

VIII. Vorſchlag, wie das Getraide, welches öfters in der Erndte aus mancherley Zufällen häufig ausfället, gleich dem ſehr nützlich geſäetem Johanniskorne genutzt werden könne. S. 377—408. Zuerſt werden die mancherley Urſachen angeführet, warum das Getraide vor und bey der Erndte oft ausfällt, und verſchiedene Mittel dagegen angerathen, davon die meiſten jedoch ihrer Natur nach noch immer unzulänglich ſind. Sodann wird S. 387 u. f. geſagt, man ſollte das ſo häufig ausgefallene Korn ſogleich unterpflügen. Ein Bauer that dieſes auf den Vorſchlag des Hrn. V. ſchnitt im Herbſt die ſtark hervorkeimende Saat zum Viehfutter und hatte im folgenden Jahre eine zeitige und ergiebige Erndte. Der Boden war Mittelfeld, den er mit oben auf gefahrnem Miſt und die Hälfte mit Gyps düngete. Ein anderer hier erzählter Verſuch war zwar nicht ſo glücklich, demohnerachtet verdienet dieſer neue Vorſchlag alle Aufmerkſamkeit der Landwirthe. Genug von dieſem nützlichem Buche! —

B.

13. Vermiſchte Nachrichten.

Wörterbuch der Mode für das ſchöne Geſchlecht und ſeine Freunde. Hamburg, bey Ritter. 1777. 5 Bogen, 8.

Luſtige

Lustige Plaudereyen von Marot, zwey Theile. 1776. 10 Bog. 8.

Raritäten, ein hinterlassenes Werk des Küsters von Rummelsburg. Erster bis dritter Theil. 1777. 8.

Ein würdiges Kleeblatt von Spaßmachern, die sich kitzeln, daß andere Leute, wo nicht über ihre Einfälle, doch über ihre Grimassen lachen sollen. Der erste dieser Herren mit dem bunten Jäckchen ist noch der bescheidenste. Er wird aber schon abgeschmackter werden, wenn er noch fleißiger mit seinen Cameraden umgeht. Nonsense weiß er schon ziemlich zu plappern. Der zweyte möchte gern den Rabener spielen, sagt es auch selbst, weil sonst wohl niemand den Nachahmer Rabeners an ihm entdecken möchte; allein selbst diese Nachäffung wird ihm zu mühselig, weswegen er in dem zweyten Akte seines Narrenspiels alle seine Einfälle in alphabetischer Ordnung herausschüttet. Diese sind größtentheils von der schmutzigen Gattung, wie sie der Pöbel von den Bühnen der Seiltänzer und Marktschreyer am liebsten hört. Der Raritätenkrämer ist der Meister aller Meister in der Kunst Zoten zu reißen, und abgeschmacktes Zeug zu sagen. Das ist vom Anfange bis zum Ende ein Schwall von ungezogenen Einfällen und liederlichen Histörchen, daß einem übel und weh davon wird. Es ist wirklich schändlich, daß eine solche Sammlung von Zoten und unschmackhaften Narrentheidungen schon drey Bände füllt. Ein abermaliger Beweis, was für verächtliche Arten von Lesern es noch in Deutschland giebt.

Pz.

Johann Hübners reales Staats- Zeitungs- und Conversations-Lexicon, darinnen sowohl die Religionen, die Reiche und Staaten, Meere, Seen, Inseln, Flüsse, Städte, Festungen, Schlösser, Häven ꝛc. als auch andere in Zeitungen und täglichem Umgange vorkommende, ingleichen juristische und Kunstwörter beschrieben werden, nebst 8 Kupfertafeln

pfertafeln. Neue, verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit Churf. Sächß. allergnädigſter Freyheit. Leipzig, in Gleditſchens Buchhandlung, 1777. gr. 8. 2733 S.

Ein Buch, das wirklich eine Hauptverbeſſerung verdient hat. Wir wollen hier die Verdienſte desjenigen oder derjenigen, die dieſe neue Auflage beſorgt haben, kürzlich anzeigen. Süd- und Nordamerika und die aſiatiſchen Länder, beſonders was die Beſitzungen der europäiſchen Mächte, der Kronen England und Frankreich betrifft, die neueſten amerikaniſchen Veränderungen jedoch ausgeſchloſſen, (da mag der neugierige Leſer ſich an der amerikaniſchen Bibliothek erholen) haben gewonnen. Phyſiſche und kaufmänniſche Artikel ſind weggeblieben, um dem Publicum nicht die Luſt zu benehmen, ſich die beſondern Natur- und Kaufmannslexica anzuſchaffen. Dafür ſind andere Artikel eingeſchoben, und die alten erweitert und verbeſſert worden. Die Verbeſſerungen ſind auch meiſtens ganz gut gerathen, und zwar aus der reichen Quelle der Büſchingiſchen Erdbeſchreibung; doch ſind zuweilen auch manche genealogiſche Nachrichten weggeblieben, die ein großer Theil Leſer ungerne vermiſſen wird, und es bleibt noch immer, ein bey weitem nicht vollkommenes Werk.

Hk.

Unterhaltendes Allerley zu Vertreibung müßiger Stunden bey langen Winterabenden. Brünn, gedruckt bey den Swobodiſchen Erben, 1778.

Eine Art von Wochenblatt, oder Sammlung theils ſchon gedruckter Gedichte, theils hauptſächlich eigener proſaiſchen Aufſätze des Verfaſſers. Was die letztern betrifft, ſo ſcheinen ſie nun eben nicht geſchickt zu ſeyn, müßige Stunden bey langen Winterabenden zu vertreiben. Dieſſeits der Elbe würden wir nun freylich glauben durch Leſung ſolcher Aufſätze müſſe ein langer Abend noch länger werden. Indeſſen da die Cultur verſchiedener Provinzen ſehr verſchieden iſt, ſo kann im Ernſte der Verf. um ſeine Landsleute ein Verdienſt haben. Es läßt ſich begreifen, es ſey möglich, daß man im J.

1778.

1778. in Braun mit Vergnügen lese, was man im Jahre 1748 in Leipzig mit Vergnügen würde gelesen haben.

Works of Ossian. Vol. I. 17 B. 8. Vol. II. 18. B. Vol. III. Francf. printed for Fleischer. 1777. 17 B. Vol. IV. ebend. 13 B.

Das Titelblatt hat Heldenschwerd und Eichenlaub. Im ersten Bande ist: Macpherson's Dissertation concerning the antiquity etc. of the poems of Ossian. Denn das Heldengedicht Fingal von sechs Büchern. — Im zweyten: Comala, der Krieg des Caros, der Krieg von Inisthona, die Schlacht zu Lora, Conlath und Cuthona, Carthon, Cuchullins Tod, Darthula, Carricthura, die Gesänge Selma, Calthon und Colmal. — Im dritten: das Heldengedicht Temora von acht Büchern. — Im vierten: Lathmon, Oithona, Croma, Berrathon, Cathlin von Clutha, Sulmalla von Lumon, Cathloda in drey Duans, Dinamorul, Colnadona; das sechste Buch von Temora, als Probe des Originals. — Wo Noten sind unter dem Texte abgedruckt. Wir hoffen, daß noch ein Band nachfolgen wird, der Macpherson's zwote Abhandlung, (die eigentlich vor dem Heldengedicht Temora hingehört, und auch in den hier abgedruckten Noten zuweilen citirt wird, cf. B. III. S. 54.) und Blair's kritische Abhandlung enthalte, damit man in diesem Abdrucke alles liefere, was die Originalausgabe enthält. Auch wäre dann wohl ein genaues Verzeichniß der Druckfehler dieser sonst saubern Ausgabe nöthig, da hin und wieder ganze Zeilen ausgelassen sind.

A collection of new plays by several Hands. Vol. II. Altenburgh, printed for Richter, 1776. 8. 1 Alph.

Vom 1sten Bande sehe man A. D. B. XXVI. B. S. 281. Dieser zweyte enthält: The maid of the oaks, a dramatic entertainment, mit Gesang von Lem; in fünf Akten; 2) The man of business, Lustspiel in fünf Akten, von Ge. Colman

Colman. 3) The lame lover, Luſtſpiel in zween Akten, von Sam. Foote. 4) The engliſh Merchant, Luſtſpiel in fünf Akten, von Ge. Colman.

Letters from *Torik* to Eliza.

Letters from *Eliza* to Yorick.

Sterne's Letters to his friends on various occaſions, to which is added his hiſtory of a Watchcoat with explanatory notes.

Dieſe drey Sammlungen von Briefen ſind mit einem allgemeinen Schmutztitel und mit dem Zuſatze auf dem beſondern Titel der erſten und letzten Sammlungen: A new Edition, in fortlaufender Seitenzahl bey Kichner in Nürnberg, 1776 in 8 erſchienen, zuſammen 206 Seiten.

La.

Jacob Jonas Björnſtähl (Björnſtahl's) — Briefe auf ſeinen ausländiſchen Reiſen, an den königl. Bibliothekar C. C. Gjörwell in Stockholm. Aus dem Schwediſchen überſetzt von Juſt Ernſt Groskurd. Erſter Band. Stralſund, bey Struck, 1777. 422 S. 8.

Fünf und zwanzig in den Jahren 1769. 70 und 71 geſchriebene Briefe, die dem Literator, dem Natur- und Geſchichtkundigen- und dem Statiſtiker angenehm und nützlich ſeyn werden, wenn gleich manche ſchon bekannte Sachen, verſchiedene Wiederholungen, unrecht angebrachter Witz und hie und da Kleinigkeiten vorkommen, von welchen letztern jedoch einige in gewiſſem Betracht nicht ganz unerheblich ſind. Der gegenwärtige Band enthält die Reiſen durch Frankreich und Unteritalien, der zweyte wird die Reiſen durch Mittel- und Oberitalien liefern. Der Ueberſetzer hat einige erläuternde Anmerkungen hinzugefügt. Zum 13ten Briefe hätte wohl noch eine hinzukommen ſollen. Herr B. ſagt in demſelben S. 189. Herr von Bougainville hat das neue Land bey Amerika mit

den

den großen Menschen entdeckt; er hat einen von den Einwohnern mit sich nach Paris gebracht, der doch jetzt gestorben seyn wird. Das Land hat er la Cythere genannt, wegen der Freygebigkeit der Einwohner, womit sie selbst ihre Weiber und Töchter hergaben.“ Vermuthlich ist hier Taheite gemeynet. Von da, nicht etwa von dem im Mari pacifico angetroffenen großen Volke brachte Bougainville den Aoturu mit sich, welcher nach einem eilfmonathlichen Aufenthalte in Paris auf der Rückreise nach seinem Vaterlande gestorben seyn soll. Am Schlusse dieses Bandes findet man den wesentlichen Inhalt eines nicht unmerkwürdigen Briefes, welchen der frühzeitige französische Gelehrte Hr. Anisse de Villoison, den man schon aus Hrn. Schlözers Briefwechsel kennt, im J. 1775. an Hrn. Björnstahl geschrieben hat.

Lb.

Ertappter Briefwechsel von der Zauberey, Schröpfers Künsten, Nativitätstellen, Sympathie, Gespenstern u. dergl. gesammelt von einem Juristen, Mediciner, Philosophen und Theologen, und herausgegeben von Erzstein. Leipzig, bey Hilscher. 1777. 19 Bogen in 8.

Und warum ertappt? Hatte denn der Briefwechsel Ursache, incognito herum zu schleichen? Oder ließ er sich mit Fleiß ertappen, um desto mehr Aufsehen zu machen? Die Sache ist die. Briefe sind es allerdings, aber, wie wir vermuthen, weder an jemand geschriebene, noch von jemand ertappte; sondern ihr Verfasser, Herr Pastor Reichster zu Rodesels, der in seiner werthen Person die vier Facultäten, (die fünfte, die ökonomische, war noch nicht errichtet) den ertappenden Herausgeber Erzstein, nebst noch einigen zufälligen Correspondenten und Interloquenten, vereiniget, hat es schicklicher gefunden, die Gründe für und gegen seine Teufeleyen unter verschiedene Personen auszutheilen, als sein eigener Opponent zu seyn, mit sich selbst zu zanken, und am Ende sich selbst Recht zu geben. Natürlicher Weise tragen seine erwählten Opponenten ihre Zweifel mit aller schuldigen Bescheidenheit und Lehrbegierde vor, streichen gar bald die Segel vor den höhern Ein-

ſichten des Herrn Paſtors, und geben damit den Leſern ein gutes Beyſpiel. Ihre Art zu denken entlehnet übrigens nichts Hauptſächliches von der Facultät, darzu ſie ſich bekennen. Die Fiction mit den Briefen geht zwar ein bischen weit, da ſogar die franzöſiſchen Briefaufſchriften auch in der Grundſprache erſcheinen, und nur der Einfältigen wegen überſetzt ſind. Z. B. A Monſieur, Monſieur N. N. Recht, Conſulent en Droits et Directeur de la juſtice de Wahrſtadt, (des Wahrſtädter Hochgerichts?) à Rasbourg. Deutſch: dem Hochedlen, Veſt- und Rechtshochwohlgelahrten Herrn, Herrn N. N. Recht, berühmten Rechtsgelehrten und wohlbeſtallten Gerichtsverwalter zu Wahrſtadt in Rasburg. Allein, dieſen brieflichen Anſtand ſo genau zu beobachten, konnten noch andere Urſachen vorwalten. So glaubt, zum Beyſpiel, der Herr Briefſteller in der Perſon des Herausgebers, daß mancher im Briefſchreiben Unerfahrner ſich Rathe daraus erholen könne, wie er an dieſe oder jene Perſon ſchreiben ſolle. Als: ich (Paſtor) habe die unverdiente Ehre, mich Ihnen (Gerichtshalter) gehorſamſt zu empfehlen, und bin allezeit mit der größten Submiſſion u. ſ. f. Oder: der Gott der Geiſter erfülle die durch einen Strich bemerkte Prophezeyung mit einem G. (Erb-Lehn- und Gerichtsherrn auf C. F. S. A. und — — da habt ihr den Strich!) Und ſiehe da! die väterliche Liebe des herausgebenden Hrn. Erzſteins hat ſich in der Zueignungsſchrift ſo wenig bergen können, als die Mutterliebe, da das Kind getheilt werden ſollte. Er macht ſich einen Vorwurf darüber, daß er eine Arbeit dedicire, die eines Fremden zu ſeyn ſcheine; und weiter hin: wenn gleich dieſe Arbeit nicht meine eigene ſeyn ſoll, ſo können Ew. doch ſolche Arbeit, die ich in dieſer Form liefere, (ſcil. in Form ertappter Briefe,) als meine Arbeit — anſehen.

Und nun zur Sache ſelbſt. Eigentlich gehört ſie wahrhaftig nicht in unſer Forum; wir wiſſen noch nicht recht, wie wir unſere Blöße bergen werden, wenn von Obb und Jiddeoni, vom Schembamphoras und Theraphims, von Engaſtrimythis und Mechaſchephim, von Lahadim und Chardümmim die Rede ſeyn wird. Doch es ſey darum! brauchen wir doch nicht tiefer zu gehen, als wir Grund ſehen. Auch wird es unſerer zärtlichen, und unter alle vier Facultäten gleich ausgetheilten, Liebe ſchwer zu entſcheiden: ob die unleugbaren Curen mit ſympathetiſchen Pulvern, mit den Waffenſalben, mit dem Verbohren der Zahnſchmerzen und Beſche

che — von Wirkungen in distans, oder vom Teufel herrühren? Ob aus dem Spiegel der arme Dieb, oder der Mörder vom Anfang, herausgucket? Ob wir die Gaßners, die Schröpfer, die Philadelphia's, der Policey, dem Tollhause oder dem höllischen Feuer übergeben sollen? Ob D. Lachim Pillfer verschreiben, M. Magnus erklären, der Richter John inquiriren, oder der Pastor Reichster exorcisiren soll? Sedeo, möchten wir mit dem macedonischen Philipp erseufzen, pater iudex inter duos filios — (imo vero inter quatuor facultates) aut confecti aut admissi criminis labem apud meos inuenturus. Wir wollen also lieber gar nicht entscheiden, sondern nur eine Art Relation an das Publicum machen — und eben fällt es uns bey, daß es nicht einmal nöthig ist. Haben doch die Repräsentanten der drey weltlichen Facultäten den Unfug ihrer Zweifel bereits eingestanden, und sich der bessern Einsichten der theologischen submittiret. Der Leser gehe also hin, und thue desgleichen!

Und was sagt denn unser Herr Pastor? Erstlich spricht er hier und dar ein paar Worte, aber gar nicht in seinem höflichen Briefstyl, mit D. Balthasar Bekker, dem Herausgeber des Crusischen Bedenkens über die Schröpferischen Geisterbeschwörungen, und mit J. P. Eberhard, dem Betrachter der Magie. Nachher hebt er vorläufig vier Einwendungen gegen die Wirkungen böser Geister: daß ihre Macht zu sehr eingeschränkt sey; daß es die Vorsehung nicht zukasse; daß die bösen Geister zu vornehm seyn, sich von Menschen zwingen und mißbrauchen zu lassen; daß sie nicht mächtig genug seyen, alles zu thun, was man ihnen zumuthet. Er setzt voraus, daß man hierbey nicht die Vernunft, sondern die Schrift zum Erkenntnißgrunde annehmen möchte, und antwortet nun auf den ersten Einwurf so: der Teufel wütet im neuen Testamente nicht weniger, als im Alten: Christus hat den Tod so gut überwunden, wie den Teufel; aber sterben wir deswegen weniger? Auf den zweyten: Gott wachet, es ist wahr; auch Sie wachen, mein Theuerster, wacker, als Gerichtshalter, aber folget daraus, daß nichts Böses unter ihren Unterthanen geschehe? Vielmehr ist die Vorsehung ein Beweis, daß die Wirkungen der bösen Geister da sind. (Denn vermuthlich könnten wir sonst ohne Vorsehung fertig werden?) Auf den dritten Einwurf ist die Antwort: zu manchen Dingen läßt man sich gern zwingen. Auf den vierten: uns ein Blendwerk vorzumachen, muß Geistern eine Kleinigkeit seyn, kann es doch un-

ſere kranke Phantaſe. D. John kömmt zwar mit etlichen Sprüchen und mit dem Verſtummen der Orakel angezogen; aber der Herr Paſtor legt ſie ihm aus, und ſetzt ſeinen fünf Sprüchen vierzehn andere entgegen; und das Schweigen der Orakel rührt wohl mehr von Ausbreitung der chriſtlichen Religion (alſo vom Mangel an Fragenden) her, als vom Unvermögen deſſen, der antworten ſollte; er kann auch ſeine Urſachen gehabt haben, warum er nicht mehr reden möchte. Der ICtus acquieſcirt: wir verlangen, ſagt er, daß die Geiſtlichen in Rechtsſachen ſich auf uns verlaſſen ſollen, warum ſollen ſie nicht ein gleiches in geiſtlichen Sachen von uns prätendiren können?

Nun folgt eine wichtigere Sache, ein dreyfacher Beweis der Zauberey. Erſter Beweis: weil Gott Geſetze dagegen gegeben, die Steinigung und das hölliſche Feuer darauf geſetzt — Können Sie wohl glauben, daß mathematiſche Künſtler eine ſolche Belohnung von Gott erlangten? es muß was mehreres geweſen ſeyn, als Taſchenſpielerey. (Wir bedanken uns im Namen der Mathematiker und übrigen Taſchenſpieler.) Ein Interlocut von M. Sophos, daß Geiſter in Seelen und Körper wirken können: hat der Teufel unſere erſten Eltern verführen können, und das muß Eberhard einräumen, er müßte denn ſchlimmer und ſchlechter als ein Heide denken, und gar keine Religion als wahr zugeben wollen —; ſo iſt ſeine Wirkung gewiß und wirklich. Auch läßt ſichs metaphyſiſch beweiſen: eine endliche Subſtanz iſt undurchdringlich; will ſie alſo ihren Ort ändern, ſo muß ſie das, was vorhin da war, es ſey Körper oder Geiſt, von ſeiner Stelle wegſtoßen. Nimmt man alſo einen Geiſt als eine wahre endliche Subſtanz an, ſo findet obiges auch von ihm ſtatt. Und da die Geiſter ſo ein 6000 Jährchen die Phyſik ſtudirt haben: ſo muß es ihnen leicht ſeyn, die menſchlichen Sinnen durch eine Bewegung ſo zu rühren, wie ein gewiſſer Körper berühret; und ſo entſteht in uns die demſelben gemäße Idee.

Zweyter Beweis des Daſeyns der Zauberey, durch Exempel von Zauberern. Erſtlich haben wir die Egyptiſchen, deren Kunſt gewiß keine Mathematik oder Taſchenſpielerey war; denn der Text braucht bey Moſis Wundern eben die Worte, wie bey den ihrigen. Will man ihn in dem einen lügen ſtrafen; warum nicht auch im andern? Ferner die Hexe zu Endor; Bileam. Im neuen Teſtamente finden wir einen Simon Magus: Eberhard glaubt, er ſey ein Betrüger geweſen;

wesen; aber ist denn Zauberer und Betrüger einander entgegen gesetzt? (wie scharfsinnig!) wie lächerlich! Ferner den Elymas; die Magd zu Philippi; die sieben Söhne Sceva. Herr D. John findet diesen Beweis so überzeugend als den ersten, mag also nichts einwenden, weil er wohl fühlet, daß es nicht Stich halten würde.

Wieder ein Einschiebsel, ein Brief von Hrn. Pillfer, enthaltend, erstlich, die unläugbare Geschichte eines ektirten und erschienenen Sprachmeisters, und denn eine Erzählung aus einer Wochenstube. Es erschienen darinn, sechs Tage hinter einander, an der Wand Schatten, wie von kleinen Kindern, die hin und her sprangen: Mann, Frau, Sohn, Magd und eine Nachbarinn sahen sie. Pillfer, um die Erscheinung zu verjagen, gab allen diesen Personen — Laxanzen — sie wirkten aber bloß auf gewöhnliche Art. Nun, sagte er, das ist doch seltsam, wartet nur ein wenig, ich will euch etwas anders geben — und befahl, daß sie insgesammt — aus der Ader lassen sollten. Es half wieder nichts. Endlich ertappte die Frau Doctorinn das rechte Recept; sie rufte den Herrn D. in die Bibliothek (da mochte wohl eine förmliche consultatio medica erfolgen,) und sagte: Mein Kind, versuche es doch, gieb ihnen den Rath, daß sie das, was sie sehen, peitschen und prügeln sollen. Das geschah; Mann, Töffel und die Magd Regine schlugen tapfer darauf loß, und — fort waren die Männerchen. Voll Verwunderung stand D. Pillfer da: habt ihr nicht etwa gehöret, daß jemand im Dorfe krank sey? — ja, Herr Doctor, die — Kindmutter. — Kurz, die war es, die man zwar nur in effigie, oder eigentlich in der Silhouette gepeitscht, aber persönlich mit Striemen und Beulen zugedeckt hatte. Noch eins: eine Muhme, die ein Hemd stiehlt und unter ihren Rock versteckt; im Spiegel gezeiget. — Item, eine gestohlne Gans, ibidem. Nun laßt Eberharden und Bekkern kommen und andere Menschen für Dummköpfe halten!

Zweytes Einschiebsel: ein Brief vom Hrn. Rittergutsbesitzer Richtig, an seinen Hrn. Gerichtshalter, worinn er von siebenzehn beherten Pferden Nachricht giebt, die er in drey Vierteljahren verlohren hatte. Der Beherer wurde durch einen Pferdearzt gezwungen, daß er kam und sich wie eine Spitzmaus verrieth. Nun entstand die Frage, ob es nicht Sache sey, processualisch gegen ihn zu verfahren? er war betrügerisch, voll Aberglauben, und (quod instar omnium) reich.

Er entgieng der Inquisition durch einen wohl abgepaßten natürlichen Tod.

Dritter Beweis: aus so vielen Schriftstellen, die das Daseyn der Zauberey voraussetzen. Sieben aus dem Alten, vier aus dem Neuen Testamente. **Hinaus die Hunde und die Zauberer!** Wie kann jemand hinausgejagt werden, der nicht da ist? Nun schließt unser Herr Pastor so: daß die **Worte** der Schrift von Gott eingegeben sind, ist so oft und klar bewiesen worden, daß — ferner ist eben so oft und klärlich bewiesen worden, daß **Gott und seine Schreiber niemals**, (wir dächten doch die Schreiber **manchmal**,) more vulgi **geredet haben**. Denn der Gott, der allwissend und wahrhaftig ist, kann uns durchaus nichts falsches, **weder in der Historie noch in der Physik** sagen. (Nehmen der Herr Pastor immer noch die Mathematik, besonders die Astronomie mit darzu, wir wollens verantworten.) Da nun in der Schrift so sehr viel von Zauberey und Zauberern geredet wird, so muß es absolut Zauberey und Zauberer geben.

Anmerkungen. Alle Zauberey ist aus dem Heidenthume entsprungen. Nun ist aus der Schrift klar, daß aller Götzendienst der Heiden ein Teufelsdienst war, der den wahren Gottesdienst nachäffte. Man müßte wenig Belesenheit haben, wenn man die vielen, unter den Heiden gestellte, Weissagungen läugnen wollte. Von ihnen kam die Zauberey auf die Juden; von diesen auf die Christen. Da zog sie ein christlich Kleid an, und das ließen sich die bösen Geister ganz wohl gefallen, weil ihnen mit verführten Christen mehr gedient ist. (Die Heiden entgehen ihnen nämlich ohnehin nicht.) Aus diesen bisher geführten Beweisen, vom wirklichen Daseyn der Zauberey — **ergiebt sich nun freylich der Begriff der Zauberey**: (Nicht doch Herr Pastor, wegen des **Begriffs** mußten wir **vorher** einig seyn, **ehe** wir einander eins vordemonstrirten. Doch, lassen Sie hören!) Es ist die Zauberey eine Art des **Aberglaubens**, da gewisse Dinge mit Beobachtung gewisser Formeln, Sprüche und Gebräuche, die weder dazu geschickt noch zureichend, aber doch daran, als Bedingungen verknüpft sind, durch die Macht der bösen Geister, entweder wirklich prästirt, oder doch **versucht** werden. Allerliebster Hr. Pastor, nun sind wir völlig einig. Dieses wohlangebrachte aut, aut, hebt allen Streit. Hätten Sie Sichs doch einige Bogen früher merken lassen! freylich giebt es **noch Zauberer**. Und wenn wir durch eine interpretationem exten-

sinnen, auch die mit dazu zählen wollen, die es nur nicht so recht ausdrücklich wissen, wer der saubere Herr ist, dessen geneigten Beystand sie sich, durch ihre, freylich etwas seltsame, Suppliken erbitten; so dürften manche von unsern guten Freunden und lieben Correspondenten — και συ τεκνον — και συ —!

Gespräch, von Schröpfers Zauberey, zwischen unsern vier Facultisten. Eine Zeitlang sind die Weltlichen ziemlich beckerisch; aber endlich kommen sie, wie in Procession, strecken die Waffen, und erklären Schröpfers Künste für magische Zauberkünste.

Gräßliche Geschichte eines Hofmeisters, der seines Eleven Herrn Vater zweymal (oder auch seine beyde Herren Väter, jeden einmal — der Text ist hier etwas dunkel,) citirte, und keinen rechten Dank damit verdiente; bezeuget von einem gewissen Domherrn, der dabey zugegen gewesen.

Betrachtungen über das Nativitätstellen, Planetenlesen, die Physiognomie, Chiromantie, das Caffeeschälchen, Kartenlegen, Punktiren, Crystallsehen u. s. f. Diese wahrsagende Künste werden zwar nur kurz, aber aus einer, dem Herrn Pastor Ehre machenden Fülle, von Wissenschaft und Bekanntschaft mit ihnen, beschrieben. Es wird sehr vernünftig gezeigt, wie willkührlich und grundlos ihre Voraussetzungen sind. Da sie aber doch so oft haarklein eintreffen; so kann dieses freylich nirgends herrühren, als vom leidigen Satan, der nach und nach den unschuldigen Planetenleser und Physiognomiker in seine Stricke zieht.

Gespräch der Facultisten, über die sympathetischen Künste. Es nimmt ohngefähr eben die Wendung, wie das vorige. Der Hr. Pastor weiß, daß man Ziegelsteine und Bankbeine verbunden, und auf solche Weise curirt hat, und die Cur ist gelungen. Niemand, sagt er, glaubt schwerer als ich, (etliche wollten wir doch nennen, die noch schwerer glauben;) aber, wenn ich sichere Personen weiß, die es erfahren haben, oder so ich es selbst erfahren habe, so bin ich auch nicht abzubringen. Kurz, auch die Waffensalbe ist Zauberey.

Betrachtung über die Erscheinung der Gespenster; in einem Brief an einen Reichsgrafen. Es ist ein Gespenst eine Wirkung eines bösen Geistes, dadurch Menschen mit ihren Sinnen etwas körperliches empfinden oder zu empfinden meynen. Man hat hierzu Gründe der Möglichkeit und Gründe der Wirklichkeit. Die Möglichkeit schenken uns die Leser: dafür beweisen wir ihnen die

Wirklichkeit, aus der heiligen und aus der profanen Geſchichte. In der h. Geſchichte finden ſich folgende Geſpenſter: die Geſtalt, ſo der Zauberin zu Endor erſchienen: der Geiſt, der vor Hiob übergieng: der Verſucher des Heylandes: Pauli Pfahl im Fleiſch. In der Profangeſchichte finden wir eine Anna Catharina Lerchin; erſtlich als Dienſtmagd, endlich als Geſpenſt. Sie ward ſchwanger, gebahr unehelliche Zwillinge, ſtarb auf ihrem Strohlager, wurde mit ihren beyden, nur gebohrnen und gleich nach ihr verſtorbenen Töchterchen, ohne gewöhnliche Ceremonien, unter Abſingung der Lieder: Erbarm dich mein u. ſ. ſ. Mitten wir im Leben ſind u. ſ. ſ. beyſeite in einem Winkel auf den Kirchhof begraben, (entſetzlich!) kam wieder, beſuchte ihren Hrn. Paſtor, (vermuthlich für die ſaubere Bedienung die iura ſtolae zu entrichten,) wurde aber von ihm, in Beyſeyn eines Thomaſianers, mit deſſen Atheiſterey es nun aus war, nicht mit prieſterlichem Ernſte unter Faſten und Gebet, ſondern mit Ironie und Sarcasmen, unter dem Hohngelächter der Frau Pfarrerin, der Magd und Kinder, nicht wie eine todte Anna Catharina Lerchin, ſondern recht ſo wie eine lebendige Maria Magdalena Sperlingin, die ſich etwa zur Unzeit in die Studierſtube vertirret hätte, — aus dem Hauſe gewieſen. Die Geſchichte iſt von 1719. H. M. Laitenberger, Paſtor loci, hat ſie aufgezeichnet; deſſen Wittbe und beyde Hrn. Söhne erzählen ſie eben ſo; die Acta ſcholaſtica führen ſie als eine wahre Geſpenſterhiſtorie an, und — unſer Hr. Paſtor, den doch Niemand in der Hartgläubigkeit übertrifft, glaubt ſie. Was der Leſer thun wird, wiſſen wir nicht; und wollen in einer ſo ſchweren und wichtigen Sache ihm durch unſer Urtheil nicht vorgreifen.

Pi.

Die Hoffnung baldiger beſſerer und frölicherer Menſchen unter dem Monde. Ein Leſebuch. Hamburg, 1777. bey Bohn. 11 Bog. kl. 8.

Das ſaubere Anſehen des Büchelchens machte den Recenſenten lüſtern; aber wie wurmſtichig war die Frucht, als er ſie anſchnitt! In dem erſten Abſchnitt zeigt er die Kreuz und die Quere allerhand witziges und empfindſames über den gegenwärtigen Zuſtand der Menſchen geſchwätzt, in

den

den beyden andern wird die baldige Hoffnung besserer Zeiten bewiesen. Denn man fängt an die Schulanstalten zu verbessern, desgleichen den Canzelvortrag; die Lehrer auf den Akademieen suchen weit mehr als vormals, die wichtige studierende Jugend zu gelehrten, rechtschaffenen, schönen und frölichen Seelen, die nützlichsten Weltbürger aus ihr zu machen; die Akademieen der Wissenschaften befördern die Gelehrsamkeit, und die Journale erleichtern die Erlangung der Kenntnisse; man wird tolerant; die lieben Regenten sinnen stark darauf, wie sie ihr geliebtes Volk glücklicher machen mögen, und hören sie, daß ein talent- und gabenvoller Mann in der Dunkelheit, in einem zu kleinen Kreise für seine Einsichten und Wärme wohne, so ziehen sie ihn hervor und belohnen ihn; sie sorgen für die Verbesserung der Landwirthschaft und sinnen recht darauf, wie sie einen recht nützlichen, nicht theuren Kalender einführen mögen; die studierenden Jünglinge neigen sich zu dem anständigsten Fleiße und feinern Sitten, und studieren nicht ums Brod; die Aerzte suchen die Gesunde ohne Arzneyen zu präserviren; man hat so schmucke, aufheiternde und erbauende Schriften, welches alles zusammengenommen die Hoffnung besserer Zeiten beleben muß, zumal die lieben Gutsherren es nun auch fühlen, daß die Gutsleute Menschen sind. Nur Schade, daß, nach des V. Weissagung, die Erde erst ein lustiger Garten seyn wird, wenn unsere Kindeskinder Väter und Mütter sind.

Die ganze Schrift ist in einem sehr seltsamen Tone geschrieben. Gewaltig süß thut der V. Alles ist ihm was liebes. Liebe Menschen, liebe Schulmeister, der liebe Hirschfeld, der liebe Spalding, sogar liebe Recensenten. Oder auch was schmuckes, als schmucke Lesebücher, schmucke Prediger, schmucke Kenntnisse. Die Schlußformel bey Anreden, ist, Bitte! Bitte! Seine Einfälle kreuzen sich auf das sonderbarste, und sind manchmal possierlich. Den Predigern ruft er einmal zu, sie sollen zuweilen eine kleine Sammlung ihrer Reden drucken lassen, damit Hof und Welt sehe, daß es allenthalben gute und liebe und weise Redner gebe. Ueber die fünfte Facultät, die ökonomische, freuet er sich auch sehr. „Denn was nützet nicht ein Lehrer der Oekonomie? „Sie ist auf dem Lande ein so edler und nützlicher Zeitvertreib.“ Ein andermal sagt er, „nun werden die Schriften so verständ„lich — so kurz und körnicht: schleppen so nicht mehr.“ Die Beschreibung der künftigen Schuleinrichtungen ist auch nicht

von gemeinem Schlage. Der liebe Schulhalter ſoll mit ſeinen frölichen Kindern ins Freye hinhüpfen, mit ihnen Ball ſpielen, oder doch zuſehen, ſie in den ökonomiſchen, zur Schule gehörigen Garten führen. Das Künftige und Gegenwärtige vermiſcht unſer V. oft, ſo daß man nicht weiß, wovon er redet, bisweilen ihn auch für einen Satyriker anſehen ſollte. Am beſten haben uns die Careſſen gefallen, die er den Recenſenten macht. „Wir ſind euch, lieben Recenſenten, herzlich „gut. Wir werden euch immer lieber gewinnen, jemehr ihr „für nützliche Wahrheit, Tugend und gute Sitten emſig ſeyd. „— Richtet, aber ſehet zu, daß ihr recht richtet, und nicht „eine Vereinigung hindert, wodurch eine mißliche Spaltung „auflodern könnte. (Lodern und Spaltung!) Verliebt euch „nie zuviel in etwas das alt iſt! vielleicht haben die, die refor„miren wollen, das beſte Alterthum, und den Weiſeſten und die „beſte Vernunft auf ihrer Seite. Denket demnach! Bitte.. i^e Das iſt doch noch ein Schriftſteller, der Höflichkeit beſitzt. Zur Dankbarkeit wollen wir ihm den wohlmeynenden Rath geben, dergleichen Anwandlungen zum Schreiben, wie ihm bey dem Leſen der Antoinette, oder des Mährchens aus der andern Welt angekommen ſind, für Eingebungen ſeines böſen Genius zu halten. Bitte, Bitte!

Mémorial d'un Mondain, nouvelle édition, revue, corrigée et augmentée, à Londres 1776. T. I. 206 pag. T. II. 226 pag. gr. 8.

Der erſte Theil enthält die ſchon von uns angezeigten Reiſebemerkungen; der zweyte einige Aufſätze und Fragmente von Briefen. In dem erſten ſind ſchon manche ſeltſame Einfälle, wiewohl man doch wegen der übrigen Nachrichten das Memorial mit einiger Unterhaltung lieſet. Aber mit dem zweyten iſt es nicht auszuhalten. Ein buntes Gemiſche von ſonderbaren Gedanken, in einer eben ſo ſonderbaren myſtiſchen Sprache vorgetragen. Des Verf. Einbildungskraft iſt im höchſten Grade reizbar, und für alle Grillen und Curioſitäten, die er mit der größten Hitze aufjagt, gleich empfänglich. Sein Charakter iſt ein wahres Cabinetſtück. Wir wüßten keinen mit ihm zu vergleichen, als einen gewiſſen Pegelius, von dem wir uns ein ganz ähnliches Buch wie dieſes erinnern, geſehen zu haben. Er führt ihn auch an, und nennt ihn Au-

teur

teur enthousiaste, mais éclairé. Das letzte ist er wohl nur, wie eine dunkle Nacht beym Wetterleuchten. So ist unser V. auch. Immer will er neue Aussichten, neue Entdeckungen zeigen; aber auch wie der Blitz verschwindet das gehoffte Licht, und man ist noch mehr im Dunkeln als vorher. Je wunderbarer, je besser, müßte sein Symbolum seyn.

Ne.

Menschenfreuden. Aus meinem Garten vor Z. Frankf. 1778. 1 Alph. ½ Bog. 8.

Wenn wir dem Buche den Titel zu geben hätten, so müßte es heißen: Theologisches, moralisches, physisches und metaphysisches Gewäsche, von der Feder eines jungen empfindungsvollen menschenliebenden Kraftgenies, vollkommen nach dem Gepräge, das allen vernünftigen Menschen innerhalb der zehn Jahre von 1770 bis 1780. zur Last und zum Eckel war.

Hier ist die Vorrede: „Schau Leser! Hier Freuden und „Wonnen! Wonnen für dich und für mich, und für alle „unsere Brüder im Sterbthal! Ich bald nicht mehr Jüngling, „schrieb sie — noch aber Jüngling voll Leben und Muth; „voll Flamme für Menschengeschlecht, Tugend und „Gott. Da waren ihrer freylich tausendmal tausend; aber „mein Auge mocht sie nicht alle umfassen. Sonnenstrahl „in der Mittagsstunde, starker brennender Sonnenstrahl, „blendete mich. Ich griff zu — kanns selbst nicht sagen, wo „ich hin griff, und griff nur eine Handvoll. Als ich sie her„nach betrachtete, siehe, da sagte mir mein Herz allgewal„tig: Danks Gott! Danks tausendmal Gott! Du ge„nießest viel davon. — Blick auf mich her, Freund, „wenn du mich kennst, und kennst du mich nicht, so denke „dir einen Menschen, der — mit dem Frölichen sich freut, und mit dem Weinenden weint, blicke mir stark ins „Auge — ich wünsche dir sie alle. Besitze sie! Behalt sie „ungestört, ungetrübt! Ich wünsche dir sie alle! Genieße „sie alle! Besitze, behalt, genieße ihrer noch tausendmal mehr! „Ha! ists schon im Sterbethale so schön, wie wirds seyn „aufs Lebens glorienvoller Höh! — Mag doch schreiben Men„schenekend, wer will! — zerstaucht ihm die Feder!“

Nun,

Nun, so ist denn das ganze Buch, ein ganzes Alphabet hindurch, und meistens noch viel überschwenglicher. Vieles verstehen wir gar nicht; und weil wir nicht in die Zunft der überschwenglichen Kraft- und Liebebrüder initiirt sind: so können wir bey dem lieblichen, Wortgeklingel, bey dem sich nichts denken läßt, auch nichts fühlen, und das alles ist also für uns ganz verlohren. — Es muß in Wahrheit sehr leicht seyn, ein solches Buch zusammenzu schmieren; jeden Gedanken, der euch über irgend einen Umstand in der Welt in den Kopf kommt, so ohne Ordnung und Zusammenhang dahin geworfen; und wäre es der trivialste Gedanke, gebt ihm nur ein wenig Ueberschwenglichkeit im Ausdruck, und ein Paar!! dahinter, so ists fertig. Uns dünkt, die Schriftsteller, wie dieser, sind die wahren Kleinigkeitsgeister, die, wenn sie eine andere Richtung bekommen hätten, stundenlang von ein paar hübschen Schnallen, einem geschmackvollen Knopfe, und einem wohlgewählten Haarbeutel sprechen könnten.

Man würde überhaupt sehr irren, wenn man daraus, daß wir unsere Unzufriedenheit mit irgend einem Buche zu erkennen geben, schlleßen wollte: an einem solchen sey kein gutes Haar; es kann demohngeachtet immer manches Gute enthalten. So auch hier; wir wollen dem Verf. dieser Menschenfreuden keinesweges absprechen, daß er hin und wieder gute Gedanken habe. Aber dieses dünkt uns gleichwohl zu wenig; und für den Preis, das einzelne Gute in einem solchen Ganzen zu suchen, wollten wir lieber alles entbehren.

Henrich Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte. Berlin, bey Decker. 1777. 10½ Bog. in 8.

Aus dem sehr feinen äußern Ansehen dieses Buchs, dem schönen Drucke, und dem artigen Kupfer von Chodowiecky, die es nicht verdient, hätten wir doch etwas mehr von demselben erwartet; aber wir fanden uns ziemlich betrogen. Es enthält eine langweilige Erzählung von den kleinsten uninteressantesten innern häuslichen Begebenheiten einer ehrwürdig seynsollenden Baurenfamilie. Wir wollen wohl glauben, daß dem Vers. viele Stellen sehr rührend gewesen sind, indem er sie schrieb; aber wir zweifeln höchlich, daß ihm irgend jemand wird nachempfinden können: und zwar nicht

allein

allein deswegen, weil durch die Umständlichkeit und den langweiligen Vortrag, alles, was sonst Wirkung thun könnte, zu sehr gewässert wird; sondern hauptsächlich, weil wirklich alles darinn äußerst unnatürlich ist. Der Verf. läßt seine Bauern nicht empfinden, handeln und sich ausdrücken, wie Bauern thun würden, die noch so moralisch vortrefflich wären; sondern wie einer nur thun könnte, der wenigstens hundert Bücher gelesen haben müßte, die wir namast machen wollten, und der doch auch mit zu diesen Büchern so viel hinzu hätte bringen müssen, daß er sie verstände. Welche Betrachtungen über die Natur, welche moralische, theologische und weltkluge Reden läßt er seine Leute halten! alles unerträglich unnatürlich. Wilhelm Stilling ist ein empfindelnder Pedant, und dabey Schneider und Schulmeister. — Das läßt fast als obs Satyre seyn sollte, aber nein! er heirathet eines Predigers artige Tochter, ob er selbst gleich einen höchst elenden Körper hat. Da sie stirbt, liegt er immer auf ihrem Grabe, und hat sich wie der empfindsamste Narr. Sein Sohn Henrich Stilling ist ein naseweiser Bube, der dem Pastor zu frey und zu klug antwortet, der Latein lernen soll, und den der Pastor S. 139 und 140. langweilig genug über die Verba anomala examinirt, welches Examen hier *in extenso* zu lesen steht. Der alte Eberhardt Stilling ist noch so der beste Charakter, ob gleich auch durchgehends der Fehler auf ihn fällt, daß er spricht und empfindet, wie kein Bauer empfinden kann. Und nun mag denn ein jeder selbst urtheilen, ob die Geschichte, wie auf dem Titel steht, wahr seyn mag. Es kann weise Menschen geben unter den Landleuten, Männer, die Genie genug hatten, um durch Erfahrung einige Bildung zu bekommen: es giebt deren unstreitig; aber solche Verfeinerungen in den Empfindungen und im Ausdrucke muß kein Maler der Natur einem Bauer zueignen. Was geht es auch einen Romanleser an, ob sich der Vater Stilling und hernach auch der Sohn S. 20. den Bart putzen, und was Mutter Stilling jedesmal zu Tische bringe, süße Milchsuppe, Kartoffeln oder Kohl; eben so was sie anziehe — und dann die langweiligen Gespräche! Gn.

Der Philanthrop, eine periodische Schrift, verfaßt von Georg Eisen. — Erstes Stück. Mietau, bey Hinz. 1777. 6 Bogen 8.

Wohl

Wohl dem Manne, der wie unser Verf. mit offener Freymüthigkeit auftritt, und Wahrheit predigt! Jeder ächte Menschenfreund wird ihn für seine patriotischen Gesinnungen segnen; aber auch zugleich die Achsel zucken, daß Wahrheiten von der Art größtentheils Tauben gepredigt werden, und daß die Befolgung derselben einem folgsamern Zeitpunkt, als dem unsrigen, vorbehalten werden muß. Selbst unser Verf. scheint es gefühlt und erfahren zu haben, daß man seine Gesinnungen nicht so geschätzt, wie sie nach seinem innern Bewußtseyn hätten geschätzt werden können. Wehe dem Manne, sagt er in der Vorrede, es sey wo es wolle, in der ganzen Welt, der da was gutes und insonderheit was großes thun will: denn er ist für alle, die dasselbe nicht thun, ein Verweis: eben damit ist der Krieg wider sie alle erklärt, und jeder spannt seinen Bogen nach seiner Art. — Die Absicht des Verf. in dieser periodischen Schrift ist: Das Fehlerhafte in den Grundverfassungen der Staaten zu zeigen und zu verbessern; er untersucht zu dem Ende den Hauptplan einer wahren und falschen Staatswirthschaft. Unter allen unächten Grundverfassungen der falschen Staatswirthschaft kämpft er zuerst gegen die Leibeigenschaft. Sehr wahr und vortrefflich, was der Verf. davon sagt; ohne Freyheit und Eigenthum ist kein Trieb zur Melioration; die Ackerverbesserung des Leibeigenen reicht nicht weiter, als die Politik seines Vorgesetzten; ohne Freyheit ist kein Trieb zu Künsten und Wissenschaften, keine Verfeinerung der Sitten: und Religion und Bevölkerung, leiden — Alles sehr wahr! Aber wie lange, und von wie vielen ist dies alles nicht schon gesagt? Man müßte die ganze innere Verfassung verschiedener Länder umändern, wenn man allenthalben seinen Zweck erreichen wollte; und wer will endlich wohl gern dafür, daß er was gutes zu stiften glaubt, ein ganzes Heer von Feinden sich auf den Hals laden? — Nun folgen noch vier einzelne Abhandlungen; die erste enthält: Gedanken von einem allgemeinen Majorate in den adelichen Geschlechten zu Curland, Liefland, und andern Arten von gleicher Verfassung. Die Größe eines Majorats soll ein für allemal bestimmt werden, und alle sollen einander gleich seyn. Nun ist alles Majorat, und kein Gut kann mehr verschuldet, oder verkauft werden; und fällt einem vollen Majorate ein anderes durch Erbschaft zu, so behält der Erbherr beyde so

lange,

lange, bis er zween Erben hat, und wieder zwey Majorate daraus entstehen. — Dann folgt eine Tabelle von allen den Beschäftigungen, womit bey einer richtigen bürgerlichen Verfassung die Zwecke des Staats erreicht werden. — Aus dieser Tabelle, sagt der Verfasser, sieht der Majoratherr, wo seine jungen Söhne bey Freyheit und Landeigenthum das Brodt hernehmen werden. — Möchte es doch auch mancher andere Edelmann daraus sehen, der nicht Majoratherr ist! — Anweisung, ein russisches Getränk Kislischtschi genannt, zu machen, so den Durst auf eine angenehme Art löscht und erquickt, von Rocken-, Waitzen- und Buchwaitzenmehl. Den Beschluß macht endlich, ein wesentlicher und vollständiger Begriff vom Baumpfropfen.

Ir.

Vermischte Schriften. Wien, 1776. bey Kurzböck. 14 B. 8.

Elendes Gewäsche auf elendem Papier.

Vom Patriotismus der Deutschen, 2 B. 8.

Zuerst eifert der V. wider diejenigen, die unter dem Vorwande, die Deutschen zum Patriotismus zu erwecken, ihnen nur Nationalstolz einflößen. Den Unterschied beyder setzt er ganz richtig auseinander. Diese Gedanken sind eigentlich der Eingang zu einer Anpreisung des Basedowischen Philanthropins, und einer Ermunterung, es werkthätig zu unterstützen. Die Schrift ist noch im März 1776. geschrieben.

Pz.

Frankfurtisches Wochenblatt, für das Jahr 1777.

Wir haben hier dreyzehn Stücke dieses Wochenblatts vor uns, das in Frankfurt an der Oder herauskommt; aber wir finden wenig recht unterhaltendes. Man könnte durch diese Blätter viel gemeinnützigere Dinge, besonders unter dem großen Haufen ausbreiten, als gemeiniglich geschieht und auch hier geschehen ist.

Ob.

Nach-

Nachrichten.

Der Agathokrator des Hrn. Baſedow iſt 1777. in einer franzöſiſchen, mit Anmerkungen verſehenen, und (wie gewöhnlich,) freyen Ueberſetzung erſchienen. Der Titel iſt folgender: *De l'inſtruction des Princes, deſtinés au trône*, traduit de l'Allemand de Mr. *Baſedow*, par Mr. le Chevalier de B . . .

* * *

Auch iſt unter dem Titel: *Hiſtoire d'un jeune Grec*, conte moral traduit de l'Allemand de Mr. *Wieland*. Deux parties; par l'auteur de la traduction des *inſtructions d'un pére à ſes filles. à Leyde et à Paris* 1778. eine (nicht ſehr wohlgerathenene) Ueberſetzung des Agathon herausgekommen.

* * *

Eine unter der Aufſicht der philanthropiſchen Geſellſchaft zu Straßburg verfertigte franzöſiſche Ueberſetzung des Rochowſchen Kinderfreundes wird die Preſſe daſelbſt eheſtens verlaſſen. Der zweyte Theil dieſes nützlichen Büchleins iſt nun auch fertig.

* * *

Die von dem ſel. Prof. Stöber in Straßburg verſprochene neue Ausgabe des Aulus Gellius, wird von dem Hrn. Adj. und Bibliothecar Oberlin daſelbſt beſorgt werden, dem Jener einige Tage vor ſeinem Tode alle ſeine dazu gemachte Sammlungen behändigen laſſen.

* * *

Die von Caſſel aus verſprochene periodiſche Nachricht: Tableau de la littérature allemande à l'uſage des étrangers kommt, unvorgeſehener Hinderniſſe wegen, nicht zu Stande.

* * *

Auch iſt das Hildesheimer litter. Intell. u. Corresp. Blatt am Schluſſe ſeines erſten Lebensjahres verſchieden; an ſeiner Stelle aber eine pädagogiſche Zeitung aufgelebt.

Beförderungen.

An des verſtorbenen Hrn. Profeſſors Thalemann Stelle iſt der bisherige Stiftsſuperintendent zu Zeitz, Hr. D. Fr. Emanuel Schwarz, zum ordentl. Prof. der Theologie auf der Univerſität zu Leipzig ernannt worden.

Ebendaſelbſt hat Hr. Morus, ordentl. Prof. der Philoſophie eine außerordentliche Lehrſtelle in der theologiſchen Fakultät erhalten.

Hr. Regierungsrath und Profeſſor von Riegger zu Freyburg, iſt neulich als wirklicher Gubernialrath bey dem Kayſerl. Königl. Landesgubernium nach Prag, und als öffentl. Lehrer des allgemeinen und beſondern Staatsrechts bey dortiger Univerſität berufen worden.

Herr Abt von Felbiger hat eine Probſtey in Ungarn, und die Stelle eines Generaldirektors des ſämmtlichen deutſchen Schulweſens in den Oeſtereichiſchen Erbländern erhalten.

Hr. Prof. Henke in Helmſtädt iſt vor kurzem auch zum außerordentlichen Prof. der Theologie, mit Erhöhung ſeines Gehalts, ernannt worden, um Kirchengeſchichte und Polemik vorzutragen.

Hr. Hofrath und Leibarzt Socin zu Hanau, hat ſeine Entlaſſung begehrt und erhalten, und geht in ſein Vaterland die Schweiz, zurück. Seine Stelle hat der Naſſau-Oraniſche Badarzt zu Ems, Hr. D. Kämpf, erhalten.

Hr. Prof. Wenk in Darmſtadt iſt wirklicher Conſiſtorialrath daſelbſt, mit einer Erhöhung ſeines Gehalts, geworden.

Todesfälle.

1778.

Am 23ſten Januar ſtarb in Stettin Hr. Konſiſtorialrath Jakob Schimmelmann, Bruder des Königl. Däniſchen Barons und Schatzmeiſters von Schimmelmann. Er hat durch ſeine ſeltſame Behandlung der Isländiſchen Edda Aufſehen in der gelehrten Republik erregt.

Am 1ſten Februar ſtarb in Weimar der Herzogl. Sächſiſche Bibliothekar, Hr. Joh. Chr. Bartholomäi, im 70 Jahre ſeines Alters.

Am 9ten Februar ist Hr. D **Karl Friedrich Pauli**, ordentl. Prof. der Geschichte zu Halle, im 55sten Jahre seines Alters mit Tode abgegangen.

Am 9ten März starb Hr. **Johann Konrad Rücker**, Doktor und erster Professor der Rechtsgelehrsamkeit auf der Universität zu Leyden, im 76sten Jahre seines Alters. Er war von Windsheim in Franken gebürtig.

Am 10ten März starb Hr. D. **Christian Wilhelm Thalemann**, ordentl. Professor der Theologie und Prediger an der Nicolaikirche zu Leipzig, im 51 Jahre seines Alters.

Am 19ten März starb Herr **Matthias Oesterreich**, Königl. Preuss. Gallerieinspektor zu Potsdam, im 62sten Jahre seines Alters. Er hat sich durch verschiedene Beschreibungen der Königl. Gemäldesammlungen, und durch andere Kunstschriften bekannt gemacht.

Am 29sten März starb in Halle Hr. **Johann Friedrich Gruner**, Doktor der Theologie, in seinem 55sten Jahre.

Am 31sten März starb zu Utrecht Hr. **Johann Friedrich Reiz**, Doktor der Philosophie und Arzneywissenschaft, Professor der Geschichte und Beredsamkeit, in seinem 83sten Jahre. Er war ein Deutscher, aus Braunfels in der Wetterau.

Am 7ten April verschied Hr. **Joh. Ehrenfr. Böhme**, Oekonomiedirektor auf den Gütern des Hrn von Münchhausen zu Herrngosserstädt in Thüringen, im 54sten Jahre seines Alters. Seine diplomatischen Schriften sind auch in dieser Bibliothek mit dem verdienten Lobe belegt worden.

Am 17ten April starb in Erlangen Hr. **Joh. Rudolph Kiesling**, Doktor und ordentl. Professor der Theologie bey dortiger Universität, wie auch Pfarrer bey der Altstädtischen Gemeine, im 72sten Jahre seines Alters.

Am 23sten April starb zu Osnabrück Hr. M. **Johann Franz Wagner**, Rektor und Prof. des evangelischen lutherischen Gymnasiums daselbst. Er ward zu Ulm 1733 gebohren, und hat sich durch ziemlich gut gerathene deutsche Uebersetzungen der Werke Jul. Cäsars, Curtius, Sallusts, Suetons und Livius hervorgethan.

Am 1sten May starb hier in Berlin Hr. **Johann Fr. Zückert**, Doktor der Arzneywissenschaft und Praktikus, im 41sten Jahre seines thätigen und rühmlichen Lebens.

Am

Am 9ten May starb in Straßburg der bekannte Philologe, Hr. Elias Stöber, außerordentl. Prof. der Theologie und Freyprediger daselbst, in seinem 59sten Jahre.

Ebendaselbst ist einige Monate vorher der ordentl. Prof. der morgenländischen Sprachen, Hr. Joh. Fr. Schever, mit Tode abgegangen, alt 76 Jahre.

Am 19ten May starb in Wittenberg Hr. Chr. Friedrich Schmid, Doktor der Theologie und zweyter ordentlicher Professor derselben auf daſiger Universität, im 32sten Jahre seines Alters.

Am 27sten May starb hier in Berlin Hr. Christian Tobias Damm, Rektor emeritus des Kölnischen Gymnasiums, im 80sten Jahre seines Alters. Seine philologischen Schriften und seine Uebersetzung des neuen Testaments sind bekannt genug.

Am 9ten Junius starb in Hamburg Hr. D. Joh. Wunderlich, Prof. der Moral an dem dortigem Gymnasium, im 61sten Jahre seines Alters. Er hat sich durch einige Schriften um die elegante Jurisprudenz verdient gemacht.

Am 16ten Junius starb in Wien Hr. Friedrich Wilhelm von Taube, Kayserl. Königl. wirklicher Niederösterreichischer Regierungsrath, in seinem 54sten Jahre. Wem sind wohl seine statistischen Schriften unbekannt?

Im Julius hat Deutschland einen seiner größten Zergliederer in der Person des Hrn. J. J. Huber's, Professors der Anat. und prakt. Chirurgie am Carolino zu Cassel verloren, der daselbst im 71sten Jahre seines Alters gestorben, und so seinem Landsmanne und ehemaligen Amtsgenossen, dem sel. Hrn. von Haller, bald nachgefolgt ist. S. Pütters gel. Geschichte von Göttingen, p. 96. 97.

Druckfehler.

In des XXXIV. B. II. St.

S. 588. Z. 23. für seinen l. seinem. Z. 30. für Yeres l. Years. Z. 31. für *Fameaux* l. Fourneaux, für Aventure l. Adventure. Z. 32. für *ad Vieus* l. and Views. S. 590. Z. 15. und 23. für Lanna l. Tanna. Z. 35. für Cahuarine l. Casuarine. Z. 36. für dem Marchesab l. den Marchesas. Z. 37. für Stachelrachen l. Stachelrochen. S. 591. Z. 6. für Tunomanga l. Tromanga. Z. 18. für Aufsehens l. Aussehens. Z. 32. für Teouken l. Teukea. Z. 34. für Aweroyo l. Arreoys. Z. 38. für Hämden l. Hän-